This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

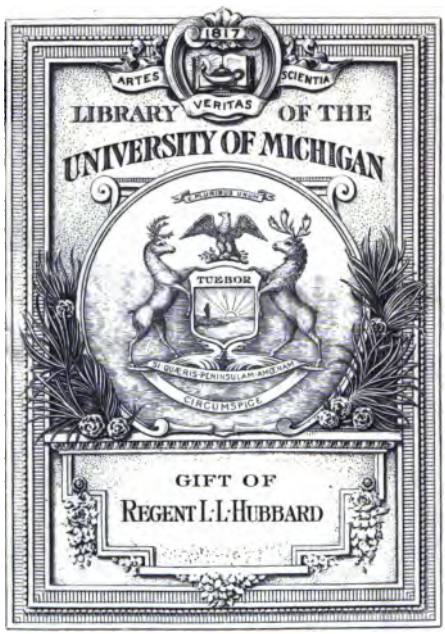
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

a 212 9


1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE
GIFT OF
REGENT I. L. HUBBARD

ARTES
LIBRARY
UNIVERSI
REGENT

Europa und Deutſchland

von Nordamerika aus betrachtet,

oder:

Die Europäiſche Entwickelung im 19ten Jahrhundert
in Bezug auf die Lage der Deutſchen,

nach einer Prüfung im innern Nordamerika,

von

Gottfried Duden.

Zweiter Band.

Bonn, 1835.
In Commiſſion bei Eduard Weber.

Europa und Deutſchland

von Nordamerika aus betrachtet,

oder:

Die Europäiſche Entwickelung im 19ten Jahrhundert
in Bezug auf die Lage der Deutſchen,

nach einer Prüfung im innern Nordamerika,

von

Gottfried Duden.

Zweiter Band.

Bonn, 1835.
In Commiſſion bei Eduard Weber.

(durch eine nähere Erwägung der Auszüge 13 und 26) verschwunden seyn, so wolle man gleich nach diesem Vorworte die ersten Seiten der Schlußrede (Seite 356 u. folgende) durchgehen. Wer aber auch dann noch keinen Zusammenhang ahnet, der möchte besser thun, sein Nachdenken über meine Schriften einzustellen. Man verwechsele selbige Bedingung jedoch nicht mit der, mir sofort in allen Einzelnheiten beizustimmen. Wiewohl ich den Wunsch, das gesammte Gebäude in die Köpfe meiner Mitmenschen zu fördern, so aufrichtig hege, als einst Montesquieu bei seinem „Esprit des loix", so lasse ich dennoch sein Gebot „entweder nichts oder das Ganze anzunehmen", gerne weg; weil ich es (der Zusammenhang mag wirklich da seyn oder nicht) für einen Zwang halte, den jeder Leser, der einmahl nicht an den Zusammenhang glaubt, verspottet.

Uebrigens bin ich, der gewöhnlichen Weise der Schriftsteller entgegen, ziemlich geneigt, auf jegliche Nachsicht für meine Irrthümer zu verzichten, keinesweges als ob ich mich für infallibel halte, sondern allein deswegen, um desto mehr Aufmerksamkeit auf die Irrthümer Anderer verlangen zu dürfen, überall wo sie den von mir neu entdeckten oder neu begründeten Wahrheiten widerstreiten. Ich beklage es herzlich, daß ich nicht stark genug auf diese Wahrheiten hinweisen kann, ohne der Prahlsucht verdächtig zu werden; wenn auch schon

der bloße 53. Auszug, worin unsere heillose Verwirrung über den Maaßstab des National-Vermögens enthüllt worden, mich vor einem solchen Verdachte schützen und dem Befangensten offenbaren sollte, wie wenig mein Argumentiren mit unpractischem Schulstreite gemein hat. Die zu meiner Aufgabe nöthige Menschenkenntniß müßte mir durchaus abgehen, um nichts als Beifall zu erwarten. Doch erlaube ich mir einer Art Tadel, den ich mir freilich zum Lobe zu rechnen hätte, durch folgende Bemerkung vorzubeugen.

Dem einen oder dem andern Leser könnte gerade Das, was ich über die wichtigsten Gegenstände (besonders Das, was ich über unsere Geschichte) gesagt habe, so natürlich vorkommen, als ob es sich von selbst verstehe, und es ihm also bereits früher bekannt gewesen sey. In dieser Täuschung würden ihn dann sicher die wirklich bekannten Einzelnheiten meiner Constructionen noch bestärken. Es ist zwar nicht zu besorgen, daß Schriftstellern über Politik und Geschichte so etwas begegne. Allein mein Buch ist für ein größeres Publicum bestimmt, und deshalb achte ich es nicht überflüssig, vor einem Fehler zu warnen, den auch Alle mehr oder weniger spüren, die sich zuerst mit mathematischen Constructionen befassen. Wie die Mathematiker nämlich zu ihren Constructionen hin und wieder sehr bekannte Wahrheiten gebrauchen, so bedurfte ich

deren zu den meinigen. Allein der flüchtigste Blick in andere Werke über die Rubriken dieses Buches wird überzeugen, daß, was auch von den Materialien meines Gebäudes bekannt war, das Gebäude selbst, sammt seinen Haupttheilen, ganz neu ist.

Der Verfasser.

Zur

Inhalts-Uebersicht des zweiten Bandes.

Vorwort.

Zwei und vierzigster Auszug. (Seite 1—7.)

Ueber die Wirkung der Auswanderung auf den Bodenwerth in Europa. Unnatürliches Verhältniß des Bodenwerthes zur menschlichen Arbeit. Gedankenlosigkeit der Politiker dabei. Französische Colonisations-Experimente. Druck jenes Verhältnisses auf alle Classen in Deutschland. Verblendung dagegen, so wie gegen die tieferen Ursachen der Armuth und Noth überhaupt.

Drei und vierzigster Auszug. (Seite 8—19.)

Die Aemter-Jagd in Nordamerika. Auch viele Nordamerikaner fordern ihren Unterhalt lieber vom Staate als von der Natur; weil das sog. höhere Leben in Nordamerika so ist wie in Europa. Warnung vor übertriebenen Hoffnungen von der juristischen Weisheit der neuern Völker, mit Belegen aus dem Rechts-Zustande in den Rheinprovinzen.

Vier und vierzigster Auszug. (Seite 19—51.)

Ueber die Ursachen der menschlichen Zwietracht und die politischen Partheien in Europa und Amerika. Die Föderalisten und Antiföderalisten und ihr Rollenwechsel. Wie die politischen Institute der Amerikaner die Ungleichheit im Vermögen behandeln; wie sie die Ungleichheit im Alter behandeln. Warum das höhere Alter unter den neuern Völkern überhaupt wenig Einfluß habe.

Fünf und vierzigster Auszug. (Seite 51—61.)

Die wahre Basis der Auswanderungsvereine. Völliges Verkennen der Impulse zur Auswanderung. Ueber die neue Volksnoth in den höhern Ständen.

Sechs und vierzigster Auszug. (Seite 61—66.)

Ueber das eheliche Verhältniß des Mannes zur Frau in den Völkern der neuen Cultur. Bevorstehende Aenderung des Sinnens und Trachtens der sog. cultivirten Köpfe.

Sieben und vierzigster Auszug. (Seite 66—83.)

Verkehrte Meinungen von dem Leben in Nordamerika, daß dort weniger gedacht werde als in Europa, daß sich Jedermann zu sehr mit der Gegenwart beschäftige und sich um die Vergangenheit nicht kümmere. Eigenthümliche Reize zur Geschichtsforschung in Nord-

Amerika. Wirkung des Wortes Germany auf den Ankömmling aus Deutschland. Unbekanntschaft der von Deutschen Eltern stammenden Amerikaner mit der Deutschen Sprache. Ein sonderbares Mißverständniß. Reize zum Nachdenken über den Europäischen Rang der Gewerbe und seine Abstammung von den alten Germanen. Was der Ableitung daher in Europa entgegen sey. Verkehrte Behandlung der Geschichte. Vernachlässigung der Motive und der daran fortschreitenden Entwicklung. Die Amerikanischen Gelehrten und Schulen spüren von jenen Reizen am wenigsten. Auch in Amerika ist es verdächtig Kenntnisse zu haben, ohne Richter, Rath oder Doctor zu heißen.

Acht und vierzigster Auszug. (Seite 84—87.)

Erinnerung an die Völker des Alterthumes bei dem schnellen Entstehen der Städte, Heerstraßen und Canäle ꝛc. in Nordamerika. Warum die Amerikaner in der Bestellung des Gartens der Schöpfung noch hinter den Alten zurück sind. Die Ueberschätzung der Menschenwerke und Verblendung gegen die Anerbietungen der Natur drohen Europa Katastrophen.

Neun und vierzigster Auszug. (Seite 87—90.)

Das den neuern Völkern eigene Mißtrauen gegen sich selbst. Analogien zwischen dem Leben in Nordamerika und dem alt-Germanischen.

Funfzigster Auszug. (Seite 90—92.)

Ankündigung von Reflexionen über die alten Germanen zum Zwecke der Ableitung der Gegenwart aus der Vergangenheit.

Ein und funfzigster Auszug. (S. 92—125.)

Ueber das Gemeinde- und Städteleben in der Vorzeit und jetzt. Was das frische Entstehen neuer Gemeinden in Nordamerika zur Belehrung über die Europäischen Gemeinden und ihren Ursprung leiste. Die Behandlung der heutigen Europäischen Gemeinden. Strenge Unterscheidung der Staatssachen von Gemeinde-Sachen. Wohin die Vermengung beider in dem Armenwesen geführt hat. Ueber die Lästerungen wider die Nordamerikaner.

Zwei und funfzigster Auszug. (Seite 125—173.)

Ueber den Maaßstab der menschlichen Cultur und die Bahn der menschlichen Entwicklung.

Drei und funfzigster Auszug. (Seite 173—193.)

Ueber die Wirkungen der Auswanderungen nach Nordamerika auf den materiellen Zustand von Europa.

Vier und funfzigster Auszug. (Seite 193—233.)

Unsere Entwicklungs-Geschichte, wie sie sich durch meine Reflexionen über menschliche Entwicklung überhaupt (insbeson-

dere die des 52 Auszuges) — keineswegs aber aus unsern bisherigen Lehrbüchern — ergibt. Germanisches Element.

Fünf und funfzigster Auszug.

Römisches Element.

Erster Abschnitt. (Seite 234—259.)

Das Religiöse des Römischen Elements. Das Emporsteigen der niedern Stände über die höheren ist der ächte Schlüssel zur letzten Römischen Geschichte (dessen Auffindung nichts so sehr verhinderte, als die bisherigen Reden von dem Untergange der Römischen Welt, und einem verdorbenen Chaos, die indem sie den Wahn unterhielten, es sey Alles untergegangen, was eine schärfere Beachtung verdiene, die Blicke gegen das sich gleichzeitig erhebende Neue verfinsterten). Damit mußte das religiöse Leben in dem Maaße zunehmen als das politische sank; und mit der Losreißung des erstern von dem letztern fanden die fremden Religionen mehr und mehr Eingang, besonders aber das Christenthum. Die Trennung des Religiösen vom Weltlichen war zwar längst im Reiche aber nicht in Italien. Den Römern war die ihnen angedichtete Toleranz so fremd als unsere Intoleranz. Was jene Trennung in Italien vorbereitete. Ob sie zum Wesen des Christenthumes gehöre.

Zweiter Abschnitt. (Seite 260—264.)

Einleitung zur allgemeinen Zeichnung des Römischen Lebens.

Dritter Abschnitt. (Seite 264—274.)

Der Zustand der großen Masse der Römer. Wie sehr die gewöhnlichen Klagen über den Untergang Roms und der alten Cultur der wahren Erkenntniß, was denn eigentlich unterging, widerstreiten.

Vierter Abschnitt. (Seite 275—298.)

Das christliche Priesterthum. Ob und inwiefern es Römisch blieb und was in der spätern Geschichte damit zusammenhing.

Fünfter Abschnitt. (Seite 298—311.)

Ueber den intellectuellen und sittlichen Zustand der Römer, zur Kenntniß der höhern Stände gehörig.

Sechs und funfzigster Auszug. (Seite 311—355.)

Ueber die Wechselwirkung und Verschmelzung beider Elemente. Die neuen hierarchischen und weltlichen Potenzen verdanken ihre Entwicklung nicht dem menschlichen Verstande und seiner Consequenz, sondern der Consequenz der Zeit. — Nach dem Sturze der Cäsaren waren die Römischen Priester die einzigen Repräsentanten des Römischen Stoffes und Lebens und somit nicht bloß dessen religiöse sondern auch dessen nationelle Häupter, insofern nämlich das Römische mit dem Germanischen in Opposition blieb. In dem letztern ge-

bar ein und daſſelbe Intereſſe Anfangs den Heerbann nachher den Lehnsverband. Der wahre Urſprung unſeres Adels. Die Verwirrung unſerer Geſchichtslehrer. Wann die Hierarchie ihren höchſten Stand hatte? Verbindung des Vorigen mit der richtigen Beurtheilung der neuern Geſchichte. Recapitulation.

Schlußrede.

Die verheißene Verknüpfung der Einzelnheiten zu einem Ganzen.

Erſter Abſchnitt. (S. 356—361.)

Einleitung.

Zweiter Abſchnitt. (Seite 361—368.)

Unterſchied zwiſchen den Intereſſen der Europäer im verfloſſenen Jahrhundert und denen der Gegenwart.

a) Das allgemeine Ringen nach Klarheit.

Dritter Abſchnitt. (Seite 368—375.)

b) Die veränderte Empfänglichkeit für das Menſchliche.

c) Der veränderte Thätigkeitstrieb.

Vierter Abſchnitt. (Seite 375—401.)

Von dem Verkennen unſeres Zuſtandes und der Urſachen unſerer Bedrängniß als einer ihrer Miturſachen.

Ueber die Verläſterungen des Deutſchen Volkes, ſeiner Stände und Fürſten.

Fünfter Abſchnitt. (Seite 401—470.)

Ueber die Geſtalt, worin den Europäern und den Deutſchen insbeſondere die äußere Welt entgegentritt.

Einleitende Bemerkungen. Unterſuchung des Verhaltens der äußern Welt zu den Bedürfniſſen der Leiber: a) wie es darum ohne Benutzung der fremden Länder ſtehe; b) was von ſelbiger Benutzung (in dem bisherigen Geleiſe) zu hoffen. Ausſichten für die Induſtrie und den Handel in Bezug auf beide Fragen. Hoffnungen von der Bodencultur (in der Heimath). Verhältniß der Anſprüche des Geiſtes zu einer ſolchen äußern Lage. Alle bisherigen Cur-Vorſchläge ſcheitern. Die Anweiſung auf die beſſere Benutzung des Bodens in der Fremde ſpricht ſich von ſelbſt aus. Die Erkenntniß davon iſt das Endziel dieſes Werkes und die Hindeutung auf Nordamerika ihr durchaus untergeordnet. — Noch Einiges über Nordamerika. S. 443—470. Neue Aufforderung zu patriotiſchen Vereinen zur Unterſtützung der Coloniſten. Ueber die jüngſten Abmahnungen von allen Vereinen in der Auswanderungsſache. Bericht des Prinzen Carl von Würtemberg über die Miſſiſippi-Länder und deſſen Verhalten zu den Angriffen auf meinen Reiſebericht.

Zwei und vierzigster Auszug.

Da ich vorerst noch nicht an die Rückkehr nach Amerika denken darf, so möchte ich mir den Anfenthalt in meiner Heimath durch den Ankauf eines Landgutes erträglicher machen. Indeß eile ich nicht sehr damit. Ich bin in Amerika verwöhnt worden, und fürchte die Schattenseite des Europäischen Landlebens. Auch ist nicht ganz ohne Einfluß eine Meinung, die Manchem grillenhaft vorkommt; nämlich daß die Auswanderungen den Bodenwerth sehr verringern werden und zwar schon bevor sie den jährlichen Zuwachs der Bevölkerung übertreffen *). Dieß mag am Niederrheine später geschehen, als im nördlichen Deutschland, wo die Meeresküsten zum Aufbruche reizen, und auch später als am Oberrheine, wo die Erregbarkeit der Menschen dem Colonisationsdrange eher nachgeben muß. Allein lange kann es nirgend ausbleiben. Die höhere Entwicklung wird zwar mehr und mehr von andern Erwerben ab zur Agricultur lenken, aber ohne der Wirkung der Auswanderungen die Schale zu halten. Oder läßt sich an ein Steigen der Cultur glauben, und zugleich an eine fortdaurende Unempfänglichkeit für alle Anerbietungen des Himmels, die eine drei- bis vierwöchige Reise über den Ocean fordern? Wären die schönen Striche des westlichen Continentes nur eine oder zwei Tagreisen von Deutschlands Küsten, so würde wohl kein Geschwätz von Patriotism sich ih-

*) Im Jahre 1833 sollen die gesammten Auswanderungen aus Großbritannien 103,000 Köpfe betragen haben, aber dennoch nicht den dritten Theil des jährlichen Zuwachses der Bevölkerung.

rer Benutzung widersetzen. Nun aber vermindert die Verbesserung der Schifffahrt die Entfernung für und für und der Raum in der alten Heimath wird immer enger.

Es ist wahr, in dieser Vorhersagung scheint wenig Erfreuliches für die reichen Grundbesitzer zu stecken, und der eine oder andere mag sich versucht fühlen, dem zu fluchen, der, wie ich, der Neigung zum Auswandern das Wort redet. Indeß wolle er den Trost nicht verschmähen, daß ich damit auch der Gefahr vor Explosionen begegne, die aus der furchtbaren Polarität von Armuth und Reichthum drohen. Wohin diese Polarität in Europa gediehen ist, zeigt am deutlichsten das Verhältniß der Arbeit zur absoluten Bedingung der Existenz. Niemand kann bestehen ohne einen Strich Landes, der dem Magen Speise liefert, und insofern muß zu jener Bedingung ohne Zweifel der Boden gehören. Aber der Boden liefert die Speise nicht von selbst, und in Europa gibt es ohne die mühsamsten Arbeiten des Säens und Pflanzens keine Ernten. Wie verhält sich nun diese zweite Bedingung zu der ersten? Bewahre mich Gott vor der Verirrung, das Eigenthum zu verdammen und den Zustand der Gütergemeinschaft zu wünschen, den rasende Schwärmer anpreisen. Die geistigsten Menschen haben getrennte Leiber, und so verträglich ihre Geister seyn mögen, die Körper drücken und stören sich immerdar, wo es ihnen an Raum gebricht. Die zärtlichsten Bande der Freundschaft und Liebe werden durch dergleichen Beengungen auf gefährliche Proben gestellt. Je mehr die Cultur steigt, desto mehr steigt auch das Bedürfniß der räumlichen Isolirung und damit die Ueberzeugung daß die Verachtung der Eigenthumsrechte zum Untergange alles Lebensglückes führe. Aber wie, wenn die für die Cultur und das Lebensglück bestimmten Rechte es am Ende dahin bringen, daß ein Theil des Volkes den andern durch den nackten Besitz des Bodens zwingt, diesen Boden mit seinem Schweiße zu tränken, ohne dessen Früchte berühren zu dürfen? Man verwundere sich nicht; überall wo Uebervölkerung ist, müssen die reinsten Eigenthumsrechte diesen Greuel erzeugen. Und

seyen die Ländereien noch so unbescholten erworben worden, wo die Menschenzahl zu groß ist, da gewinnt der Boden über die wohlfeile Arbeit eine Uebermacht, welche die Eigenthumslosen zur tiefsten Abhängigkeit erniedrigt. Im innern Amerika erwirbt der gewöhnlichste Taglöhner in wenigen Monaten einen Acker, der einer ganzen Familie für immer den besten Unterhalt sichert. In Deutschland hingegen kann man sich von der Jugend bis zum späten Alter zerquälen, ohne glückliche Zufälle gelangt kein Armer zu einem Striche, dessen Bestellung ihm nur das Nothdürftigste liefert. Ist es Weisheit, wenn unsere Politiker diese Wahrheit als ein bloßes Object der Unterhaltung behandeln? Wenn sich wirklich solche Extreme auf unserer Erde gegenüberstehen, wenn in einem Lande der Werth der menschlichen Arbeit von dem Bodenwerthe erdrückt wird, in einem andern dagegen der beste Boden keinen Werth hat, und die geringste Anstrengung große Strecken überwiegt, ist es dann nicht die natürlichste Aufgabe Aller, die für das Wohl der Völker sorgen wollen, eine Ausgleichung zu versuchen? Ist es Weisheit, daß die Britische Politik lieber fortfährt, die Manufacturen und Fabriken zu begünstigen, unbekümmert ob die zu einander gedrängten Leiber sofort zum Aufruhre und zur Anarchie neigen, wenn irgend eine Stockung im Handel entsteht?

Vielleicht würden meine Vorschläge bei unsern Politikern besser Eingang finden, wenn man in ihren Köpfen dem Worte „Auswandern" das Wort „Colonisiren" substituiren könnte. Doch die neuere Politik kennt ja keine Colonisationen, die nicht von der rohsten Selbstsucht des Mutterlandes beherrscht werden. Eine einzelne Familie, die durch die Kopfzahl leidet, rüstet noch wohl das eine oder das andere Glied aus sein Heil in der Fremde zu suchen, und freuet sich, bei der eignen Erleichterung, über das glückliche Gedeihen des ausgeschiedenen Mitbruders. Aber in dem Rathe für eine Gesammtheit von Familien glaubt man nicht daran, daß ein Ausweg, der die einzelnen Familien erleichtert, die Gesammtheit erleichtern könne; und daß das, was in einem Volke

Staat heißt, sich freuen solle, wenn es einem Stammgenossen der im Vaterlande dem Hungertode nahe war, außer den Staats-Grenzen besser geht, gilt in Schulen wie in Cabinetten als baarer Unsinn.

Seit Algier erobert worden, spricht man indeß von der Colonisirung Nord-Afrika's, und bald wird man noch mehr von Griechenland sprechen. Daß doch Diejenigen, die sich dafür interessiren, sich nur einiger Maaßen practisch mit den Bedingungen des Gedeihens Europäischer Colonisten befassen möchten. Sie sollten in das Innere der Vereinigten Staaten reisen und zusehen, welchen Vorschub hier die Natur und die Politik leistet, und wie sauer es dennoch den Meisten wird sich einzurichten. Freilich ist es nicht so mit den in Amerika geborenen Weißen. Aber wenn die Europäer nun einmal der freien Natur so fremd und in dem Verkehre mit ihr so unbeholfen sind, so hoffe man um so weniger, daß sie zur Colonisation von Ländern taugen, wo ihnen von allen Seiten kriegerische Horden drohen, gegen welche die Nordamerikanischen Indianer nicht gefährlicher als Wölfe erscheinen. Die Franzosen suchen Deutsche Familien nach Algier zu ziehen, weil sie selbige für gute Colonisten halten. Es ist gewiß, daß die Deutschen besser zur Colonisation taugen, als die Franzosen; wovon der Grund kein anderer ist, als warum sie besser zur Reiterei taugen. Die Franzosen sind schlechte Reuter, weil sie sich um die Pflege der Pferde nicht genug kümmern. Sie kümmern sich aber um die Pflege der Pferde nicht genug, weil sie die Viehzucht überhaupt nicht sehr lieben, und das führt zuletzt darauf hinaus, daß sie weniger an dem Familienleben hängen als die Deutschen. Was aber ein öffentliches Leben, dessen Säulen nicht im heitern Familienleben ruhen, in einem andern Welttheile vermöge, wäre eine gute Preisaufgabe für jene Weltverbesserer, die in Europa das Heil von Conventen und Prunk-Reden erwarten. Doch die Deutschen mögen besser zu Colonisationen taugen oder nicht, in Algier werden sie so wenig gedeihen als in Griechenland. Freilich lassen sich dort Europäische Gewerbstätten er-

ſchaffen, wie deren ja auch längſt in der Türkei waren. Allein zu Colonien von unabhängigen Landbauern, die keinen fremden Schutz bedürfen, die ſich ſelbſt ſchützen können, iſt vorerſt keine Hoffnung.

Es iſt ein Jammer, welchen Experimenten der Coloniſationsdrang in Europa ausgeſetzt bleibt. In Paris iſt gar eine Geſellſchaft für die Coloniſation tropiſcher Länder aufgetreten. Sie hat von der Gegend am Guazacualco in dem Gebiete von Veracrux Schilderungen verbreitet, die gegen ſechshundert Schweizer und Deutſche hinzogen. Gleich im erſten Jahre ſtarben über zwei Drittheile davon. Der Reſt zerſtreute ſich. Nur wenige kamen in die Heimath zurück, ihr das Schickſal ihrer Söhne zu berichten. Und an der Spitze dieſes Vereins ſteht der Quäſtor der Deputirten-Kammer Laisné de Ville-Evêque, dem der Landſtrich (etwa 300 Quadratſtunden) unter der Bedingung geſchenkt worden war, ihn mit Coloniſten zu bevölkern. Dieſe Coloniſten ſollten Cacao, Kaffee und Vanille pflanzen; und ein Klima, wo dergleichen Producte wachſen, hielt man für Schweizer und Deutſche paſſend!!!

Obige Aeußerungen über den Werth des Bodens und der Arbeit könnten zu der Meinung verleiten, als ob in Europa die Böden-Beſitzer im größten Ueberfluſſe lebten. In England, wo man auf der langen Straße von London nach Liverpool nur dreier Herren Eigenthum berühren ſoll, mag ſo etwas ſtatthaben; aber in Deutſchland und Frankreich ſiehts anders aus. Im Allgemeinen iſt der Boden ſo vertheilt, daß deſſen Beſitzer von ſeinem übermäßigen Werthe keinen Vortheil ziehen. Darum darf man auch ſagen, daß die Uebervölkerung einen allgemeinen Druck verurſache. Wenige ſind reich genug, von dem Uebergewichte des Bodens über die Arbeit freigebig nachlaſſen zu dürfen. Faſt jedermann hat Mühe durchzukommen, wenn auch nicht für ſich ſelbſt, doch für ſeine Angehörigen. Iſt das aber wirklich ſo, ſteckt die Wurzel des Uebels wirklich in dem verzerrten Verhältniſſe des Bodenwerthes zur Arbeit, ſo ſollte man ſich ſchämen von Cultur und Licht zu

ſchwatzen, ſo lange unſere Schulen und Staatsmänner es nicht ſehen.

Doch was helfen ſolche Reden unter Leuten, die durch Unterſtützung der Armen nur die Armuth zu vermehren glauben? In der geprieſenen Schrift des Briten Malthus über die Bevölkerung wird mit breitem Wortſchwalle empfohlen, die Kinder der Armen lieber verhungern zu laſſen, als durch deren Speiſung das Heirathen der Unvermögenden zu befördern. Es iſt ſchrecklich, auf welche Abwege die Theorien gerathen, wenn ſie ſich ſo weit von der Natur verirren, das Coloniſiren unbenutzter Länder für unpolitiſch, unpatriotiſch oder irreligiös zu halten. An die tiefere Betrachtung der Quellen der Armuth iſt dann nicht zu denken. Man glaubt Alles mit den Phraſen von moraliſcher Verderbniß und Müßiggang abzuthun. Bleibt man doch bei dem Worte „Noth" ſelbſt völlig an der Oberfläche, und unter Millionen, die es täglich gebrauchen, iſt vielleicht kein Einziger, der deſſen wahre Bedeutung kennt, d. h. mit den wichtigſten Vorſtellungen vertraut iſt, die zu ſeinem Gebiete gehören. Wenn ein hungeriger Leib nichts zu eſſen hat, ſo iſt gewißlich Noth da, und mit Recht klagt man deshalb bei einem allgemeinen Mißwachſe. Aber was nützen mir die ſchönſten Ernten, wenn ich ſie nicht anrühren darf, ohne dafür Geld zu geben, was mir fehlt, oder Arbeiten zu verrichten, die ich nicht zu verrichten vermag? Eben der Umfang dieſer Worte „Arbeiten, die ich nicht zu verrichten vermag" iſt es, worüber man zu leichtſinnig weggleitet. Cook erzählt, er habe zu Macao (einer Portugieſiſchen Beſitzung an der Küſte von China) Portugieſiſche Edelleute in ſchwarzer abgetragener Hofkleidung mit Hut und Degen gefunden, welche ſeine Briten um Almoſen angeſprochen hätten. Dieſe Menſchen waren auch in Noth. Sie wurden durch die alte Meinung, daß Arbeit ſie entehre, unthätig gehalten; was, da ſie die Meinung nicht ſelbſt in ihr Hirn gepflanzt hatten, nicht ſo lächerlich iſt, als es dem Weltumſegler ſchien. Es gibt in den höhern

Ständen Europa's Personen genug, die sich sicher lieber Körperarbeiten unterzögen als in Büreau-Diensten zu kränkeln, wenn nicht das Geschrei der Vorurtheile sie abschreckte. Wer unter einer von Vorurtheilen bewegten Menge lebt, der muß sich zu Vielerlei bequemen, was seiner eignen Ueberzeugung widerstreitet. Wo es einen Rang unter den Gewerben gibt, da hat er auch auf die Noth Einfluß. Selbst in Nordamerika geht es manchen Zöglingen der größeren Städte schwer an, mit eigenen Gliedern Landbau zu treiben; und darum fehlt es auch dort nicht an Bewerbern um bepfründete Aemter; wiewohl deren Zahl nicht wenig durch Britannische Einwanderer wächst, die nach Europäischer Weise die Versorgung eher vom Staate hoffen als von der Natur. In Europa ist keinem Manne von sogenannter Erziehung zuzumuthen, sich körperlichen Arbeiten zuzuwenden, die ihn sofort einer Klasse zugesellen, deren äußere Sitten ihn, trotz aller Demuth, auf das widrigste abstoßen. Wer dagegen durch Deklamationen schützen will, der möge zur Strafe zu einem practischen Beispiele angehalten werden, bis sich beweise, wie weit dadurch in der großen Verzerrung zu gelangen sey *).

*) Neulich haben die Saint-Simonisten ein solches Beispiel geliefert, indem Staatsbeamten (worunter ein Substitut des Generalprokurators), ausgezeichnete Professoren, Advokaten, Aerzte, Barone in ihrem haushälterischen Vereine die Dienste der Küche, die Reinigung der Wohnungen, das Holzspalten, das Aufwarten verrichteten. Allein so unserer Verschrobenheit begegnen, ist mehr als Verschrobenheit. Nur außer Europa können sich die Europäer von den Vorurtheilen wider Körperarbeiten lösen; und schon darin liegt ein Grund, warum die höchste Blüthe der Europäischen Cultur sich nicht in Europa selbst entfalten wird.

Drei und vierzigster Auszug.

Die Amerikaniſchen Zeitungen ſind jetzt voll von Klagen, daß die politiſche Zwietracht faſt allein von der Aemterjagd unterhalten werde. Darum habe auch Jackſon ſo viele Anhänger. Man hoffe von ſeiner Neigung zum Executiven energiſche Maaßregeln, worunter ein Amtsſüchtiger, der einmahl mit ſich einig geworden, daß nur ihm das Amt gebühre, eine rückſichtsloſe Abſetzung der alten Beamten verſtehe. Indeß glaube man weder, daß dieſer Charakter der Zwietracht neu ſey, noch daß er kürzlich ſtärker geworden. So lange die Republik beſteht, war die Aemterjagd in Nordamerika ſo groß wie in Europa; weil die Herrſchſucht, die Eitelkeit, ſammt dem ſchwärmeriſchen Reformationsgeiſte in dem einen Welttheile ſo ſind als in dem andern. Sogar die Begierde nach den Einkünften der Aemter war dieſelbe, weil gerade die Männer der Cultur, Beamten, Lehrer und Prieſter ſich am wenigſten darauf verſtehen, die Bedürfniſſe des Lebens unmittelbar von der Natur zu erwerben. In Europa gereicht ihnen immerhin zur Entſchuldigung, daß dort ein ſolcher Erwerb überaus ſchwer fällt; weshalb es allerdings milder beurtheilt werden muß, wenn man das, was ſeinem Zwecke nach für das Wohl des Ganzen beſtimmt iſt, bloß aus Privatrückſichten ſucht. Nur den Vorzug hat Nordamerika, daß die Zahl Derer, welche ihren Unterhalt von dem Staate und Aemtern fordern, ſich nicht ſo ſchreckbar vermehrt als in Europa. Uebrigens bleiben die Kinder der Nordamerikaniſchen Beamten eben ſo gern in dem Zuge ihrer Eltern als die Europäiſchen; woraus die Lehre zu nehmen iſt, daß inſofern man von der höhern Cultur eine Linderung des Uebels erwarten darf, es bisher in Nordamerika nicht viel günſtiger ausſah als in Europa. Auch dort ſtreben wenige Beamten, Prieſter und Lehrer dem ſtillen oder lauten Vorwurfe zu entgehen, daß ohne Pfrün-

den und Besoldungen es ihrer Weisheit wohl sauer werden würde, die Lebensbedürfnisse zu bestreiten; und auch dort schützt man sich gegen den Stachel dieser Wahrheit gerne mit dem bekannten Spruche, daß nur durch eine sogenannte Berufsscheidung die menschliche Gesellschaft überhaupt und insbesondere die Staatsverwaltung bestehen könne, selbst wo jedermann so unabhängig und leicht vom Landbau leben mag als in den Missisippi-Ländern. Ich wiederhole es, der Reiz zum Landbau ist in den Missisippi-Ländern so groß, daß Kaufleute, Aerzte und Mechaniker sich bald dazu anschicken, wenn ihre Gewerbe aufhören einträglich zu seyn. Allein weit seltner thun es die Staatsmänner, die Priester und Lehrer.

Jemehr man ins Einzelne dringt, desto besser wird man erkennen, wie gegründet meine Klagen über das sog. höhere Leben sind. Ich bekenne es frei heraus, daß just in Nordamerika, wo das Getriebe jener Menschenklasse, die Pöbel heißt, fehlt, die Gebrechen der höhern Classen um so widriger vortreten; nicht weil die höheren Classen niedriger ständen als in Europa, sondern weil das größere Uebel die Lebenskraft nicht beschäftigt und unempfänglich für das kleinere hält. Die höheren Classen sind in Nordamerika ganz so wie in Europa, bis auf die lächerliche Prahlerei mit der gestiegenen Cultur. Und wenn es besser werden soll, so müssen sich auch dort die practischen Leute mehr um das kümmern, was als zum speciellen Berufe der Culturträger gerechnet wird; wozu wieder hier wie dort zweierlei gehört, erstens, daß man sich nicht länger durch jene Prahlerei abschrecken lasse, überhaupt eine Prüfung zu versuchen, und zweitens, daß man sich in der Prüfung selbst von den jämmerlichen Blößen aller Zweige der Cultur überzeuge.

Meine Gedanken beschäftigen sich indeß mit den Europäern, und unter der Protestation, ja nicht zu glauben, als ob in Nordamerika an der Rechtspflege nichts zu tadeln sey, möchte ich hier einiges Particuläre zur Kritik der juristischen Weisheit in Europa, wovon man überall Wunder erwartet, anführen. Ich möchte es um so lieber, weil meine Ermahnung, doch

von beſſern Geſetzen nicht ſo viel zu hoffen, — da ja die Geſetze die Lebensverhältniſſe nur ſchützen, aber ſo wenig erſchaffen könnten als regeneriren, wo ſie in ſich krank ſeyen oder fehlten, — mir nicht ſelten den Verdacht erweckt hat, als ob Schwärmerei und Ueberſpannung meine Worte dictire. Beſonders glaube ich unter Richtern und Advokaten auf dieſen Verdacht zu ſtoßen, deren manche ſich ſo gerne der Einbildung überlaſſen, daß nichts nüchtern und practiſch ſey, als was ſie treiben. Kurz, ich möchte an wenigen Zeichen ſichtbar machen, daß es eben unter den Herren von der Jurisprudenz, der richterlichen wie der legislativen, zu bunt zugehe, als daß man von ihnen mehr hoffen dürfe, als wir längſt beſitzen und fühlen.

Soweit reichte mein Tagebuch, als ich deſſen Einzelnheiten zu dem Zwecke dieſes Werkes zu überarbeiten begann, und beim Ende der Arbeit war für das „ich möchte" noch nichts geſchehen. Den Auszug ganz wegzulaſſen konnte ich mich nicht entſchließen, wagte ihn aber auch, ſchon meiner generellen Polemik gegen unſern Culturzuſtand wegen, nicht unvollendet in die Welt zu ſenden. So befand ich mich in einer gewiſſen Verlegenheit, woraus ich mich durch die Einſchaltung von Bemerkungen zu retten verſucht habe, die keinesweges zu einem ſo allgemeinen Gebrauche niedergeſchrieben waren. Sie betreffen nämlich nur die Geſetze eines kleinen Theiles von Deutſchland, die der Preußiſchen Rheinprovinz, und dürften als ſolche kaum alle deutſchen Juriſten geſchweige die gebildeten Deutſchen überhaupt intereſſiren. Und doch habe ich ſie, da ſie einmahl für den Druck beſtimmt waren, eingeſchaltet; indem ich meine Beſorgniſſe mit dem Gedanken linderte, daß der Beweis, wie wenig das von den Franzoſen vollzogene Experiment der Umwandlung der Rheiniſchen Geſetze zu einem beſſern Rechtszuſtande beigetragen, für das geſammte Deutſchland nicht unwichtig ſey.

Sie lauten wie folgt.

In den Geſetzen und Rechten am Niederrheine gab es,

wie faſt überall in Europa, große Gebrechen, die allein daher rührten, daß die wirklichen Verhältniſſe ſich für und für änderten, ohne daß es die davon iſolirten Legislatoren bemerkten oder gehörig begriffen. Dennoch war die Einführung der Franzöſiſchen Geſetze ein neues Uebel; ſchon darum weil jegliche totale Umänderung von Rechtsnormen, die einmahl mit dem Leben verwachſen ſind, das Leben ſelbſt zu ſehr verletzt, auch wenn man ſich viel ſorgfältiger um die Brücke aus dem Alten in das Neue bekümmert als die Franzoſen. Dazu kommt, daß das Recht und Unrecht an ſich mehr und mehr unſicher und der Kunde des Volkes, wofür die Geſetze und Geſetzbücher doch beſtimmt ſind, völlig entrückt wird. Wer hätte in den Rheinländern nicht genug Belege hiefür?! Sonſt kannte beinahe jeder Landmann (Männer und Frauen) das Erbrecht, ſammt den ſog. Servituten, ſo gut als die Rechtsgelehrten; und die Proceſſe hatten mehr ſtatt über factiſche Fragen (über die Exiſtenz der Fälle und ihre Eigenheiten) als über das Recht und Unrecht an ſich. Wie ſieht es dagegen jetzt aus? Man erwarte nicht, daß das Publikum ſich klar darüber ausſpreche; aber man täuſche ſich darum nicht mit dem Glauben, daß es das Uebel nicht fühle. Ich will nur an einige Züge erinnern, und zwar in einer Weiſe als wenn ich vorhätte, dieſe Zeilen dem Publicum als eine Anklage wider unſere Juriſten vorzulegen, d. h. möglichſt frei von Ausdrücken und Formeln der Schule, die bisher dem ſchlichten Menſchenverſtande das Gebiet der Geſetze ſo unzugänglich hielten, als das der Medicin.

Jedermann weiß, daß es Wegegerechtſame (Wege-Servituten) gibt, und eben ſo iſt aller Welt der Unterſchied einer Gerechtſame dieſer Art und der eines Waſſerlaufes ſo weit bekannt, als das erſtere Recht nur unterbrochen ausgeübt werden kann, wogegen das Waſſer beſtändig fortlaufen mag; was die Juriſten zu einer Eintheilung der Servituten von unterbrochener und ununterbrochener Ausübung (in continuae und discontinuae) veranlaßt hat. Ferner wird es ſchwerlich einen Inhaber eines Wegerechtes geben, der nicht deſſen bloße

Ausübung von dem Rechte dazu zu unterscheiden fähig wäre; da sie ja stäts vorkommt, wie überhaupt der Besitz einer Sache von dem Rechte darauf schon von den Kindern unterschieden wird. Und man braucht sicherlich nicht auf Universitäten gewesen zu seyn, um zu begreifen, daß wenn das Recht und nicht die Gewalt herrschen soll, man den Besitzstand so lange achten muß, bis ein Richterspruch ihn für bedeutungslos erklärt. Darüber war auch in den Rheingegenden der Bürger wie der Bauersmann im Reinen, und überall hatte sich, theils durch Gesetze, theils durch Gewohnheit, so ziemlich festgestellt, was man als zu achtenden Besitzstand anzusehen, insbesondere wie lange man das Recht müsse ausgeübt haben, um sagen zu können, man sey im Besitze. Endlich war auch im gesammten Volke bekannt, daß ein langer Besitz wohl zum wirklichen Rechte werden könne, und das Wort Verjährung hörte man auf dem Lande so oft als in den Städten.

Freilich ist es nicht die Sache der schlichten Bürger oder Landleute über so etwas zu grübeln oder ihre Kunde in logisch geordnete Sätze zu bringen; weshalb sie denn auch schwerlich die Rechtsregel, daß der Besitz einer Seits den vorläufigen Schutz (die Interdicte der Röm. Legislation), anderer Seits die Verjährung begründe, nackt kannten, so oft sie ihr in der Anwendung mochten gehuldigt haben.

Was würde sich nun ein solches Glied des practischen Volkslebens wohl für Vorstellungen machen, wenn ein Gesetz erschienen wäre, daß es bei gewissen Gerechtsamen keine Verjährung mehr geben solle? Würde man es wohl so verstehen, daß hinführo dabei der Besitzstand überhaupt wegfalle, mit andern Worten, daß der Besitzstand gesetzlich als ein Nichts zu betrachten sey, und daß man z. B. bei einem Wegerechte nicht auf vorläufigen Schutz in der herkömmlichen Ausübung klagen dürfe? daß man insbesondere in einem von allen Seiten durch fremde Grundstücke eingeschlossenen Hause, bei der plötzlichen Sperrung des Weges über eines jener Grundstücke, sich ruhig verhalten und geduldig verhungern müsse,

wenn die Wohlfahrtspolizei ſich nicht erbarme, — bis in dem ſog. Petitorium über das Recht entſchieden worden?

Aber wo iſt denn jemanden ſo etwas je zugemuthet worden? wird mancher Nichtjuriſt einwerfen. Ich antworte: in den Rheinprovinzen.

Die Franzöſiſchen Geſetze enthalten die Beſtimmung, daß Servituten von unterbrochener Ausübung (servitutes discontinuae), alſo auch Wegegerechtſame, nicht durch Verjährung, ſondern nur durch titre erworben werden könnten; und daraus folgern Richter und Advokaten (wenigſtens die meiſten), daß ihnen die Qualität des Beſitzes überhaupt, ſammt dem des allgemeinen Friedens wegen nöthigen Schutze, abgeſprochen ſey.

Ich brauche nicht auszuführen, daß man das Geſetz falſch auslege und ſich durch die ſchriftſtelleriſche Autorität eines Präſidenten des Caſſationshofes irren laſſe. Ich werfe allein die Frage auf, was von dem Rechtszuſtande zu denken ſey, wenn dergleichen Anſichten nicht bis zur Caſſation verfolgt und im Falle die Caſſationsrichter dem Geſetze denſelben Sinn beilegen, nicht auf eine neue legislative Beſtimmung angetragen wird?

Doch es gibt weit Schlimmeres. Welchem Juriſten iſt nicht der Wirrwarr bekannt, den die tumultuariſche Einführung der Franzöſiſchen Geſetze in das Erbrecht gebracht hat? Die Legislatoren glaubten allen Schwierigkeiten mit der kleinen Verordnung, daß die Geſetze keine rückwirkende Kraft haben ſollten, vorzubeugen, oder vielmehr wo bedeutende Schwierigkeiten waren, halfen ſie ſich mit dem bequemen Sprüchlein „cela est laissé à la jurisprudence“; was nichts Anderes heißt, als „die Richter mögen zuſehen, wie ſie fertig werden.“ Insbeſondere iſt es ſo mit der ſog. eigentlichen und uneigentlichen Devolution gegangen. In den Herzogthümern Berg, Jülich und Cleve galt (um etwas ſpecieller zu reden) von jeher als Recht, daß mit dem Tode eines der Eltern deſſen unbewegliche Güter (dem Eigenthume nach) auf die Kinder verfielen. Inſofern konnten die neuen Geſetze kein Bedenken erzeugen. Allein das alte Recht wollte auch, daß

die eigenen (unbeweglichen) Güter des überlebenden Ehegatten zu Gunsten der Kinder verstrickt seyn sollten; d. h. ohne ihm gerade das Eigenthumsrecht zu nehmen, sicherten sie den Kindern ein Erbrecht zu; und damit schien die Französische Gesetzgebung schlecht vereinbar; namentlich in ihren Dispositionen über den Pflichttheil und die gleiche Erbfähigkeit aller Kinder eines Ehegatten ohne Rücksicht auf Verschiedenheit der Ehen. Da die Schlichtung durchaus der Jurisprudenz, d. h. den Richtern überlassen war, so trug es sich zu, daß während die Gerichte des zum Kaiserreiche gehörigen linken Rheinufers sich gegen die sog. uneigentliche Devolution erklärten, die des rechten Rheinufers im Großherzogthume Berg selbige als unverletzbare Rechte zutheilend betrachteten; ohne daß der ihnen gemeinsame Cassationshof zu Paris je einschritt. Schon dieß gebar, bei der nach der politischen Trennung fortdauernden Verbindung der Familien beider Ufer, manche Verzerrungen. Indeß die Alles heilende und begrabende Zeit schaffte sie allmählig weg, bis nach der Vertreibung der Franzosen ein Ereigniß hinzukam, was die Sache mißlicher gestaltete als die Einführung der neuen Gesetze selbst gethan. Nämlich mit dem Appellationshofe zu Düsseldorf verschwand auch die Stütze für jene zweite Ansicht von der uneigentlichen Devolution, welche seit mehr als zehn Jahren tief in das Leben eingedrungen war; und der von Lüttich nach Cöln verpflanzte Appellationshof wendete seitdem seine Ansicht auf die Erbfälle am rechten Rheinufer wie am linken an. Von den Advokaten und Notarien muß man die Folgen dieses Wechsels hören, um zu beurtheilen, ob das Jammern über eine völlige Rechtsverwirrung bloße Grillen seyen. Wie leicht von der Legislation diesem letztern Uebel hätte begegnet werden können, erhellet von selbst.

Hienach dürften die Klagen über die Gesetze und Jurisprudenz in Arrest-Sachen (Bestrickung von Mobilien und Geldern) ziemlich matt klingen; wie auffallend es auch scheinen mag, daß, während die Competenz der Friedensgerichte

bis zu zwei hundert Thaler erhöhet worden, die bloße Arreſtanlage für ein Object von einigen Groſchen die Competenz zu den Landgerichten ziehen ſoll, ſo daß ohne Mitwirkung der Anwälte die geringfügigſten Sachen nicht zu beendigen ſind.

Ja ſogar über die tagtäglichen Verhältniſſe des Vermiethers von Wohnungen zu den Miethern walten ſeltſame Präjudicien. Wie den Franzöſ. Geſetzen gemäß in beweglichen und perſönlichen Materien die Friedensgerichte entſcheiden (wenn die Forderung eine gewiſſe Summe nicht überſteigt), ſo verweiſen dieſelben Geſetze die dinglichen auf ein Immobile gerichteten Klagen (actions, qui tendent à revendiquer un immeuble) vor die Tribunäle erſter Inſtanz (die Rheiniſchen Landgerichte). Aber man ſehe zu, wie es in der Praxis geht. Man wendet gegen die Competenz der Friedensgerichte bei Miethverhältniſſen im Allgemeinen nichts ein, weil es perſönliche Verhältniſſe ſind. Allein ſobald der Vermiether ſein Haus geräumt haben will, ſoll ſie aufhören, weil deſſen Klage dann ja die Wiedererlangung eines Immobile bezwecke. Ohne zu bedenken, daß die für die ausſchließliche Competenz der Landgerichte gebrauchten Worte „matière réelle“ auf einen dinglichen Klaggrund gehen, beſchränkt man alſo den Beruf des Friedensrichters, über perſönliche Verhältniſſe zu entſcheiden, in der Meinung, daß wenn die Entſcheidung nur die Austreibung aus einem Immobile zur Folge haben könne, die Klage ihre perſönliche Eigenſchaft verliere. Ich will nicht darüber reden, inwiefern die Geſetze dadurch, daß ſie die Competenz theils nach dem Objecte der Forderung (dem petitum), theils nach dem Klaggrunde beſtimmen *), zu dem Irrthume veranlaſſen; ich

*) In dem beſondern Geſetze über die Competenz heißt es: die Friedensrichter entſcheiden dans toutes les causes purement personnelles et mobilières; im Geſetzbuche ſelbſt (Code de Procedure Art. 2) ſteht hingegen: où mobilières; was klar zeigt, daß man dem friedensrichterlichen Forum zwei verſchiedene Rubriken anweiſen wollte; nämlich 1) auf bewegliche Gegenſtände gerich-

schen Gesetze über den Pflichttheil völlig abgeschnitten. Man kann sich freilich damit helfen, daß man den gesetzlichen Wohnsitz in einer andern Provinz desselben Reiches, wo andere Rechte gelten, wählt, etwa in der Grafschaft Mark. Allein wozu diese Umschweife? warum sollen die Bewohner zweier Striche, wie des Herzogthumes Berg und der Grafschaft Mark, so ungleiche Befugnisse über ihre Güter und Kinder haben? Entweder die Beschränkungen in dem einen Lande müssen aufhören oder in dem andern eingeführt werden.

Solche Belege, denen man leicht viele andere zugesellen könnte *), leiten zu dem Ausspruche, daß wie unvollständig,

*) Z. B. die Oeffentlichkeit der Verhandlungen über Injurien, wobei sie erst recht verbreitet und (besonders für Frauen) recht kränkend werden; — das Verbot des schriftlichen Verfahrens bei unbestrittenen Forderungen, wodurch die Hülfe der Cultur gerade da abgeschnitten wird, wo sie am dringendsten ist: nämlich wenn Frauen, kränkliche oder altersschwache Personen des richterlichen Gehörs bedürfen, und wegen des Wetters oder der Wege nicht zur Gerichtsstelle kommen können; — die Unsicherheit des Pupillen-Vermögens unter unbegüterten Vormündern, deren Ernennung von Personen abhängt, die nur zu oft mehr streben, die Last und Verantwortlichkeit von sich abzuwehren, als für das Interesse der Pupillen zu sorgen; — der gänzliche Mangel an Gesetzen über das Verhältniß zwischen Herrschaft und Gesinde. — Nicht einmahl das Disciplinar-Verhältniß der Vormünder zu den Pupillen, der Eltern zu den Kindern, der Lehrer zu den Schülern ist in der Französischen Gesetzgebung berührt; und bevor die Jurisprudenz nachgeholfen hatte, wurden hin und wieder mäßige Züchtigungen als verbotene Schläge oder Injurien nach den allgemein gefaßten Strafgesetzen verfolgt. — Die Legislatoren selbst waren von den Gebrechen ihrer Schöpfung so überzeugt, daß sie zum voraus periodische Revisionen verordneten. Indeß bisher hat man weder in Frankreich noch in Deutschland erhebliche Früchte davon gesehen. — Man deute übrigens diesen Tadel nicht auf das Verlangen nach Vernichtung der Französ. Legislation. Wäre sie auch weniger mit den Lebensverhältnissen verwachsen als

ja auch die Rechtsordnungen des Mittelalters unserm heutigen veränderten und erweiterten Lebensgetriebe gegenüber erscheinen mögen, ihnen doch auch unser juristischer Wirrwarr von Inconsequenzen, Widersprüchen und Unbestimmtheiten fremd blieb.

Vier und vierzigster Auszug.

„Wo es Menschen gibt, gibt es auch verschiedene Meinungen"; „so viel Köpfe, so viel Sinne"; solche und andere ähnliche Sprüche beweisen stark genug, daß man in den gewöhnlichen Lebensverhältnissen stäts auf Uneinigkeit gefaßt ist. Und dennoch klagt man Erde und Himmel an, wenn in der Politik, d. h. in den wichtigsten Lebensverhältnissen nicht völlige Eintracht waltet. Woher rührt dieser merkwürdige Widerspruch? Woher anders als aus einem Widerspruche zwischen dem schlichten Menschenverstande, der den gewöhnlichen Lebensverhältnissen vorsteht, und der Reflexion, welche die höheren Verhältnisse und die Politik leitet? Daß es in den Familien nie an verschiedenen Ansichten fehlen kann — die um so eher Zwietracht erzeugen müssen, je enger die Leiber zueinander gedrängt sind — bezweifelt niemand, weder die Politiker noch die Philosophen. Aber sobald von Völkern d. h. einer Mehrheit von Familien die Rede ist, träumen sie sammt und sonders von einem Zustande, der alle Zwietracht ausschließe; d. h. sie glauben sammt und sonders an die Erreichbarkeit eines solchen Zustandes.

---

sie bereits wirklich ist, so würde doch eine dritte Legislation innerhalb eines einzigen Menschenalters die Rechtsunsicherheit unter Richtern und Advokaten, geschweige im Volke, aufs äußerste steigern und einer wahren Anarchie nahe bringen.

Auch in Nordamerika hört man Klagen, als ob es überhaupt freie Staaten ohne Partheigeist geben könne. Auch dort beachtet man nicht, daß das Band der Einzelnen zu einem Ganzen, was Staat heißt, nur aus Interessen besteht, die im natürlichsten Gange der Dinge Spaltungen und Partheien erzeugen; und daß sich der politische Partheigeist darum nicht vertilgen läßt, weil sich die Verschiedenheit der Ansichten, Neigungen und Triebe aus einer Menge von Reifen und Unreifen, Männern und Frauen, Verständigen und Unverständigen, Starken und Schwachen, Gesunden und Kranken nicht vertilgen läßt.

Ueberall, wo die neuere Cultur ist, trift man auch jene Verirrung der Reflexion, die, statt genau die Wirklichkeit aufzufassen, wie sie ist, sich in Phantasien verstrickt, wie sie seyn sollte. Nichts wird dabei mehr vergessen, als daß wir in einer ewigen Entwicklung befangen sind, einer Entwicklung, wozu die Beschränkung und Schwäche der Kindheit und Jugend so gut gehört, als die Einsicht und Stärke der Reife. Wer Vernunft hat, der muß freilich auch darnach handeln. Allein es ist keine Eigenschaft der Vernunft, zu verkennen, wie innig der Himmel die Macht des Irrthumes und der Leidenschaft mit unserer Existenz verknüpft hat, und daß die menschliche Geschichte in der That mehr durch niedere Impulse als durch höhere bestimmt werden soll, mit andern Worten: daß auf der Erde der Unverstand mehr herrschen soll, als die Weisheit. Ich gestehe, daß ich gerade in dieser verkannten Wahrheit selbst den kräftigsten Trost finde bei den wilden Experimenten ihrer Verkenner. Indeß in Nordamerika bedarf man eines solchen Trostes nicht so sehr als in Europa. Dort mögen sich die Theoretiker nach Lust mit den Planen der Weltverbesserung zerarbeiten: das Volk kann die Theorien mehr entbehren; und wie das Leben des einzelnen Pflanzers von selbst fortgeht, so thut es auch das Getriebe des Ganzen. Aber es ist herzzerreißend zu bedenken, was Europa von den Theoretikern zu erwarten hat. Europa drohen jetzt gefährlichere Spaltungen als je seit der Völkerwanderung; und

man sollte meinen, in Ländern, wo es für Alles Lehrstühle gibt, könne ein Uebel, was Jedermann so nahe berührt, nicht munterſucht bleiben. Allein so lange die Männer, welche über die Mittel und Wege zum ewigen Frieden grübeln, als die ersten Weisen gelten, ist von der Weisheit keine Hülfe zu hoffen. — Es ist ein seltsames Loos der Menschheit, daß just Diejenigen, welche beständig für ihr Heil sorgen wollen, ihre ärgsten Quäler werden. Was haben die Europäer nicht von den finsteren Köpfen erduldet, die der menschlichen Entwicklung überall die Bahn vertraten, und deren gesundeste Erzeugnisse schlimmer behandelten als die Kunstgärtner die Bäume unserer Gärten?! Wenn wirklich der Menschheit ärgster Feind der Mensch selbst ist, so hat man den Blick nicht so sehr auf die Rasereien der Rohheit und Wildheit als auf den systematischen Wahnsinn der sogenannten Cultur zu werfen. Es gibt noch immer mehr Spielraum zur freien Entwicklung unter dem Osmanischen Sultan, als unter dem Regimente jener Ordnungs-Despoten, die keine andere Ordnung in der Schöpfung anerkennen, als wozu ihr jämmerliches Vorbild paßt.

Die Zeit der Hierarchie ist vorüber und es wird niemand mehr verbrannt, weil er das Poltern der Priester nicht für Ausbrüche des göttlichen Zornes hält. Aber unsere niederen und höheren Schulen stecken noch voll der verkehrtesten Einbildungen, die dem Hirne der Zöglinge als Principien eingepflanzt werden. Die Einbildungen sind zu mannigfaltig, um nicht die verschiedensten Bestrebungen zu gebären. Allein darin kommen Alle, welche als Lehrer und Politiker die Welt leiten möchten, überein, daß sie ihr Ziel nie in der wahren Bahn der menschlichen Entwicklung suchen. Ein Jeder träumt sich einen Zustand der für seine Wünsche paßt, worin also sein Thun und Lassen so ziemlich als Muster gelten könne. Was damit nicht harmonirt, wird als ordnungswidrig verdammt. Darin gleichen, trotz der ungleichen Verdammungs-Formeln, die strengsten Moralisten den mildesten Philanthropen. Beide wissen nichts von der goldnen Regel, bei der Lenkung des engen Familienkreises sowohl als des Getriebes ganzer Völker,

die Individualitäten zu achten; und so weit geht auch die Milde der Philanthropen nicht, zu bedenken, welch eine peinliche Aufgabe es ist, dem eignen Hirne entsagen zu sollen, um dem eines Andern zu dienen, das man nicht versteht. Kurz, alle neueren Reformatoren finden es bequemer, daß die Schöpfung sich nach ihnen, als daß sie sich nach der Schöpfung richten. Die Schöpfung soll sich nach den Gesetzen fügen, welche die Reformatoren mitbringen, damit sie des Erforschens der Gesetze der Schöpfung überhoben seyen. Und die legislativen Versuche der Franzosen in den eroberten Ländern flossen wahrscheinlich mehr instinctartig aus dieser Eigenheit der gesammten Europäischen Cultur, als aus der Ueberlegung, daß dem Sieger die Herrschaft um so leichter sey, je weniger er von den Besiegten, und je mehr die Besiegten von ihm zu lernen hätten. Dennoch ist es merkwürdig, wie die gleiche Sorglosigkeit um die Quellen der Uebel zu den verschiedensten Ansichten über die Heilmittel führt; und wie man einer Seits die Gefahren der Zwietracht nur durch Vermehrung des Zwangs, anderer Seits durch die bloße Verminderung abzuwenden hofft. Die eine Parthei nimmt an, daß es allerdings in der menschlichen Natur Motive zur Zwietracht gebe; aber ohne sich tiefer einzulassen, fertigt man sie mit den oberflächlichen Sprüchen von Bosheit und Verderbniß ab, wider die nur die eiserne Zuchtruthe helfe. Die andere Parthei spiegelt sich hingegen in ähnlicher Oberflächlichkeit vor, daß die Zwietracht und Feindschaft aus nichts weniger entspringe als aus der menschlichen Natur an sich. Jegliches Leid sey vielmehr dem Zwange beizumessen. Man möge nur Alles so gehen lassen, wie es Gott gefalle; d. h. man möge den Menschen ihre natürlichen Rechte nicht vorenthalten u. s. w., so werde die Welt bald vor Glückseligkeit überfließen.

Es ist schwer zu sagen, woher am meisten Gefahr drohet. Denkt man an Frankreich, so sollte man sich vor den Experimenten der Philanthropen mehr fürchten als vor der blinden Wuth der Inquisition. In Wahrheit, es kann nichts Ver-

derblicheres geben, als die gewöhnlichen Deklamationen von der natürlichen Gleichheit der Menschen, und daß die Ungleichheit der Rechte ein bloßes Product der Unterdrückung sey. Ueberall hört man jetzt für die politische Gleichheit der Neger und der Weißen deklamiren, als ob es nur von dem Zuvorkommen der Weißen abhänge, die Köpfe der Neger so folgsam gegen die Gesetze zu stimmen, als die der besonnensten Republikaner des Alterthumes. Den Amerikanern gereicht dieß nicht minder zum Vorwurfe als den Europäern. Denn die Amerikaner haben die Neger dicht vor Augen und können sich täglich überzeugen, wie sehr sie der Gegenwart leben ohne die Vergangenheit und Zukunft mehr auf sich einwirken zu lassen als Kinder. Und die Europäer sehen in dem kleinsten Städtchen ihres Erdtheiles, daß die rohere Klasse stäts Parthei macht gegen die gebildetere, wie human diese sich auch verhalte; und daß jener Regiment kein anderes ist, als das Regiment der Begierden und Leidenschaften, die den Einzelnen beherrschen; das heißt, ein Zustand des wildesten Krieges gegen Alle die höher stehen, und endlich der Raserei gegen sich selbst und ihre eigenen Organe. Frankreich und seine Revolution bieten nichts mehr und nichts weniger als eben solche Erscheinungen im Großen dar. In Amerika wie in Europa fehlt es nicht an Erfahrungen, daß der alleinige Unterschied in den Geisteskräften (sogar unter den nächsten Verwandten) zu Spaltungen führt, und daß die besten Bestrebungen der Klügern, trotz aller Vorsicht in der Weise, nur zu leicht auf Herrschsucht oder Eigennutz gedeutet werden; so daß es in der That ein Unglück ist, oft Recht zu haben, weil es dem Wechselfalle aussetzt, entweder die Vernunft zu verläugnen oder für eigensinnig, herrschsüchtig oder eigennützig zu gelten. Weder in der westlichen noch in der östlichen Hemisphäre können es die Reichen und Mächtigen den Aermern und Schwächern vergeben, von ihnen an Einsicht übertroffen zu werden. Ich dächte, schon damit bewiese sich, daß wenn der Neid auch keinen Stoff an der Ungleichheit der äußern Güter, oder an der des Ranges und der

Macht findet, es ihm doch nie an Nahrung mangeln werde, so lange die Geburt die Geistesfähigkeiten ungleich vertheilt. Was ist einfacher, als hieraus auf die gefährliche Lage der Amerikanischen Weißen zu schließen, welche von einer vier- bis zehnfachen Menge freier Neger umlagert sind, die sie beneiden wegen ihrer Güter, ihrer Geisteskräfte und am Ende wegen der Farbe? Heute dekretirt man den Negern und Mulatten die Freiheit, morgen werden diese Leute fühlen, daß die nackte Freiheit noch nicht vor Hunger schützt; und der Gedanke, den Weißen zu ihren Gütern verholfen zu haben, wird den Appetit dazu stärker reizen, als er irgendwo unter dem Europäischen Pöbel gereizt wird. Dabei noch, daß die Hautfarbe ihnen ein Band darbietet, welches alle Orden und Abzeichen der Europäer an vereinigender Kraft unendlich übertrifft. Wo die Neger den Weißen so an Zahl überlegen sind als im Süden der Union, da wird die Aufhebung der Sclaverei, ohne Verpflanzung der Weißen oder der Farbigen in ein anderes Land, mehr Unheil erzeugen als je die Sclaverei selbst erzeugt hat. Auf den Inseln gar, wo neben einem Weißen sechs bis zehn Schwarze leben, müßte sie über kurz oder lang dieselben Greuel gebären, die sie in Domingo geboren hat. So lange Europäische Flotten die Amerikanischen Weißen beschützen, mag es zwar erträglich fortgehen; aber sobald ein Krieg die Kräfte des Mutterlandes anderswo beschäftigt, werden sich die Früchte jener Phantasien offenbaren, worin sich jetzt die, sonst wegen ihrer Besonnenheit gepriesenen, Briten so sehr hervorthun als früher die ärgsten Schwärmer Frankreichs. Leider ist die Geschichte für unsere Philanthropen so wenig belehrend, als für die, welche das Glück der Welt allein von Rad und Galgen hoffen.

Die obigen Aeußerungen klingen fast so, als ob ihr Spender über die Quellen der menschlichen Zwietracht und insbesondere über die Ursachen der politischen Zwietracht völlig im Klaren sey, und ein künftiger Leser dürfte schwerlich der Versuchung widerstehen, eine nähere Probe zu verlangen.

Wohlan, ich will mich zeitig gegen eine solche Aufforderung zu decken streben, und die folgenden Blätter zu einer Art von Abhandlung verwenden.

Ich beginne mit dem Bekenntnisse, daß ich bereits lange vor meiner Reise nach Amerika über die politischen Spaltungen nachgedacht habe. Ehe ich in der Gegenwart einen Reiz dazu fand, bot ihn mir die Geschichte dar, vorzüglich die des alten Roms. Die Kämpfe der Patricier und Plebejer, die Zwietracht zwischen den Senatoren und Rittern, werden uns ja schon in der frühesten Jugend vorgetragen, und mit den Wörtern Aristokraten, Timokraten, Optimaten, Demokraten, Monarchie, Oligarchie, Ochlokraten und andern eine Unzahl politischer Vorstellungen aufgedrängt. Indeß haben die Philologen über keinen Theil ihrer Studien weniger Licht verbreitet als über diesen; weshalb es um so aberwitziger ist zu erwarten, daß man die erforderliche Klarheit aus den Schulen mitbringe. Auch mir hat in dieser Hinsicht der Schul-Unterricht nichts genutzt; und als ich später im wirklichen Leben von Hader und Krieg umgeben war, strengte ich mich umsonst an, von dem, was ich über die Vergangenheit gehört und gelesen hatte, Aufschluß über die Gegenwart zu ziehen. Ich mußte mich alles Dessen entschlagen, was man über politische Partheien meinem Gedächtnisse eingeprägt hatte, und lediglich mit mir selbst über die Frage zu Rathe gehen, wie die Menschen in Uneinigkeit zu verfallen pflegen. Je weiter ich in diesem Wege vorrückte, desto mehr erkannte ich, daß der Zutritt zu den Daten der Geschichte eine Vorbereitung fordert, welche unsere Lehrer nicht ahnen, und daß namentlich zum Verstehen der Kämpfe im alten Rom die Phrasen von republicanischem Geiste, aristokratischen und monarchischen Strebungen nicht von einer gründlichen Betrachtung der menschlichen Natur dispensiren. Ein Mustern und Ordnen der Vorstellungen und Ansichten, die man zu dem zu beurtheilenden Stoffe mitbringe, müsse stäts vorangehen; und ein mehr oder weniger rohes Aufnehmen der äußern Erscheinungen, ohne alle Aufmerksamkeit auf die Eigenheiten des aufnehmen-

den Rahmens, könne so wenig in der Geschichtsforschung als in der Naturkunde zur Wahrheit führen; wiewohl es noch überall als der treue Pfad der Erfahrung gepriesen werde.

Dieselben allgemeinen Reflexionen, welche zur Beurtheilung der politischen Partheien Roms vorbereiten, sind auch Dem nöthig, der über die Spaltungen in den neuern Staaten Aufschluß sucht, über die der Föderalisten und Anti-Föderalisten in Nordamerika, wie über der Torys und Whigs in Britannien, über die Absolutisten und Liberalen in Spanien wie in Frankreich, Italien und Deutschland.

Immer muß als letzter Anhalt vorschweben, daß in jeder menschlichen Gesellschaft die Partheien durch Interessen entstehen und nur durch Interessen fortdauern. Zur leichten Uebersicht über diese Interessen ist nun aber nichts besser, als sie nach dem generellsten Merkmahle in zwei große Classen zu sondern. Es ist nämlich klar, daß alle Partheien nur in sofern Staatspartheien (politische Partheien) seyn können, als sie entweder für oder gegen den bestehenden Staats-Organismus (im Ganzen oder in seinen Theilen) sind; d. h. ihre Zwecke mögen übrigens seyn wie sie wollen, sie müssen darin übereinkommen, daß sie entweder auf Aenderungen und Neuerungen gehen oder auf Erhaltung des Alten.

Damit leitet also die Frage nach den ersten Ursachen der politischen Partheien sofort zu der Aufgabe einer allgemeinen Untersuchung, welche Motive die Menschen zum Festhalten am Bestehenden und wiederum zum Streben nach Aenderungen bestimmen.

In jeder einzelnen Familie neigt der individuellen Entwicklung gemäß das eine Glied mehr zur Ruhe, zur Contemplation, zur Erhaltung des Alten, als das andere. Das gilt sowohl von Familien, die fast instinctartig fortleben, als von denen, worin viel reflectirt wird. Unter unsern der Reflexion fast ganz fremden Bauern und Handwerkern sind die älteren meist für das Bestehende, wogegen die Jugend sogar in denjenigen Classen, die vorzugsweise den Producten des Nachdenkens huldigen, den Neuerungen zugethan ist. Diese dem Ele-

mentalen eigenen Richtungen (welche allerdings mehr aus dunkeln Neigungen als klaren Interessen entspringen) können dem Ganzen nirgend fehlen; und wenn es auch keinen andern Grund zu Spaltungen gäbe, so würde doch die bloße individuelle Entwicklung einen liefern.

Nächst dem gibt es keine allgemeinere Quelle der Zwietracht, als die Armuth, wo ihr der Wohlstand oder gar der Reichthum gegenüber ist. Die Armuth stimmt zu Neuerungen, wie die Entwicklungskraft der Jugend, wogegen der Reichthum (wie die Sehnsucht nach Ruhe im Alter) für das Bestehende ist.

Nun erwäge man, welche Wirkungen allein von der Combination dieser beiden Motive ausgehen, um sich zu überzeugen, was eine nackte oberflächliche Aufzählung der Interessen für die politische Einsicht werth ist. Wenn das vorgerückte Alter gegen Neuerungen stimmt, so stimmt die Armuth dafür. Das Individuum wird aber dem Uebergewichte folgen; und wer sieht nicht, wie dieß nach den zahllosen Variationen beider Impulse variiren muß? Oder, man combinire die Wirkung der Jugend für Neuerungen mit der Wirkung des Reichthums gegen Neuerungen, wobei keine geringere Zahl Variationen möglich ist.

Je weniger der Mensch denkt, desto mehr ist er den Impulsen des Augenblickes unterthan, desto veränderlicher und veränderungssüchtiger ist er. Rückblicke auf die Vergangenheit und Gedanken an die Zukunft schwächen die fortreißende Kraft der Gegenwart. Je mehr man der ruhigen Ueberlegung einräumt, desto schwächer muß der instinctartige Drang nach Neuerungen werden. Mithin erzeugt, von Jugend und Alter, von Armuth und Reichthum abgesehen, auch die verschiedene Geistesthätigkeit Verschiedenheiten in der Richtung für oder gegen Neuerungen. Von der politischen Neuerungssucht des niedern Volkes erzählt die ganze Geschichte, zugleich aber auch von dessen Stätigkeit in Sitten und Gebräuchen; weshalb der Spruch, daß die Menge überhaupt zu Neuerungen neige, zu allgemein ist. Die Neuerungs-

sucht kehrt sich nur gegen das, was gewisser Maaßen außer uns (uns fremd) ist. Nun aber sind Sitten und Gebräuche mit der Natur des rohen Menschen so verschlungen wie sein Gang und seine Sprache. Alle Producte der Reflexion, mithin auch die politischen Institute, sind ihm dagegen um so fremder, je weniger er nachdenkt. Den Kindern sind sie ganz fremd und darauf wirken ihre Einschränkungen wie mechanische Einzwängungen, deren Zweck man nicht begreift. So erklärt es sich, warum das niedere Volk so leicht in Aufruhr geräth, und auch, daß Anhänglichkeit an alte Sitten und Gebräuche nichts für das Gegentheil beweis't. Insofern indeß das Nachdenken zur Kritik des Bestehenden führt, kann es freilich ein Motiv zu Neuerungen (Reformen) erzeugen, das dem Rohen gänzlich abgeht. Allein es ist nicht die Frage ob die Gebildeten und Rohen einem bestimmten Zustande feindlich oder günstig seyen, sondern ob die Bildung überhaupt gegen die wilde Wirkung des Augenblickes stärke. Eine flatterhafte Reflexion ist jedoch schlimmer als völliges Hingeben an die ersten Eindrücke. Darum ist auch die untere Volksklasse (nur nicht der Pöbel der Städte) der wahre Anhalt, woran die Entwickelung in der Folge der Generationen fortschreitet. Die Reflexion der höheren Classen bleibt zu lange schwächlich, als daß ihre größere Empfänglichkeit für die mannichfachen Reize des Inlandes und Auslandes die natürliche Keimkraft nicht gefährde. Darum gefährden insbesondere die Einflüsse fremder Eroberer mehr die Nationalität der höhern Classen als der niedern. Wie wenig haben die Franzosen über die Nationalität der Elsässischen Landleute vermocht! sicherlich weniger als über die sog. feine Welt im Herzen von Deutschland.

Die verschiedene Geistesbildung ist also eine nicht minder ergiebige Quelle der Spaltung als jene früheren Ungleichheiten der Menschen. Wie der Unterschied des Alters Partheien erschafft, so thut es auch der Unterschied in der Bildung. Kinder halten sich gern zu den Kindern, wie sehr die Eltern verschieden seyn mögen; und die Rohen fühlen sich noch un-

behaglicher unter den Gebildeten, als die ersteren unter ihnen. Man bezeichnet das gewöhnlich als Wirkungen der verschiedenen Sinnesart. Aber damit ist die Sache nicht aufgeklärt. Die einzelnen Impulse müssen vorschweben, und die Lehre, daß die Rohen mehr zu politischen Neuerungen neigen als die Gebildeten, überhebt keineswegs die speciellen Motive durchzugehen, z. B. die religiösen, die der Ehrsucht und Herrschsucht, worin die Bildung mannichfache Variationen erzeugt. Dann ist dabei gleichfalls der Satz zu beachten, daß, insofern sich die Feindschaft gegen jemanden (wie auch die Freundschaft) mit auf seine Rolle erstreckt (auf das was er versicht) die Motive des Hasses der Individuen und Classen gegeneinander auch an den allgemeinen politischen Richtungen Theil haben; weil ja, wenn der bloße Neid der Armuth schon anreizt, das anzugreifen, was die Reichen vertheidigen, es in weit höherem Maaße der Neid der Rohheit gegen die Bildung thut. Staaten, worin ein Theil der Bevölkerung bedeutend geringere geistige Anlagen als der andere hat, enthalten darum eine Spaltungsursache, woran jegliche philanthropische Versuche scheitern. Trifft der Unterschied in den Anlagen gar mit ähnlichen Körperlichkeiten zusammen, wie bei den Negern und Indianern, so können alle versöhnenden Interessen, z. B. die des gleichen Alters, des gleichen Gewerbes und des gleichen Güterbesitzes, die castenartigen Absonderungen nicht verhüten.

Auch in der bessern und schlechtern Geburt liegen Motive für oder gegen politische Neuerungen, und zwar wie bei der Armuth und dem Reichthume unmittelbare und mittelbare. Nämlich wie die Unzufriedenheit des Armen sich gegen das Bestehende kehrt, so thut es auch die Unzufriedenheit Desjenigen, der durch Andere an Glanz der Ahnen überstrahlt wird; wogegen der Adel in seiner Geburt einen ähnlichen Grund hat, mit dem Bestehenden zufrieden zu seyn, als der Reiche im Besitze seiner Güter. Und wie die Armuth Neid und Haß gegen die Reichen und ihre Rollen erzeugt, so erzeugt der Mangel an Ahnen Neid gegen den Adel.

Die Existenz der bisher berührten Spaltungsursachen hängt nicht von den politischen Instituten ab; es sey denn, daß man die Ungleichheit im Vermögen, statt von dem sich selbst überlassenen Getriebe der Menschen, allein von Staatseinrichtungen abhängig wähne. Dieser Wahn zerfällt bei dem leichtesten Nachdenken von selbst. Aber über die Unabhängigkeit des Adels von der Politik bedarf es noch einer Erörterung.

Die Menschen sind sich von Natur zu ungleich, als daß sich nicht überall einzelne auszeichnen, und dadurch theils Bewunderung und Liebe, theils Neid und Haß erregen sollten. Ferner bewirken auch in jeder Entwickelungsperiode die Auszeichnungen der Väter günstige Vorurtheile für die Kinder. Das rührt von zweierlei Ursachen her, nämlich einer Seits von dem Glauben an Vererbung der elterlichen Eigenschaften, (welcher Glaube zwar leicht über seine Basis hinausschweift, aber doch nicht ohne Basis ist); anderer Seits von der Stimmung, die wir für Alles empfinden, was mit ausgezeichneten Menschen in naher Verbindung ist, oder war. Wenn sich diese Stimmung sogar auf leblose Gegenstände erstreckt, so kann das Interesse für die lebenden Kinder und Enkel um so weniger befremden. Es würde thöricht seyn von der Nachwelt zu verlangen, ein menschliches Wesen wegen seiner Thaten und Gesinnungen zu feiern, ohne an dessen Sprößlinge zu denken. Auch behauptet die Abstammung selbst dort, wo nicht die geringsten Vorrechte daran geknüpft sind, den Werth, den ihr die Natur selbst zuspricht; indem ja nur der Wahnsinn läugnen wird, daß es kein Vortheil sey, in der Erinnerung an die Ahnen bei der Mitwelt eine Empfehlung zu haben. Sogar in der untersten Volksklasse wird auf die Verbindung mit sogenannten guten Familien gehalten, wie man in allen Landgemeinden erfährt. Wer durch persönliche Vorzüge hoch steht, dem ist freilich die Empfehlung durch Ahnen entbehrlich; aber gerade das offenbart, warum die Volksmeinung auf Abstammung Werth legt; was noch deutlicher darin vortritt, daß aller Glanz der

Ahnen nicht gegen Haß und Verachtung schützt, wenn das eigene Betragen nichts taugt.

Indeß hat die günstige Stimmung wegen ausgezeichneter Vorfahren auch ihr Widerspiel. Die Auszeichnung mag sich noch so frei von Anmaßung erhalten, sie kann doch dem Scheine der Anmaßung nicht ganz entgehen; weil die Impulse der Einsicht und Kraft zu oft mit denen des Dünkels und der Herrschsucht verwechselt werden. Und wie sollte, wenn es nicht einmahl zu verhüten ist, daß Menschen von geringern Fähigkeiten durch die bloße eigene Vergleichung mit den Besser-Ausgestatteten zu einer gewissen feindlichen Spannung gelangen, diese Spannung ausbleiben, wo die Besser-Ausgestatteten durch ihr Betragen dazu reizen? Nicht einmahl ein völliges Vermeiden des wirklichen Reizens ist von der menschlichen Schwäche zu erwarten, geschweige das des Scheines. So wie nun die günstige Stimmung für die Eltern auf die Kinder übergeht, so thut es auch die feindliche; und deshalb ist mit dem Entstehen eines Adels die Volksspaltung so innig verbunden, als das Entstehen des Adels selbst mit dem Volksleben.

Nichts ist für das Loos der Menschheit wichtiger, als daß ein Schöpfer und Bildner der politischen Institute über die erwähnten Natürlichkeiten im Klaren sey. Sie gehören zum Objecte der sogenannten Staatsweisheit, mit dessen Eigenheiten man doch bekannt seyn sollte, bevor man darüber für die Gegenwart oder die Zukunft verfügt. Wer über sie verfügen will, dem muß gewißlich vor Allem ein Ziel vorschweben, wohin er durch seine Vorschriften und Institute die Menschheit lenken möchte. Dann muß er jene Eigenheiten der Menschen selbst kennen. — Es ist schwer zu entscheiden, an welcher Seite es den Lenkern der neuern Völker am meisten gebricht. Ueber das Ziel walten bei den Praktikern wie bei den Theoretikern theologische und politische Phantasien; während niemand ernstlich daran denkt, es allein in dem Entwicklungsgange zu suchen. Und um die natürlichen Eigenheiten der Menschen kümmert man sich so wenig, daß, statt sich in ihrer Behand-

lung möglichst von dem Entwicklungsgange leiten zu lassen, man willkührlicher gegen sie verfährt, als ein Gärtner gegen die Gewächse seines Gartens; was um so mehr zu beklagen ist, da auch die besten politischen Institute den Individualitäten einigen Zwang anthun müssen und sich dadurch Gegner erzeugen; mithin insofern als neue Ursachen der Volkszwietracht erscheinen.

Obschon die Ungleichheiten an äußern Gütern in den Ungleichheiten der menschlichen Natur selbst begründet sind, so sollte es doch zu allen Zeiten die Sorge der Politiker seyn, daß sie nicht zu hoch steigen. Aber die Politiker der neueren Völker dachten daran nie; sie haben vielmehr im Taumel ihrer Finanz-Operationen den Gegensatz der Armuth und des Reichthumes zu einer Höhe gebracht, welche die furchtbarsten Explosionen drohet.

Wenn die Entstehung des Adels ebenfalls mit den natürlichen Variationen der menschlichen Eigenschaften zusammenhängt, so ist der gefährliche Charakter dieser Spaltung doch immer die Frucht politischer Fehler gewesen. Oft läßt zwar die Noth keine Wahl, und um das Aergste zu verhüten, müssen auch Gifte als Schutzmittel dienen. Aber meist gebricht es an der Erkenntniß des wahren Wohles der Gesammtheit, und die wilden Einzelnheiten haben allein deswegen freies Spiel. Ueberall fällt man nämlich in die Sucht, die natürlichen Vorzüge der Geburt durch künstliche Institute zu beherrschen. Die Gesetze können zwar Rechte an die Abstammung knüpfen, aber damit stützen sie diejenigen Vorzüge nicht, welche die freie Meinung des Volkes verleihet. Wie diese es ist, welche die edelen Geschlechter zuerst emporhebt, so muß sie selbige auch fortwährend emporhalten; d. h. sie läßt sich so wenig erzwingen, als Achtung und Liebe von einem einzelnen Menschen zu erzwingen ist. Vielmehr ist Zwang das sicherste Mittel sie zu vernichten. Darum dienen alle Vorzüge, welche die Gesetze dem Adel zusprechen, eher zur Zerstörung seiner wahren (geschichtlichen) Stütze als zur Erhaltung; und wo es eigentliche Adels-Rechte gibt, da

kann die vollständigste Spaltung des Volkes nicht fehlen; es sey denn, daß der nichtadelige Theil sich im Zustande der Thierheit befinde. Die Geschichte der Römer liefert hiezu einen interessanten Beleg. Die patricischen Familien hatten unstreitig in der Meinung des Volkes die günstigsten Vorurtheile für sich, die bei der freien Bewerbung um Aemter noch Jahrhunderte hindurch den Ausschlag gaben; und dennoch war des Haders kein Ende, so lange man die gesetzlichen Vorzüge festhielt.

Es ist begreiflich, daß alle Feindschaft, aller Widerwille gegen irgend ein Object einer Gesellschaft sich zuletzt gegen Das richten muß, was den Bestand sämmtlicher Objecte sichert, was (als der äußerste Angel des Ganzen) als das Band der allgemeinen Ordnung erscheint. So wenig also Feindschaften und Abneigungen unter den Menschen fehlen, so wenig kann es einen Staatsverband ohne Gegner geben, wenn es auch noch so sanft und locker wäre. Aber von den Ursachen dieser unvermeidlichen Feindschaft ist zu unterscheiden, was die Handhabung des Staatsverbandes und die Uebertragung der Macht und Mittel dazu an einzelne Glieder oder Classen erzeugt.

Wie kann eine Politik Eintracht befördern, wenn sie die ungleiche Vertheilung der äußern Güter mehr befördert als die Natur? wenn sie den Reichen die Mittel mehr und mehr Reichthum zu erlangen verleiht und die Armen davon ausschließt? wenn sie dem Reichthume eine größere Gewalt über die persönliche Freiheit der Dürftigen gibt, als er an sich hat?

Wie kann die Politik Eintracht befördern, wenn sie mehr dahin zielt, daß einzelne Classen sich durch persönliche Eigenschaften auszeichnen, als daß das ganze Volk sich veredle? indem sie z. B. dem Adel allein die Bahn vorbehält, worin diese Auszeichnung möglich ist, und dadurch eine Kastenspaltung erzeugt, die in stammverwandten Völkern nie von selbst entsteht? Wie kann sie es, wenn sie durch sogenannte Naugverleihungen eine günstige Meinung für Je-

manden erzwingen will, unbekümmert, ob die Wirklichkeit sie widerlegt? oder, wenn sie nach der freien Stimmung des Volkes für die Abstammung von ausgezeichneten Eltern so wenig fragt, daß sie, statt allein von ihr die Vortheile in Macht und Vermögen zu erwarten, sie als Vorrechte des Adels dekretirt? und, statt dem natürlichen Neide wider die mit Aemtern und Vermögen Beliehenen in dem Gedanken, daß man selbst für die Belehnung gewirkt habe, ein Gegengewicht zu belassen, ihm gar die Ueberzeugung zugesellt, daß das Wohl des Ganzen nur der Vorwand sey, um den Interessen eines Theiles zu dienen?

Es ist nicht meine Absicht zu bekritteln, was mehr von selbst geschehen ist, wozu die Völker fast instinctartig (d. h. ohne besondere Reflexion und Theorie) gekommen sind. Gegen die Sünden des Mittelalters mögen Diejenigen eifern, die so in Theorien verstrickt sind, daß sie auch überall in der Geschichte auf Theorien zu treffen wähnen. Ganz ohne Reflexion und Theorie ging es zwar auch im Mittelalter nicht her. Allein Reflexionen und Theorien können nur da sich verirren, über die Bedeutung der Wirklichkeit und des die Leiber und Geister unmittelbar Bewegenden und Treibenden phantastisch wegzublicken, wo die reflectirenden Menschen dem practischen Leben castenartig fremd geworden sind. Ich spreche bloß von den Versuchen solcher Denker, uns durch Theorien zu beglücken, und bin weit entfernt, die Reflexion überhaupt zu verdammen und einzig in dem Instincte unser Heil zu sehen. Es ist gewiß nicht so leicht, die Politik der Natur anzupassen, als einige Schulphilosophen glauben, und die Jugend glauben machen. Aber die gröbsten Verstöße wären doch wohl zu vermeiden. Es gibt jetzt Köpfe genug, die über Staatseinrichtungen nachsinnen. Wenn sie sich nur einer Seits des Schwalles von Phrasen, womit die öffentlichen Redner um sich werfen, erwehren könnten, anderer Seits der scholastischen Folgerungen aus Definitionen, um gesammelt in sich selbst zurückzugehen! Sie würden dann auch nie vergessen, daß es ein Anderes ist, einen Staat zu machen, wo noch kei-

ner war, als bestehende Staaten zu reformiren. Das einfache Gleichniß des Unterschiedes zwischen der Aufführung eines neuen Gebäudes und der Ausbesserung eines alten müßte sie davor bewahren. Und man würde eben so wenig vergessen, daß, wie die Architekten an Bedingungen gebunden sind, die das Material dictirt, so auch den politischen Constructionen von den Eigenschaften der Individuen und Familien Bedingungen dictirt werden. Allein gerade die Besorgniß, auf die Forderung einer mit der Zerstreuung unserer Lebensweise so schwer vereinbaren Selbstbetrachtung zu stoßen, scheint Jedermann im alten Geleise oder doch in dessen Nähe zu halten. So wie es leider ist, werden die meisten Reformversuche von Phantasien geleitet, welche die Reform der Materialien mit der Reform der Construction vermengen. Man träumt von Staaten, wie sie seyn sollen; und ohne zu prüfen, wie die Naturen der einzelnen Menschen für das sogenannte Ideal seyn müßten, wähnt man dessen Realisirung einzig von der Kunst sie zu- und gegeneinander zustellen abhängig. Die Frage, was sich aus dem gegebenen Stoffe überhaupt machen lasse, wird nirgend mehr übersehen, als in der neuern Politik; welches sich dort am auffallendsten zeigt, wo ererbte Einrichtungen am wenigsten beschränken, wo, wie in Nordamerika, die Vorzeit der Gegenwart am wenigsten vorgegriffen hat. Just an der Basis des politischen Zustandes daselbst hat die Weisheit keinen Theil. Ein Instinctartiges der großen Masse ist es, was die Entwicklung so sichtbarlich stützt und weiterträgt, daß nur der Stumpfsinn es verkennen kann; und das ist nichts Anderes, als die colonisirende Benutzung der Erde, welche immer die natürlichste und edelste Richtung der menschlichen Thätigkeit war und bleiben wird. Statt dieser Richtung zu dienen, haben ihr die Reflexionsproducte, die in Amerika völlig so sind als in Europa, stäts entgegengewirkt. In beiden Welttheilen ertönen zwar die Phrasen, man dürfe die Entwicklung nicht hindern; allein gerade der Weg, der ihr Stocken verhütet, wird ihr überall vertreten; und wie man sich in Europa von jeher

gegen das Auswandern nach den Küstenstaaten in unsinnige Schmähungen ergoß, so schmähet man in diesen Küsten-Staaten wieder gegen das Ausbreiten über die Alleghanys. Ja sogar in dem Missisippi-Gebiete eifern die östlicheren Länder gegen das Wandern in die westlicheren. Daß der Eigennutz mit einstimmt, ist begreiflich. Aber er würde nicht so laut werden, wenn die Politiker, Lehrer und Priester nicht vorangingen. Es ist so arg gewesen, daß man noch in den neuesten Staats-Constitutionen sich durch eine ausdrückliche Clausel geschützt hat. So z. B. kommt in der Constitution des Missouri-Staates, wie in der von Indiana, Kentucky, Alabama und Pennsylvanien, der Artikel vor, daß die Auswanderung nicht gehindert werden dürfe. Von dem Verhältnisse der colonisirenden Richtung zu den politischen Spaltungen wissen auch die Amerikanischen Reflexionsmänner so wenig, daß sie die Ursachen dieser Spaltungen entweder schlechthin dem Teufel beimessen oder sie vor lauter Mildheit ganz wegläugnen.

Wo es eine Jugend gibt, gibt es auch einen Drang zu Neuerungen, und keine politische Ordnung ist sicher, die dafür keinen Spielraum hat. Denken daran nun aber Leute, welche die Scholle, die man einmahl besitzt, so überschätzen, daß sie von Einbüßung der Nationalität und Geschichte schwatzen, sobald man den Boden verläßt, wo man geboren ist? Nur eine Staats-Ordnung, der das Fortcolonisiren als ein wesentliches Merkmahl angehört, kann mit jenem Drange der natürlichen Entwicklung, den die Jugend am stärksten äußert, im Frieden bleiben. So gut dieß die alten Völker begriffen, so schlecht thun es die neueren; deren Politiker, Priester und Lehrer in ihrem Kampfe gegen die Unruhe der fortschreitenden Entwicklung das Leben selbst bekämpfen, und trotz ihren Deklamationen über die Eitelkeit der irdischen Güter, durch den Werth der todten Scholle so geblendet werden, daß sie ihr alles lebendige Menschliche aufopfern.

Die Träume, daß es in Nordamerika weiser hergegangen, widerlegt die Geschichte der westlichen Staaten auf jeglichem

Blatte. Nicht bloß daß man sich dem Colonisationsdrange Anfangs auf das hartnäckigste widersetzte; als die neuen Colonien wirklich gegründet waren, hemmte ihr Gedeihen niemand mehr als die Centralregierung. Und, wenn das Volk sich nicht, den Befehlen dieser Regierung entgegen, selbst Schutz wider die beständigen Angriffe der Indianer verschafft hätte, so würde längst jeder Weiße jenseits der Alleghanys gemordet und scalpirt seyn. Es bedarf nur eines flüchtigen Blickes in die Geschichte der Staaten Tenessee und Kentucky. Während die Spanier von Neuorleans und Pensacola aus die Indianer (insbesondere die Creeks) ununterbrochen gegen die Amerikanischen Colonisten aufwiegelten, und ihnen Kriegsmaterialien lieferten, verlangte das Generalgouvernement die Entlassung der Miliz. Seit dem Jahre 1791 betrug die Zahl der Colonisten in dem Striche, der später (1796) zum Staate Tenessee constituirt wurde, über vierzig tausend. Als diese (im Jahre 1793) eine eigene Legislatur wünschten, war der Hauptgrund ihrer schriftlichen Eingabe: „damit sie sich selbst gegen die Wilden vertheidigen könnten, wogegen das Generalgouvernement sie nie gehörig geschützt habe.“ Die vielen Mordthaten der Indianer hatten zuletzt Jedermann zur Verzweiflung gebracht, und es kam im Jahre 1794 zu einer Expedition gegen Nickajack, eine Stadt der Creeks, deren Erfolg den Wilden den Muth brach und einen dauerhaften Frieden erzeugte. Aber eben diese Expedition geschah nicht allein ohne Vorwissen des Generalgouvernements, sondern die Unternehmer mußten auch nachher ihren Antheil verhehlen. Somit erhellet, daß selbst Washington über die Bahn der menschlichen Entwicklung und ihr Verhältniß zu der politischen Weisheit der neuern Völker keineswegs im Reinen war. Wie das Gedeihen der Colonien an der Küste von den Politikern des Mutterlandes mehr gehindert als befördert worden (wenn nicht ohnmächtige Hinderungen oft die kräftigsten Förderungen wären), so wurde dem Emporblühen der Colonien im Innern von jenen der Küste entgegengewirkt. Und die Staatsmänner, welche östlich des Alleghanys eine

Rolle behaupten konnten, spürten so wenig Neigung, darüber hinaus zu verziehen als die Minister Englands über den Ocean. Darin steckt der Unterschied zwischen den Gründungen der alten Völker am Mittelmeere und denen der neuern. Die Culturträger der neuern Völker fürchten die Cultur sammt der Geschichte zu verlieren, wenn sie die Scholle wechseln. Sie prahlen mit der Abstammung von den alten Germanen; aber diesen fiel es nie ein, die Anhänglichkeit an das Land mehr zum Patriotismus zu rechnen als die Anhänglichkeit an ihre Stammgenossen; und sie würden sicherlich Den nicht als Nachkommen anerkennen, der an den Indianern Nordamerika's die Sehnsucht, auf den Gräbern der Väter zu leben und zu sterben, für einen nachahmungswürdigen heiligen Zug erklärt.

Ferner waren es auch in Nordamerika die Politiker und Priester, welche die natürliche Ungleichheit der Menschen an Vermögen und Geisteskräften zu den Spaltungen förmlicher Casten zu leiten trachteten, in dem alten Europäischen Wahne daß sich nur so die politische Ordnung dauernd stützen lasse. Und wie im Britischen Parlamente, so galt es bisher auch im Nordamerikanischen Congresse als Axiom, daß die Regierung sich um nichts als die sogenannte Majorität zu kümmern habe; d. h. man glaubte die höchste Aufgabe der Staatsregierung gelöset, wenn man nur die Stimmenmehrheit der sogenannten Volksvertreter besitze. Die Gegenwart mochte drängen oder nicht, wie man die Stimmenmehrheit erreiche, darum kümmerte man sich so wenig, als ob die Stimmen der Bevollmächtigten mit dem wahren Interesse des Volkes, oder was das Volk dafür hielt, harmonirten. Man sorgte bloß für den Augenblick, und der Gedanke, daß eine Regierungsweise, die sich so sehr auf Täuschung stützt, unmöglich fortbestehen könne, wenn die weiterschreitende Cultur dem Volke einmahl die Augen öffne, wurde in dem einen Lande wie in dem andern von der taumelnden Geschäftigkeit der Beamten als eine Grille pedantischer Unglückspropheten zurückgewiesen. In Nordamerika stieg das Uebel freilich nicht so hoch als in Britan-

nien, aber man träume darum nicht von hellern politiſchen Anſichten.

Statt gründlicher Unterſuchungen über die menſchlichen Intereſſen und deren Abhängigkeit von der Entwicklung der individuellen ſo wie von der, die durch die Folge der Generationen ſtatthat) hält man ſich in Europa wie in Amerika an verworrenen Vorſtellungen, die nicht beſſer taugen zur Beurtheilung des Getriebes in den Staaten der Vorwelt als in denen der Gegenwart. Wo von politiſchen Partheien die Rede iſt, da kommen z. B. auch die Wörter „Reichthum, Macht und Geburt" vor. Allein ſo lange die theokratiſchen Phraſen von der Eitelkeit der irdiſchen Güter die Blicke verfinſtern, iſt es unmöglich mit dieſen Wörtern klare Vorſtellungen zu verbinden. Wer nämlich den Satz nicht verkennt, daß die politiſchen Partheien nur durch Intereſſen entſtehen und fortdauern, der wird auch einſehen, daß das einzige Mittel, die Vermengung der höheren und niederen Intereſſen zu verhüten, die Unterſuchung der Quellen der Intereſſen iſt. Nun ſind aber jene Phraſen einer ſolchen Unterſuchung ſehr ungünſtig. Denn in Oberflächlichkeit weggleitend bezeichnen ſie den Reichthum, die Macht und die Geburtsvorzüge als äußere Güter und befördern damit den Irrthum, daß die Intereſſen daran äußere Intereſſen ſeyen. Und um das Verhältniß dieſes theoretiſchen Irrthumes zur Praxis näher zu würdigen, braucht man nur eine Weile auf die Einzelnheiten der allgemeinen Rubrik zu blicken; z. B. zuerſt auf den Reichthum. Wäre eine politiſche Spaltung bloß in Aeußerlichkeiten gegründet, ſo müßte auch eine nackte Umänderung der Aeußerlichkeiten ſie heben können; und wer alſo den Reichthum und die Armuth als eine bloße Aeußerlichkeit anſieht, der muß auch die darin begründete Spaltung durch eine beſſere Vertheilung der Güter heilbar achten. Die Geſchichte berichtet wirklich von Curplanen der Art. Allein welcher Beſonnene zweifelt, daß das Uebel bald von ſelbſt wiederkehren würde? Und iſt das nicht hinreichend, deſſen Quelle etwas tiefer als in einem todten Aeußern zu vermuthen? Die Ungleichheit

im Beſitze der äußern Güter hat ſolche Wurzeln in der lebendigen Ungleichheit der Menſchen, daß ſie ſich eben ſo wenig aufheben läßt als dieſe. Freilich kann man durch immer neue ſchmerzhafte Operationen die Wirkungen zerſtören; aber die Wurzeln wird man nur mit der menſchlichen Natur ſelbſt vertilgen. Was hilft einem Blinden oder Lahmen die Gleichheit des Rechtes am Boden und am Wildpret der Wälder, wenn ihm das Mittel fehlt, ſein Recht auszuüben? Je cultivirter die Völker ſind, deſto mehr haben neben den Gebrechen, Krankheiten und Vorzügen des Leibes auch die geiſtigen Verſchiedenheiten an der Ungleichheit des Vermögens Theil; und ein politiſcher Bildner, der dieſe vertilgen will, verſündigt ſich ärger an der menſchlichen Entwicklung, als wenn er ſie völlig dem Zufalle überließe; oder man müßte dann zu unſerer Cultur rechnen, daß die Chroniken von großen Wunderwerken (wie von Egyptiſchen Pyramiden) berichten können, welche die Individuen weder beglückten noch beſſerten.

Aehnliche Verirrungen befördert die Declamation von äußern und innern Gütern in Betreff der Vertheilung der politiſchen Gewalt. Es iſt keineswegs meine Abſicht, Mißbräuchen das Wort zu reden, und darum verhehle auch ich nicht, daß in den meiſten neueren Staaten eine beſſere Vertheilung unumgänglich iſt. Aber man erwarte davon keine chimäriſchen Reſultate. Wer nicht allen Menſchen die gleiche Fähigkeit zum Gebrauche der Gewalt als ein ewiges Erbgut zuſichern kann, der iſt auch nicht im Stande, ihre ungleiche Vertheilung zu verhindern. Gerade die Gleichſtellung der Familien wird die Ungleichheit wieder erzeugen. Nämlich weil die gleiche (active und paſſive) Wahlfähigkeit für die Aemter unſtreitig die Baſis einer ſolchen Ordnung ſeyn würde, ſo müßte die fortdauernde geiſtige Ungleichheit der Bürger allein ſchon die Wahlen bald auf gewiſſe Familien vorzugsweiſe lenken und damit die kaum aufgehobene Spaltung von neuem anfangen.

Was endlich die Spaltung durch die Abſtammung

betrifft, ſo kann eine politiſche Reform zwar die geſetzlichen Vorzüge des Adels aufheben, und, wenn ſie nicht räuberiſch verfährt, damit auch einen Theil der Spaltung; aber das Ringen nach einer völligen Gleichheit, was wir kürzlich an Frankreich geſehen haben, iſt ein Streben, die natürlichen Vorzüge, welche die edlere Abſtammung einzig von der freien Meinung der Menſchen hat, zu vernichten; mithin ein nicht minder tolles Kämpfen gegen die Natur, als das andere Extrem, worin man die Achtung und Liebe zu erzwingen wähnt. Welcher Wahnſinn war es doch, der ſog. Freiheit und Gleichheit wegen die Namen der ausgezeichneten Geſchlechter zu vernichten. Trotz aller politiſchen Deklamationen gegen den Adel fühlen dieß die Nordamerikaner, ſich ſelbſt und ihrem Familienleben überlaſſen, ſo tief, daß es den Gebildeten nicht einfällt, den reiſenden Europäiſchen Prinzen ihren Titel zu verſagen, wenn ſie auch nicht geneigt ſind, ihnen das Geringſte von ihren Rechten aufzuopfern.

Den Reden von äußern und höhern Gütern liegt allerdings Etwas zum Grunde, was für die Beurtheilung der politiſchen Zwietracht wichtig iſt. Allein es wird zu ſehr von verworrenen religiöſen Vorſtellungen umhüllt. Es iſt offenbar ſehr verſchieden, ob die Zwietracht mehr in einem Aeußern (z. B. in der Beſchränkung vieler Perſonen auf einen nur für wenige hinreichenden Raum) wurzele, als in innern Verſchiedenheiten der Menſchen ſelbſt, z. B. in einer verſchiedenen Cultur, und einer davon abhängigen Verſchiedenheit in den Intereſſen. Allein eine oberflächliche Diſtinction in äußere und innere Güter bringt darüber noch nicht ins Reine. Immer und ewig iſt von dem Satze auszugehen, daß wie alles menſchliche Streben und Treiben von Intereſſen, ſo auch die Zwietracht davon herrührt. Wer aber das Wort „äußere“ mit den Intereſſen verbinden will, der hat zu bedenken, daß wie das Leben überhaupt ſo auch unſere ſämmtlichen Intereſſen von zwei Wurzeln (Gliedern) abhängen; nämlich von unſerer Natur an ſich, oder, beſtimmter ausgedrückt, von ihrer Empfänglichkeit (innere Wurzel) und von den

Reizen (äußere Wurzel). Die innere Wurzel zerfällt wieder in zwei Zweige, in die physische Empfänglichkeit (die Triebe des Leibes) und in die geistige. Welchen Sinn können hienach die Worte „äußere Interessen" haben? Insofern die Richtung eines Interesses auf den Besitz eines Stückes Land geht, verdient es freilich den Namen eines äußern. Allein warum ist die Benennung unpassend, wenn es sich auf die Stiftung einer politischen Anstalt richtet? Ist doch die Anstalt, ihr Zweck sey welcher er wolle, stäts etwas außer uns. Warum halten wir sie ebenfalls für unpassend, wenn man das Stück Land für einen politischen Zweck sucht? Bei genauer Ueberlegung findet sich, daß die Worte „äußeres Interesse" eigentlich auf die Bedeutung gehen, welche die Dinge und Zwecke für unsere physischen Bedürfnisse haben. Aber dieß wird bei den Reden von äußern und innern Gütern gänzlich übersehen; und es bleibt gänzlich unbeachtet, daß man sowohl ein geistiges (höheres) Interesse an dem Reichthume haben kann als an der Macht und dem Adel; daß der Geizhals aus einem andern Grunde nach äußern Mitteln strebt als der besonnene Menschenfreund; wie die Ehrsucht und Eitelkeit aus einem andern Grunde nach Macht und Auszeichnung als der unternehmende Kopf. — Uebrigens ist auch bei dem richtigsten Gebrauche allgemeiner Bezeichnungen nie zu vergessen, daß große Rubriken nur die Uebersicht über die Einzelnheiten erleichtern können, aber keinesweges von der Prüfung der Einzelnheiten selbst befreien; und daß namentlich für die Beurtheilung der politischen Partheien es immer die erste Bedingung bleibt, die einzelnen Quellen der menschlichen Interessen zu untersuchen. Diese Untersuchung ist es, welche mit dem Aufschlusse über die Veränderlichkeit jener Quellen (ihrer äußern und innern Wurzel), und den Wechsel der Interessen an sich, auch den Rollenwechsel der Partheien leicht erklärt. Oft rührt selbiger Rollenwechsel von einer Aenderung der Empfänglichkeit (der Ansichten und Meinungen) her, oft von einer bloßen Aenderung der äußern Wurzel, oder von einer Aenderung in beiden. Und nicht sel-

ten ändert sich in den einzelnen Interessen an sich gar nichts; es rücken bloß andere Personen ein, oder die Interessen vertheilen sich anders; z. B. widerstreitende Interessen vereinigen sich in einer Person, oder umgekehrt sie zertheilen sich unter verschiedene Personen. Schwerlich lassen sich diese Aussprüche besser vor dem Verdachte der Pedanterei schützen, als durch folgende Bemerkung über die Föderalisten und die Anti-Föderalisten in Nordamerika.

In den V. St. wird die politische Spaltung zuäußerst durch die Vertheilung der politischen Macht unterhalten, und die anderen Spaltungsursachen lehnen sich an selbige an; wie sehr sie auch die Spannung von Zeit zu Zeit verstärken. Obgleich es viele Bürger gibt, die kaum davon berührt werden, so erstreckt sie sich doch so über das Ganze, daß es aus zwei großen Partheien zu bestehen scheint. Bis zur Unabhängigkeit zerfiel die gesammte Bevölkerung (außer wenigen Neutralen) in Royalisten und Republikaner, und die politische Macht (d. h. die bedeutenden Staatsämter) waren im Besitze der ersten. Mit der Befreiung von Britannien kam sie natürlich an die Republikaner. Allein da nicht alle Republikaner durch Aemter zufrieden gestellt wurden, so erzeugte sie nunmehr eine Spaltung unter diesen; indeß die Royalisten als solche verschwanden, sich entweder still verhielten oder sich einstweilen einer der neuen Partheien anschlossen. Jedoch blieb bis zum Jahre 1787 die neue Spaltung so gelinde, daß nicht einmahl Namen dafür entstanden. Erst der Streit wegen der Aenderung der Verfassung schuf sie.

Es ist begreiflich, daß es unter Denen, die durch die Revolution in den Besitz der politischen Macht gelangt waren, Viele geben mußte, welche aus Besorgniß ihre Macht zu verlieren fernere Neuerungen haßten *). An diese schlossen sich Alle an,

*) Die Abweichungen durch den Impuls des jugendlichen Alters waren um so seltener, je seltner damahls die Aemter jungen Leuten zu Theil wurden.

welche Alter und Reichthum gegen Neuerungen stimmte; so wie drittens Die, welche in der Schwäche der Bundesgewalt und in der Stärke der Gewalt der einzelnen Staaten eine Schutzwehr gegen die Gefahr, wieder unter eine Monarchie zu gerathen, erblickten. Das waren Hauptrücksichten. Es gab ohne Zweifel auch Nebenrücksichten. Aber alle Rücksichten hatten das gemein, daß man nur die guten nannte und die schlechten verschwieg. Für Neuerungen waren anderer Seits, außer Denen, die aufrichtig in der Aenderung der Verfassung eine Verbesserung suchten, — die meisten Derer, welchen ihr Antheil an der politischen Macht nicht behagte, welche entweder mit ihren Aemtern nicht zufrieden waren oder sich ganz ohne Aemter sahen. An Diese schloß sich, wer, ohne selbst Aemter verwalten zu wollen, aus Haß, Neid oder aus Ueberzeugung von den Fehlern ihrer zeitlichen Verwalter, einen allgemeinen Wechsel wünschte; ferner die Jugend, deren Neigung zu Abenteuern und wilde Ehrsucht die beste Gegenwart nur zu gerne für träumerische Erwartungen von der Zukunft opfert; dann Personen, die darin der Jugend immer gleich bleiben; endlich die wenigen durch Unglück oder Naturell mit der Welt Zerfallenen, die in der Zerstörung des Wohles Anderer eine Linderung ihrer eigenen Qual finden.

Ungeachtet die Geschichte der Vorzeit die Namen „Aristokraten und Demokraten“ anbot, scheute man sich dennoch, durch deren Gebrauch die wahre Natur der Spaltung einzugestehen. Begreiflich behauptete jede Parthei von sich, daß sie die ächte Freiheit vertheidige, die Gegner aber an dem Untergange arbeiteten. Deshalb konnte auch der Name Republikaner keiner Parthei ausschließlich zufallen. Und obschon die Consolidanten den Vorwurf, daß es auf eine Monarchie abgesehen sey, den Kämpfern für die alte lockere Föderal-Verfassung nicht zurückgeben durften, so hielten ihn die letzteren doch selbst für zu schwach begründet, als daß ein Partheiname dafür hätte aufkommen können. Die alte Verfassung war, sichtbarlich genug, einer Föderal-Verfassung näher als das neue Project,

und darum entstanden die Namen Föderalisten und Antiföderalisten wie von selbst.

Ausgemacht ist, daß die Benennung Föderalisten in jenem Kampfe vorkam. Allein nicht so ausgemacht ist, daß die Gegner der Neuerung (die Vertheidiger der alten Verfassung) so hießen; und dieser Umstand ist es, welcher zu einer Erörterung führt, die über die politischen Partheien aller Länder eine Belehrung liefern kann, wie sie in den Schulbüchern schwerlich zu finden ist.

Daß die Parthei, welche später die neue Verfassung (z. B. im Jahre 1793 u. 1794 gegen die Aufwiegelungen des Französischen Gesandten Genet) vertheidigte, die föderalistische hieß, ist ebenfalls unbestritten; auch daß die damahligen Gegner der Verfassung (so wie die heutigen) unter dem Namen „Demokraten" begriffen wurden. Allein just die Erscheinung, daß die Föderalisten die neue Verfassung später vertheidigten, ist es, der den Zweifel erzeugt hat, ob je die Gegner der neuen Verfassung so hätten heißen können; und dieser Zweifel läßt sich auf keine andere Weise lösen, als durch Beachtung des Rollenwechsels, der mit Einführung der neuen Verfassung unter den politischen Partheien vorging. Nämlich die Gegner der neuen Verfassung vor deren Einführung waren ganz andere Personen als die späteren Gegner. Man erwäge Folgendes. Mit der neuen Verfassung entstanden auch viele neue Aemter, wogegen einige alte verschwanden oder ihre Bedeutung verloren. Die neuen Aemter fielen meistens Männern der siegenden Parthei zu (den Consolidanten oder Antiföderalisten); und nun gehörten diese zu den Zufriedenen, und trennten sich von der großen Zahl derjenigen Neuerer, die bei dem Wechsel persönlich nichts gewonnen hatten. Ihr Streben war hinführo ein aristokratisches, und es konnte nicht ausbleiben, daß von ihren bisherigen Gegnern alle die, welche in der politischen Niederlage nicht jeden Grund zur Zufriedenheit verloren hatten, d. h. die Reichen *) und manche Beam-

*) In meinem Reiseberichte kommt vor, daß die Opposition des

ten, durch die Gleichheit der Intereſſen bald mit ihnen zur Verhütung fernerer Neuerungen vereinigt wurden. Offenbar theilten ſich demnach die beiden alten Partheien in zwei Theile, und jeder dieſer Theile von einer Parthei vereinigte ſich mit einem von der andern. Nämlich diejenigen Vertheidiger der urſprünglichen Föderal-Verfaſſung, welche zu viel verloren hatten, ſich mit dem Neuen ausſöhnen zu können, blieben deſſen Gegner. Mit ihnen verbanden ſich alle Beförderer der gelungenen Neuerung, die ſich in ihren Erwartungen davon getäuſcht ſahen, zur jetzigen Demokraten-Parthei. Und ſo erklärt ſich von ſelbſt, warum dieſe Demokraten-Parthei ſo gut Anſpruch auf den Namen „Föderaliſten" hat, als die jetzigen Ariſtokraten. Durfte doch der Theil der urſprünglichen Föderaliſten (alten Ariſtokraten), welcher mit den neuen Demokraten zuſammenfloß, mit dem vollſten Rechte ſeinen Namen fortführen, weil der Grund ſeiner Anſchließung an die Maſſe der Unzufriedenen eben ſeine Anhänglichkeit an das Aufgehobene war. Und der Theil der urſprünglichen Föderaliſten, welcher ſich allmählig den neuen Ariſtokraten anſchloß, brauchte ihn darum nicht abzulegen, weil es unter den neuen Demokraten Glieder gab, die in ihrem Haſſe gegen alle Local-Beamten die Verfaſſung noch mehr zu conſolidiren ſtrebten, als die Conſtitution des Jahres 1787 es thut *).

Reichthumes und der Armuth in den V. St. fehle. Was der Reichthum dort zur Anſchließung an die Ariſtokraten-Parthei wirkt, iſt nämlich mehr der Zufriedenheit mit dem Beſtehenden als der Furcht vor Angriffen auf das Vermögen beizumeſſen. Diejenige Dürftigkeit, welche eine ſolche Furcht in Europa einflößt, iſt in den V. St. zu ſelten. Wenn ſich plötzlich alle politiſche Ordnung auflöſ'te, ſo würde das Privat-Eigenthum dennoch nicht gefährdet ſeyn, wenigſtens nicht vor der Armuth.

*) Man glaube nämlich nicht, daß jene Claſſe, welche lieber einen entfernten Diktator will als einen nahen durch Geſetze gebundenen Beamten (worin ſie aus Blindheit gegen die geſetzlichen Schranken nur einen nahen Despoten ſieht), in Nordamerika ganz fehle.

Es ist erbaulich zu lesen, wie sich die Schriftsteller über diesen Gegenstand äußern. Besonders vergleiche man, was Rochefoucauld Liancourt darüber sagt. Nachdem er eine dicke Abhandlung über die Partheien geschrieben, spricht er zuletzt von dem sonderbaren Ereignisse, daß sie mit Namen gewechselt hätten, was er sich nicht erklären könne.

* * *

Zum Schlusse noch eine andere Bemerkung über Amerika und Europa. Daß es im Familienleben wie im Staatsleben eben so sehr auf ein gewisses Festhalten am Bestehenden als auf eine gewisse Nachgiebigkeit gegen Neuerungen ankommt, hat man (wie gesagt) längst geahnet, wie auch, daß das höhere Alter mehr für das Bestehende, das jüngere mehr für Neuerungen ist; und deshalb angerathen, weder dem Einen noch dem Andern die Aemter ausschließlich zu überlassen (um nämlich einer Seits der Starrsucht, anderer Seits der Umwälzungswuth zu entgehen). Allein ist es zu rechtfertigen, wenn die Franzosen in der Revolutionszeit damit auszureichen hofften, und in blindem Hasse gegen alle übrige natürlichen Verschiedenheiten der Menschen jede Stütze verschmähten, die darin für das Bestehende so leicht zu finden war? Dennoch hat man die Französische Schöpfung des Rathes der Alten als das Meisterstück der Staatskunst gepriesen.

Indeß wie sind die natürlichen Verschiedenheiten der Menschen für das politische Gerüst der Amerikaner benutzt worden? Ich will darüber keine Abhandlung schreiben. Aber deren bedarf es auch nicht, um zu zeigen, welche Dunkelheit über diese ganze Materie in beiden Welten herrscht. In Europa und Deutschland braucht man nur an die gewöhnliche Meinung zu erinnern, daß in Nordamerika Alles nach Geld gehe. Wie ist damit die Würdigung der unbestreitbaren Wahrheit vereinbar, daß man gerade in dem Wichtigsten, in der Politik, weit weniger auf Geld und Geldeswerth sieht als in Europa? Mir gilt es hier nicht die Amerikaner zu vertheidigen. Ich will sie vielmehr selbst tadeln; allein beiläu-

ſig auch notiren, wie wenig man in Europa weiß, wo die Amerikaner wirklich Tadel verdienen. Die uneigennützigen Europäiſchen Kritiker der Amerikaniſchen Geldliebe ſollen alſo erfahren, daß man Repräſentant, Senator, ja gar Präſident*) des großen Amerikaniſchen Bundes werden kann, ohne das geringſte Vermögen. Mit den Aemtern in den einzelnen Staaten verhält es ſich eben ſo; z. B. in Pennſylvanien, in Kentucky, in Miſſouri, in Illinois, in Indiana, in Ohio; wo zur Wählbarkeit bloß erforderlich iſt, Steuern (die Staats- und Bezirks-Steuern) bezahlt zu haben. In andern Staaten kann man Repräſentant werden ohne Vermögen, aber nicht Senator; z. B. in Delaware. Wieder in andern verlangt man für einen Senator mehr Vermögen als für einen Repräſentanten; z. B. in Louiſiana und Miſſiſippi, wo der Repräſentant wenigſtens fünfhundert Dollars an Grundeigenthum und der Senator tauſend beſitzen muß. In Teneſſee gehört zu beiden Aemtern ein Beſitz von zweihundert Acres. Auch in Betreff der Wähler iſt es verſchieden. Hier gehört gar kein Vermögen zu Qualification, dort einiges weniges. — Man könnte vermuthen, daß in den ſogenannten Sclaven-Staaten mehr Gewicht auf Vermögen gelegt werde. Das iſt auch der Fall in Virginien, in den beiden Carolina's, in Georgien, in Teneſſee, in Miſſiſippi und Louiſiana, wo überall Vermögen zum Amte eines Repräſentanten ſowohl als eines Senators gefordert wird; allein nicht in Kentucky, Alabama und Miſſouri. — Aber wohin geht nun mein Tadel dieſer Einrichtungen?

Gegen diejenigen, welche auf den Unterſchied des Ver-

*) In meinem Reiſeberichte heißt es (Seite 179), daß niemand mehr als zwei Mahl (d. i. über acht Jahre) Bundespräſident ſeyn könne. Ich erläutere und berichtige dieß dahin, daß kein geſchriebenes Geſetz etwas darüber beſtimmt, es aber eine Art Gewohnheitsrecht geworden iſt, nicht mehr als zwei Mahl gewählt werden zu können und auch das nur unmittelbar nach einander.

mögens achten wollen, habe ich zu bemerken, daß ſie es nicht genug thun; da in einem Lande, wo es keine Europäiſche Armuth gibt und der Erwerb ſo leicht iſt, einige hundert Dollars von keiner Bedeutung ſind. Wo man eine gewiſſe Morgenzahl fordert, gilt daſſelbe, ſo lange der Boden wohlfeil iſt. Und ſpäter, wenn der Boden theuer wird, kann das umgekehrte Uebel eintreten.

Gegen die Staaten, welche den Unterſchied des Vermögens nicht beachten, lautet mein Tadel aber, daß wenn gleich der Beſitzſtand in Nordamerika (bei der Leichtigkeit des Unterhaltes) noch keinen gefährlichen Feind in der Armuth hat und inſofern Vorkehrungen wider die Neuerungsſucht aus Armuth vorerſt unnöthig ſind, doch der Einfluß des Vermögens auf die Erziehung auch dort nicht unerheblich iſt. Die Franzöſiſchen Geſetze haben die Vermuthung, unter den Vermögenden am meiſten Bildung anzutreffen, nicht verläugnet. Allein in Nordamerika fehlt es ihr zu ſehr an Fürſprache. Man verkennt, daß deren Berückſichtigung der allgemeinen Stimmung (d. h. der Stimmung der großen Mehrheit) nur ſcheinbar widerſtreitet. In einem Gebiete, wo Jedermann die Ausſicht hat, mit einem gewiſſen Alter zu Vermögen zu gelangen, läßt ſich der Nutzen der Ausſchließung der Unvermögenden von wichtigen Aemtern der Menge faſt eben ſo gut begreiflich machen, als der Nutzen der Ausſchließung der Jugend. — Indeß leider ſteht es auch um die letztere Ausſchließung ſehr mißlich; und um Das näher zu zeigen, lenke ich die Aufmerkſamkeit auf die fernere Frage, wie man in Amerika die Verſchiedenheiten im Alter für die Politik gebrauche. In allen Staaten genügt zu dem Rufe, die Verfaſſung und Geſetze zu erhalten und zu verbeſſern, das Jünglingsalter. Mit 21 Jahren kann man Repräſentant und mit 25 Jahren Senator ſeyn in Maryland, in Pennſylvanien, in Alabama, in Indiana und Illinois. In Miſſouri fordert man 24 und 33 Jahre; in Delaware 24 und 27; in Louiſiana 21 und 27; in Miſſiſippi 22 und

26.; in Ohio 25 und 30; und daſſelbe Alter fordert auch der Bund. Kentucky fordert 24 und 35; Teneſſee dagegen für beide Aemter nur ein und zwanzig Jahre.

Was ich zur Kritik dieſer Alters-Bedingungen zu ſagen habe, ſcheint mir ſo bedeutend, daß ich es durch alle Journale verbreiten möchte. Es iſt Folgendes. Ueberall wo das höhere Alter im Familien-Leben kein höheres Gewicht hat, kann es ihm auch im öffentlichen Leben nicht zu Theil werden; man mag dekretiren, was man wolle. Nun fehlt aber das höhere Gewicht darum im Familien-Leben (in Amerika wie in Europa), weil unſere Cultur ihm entgegen iſt. Und unſere Cultur iſt ihm darum entgegen, weil unſere Erziehung, wie unſer ganzes Seyn, berufs- und caſtenartig iſt. Wo die Erziehung für den Beruf und Erwerb die Erziehung zum Menſchen erdrückt und die geiſtige Entwicklung kaum über die gewöhnliche Schulzeit hinaus reicht, da kann der Vorſprung an Jahren unmöglich viel für dieſe Entwicklung leiſten. Eben deshalb muß ſich das höhere Alter mit dem Einfluſſe begnügen, den ihm die Anhänglichkeit oder die Religioſität einräumt; und das iſt unter uns blutwenig. Ein Paar Schuljahre, einige Reiſen oder ein Amt genügen, dem Jünglinge in ſeiner eignen Familie den Vorrang vor dem Alter zu verſchaffen; und nirgend ſind wir den Völkern der Vorwelt unähnlicher, als in dem Verhältniſſe der Jugend zur Reife und des weiblichen Geſchlechtes zum männlichen. Es iſt die neuere Cultur, der, wie es ihr grob heißt, wenn Männer ſich beſtreben mehr Geiſt und Kraft zu entwickeln als die Frauen, es pedantiſch ſcheint, über die Jünglingsjahre hinaus fortzudenken, und phantaſtiſch, zu bezweifeln, daß alle geiſtige Ausbildung vor dem 25ſten Lebensjahre könne beendigt ſeyn. Es iſt dieſelbe neuere Cultur, die ſo wenig in Amerika als in Europa einen Anſtoß findet, in den höchſten bürgerlichen wie geiſtlichen Aemtern Jünglinge zu ſehen, und im trägen Glauben an eine das Alter erſetzende Inſpiration den Reden über die heiligſten Intereſſen aus dem Munde ſterblicher

Menſchen, die in der Wirklichkeit jene Intereſſen kaum berührt geſchweige geiſtig verarbeitet haben, eben ſo andächtig zuhört, als wenn ſie aus einem Haupte kommen, das jenſeits der Stürme des Lebens der Verklärung nahe iſt. Wir rühmen uns, durch die Erfahrungen von Jahrtauſenden der Vorwelt überlegen zu ſeyn, und vergeſſen, daß kein Volk der Erde das Alter weniger zur Politik benutzt hat, als wir. Wie die Griechen ihren Rath der Alten (γερουσια) hatten und πρεσβυς ſowohl alt als angeſehen hieß, ſo entſtand bei den Römern aus dem Worte senis (alt) das Wort Senat und Senator, und bei den Romaniſchen Völkern des Mittelalters das Seigneur (senior), bei den Germaniſchen aber auf eine analoge Weiſe aus Grau Graf (?) und (unter den Angelſachſen) aus alderman (alter Mann) Rathsherr. Ueberall wo die Entwicklung ihren natürlichen Gang hat, ereignet ſich Aehnliches. Sogar bei den Scythen unſerer Zeit, den räuberiſchen Turkmanen, iſt das Wort Weißbart (Akſukal), nach dem Berichte des Engländers Burnes, dem eines Obern gleich.

Fünf und vierzigſter Auszug.

Ich bin mehrmahls um die Leitung von Auswanderern angegangen worden; mußte es aber ablehnen, unter Anderem wegen Familien-Angelegenheiten, die mir eine neue Reiſe über den Ocean vorläufig verbieten. Ja, wären die Vereine fähig, gleich einen Mittelpunkt für Deutſche Cultur zu gründen, ſo würde ich mich losmachen, wenn auch nur für zwei Jahre. Dazu iſt es aber nicht genug, daß ſich die Auswanderer ſelbſt vereinen. Sie ſind zu ſehr Parthei eine unpartheiiſche Leitung ſtützen zu können, und ſchon daran werden ähnliche Geſellſchaften wie die bisherigen ſcheitern, wenn die Perſönlichkeit der Führer noch ſo gut wäre. Die Baſis der Vereine, welche ich meine, müßte

aus wohlhabenden patriotischen Gliedern bestehen, die für sich selbst an kein Auswandern denken. Nur von diesen müßte der Führer (sowohl den Statuten als der Art der Ausrüstung nach) abhängig seyn und nicht von der veränderlichen Stimmung der in der Auswanderung Befangenen, worin die Besten die mannigfachen Eindrücke des Augenblickes nicht so beherrschen, wie es zu einer besonnenen Regulirung der ganzen Unternehmung nöthig ist. Ueberdieß kann das rechte Colonisiren der Deutschen erst beginnen, wenn einmahl eine gehörige Zahl im innern Nordamerika heimisch geworden ist. Die Deutschen sind (wie alle Europäer) an ein stationäres Leben zu sehr gewöhnt, und in der freien Natur zu unbeholfen, als daß ihnen nicht zu wünschen wäre, bald nach der Ueberfahrt in Ruhe zu kommen. Haben sie aber einmahl eine Zeitlang im neuen Continente gelebt, so wird es unter ihnen nicht an Lust und Fähigkeit zu Planen fehlen, die man noch nicht bezeichnen kann, ohne der Abenteuerei verdächtig zu werden. Wahrlich, ich vermag jetzt gar nichts mehr über meinen Abscheu gegen die schlaffe Jämmerlichkeit der sogenannten gebildeten Welt. Ich habe practisch erfahren, daß sich ein cultivirtes Leben ganz anders führen läßt als in Europa, und daß man nicht Indianer zu werden braucht, um einem Kreise zu entfliehen, wo männliche Kraft die erste Quelle der Leiden ist, gegen die man beständig mit künstlichen Ablenkungen und Herabstimmungen zu kämpfen hat, wie die Aerzte gegen die sogenannte Hypersthenie und übermäßige Empfindlichkeit. — Wenn man sich überall übel befindet, wo man sich langweilt, so ist dem auf das Getriebe der neuern Cultur beschränkten Europäer nicht mehr Lebenskraft zu wünschen, als sich durch Essen und Trinken, durch Spiel, Jagd und Tändeleien mit Frauen beschäftigen läßt; falls nach der täglichen Frohne für die dringendsten Bedürfnisse überhaupt noch Kraft übrig bleibt, die sich nicht willig dem Schlafe überantwortet. Ich bin mit vielen Jünglingen aufgewachsen, deren Brust voller Entwürfe und Erwartungen war. Einige sind mitten in diesen rüstigen Erregungen gestorben und ihr Loos war nicht das schlechteste. Die

meiſten ſehen, von der Hyder der Philiſterei umſtrickt, ihre Bahn ohne Zweck und Intereſſe abrollen, und keiner iſt, der nicht von Zeit zu Zeit in Unmuth verſänke, ſtatt den Idealen ſeiner Jugend den jämmerlichſten Rückſichten dienen zu müſſen. Die lange Einklemmung konnte nicht ohne Folgen ſeyn, und wenn ich ihnen jetzt von Coloniſationen an der Weſtküſte Nordamerika's ſpräche und von dem Gebiete, welches ſich von dort aus über das ſtille Meer und nach dem öſtlichen Aſien den Europäiſchen Zöglingen aufſchließe, ſo würden ſie mich anblicken, als ob ich von Unternehmungen im Monde faſele. Das inſtinctartige Aufbrechen ſo mancher Schaaren ändert daran nichts. Sie verſtehen es nicht, und alle Argumente, es aus dem Stande unſerer Entwicklung zu erklären, gehen wie luftige Hypotheſen vorüber. Man flüchtet lieber zu den läppiſchen Reden von Mode-Krankheiten, Auswanderungsfieber, als ſich (wie unzufrieden man auch mit der eignen Bahn ſeyn möge) zu geſtehen, daß es der Europäiſchen Menſchheit an nichts ſo ſehr mangele als am Raume für das Leben und Handeln, und daß es vorzüglich dieß ſey, worauf die inſtinctartige Unruhe deutet.

Wie wenig die Politiker und Lehrer von ſolchem Inſtinctartigen begreifen, bekundet ſchon unſere Journal-Literatur. Wenn ſie allein exiſtirten, ſo würde ich keine Sylbe niederſchreiben, oder doch falls ich dem Drange, ſie aufzurütteln, nicht widerſtehen könnte, es nur durch Abhandlungen über die Volksnoth verſuchen, wofür es immerhin ein Fach in ihren Regiſtraturen gibt. In der That ſind die Klagen über Volksnoth vielleicht älter als unſere Buchſtaben. Aber daraus ſchließe man nicht auf Klarheit. Es gebricht daran noch heute ſo ſehr als vor Jahrhunderten; und Alle, welche in Schriften wie in Parlamenten das Wort führen, wiſſen von dem wahren Sitze des Uebels gar nichts.

An der großen Europäiſchen Spannung und Unruhe iſt allerdings Etwas mit ſchuld, was den Namen Volksnoth verdient; d. h. die Verlegenheit einer Menge Menſchen wegen dringender Bedürfniſſe. Auch kann man hinzuſetzen, daß dieſe

Verlegenheit früher nie so groß war als jetzt; und insofern die Volksnoth als eine neue Ursache bezeichnen. Aber dann möchte ich die Politiker fragen, wohin Jedermann die Augen zu wenden pflegt, wenn das Wort „Volksnoth“ ausgesprochen wird. Sind es nicht stäts die niederen Classen, woran man denkt? Und doch ist gerade dort das Neue nicht zu finden. Ich sage keineswegs, daß die niederen Classen nicht in Noth seyen. Solche Aeußerungen kann nur der Stumpfsinn oder die Verzerrung wagen. Ich sage bloß, daß darin keine neue Ursache unserer Bedrängniß bestehe, weil ja die Noth der niedern Classen fast so alt ist als unsere Geschichte. Die höheren Classen sind es, worin die neue Volksnoth sitzt. Das wird parador klingen; allein das Uebel ist zu furchtbar, daß ich es nicht völlig aufdecken müsse.

In Nordamerika ist mir das Mißverhältniß der Größe und Fruchtbarkeit Europa's zu seiner Bevölkerung so klar geworden, daß ich zu dem Ausspruche kam, schon der Natur-Hindernisse wegen sey hier kein allgemeiner Wohlstand zu erreichen. Die Deutschen Akademien mögen durch Preisaufgaben ermitteln, wie die Menschen anders beschaffen seyn müßten, damit es dennoch gelinge. Lilliputter würden unstreitig besser fertig werden. Auch würden wir uns, wenn unsere Leiber geistiger wären, minder unsanft berühren. Aber wie die Europäischen Menschen einmahl sind, ist der Wohlstand aller ein Traumbild. Und dieser Satz erstreckt sich auch rückwärts auf die Vergangenheit; das heißt: wie die Europäer waren, konnte in dem westlichen und südlichen Europa bereits vor Jahrhunderten der Ueberfluß nur neben dem Mangel, der Wohlstand nur neben der Armuth bestehen.

Ich hoffe man wird einst mit dieser Ansicht unsere Geschichte mustern, um über den Druck der höheren Classen auf die niederen einen besseren Aufschluß zu erlangen, als unsere Schulen anbieten. Statt mit phantastischen Strafreden den Geistern unserer Vorfahren vorzuwerfen, wie Alles anders hätte gehen können, wenn sie selbst anders gewesen wären,

ſoll man ſich nämlich zuerſt von dem nackten Hergange überzeugen, daß in der That der Ueberfluß der weltlichen wie der geiſtlichen höheren Stände (d. h. des Adels und der Fürſten, der Prieſter, der Mönche, der Künſtler und Gelehrten) ſich nur auf Koſten Derjenigen behauptete, die durch ihre Mühen und Entbehrungen das Defizit ausgleichen mußten, der Germaniſchen Heloten. Unmittelbar nachher wäre dann zu bedenken, wie trotz den der großen Mehrheit aufgebürdeten Laſten man ſich in den obern Claſſen dennoch den peinlichſten Operationen unterziehen mußte. In deren Familien wiederholte ſich inſofern im Kleinen, was im ganzen Volke geſchah. Wie z. B. der Wohlſtand des Adels mit den Entbehrungen der Bauern erkauft wurde, ſo mußten deſſen einzelne Familien wieder manche Glieder gewiſſer Maaßen aufopfern, um die Erſtgeborenen zu erhalten. Ein Theil bequemte ſich zur Eheloſigkeit, ging in die Klöſter, trat in Kriegs- oder Hof-Dienſte. Andre wanderten aus und ſiedelten ſich im öſtlichen Europa an. Wieder Andre bewarben ſich um beſoldete Staatsämter. Von allen dieſen Auswegen zur Sicherung und Wiedererwerbung des Ueberfluſſes waren aber die unteren Claſſen ausgeſchloſſen; und wenn etwa Talent oder Glück Ausnahmen machten, ſo floſſen doch die Begünſtigten in dem Gegenſatze gegen Bürger und Bauern meiſt ſo mit den höheren Ständen zuſammen, daß auch ihr Wohlſtand den Druck auf die große Mehrheit zur Baſis hatte.

Daran reihe ſich die Betrachtung, wie dieſer Druck allmählig aufgehört hat, und der Schein der Paradoxie wird bald verſchwinden. Es geht mir zunächſt um Deutſchland.

Gewöhnlich beſchränkt man ſich auf die Antwort, daß die Cultur ihn gehoben habe. Allein in dieſer Richtung gelangt man nur zu der Erkenntniß, daß die Aenderung von der Cultur zu ſehr beſchützt wird, als daß die Hoffnung auf eine Rückänderung anders als Wahnſinn heißen könne. Eine allſeitige Beantwortung fordert dagegen, nicht aus Mitleid bloß auf den Zuſtand der Gedrückten zu blicken, ſondern zugleich zu prüfen, wie es bei der Erleichterung Denjeni-

ten, durch die Gleichheit der Intereſſen bald mit ihnen zur Verhütung fernerer Neuerungen vereinigt wurden. Offenbar theilten ſich demnach die beiden alten Partheien in zwei Theile, und jeder dieſer Theile von einer Parthei vereinigte ſich mit einem von der andern. Nämlich diejenigen Vertheidiger der urſprünglichen Föderal-Verfaſſung, welche zu viel verloren hatten, ſich mit dem Neuen ausſöhnen zu können, blieben deſſen Gegner. Mit ihnen verbanden ſich alle Beförderer der gelungenen Neuerung, die ſich in ihren Erwartungen davon getäuſcht ſahen, zur jetzigen Demokraten-Parthei. Und ſo erklärt ſich von ſelbſt, warum dieſe Demokraten-Parthei ſo gut Anſpruch auf den Namen „Föderaliſten" hat, als die jetzigen Ariſtokraten. Durfte doch der Theil der urſprünglichen Föderaliſten (alten Ariſtokraten), welcher mit den neuen Demokraten zuſammenfloß, mit dem vollſten Rechte ſeinen Namen fortführen, weil der Grund ſeiner Anſchließung an die Maſſe der Unzufriedenen eben ſeine Anhänglichkeit an das Aufgehobene war. Und der Theil der urſprünglichen Föderaliſten, welcher ſich allmählig den neuen Ariſtokraten anſchloß, brauchte ihn darum nicht abzulegen, weil es unter den neuen Demokraten Glieder gab, die in ihrem Haſſe gegen alle Local-Beamten die Verfaſſung noch mehr zu conſolidiren ſtrebten, als die Conſtitution des Jahres 1787 es thut *).

Reichthumes und der Armuth in den V. St. fehle. Was der Reichthum dort zur Anſchließung an die Ariſtokraten-Parthei wirkt, iſt nämlich mehr der Zufriedenheit mit dem Beſtehenden als der Furcht vor Angriffen auf das Vermögen beizumeſſen. Diejenige Dürftigkeit, welche eine ſolche Furcht in Europa einflößt, iſt in den V. St. zu ſelten. Wenn ſich plötzlich alle politiſche Ordnung auflöſ'te, ſo würde das Privat-Eigenthum dennoch nicht gefährdet ſeyn, wenigſtens nicht vor der Armuth.

*) Man glaube nämlich nicht, daß jene Claſſe, welche lieber einen entfernten Diktator will als einen nahen durch Geſetze gebundenen Beamten (worin ſie aus Blindheit gegen die geſetzlichen Schranken nur einen nahen Despoten ſieht), in Nordamerika ganz fehle.

Es ist erbaulich zu lesen, wie sich die Schriftsteller über diesen Gegenstand äußern. Besonders vergleiche man, was Rochefoucauld Liancourt darüber sagt. Nachdem er eine dicke Abhandlung über die Partheien geschrieben, spricht er zuletzt von dem sonderbaren Ereignisse, daß sie mit Namen gewechselt hätten, was er sich nicht erklären könne.

* * *

Zum Schlusse noch eine andere Bemerkung über Amerika und Europa. Daß es im Familienleben wie im Staatsleben eben so sehr auf ein gewisses Festhalten am Bestehenden als auf eine gewisse Nachgiebigkeit gegen Neuerungen ankommt, hat man (wie gesagt) längst geahnet, wie auch, daß das höhere Alter mehr für das Bestehende, das jüngere mehr für Neuerungen ist; und deshalb angerathen, weder dem Einen noch dem Andern die Aemter ausschließlich zu überlassen (um nämlich einer Seits der Starrsucht, anderer Seits der Umwälzungswuth zu entgehen). Allein ist es zu rechtfertigen, wenn die Franzosen in der Revolutionszeit damit auszureichen hofften, und in blindem Hasse gegen alle übrige natürlichen Verschiedenheiten der Menschen jede Stütze verschmähten, die darin für das Bestehende so leicht zu finden war? Dennoch hat man die Französische Schöpfung des Rathes der Alten als das Meisterstück der Staatskunst gepriesen.

Indeß wie sind die natürlichen Verschiedenheiten der Menschen für das politische Gerüst der Amerikaner benutzt worden? Ich will darüber keine Abhandlung schreiben. Aber deren bedarf es auch nicht, um zu zeigen, welche Dunkelheit über diese ganze Materie in beiden Welten herrscht. In Europa und Deutschland braucht man nur an die gewöhnliche Meinung zu erinnern, daß in Nordamerika Alles nach Geld gehe. Wie ist damit die Würdigung der unbestreitbaren Wahrheit vereinbar, daß man gerade in dem Wichtigsten, in der Politik, weit weniger auf Geld und Geldeswerth sieht als in Europa? Mir gilt es hier nicht die Amerikaner zu vertheidigen. Ich will sie vielmehr selbst tadeln; allein beiläu-

ſig auch notiren, wie wenig man in Europa weiß, wo die Amerikaner wirklich Tadel verdienen. Die uneigennützigen Europäiſchen Kritiker der Amerikaniſchen Geldliebe ſollen alſo erfahren, daß man Repräſentant, Senator, ja gar Präſident*) des großen Amerikaniſchen Bundes werden kann, ohne das geringſte Vermögen. Mit den Aemtern in den einzelnen Staaten verhält es ſich eben ſo; z. B. in Pennſylvanien, in Kentucky, in Miſſouri, in Illinois, in Indiana, in Ohio; wo zur Wählbarkeit bloß erforderlich iſt, Steuern (die Staats- und Bezirks-Steuern) bezahlt zu haben. In andern Staaten kann man Repräſentant werden ohne Vermögen, aber nicht Senator; z. B. in Delaware. Wieder in andern verlangt man für einen Senator mehr Vermögen als für einen Repräſentanten; z. B. in Louiſiana und Miſſiſippi, wo der Repräſentant wenigſtens fünfhundert Dollars an Grundeigenthum und der Senator tauſend beſitzen muß. In Teneſſee gehört zu beiden Aemtern ein Beſitz von zweihundert Acres. Auch in Betreff der Wähler iſt es verſchieden. Hier gehört gar kein Vermögen zu Qualification, dort einiges weniges. — Man könnte vermuthen, daß in den ſogenannten Sclaven-Staaten mehr Gewicht auf Vermögen gelegt werde. Das iſt auch der Fall in Virginien, in den beiden Carolina's, in Georgien, in Teneſſee, in Miſſiſippi und Louiſiana, wo überall Vermögen zum Amte eines Repräſentanten ſowohl als eines Senators gefordert wird; allein nicht in Kentucky, Alabama und Miſſouri. — Aber wohin geht nun mein Tadel dieſer Einrichtungen?

Gegen diejenigen, welche auf den Unterſchied des Ver-

*) In meinem Reiſeberichte heißt es (Seite 179), daß niemand mehr als zwei Mahl (d. i. über acht Jahre) Bundespräſident ſeyn könne. Ich erläutere und berichtige dieß dahin, daß kein geſchriebenes Geſetz etwas darüber beſtimmt, es aber eine Art Gewohnheitsrecht geworden iſt, nicht mehr als zwei Mahl gewählt werden zu können und auch das nur unmittelbar nach einander.

mögens achten wollen, habe ich zu bemerken, daß ſie es nicht genug thun; da in einem Lande, wo es keine Europäiſche Armuth gibt und der Erwerb ſo leicht iſt, einige hundert Dollars von keiner Bedeutung ſind. Wo man eine gewiſſe Morgenzahl fordert, gilt daſſelbe, ſo lange der Boden wohlfeil iſt. Und ſpäter, wenn der Boden theuer wird, kann das umgekehrte Uebel eintreten.

Gegen die Staaten, welche den Unterſchied des Vermögens nicht beachten, lautet mein Tadel aber, daß wenn gleich der Beſitzſtand in Nordamerika (bei der Leichtigkeit des Unterhaltes) noch keinen gefährlichen Feind in der Armuth hat und inſofern Vorkehrungen wider die Neuerungsſucht aus Armuth vorerſt unnöthig ſind, doch der Einfluß des Vermögens auf die Erziehung auch dort nicht unerheblich iſt. Die Franzöſiſchen Geſetze haben die Vermuthung, unter den Vermögenden am meiſten Bildung anzutreffen, nicht verläugnet. Allein in Nordamerika fehlt es ihr zu ſehr an Fürſprache. Man verkennt, daß deren Berückſichtigung der allgemeinen Stimmung (d. h. der Stimmung der großen Mehrheit) nur ſcheinbar widerſtreitet. In einem Gebiete, wo Jedermann die Ausſicht hat, mit einem gewiſſen Alter zu Vermögen zu gelangen, läßt ſich der Nutzen der Ausſchließung der Unvermögenden von wichtigen Aemtern der Menge faſt eben ſo gut begreiflich machen, als der Nutzen der Ausſchließung der Jugend. — Indeß leider ſteht es auch um die letztere Ausſchließung ſehr mißlich; und um Das näher zu zeigen, lenke ich die Aufmerkſamkeit auf die fernere Frage, wie man in Amerika die Verſchiedenheiten im Alter für die Politik gebrauche. In allen Staaten genügt zu dem Rufe, die Verfaſſung und Geſetze zu erhalten und zu verbeſſern, das Jünglingsalter. Mit 21 Jahren kann man Repräſentant und mit 25 Jahren Senator ſeyn in Maryland, in Pennſylvanien, in Alabama, in Indiana und Illinois. In Miſſouri fordert man 24 und 33 Jahre; in Delaware 24 und 27; in Louiſiana 21 und 27; in Miſſiſippi 22 und

26.; in Ohio 25 und 30; und daſſelbe Alter fordert auch der Bund. Kentucky fordert 24 und 35; Teneſſee dagegen für beide Aemter nur ein und zwanzig Jahre.

Was ich zur Kritik dieſer Alters-Bedingungen zu ſagen habe, ſcheint mir ſo bedeutend, daß ich es durch alle Journale verbreiten möchte. Es iſt Folgendes. Ueberall wo das höhere Alter im Familien-Leben kein höheres Gewicht hat, kann es ihm auch im öffentlichen Leben nicht zu Theil werden; man mag dekretiren, was man wolle. Nun fehlt aber das höhere Gewicht darum im Familien-Leben (in Amerika wie in Europa), weil unſere Cultur ihm entgegen iſt. Und unſere Cultur iſt ihm darum entgegen, weil unſere Erziehung, wie unſer ganzes Seyn, berufs- und caſtenartig iſt. Wo die Erziehung für den Beruf und Erwerb die Erziehung zum Menſchen erdrückt und die geiſtige Entwicklung kaum über die gewöhnliche Schulzeit hinaus reicht, da kann der Vorſprung an Jahren unmöglich viel für dieſe Entwicklung leiſten. Eben deshalb muß ſich das höhere Alter mit dem Einfluſſe begnügen, den ihm die Anhänglichkeit oder die Religioſität einräumt; und das iſt unter uns blutwenig. Ein Paar Schuljahre, einige Reiſen oder ein Amt genügen, dem Jünglinge in ſeiner eignen Familie den Vorrang vor dem Alter zu verſchaffen; und nirgend ſind wir den Völkern der Vorwelt unähnlicher, als in dem Verhältniſſe der Jugend zur Reife und des weiblichen Geſchlechtes zum männlichen. Es iſt die neuere Cultur, der, wie es ihr grob heißt, wenn Männer ſich beſtreben mehr Geiſt und Kraft zu entwickeln als die Frauen, es pedantiſch ſcheint, über die Jünglingsjahre hinaus fortzudenken, und phantaſtiſch, zu bezweifeln, daß alle geiſtige Ausbildung vor dem 25ſten Lebensjahre könne beendigt ſeyn. Es iſt dieſelbe neuere Cultur, die ſo wenig in Amerika als in Europa einen Anſtoß findet, in den höchſten bürgerlichen wie geiſtlichen Aemtern Jünglinge zu ſehen, und im trägen Glauben an eine das Alter erſetzende Inſpiration den Reden über die heiligſten Intereſſen aus dem Munde ſterblicher

Menſchen, die in der Wirklichkeit jene Intereſſen kaum berührt geſchweige geiſtig verarbeitet haben, eben ſo andächtig zuhört, als wenn ſie aus einem Haupte kommen, das jenſeits der Stürme des Lebens der Verklärung nahe iſt. Wir rühmen uns, durch die Erfahrungen von Jahrtauſenden der Vorwelt überlegen zu ſeyn, und vergeſſen, daß kein Volk der Erde das Alter weniger zur Politik benutzt hat, als wir. Wie die Griechen ihren Rath der Alten (γερουσια) hatten und πρεσβυς ſowohl alt als angeſehen hieß, ſo entſtand bei den Römern aus dem Worte senis (alt) das Wort Senat und Senator, und bei den Romaniſchen Völkern des Mittelalters das Seigneur (senior), bei den Germaniſchen aber auf eine analoge Weiſe aus Grau Graf (?) und (unter den Angelſachſen) aus alderman (alter Mann) Rathsherr. Ueberall wo die Entwicklung ihren natürlichen Gang hat, ereignet ſich Aehnliches. Sogar bei den Scythen unſerer Zeit, den räuberiſchen Turkmanen, iſt das Wort Weißbart (Akſukal), nach dem Berichte des Engländers Burnes, dem eines Obern gleich.

Fünf und vierzigſter Auszug.

Ich bin mehrmahls um die Leitung von Auswanderern angegangen worden; mußte es aber ablehnen, unter Anderem wegen Familien-Angelegenheiten, die mir eine neue Reiſe über den Ocean vorläufig verbieten. Ja, wären die Vereine fähig, gleich einen Mittelpunkt für Deutſche Cultur zu gründen, ſo würde ich mich losmachen, wenn auch nur für zwei Jahre. Dazu iſt es aber nicht genug, daß ſich die Auswanderer ſelbſt vereinen. Sie ſind zu ſehr Parthei eine unpartheiiſche Leitung ſtützen zu können, und ſchon daran werden ähnliche Geſellſchaften wie die bisherigen ſcheitern, wenn die Perſönlichkeit der Führer noch ſo gut wäre. Die Baſis der Vereine, welche ich meine, müßte

aus wohlhabenden patriotischen Gliedern bestehen, die für sich selbst an kein Auswandern denken. Nur von diesen müßte der Führer (sowohl den Statuten als der Art der Ausrüstung nach) abhängig seyn und nicht von der veränderlichen Stimmung der in der Auswanderung Befangenen, worin die Besten die mannigfachen Eindrücke des Augenblickes nicht so beherrschen, wie es zu einer besonnenen Regulirung der ganzen Unternehmung nöthig ist. Ueberdieß kann das rechte Colonisiren der Deutschen erst beginnen, wenn einmahl eine gehörige Zahl im innern Nordamerika heimisch geworden ist. Die Deutschen sind (wie alle Europäer) an ein stationäres Leben zu sehr gewöhnt, und in der freien Natur zu unbeholfen, als daß ihnen nicht zu wünschen wäre, bald nach der Ueberfahrt in Ruhe zu kommen. Haben sie aber einmahl eine Zeitlang im neuen Continente gelebt, so wird es unter ihnen nicht an Lust und Fähigkeit zu Planen fehlen, die man noch nicht bezeichnen kann, ohne der Abenteuerei verdächtig zu werden. Wahrlich, ich vermag jetzt gar nichts mehr über meinen Abscheu gegen die schlaffe Jämmerlichkeit der sogenannten gebildeten Welt. Ich habe practisch erfahren, daß sich ein cultivirtes Leben ganz anders führen läßt als in Europa, und daß man nicht Indianer zu werden braucht, um einem Kreise zu entfliehen, wo männliche Kraft die erste Quelle der Leiden ist, gegen die man beständig mit künstlichen Ablenkungen und Herabstimmungen zu kämpfen hat, wie die Aerzte gegen die sogenannte Hypersthenie und übermäßige Empfindlichkeit. — Wenn man sich überall übel befindet, wo man sich langweilt, so ist dem auf das Getriebe der neuern Cultur beschränkten Europäer nicht mehr Lebenskraft zu wünschen, als sich durch Essen und Trinken, durch Spiel, Jagd und Tändeleien mit Frauen beschäftigen läßt; falls nach der täglichen Frohne für die dringendsten Bedürfnisse überhaupt noch Kraft übrig bleibt, die sich nicht willig dem Schlafe überantwortet. Ich bin mit vielen Jünglingen aufgewachsen, deren Brust voller Entwürfe und Erwartungen war. Einige sind mitten in diesen rüstigen Erregungen gestorben und ihr Loos war nicht das schlechteste. Die

meiſten ſehen, von der Hyder der Philiſterei umſtrickt, ihre Bahn ohne Zweck und Intereſſe abrollen, und keiner iſt, der nicht von Zeit zu Zeit in Unmuth verſänke, ſtatt den Idealen ſeiner Jugend den jämmerlichſten Rückſichten dienen zu müſſen. Die lange Einklemmung konnte nicht ohne Folgen ſeyn, und wenn ich ihnen jetzt von Coloniſationen an der Weſtküſte Nordamerika's ſpräche und von dem Gebiete, welches ſich von dort aus über das ſtille Meer und nach dem öſtlichen Aſien den Europäiſchen Zöglingen aufſchließe, ſo würden ſie mich anblicken, als ob ich von Unternehmungen im Monde faſele. Das inſtinctartige Aufbrechen ſo mancher Schaaren ändert daran nichts. Sie verſtehen es nicht, und alle Argumente, es aus dem Stande unſerer Entwicklung zu erklären, gehen wie luftige Hypotheſen vorüber. Man flüchtet lieber zu den läppiſchen Reden von Mode-Krankheiten, Auswanderungsfieber, als ſich (wie unzufrieden man auch mit der eignen Bahn ſeyn möge) zu geſtehen, daß es der Europäiſchen Menſchheit an nichts ſo ſehr mangele als am Raume für das Leben und Handeln, und daß es vorzüglich dieß ſey, worauf die inſtinctartige Unruhe deutet.

Wie wenig die Politiker und Lehrer von ſolchem Inſtinctartigen begreifen, bekundet ſchon unſere Journal-Literatur. Wenn ſie allein exiſtirten, ſo würde ich keine Sylbe niederſchreiben, oder doch falls ich dem Drange, ſie aufzurütteln, nicht widerſtehen könnte, es nur durch Abhandlungen über die Volksnoth verſuchen, wofür es immerhin ein Fach in ihren Regiſtraturen gibt. In der That ſind die Klagen über Volksnoth vielleicht älter als unſere Buchſtaben. Aber daraus ſchließe man nicht auf Klarheit. Es gebricht daran noch heute ſo ſehr als vor Jahrhunderten; und Alle, welche in Schriften wie in Parlamenten das Wort führen, wiſſen von dem wahren Sitze des Uebels gar nichts.

An der großen Europäiſchen Spannung und Unruhe iſt allerdings Etwas mit ſchuld, was den Namen Volksnoth verdient; d. h. die Verlegenheit einer Menge Menſchen wegen dringender Bedürfniſſe. Auch kann man hinzuſetzen, daß dieſe

Verlegenheit früher nie so groß war als jetzt; und insofern die Volksnoth als eine neue Ursache bezeichnen. Aber dann möchte ich die Politiker fragen, wohin Jedermann die Augen zu wenden pflegt, wenn das Wort „Volksnoth“ ausgesprochen wird. Sind es nicht stäts die niederen Classen, woran man denkt? Und doch ist gerade dort das Neue nicht zu finden. Ich sage keineswegs, daß die niederen Classen nicht in Noth seyen. Solche Aeußerungen kann nur der Stumpfsinn oder die Verzerrung wagen. Ich sage bloß, daß darin keine neue Ursache unserer Bedrängniß bestehe, weil ja die Noth der niedern Classen fast so alt ist als unsere Geschichte. Die höheren Classen sind es, worin die neue Volksnoth sitzt. Das wird paradox klingen; allein das Uebel ist zu furchtbar, daß ich es nicht völlig aufdecken müsse.

In Nordamerika ist mir das Mißverhältniß der Größe und Fruchtbarkeit Europa's zu seiner Bevölkerung so klar geworden, daß ich zu dem Ausspruche kam, schon der Natur-Hindernisse wegen sey hier kein allgemeiner Wohlstand zu erreichen. Die Deutschen Akademien mögen durch Preisaufgaben ermitteln, wie die Menschen anders beschaffen seyn müßten, damit es dennoch gelinge. Lilliputter würden unstreitig besser fertig werden. Auch würden wir uns, wenn unsere Leiber geistiger wären, minder unsanft berühren. Aber wie die Europäischen Menschen einmahl sind, ist der Wohlstand aller ein Traumbild. Und dieser Satz erstreckt sich auch rückwärts auf die Vergangenheit; das heißt: wie die Europäer waren, konnte in dem westlichen und südlichen Europa bereits vor Jahrhunderten der Ueberfluß nur neben dem Mangel, der Wohlstand nur neben der Armuth bestehen.

Ich hoffe man wird einst mit dieser Ansicht unsere Geschichte mustern, um über den Druck der höheren Classen auf die niederen einen besseren Aufschluß zu erlangen, als unsere Schulen anbieten. Statt mit phantastischen Strafreden den Geistern unserer Vorfahren vorzuwerfen, wie Alles anders hätte gehen können, wenn sie selbst anders gewesen wären,

ſoll man ſich nämlich zuerſt von dem nackten Hergange überzeugen, daß in der That der Ueberfluß der weltlichen wie der geiſtlichen höheren Stände (d. h. des Adels und der Fürſten, der Prieſter, der Mönche, der Künſtler und Gelehrten) ſich nur auf Koſten Derjenigen behauptete, die durch ihre Mühen und Entbehrungen das Defizit ausgleichen mußten, der Germaniſchen Heloten. Unmittelbar nachher wäre dann zu bedenken, wie trotz den der großen Mehrheit aufgebürdeten Laſten man ſich in den obern Claſſen dennoch den peinlichſten Operationen unterziehen mußte. In deren Familien wiederholte ſich inſofern im Kleinen, was im ganzen Volke geſchah. Wie z. B. der Wohlſtand des Adels mit den Entbehrungen der Bauern erkauft wurde, ſo mußten deſſen einzelne Familien wieder manche Glieder gewiſſer Maaßen aufopfern, um die Erſtgeborenen zu erhalten. Ein Theil bequemte ſich zur Eheloſigkeit, ging in die Klöſter, trat in Kriegs- oder Hof-Dienſte. Andre wanderten aus und ſiedelten ſich im öſtlichen Europa an. Wieder Andre bewarben ſich um beſoldete Staatsämter. Von allen dieſen Auswegen zur Sicherung und Wiedererwerbung des Ueberfluſſes waren aber die unteren Claſſen ausgeſchloſſen; und wenn etwa Talent oder Glück Ausnahmen machten, ſo floſſen doch die Begünſtigten in dem Gegenſatze gegen Bürger und Bauern meiſt ſo mit den höheren Ständen zuſammen, daß auch ihr Wohlſtand den Druck auf die große Mehrheit zur Baſis hatte.

Daran reihe ſich die Betrachtung, wie dieſer Druck allmählig aufgehört hat, und der Schein der Paradoxie wird bald verſchwinden. Es geht mir zunächſt um Deutſchland.

Gewöhnlich beſchränkt man ſich auf die Antwort, daß die Cultur ihn gehoben habe. Allein in dieſer Richtung gelangt man nur zu der Erkenntniß, daß die Aenderung von der Cultur zu ſehr beſchützt wird, als daß die Hoffnung auf eine Rückänderung anders als Wahnſinn heißen könne. Eine allſeitige Beantwortung fordert dagegen, nicht aus Mitleid bloß auf den Zuſtand der Gedrückten zu blicken, ſondern zugleich zu prüfen, wie es bei der Erleichterung Denjeni-

gen ging, deren Existenz sich auf den Druck basirte, den höhern Volksclassen. Und daran dachte bisher niemand.

Zu wahr ist es leider, daß die Bürger und Bauern auch jetzt noch zu viel belastet sind. Allein sie sind es mehr durch Auflagen für die sog. öffentliche Ordnung, für den Staat, und die Communen, (für das Militairwesen, die Justiz, die Polizei, für die Erziehung und für die Religion). Was sie der höheren Stände wegen noch hin und wieder drückt, ist verschwindend gegen den Druck der Vorzeit, aber eben darum auch den höheren Ständen wenig werth. In den meisten Deutschen Ländern sind die Rechte des Adels aufgehoben oder bedeutungslos. Das gilt namentlich von der Leibeigenschaft, den Frohnden, den Zehnten, der Steuerfreiheit. Aber auch die geistlichen Pfründen sind weg, und die Militär- und Civil-Aemter allen Bewerbern ohne Rücksicht auf Geburt zugänglich. Oder wo es noch nicht ganz so ist, da bringt die Zeit es mehr und mehr dahin. Und unter den Bürgerlichen ist es um die ausschließliche Anweisung einzelner Familien auf gewisse einträgliche Gewerbe und Aemter gleichfalls geschehen. Die Verbreitung des Schulunterrichtes und die Aufhebung der Zünfte hat Jedermann den Weg dazu geöffnet.

Das ist es, was über den Sinn des Wortes Volksnoth Aufschluß gibt, insofern man von gestiegener Volksnoth spricht, und darin eine Miturſache der allgemeinen Spannung sucht. Dadurch erhellet auch, was von den Klagen über das Drängen der niedern Volksklassen in die höheren zu halten sey. Sie beweisen nur, daß man in Dunkelheit ist, über das was drängt. Wenn jemand im Volke sich nicht selbst drängt, so thun es gewißlich die niederen Classen nicht. Ist doch die ganze Menschheit so ziemlich ein von übermenschlichen Einflüssen Getriebenes. Wo der Druck aufhörte, war das Aufrichten so natürlich, daß es aberwitzig klingt, es ihr zum Vorwurfe zu machen; just so aberwitzig als der Glaube, daß die Gedrückten selbst den Druck besiegt hätten. Ist man gegen dergleichen Verkehrtheiten geschützt, so braucht man zur völligen Beherrschung des Stoffes nur noch Folgendes zu erwägen

Die Noth iſt überhaupt das Product zweier Factoren. Einer Seits kommt es auf die Bedürfniſſe und Forderungen an, anderer Seits auf Das was die Welt dieſen anbietet. Es iſt klar, daß wenn nur einer der beiden Factoren ſich ändert, auch eine Aenderung in dem Producte entſteht. Daß die Zahl der Bedrängten mehr und mehr ſteigt, iſt zwar ohnehin außer Zweifel. Aber die Frage, ob die Bedrängniß an ſich geſtiegen, ob ihr Stachel ſchärfer geworden, fordert die Beachtung ſelbiger Factoren. Daß die Entwicklung die Bedürfniſſe und Anſprüche verändert und alte Gebrechen fühlbarer gemacht hat, paßt auf alle Claſſen; und inſofern ließe ſich auch bei allen von neuen Charakteren der Noth ſprechen. Mir geht es aber hier nicht darum zu zeigen, daß eine alte Noth neue Stachel für verſchwundene vertauſcht hat, ſondern den Blick auf eine gänzlich überſehene Noth zu lenken. Bloß deswegen rede ich von dem Aufhören des Druckes auf die niedern Claſſen, und nicht, um ihnen (im Widerſpruche mit meinen frühern Klagen über die ſteigenden Impulſe zu Verbrechen) eine Verminderung der Bedrängniß an ſich nachzuweiſen. Die Hunger- Peſt- und Kriegs-Jahre der Vorzeit zeugen nur für die Verbeſſerung eines Factors (der äußern Lage), wofür auch das Aufhören jenes Druckes zeugt. Aber obgleich die Uebervölkerung dieſe Verbeſſerung noch nicht wieder verſchlungen hat, ſo ſcheint doch eben das allgemeine Steigen der Bedürfniſſe und Anſprüche die Gebrechen der äußern Lage weit fühlbarer zu machen, als ſie es (wiewohl an ſich ſchlimmer) früher waren. Man ſtelle mir nicht die öftern Empörungen der untern Stände entgegen. Abgeſehen, daß davon überhaupt nicht ſofort auf Verzweiflungs-Impulſe zu ſchließen iſt, hat daran der Leichtſinn überall um ſo mehr Theil, je roher die Menſchen ſind, und heutzutage würden ſie ſchon durch die Ueberzeugung von der Erfolgloſigkeit zurückgehalten werden. Indeß wie dem auch ſey, man ſoll hier erkennen, daß wenn die äußere Lage der untern Claſſen immer ſehr ſchlecht war, die der höhern es ſicher nach und nach auch geworden iſt, und jetzt deren Bedürfniſſen und Anſprüchen gegenüber weit ärgere Leiden gebärt, als die untern Claſſen empfinden. Es iſt dadurch eine Beklemmung entſtanden, die, je ſeltner ſie ſich in entſch-

renden Ausbrüchen, in Bettelei, Diebstahl und Raub offenbart, desto schrecklicher an den Geistern frißt, welche in stiller Hingebung oder Verzweiflung die Ausforderungen zur Selbsterniedrigung abwehren. Der verdient wahrlich nicht den Vorwurf schwärmerischer Wünsche, welcher im geheimen Kummer hinwelkt, weil er sich um die natürlichsten Güter des Daseyns betrogen sieht. Wie viele Glieder der höhern Classen, Männer und Frauen, sehen sich nicht ohne ihr Verschulden in eine Lebensbahn verstrickt, worin sie gerade Das vermissen, was die nüchternste Reflexion als die ewigen Bedingungen des leiblichen und geistigen Gedeihens betrachtet?! Wie wenig sind der Glücklichen, die nicht überall den edelsten Gefühlen abdingen müssen, um nur mit Anstand durchzukommen?! Diese wenigen ausgenommen, ist das Glück der Andern bloß, daß sie jene Aufgabe lösen, daß sie anständig ein saftloses Leben führen und am Abend ihrer Tage keine Lust spüren, die Bahn zu wiederholen. Das ist aber nur das Loos der Begünstigten. Die meisten haben schon an einem Theile der Bahn genug; und mit der besonnensten Prüfung gelingt es ihnen nicht, ein Daseyn, das den Forderungen des Körpers wie des Geistes Hindernisse aller Art entgegenthürmt, für ein theueres Gut zu halten.

Ich habe nicht vor mich in Lamentationen zu verlieren, und bezwecke einzig, eine Bedrängniß hervorzuheben, die so sehr sie in den reflectirenden Classen selbst gefühlt wird, dennoch bisher nicht Object der Reflexion gewesen ist. Die Bemerkung, daß sie eine nothwendige Folge der Erleichterung der niedern Classen ist, lindert sie nicht; und nur ein Gedankenloser kann sie als eine verdiente Strafe für den früheren Druck betrachten. Das werde jenen Reformatoren überlassen, welche die mit unserer Entwicklung verschlungenen Irrthümer einer einzelnen Generation oder gar einem Theile der Generation zurechnen. Wir wissen, daß die Verachtung der körperlichen Arbeiten eine allgemeine Eigenheit der Germanen war. Sie wurzelte so wenig in dem Dünkel einer einzelnen Caste, daß ja bis auf den heutigen Tag jeder Gebildete, jeder Mann von sog. Erziehung solche Arbeiten unter seiner Würde hält. Der Adel ging darin nur deshalb voran, weil er in allem Nationellen vor-

anging *). Wer ſpäter durch Wiſſenſchaft, durch Aemter und durch Reichthum zu den höheren Ständen trat, unterſchied ſich vom Adel bloß dadurch, daß dem letztern die körperlichen Arbeiten förmlich verboten waren. Das zeigt ſich am beſten daran, wie der höhere Bürgerſtand die Ausnahme von dieſem Verbote für die Erziehung der Kinder benutzt hat. Was die Gelehrten, die Beamten, die Künſtler und Kaufleute abhält, ihre Kinder für körperliche Arbeiten zu erziehen, iſt nichts Anderes, als was auch den Adel abhält wo das Verbot aufgehoben worden. Ohne ſich alſo durch die Strafreden irren zu laſſen, daß die Menſchen wegen ihrer Vorurtheile an ihrer Bedrängniß ſelbſt ſchuld ſeyen, blicke man nochmahls auf den wahren Charakter der Bedrängniß. Man denke bei den Worten „höhere Stände" an Menſchen, die, gleichviel ob durch Geſetze oder durch Rückſichten auf Anſtand und Würde, von Dem, was unter uns niederes Gewerbe heißt, abgemahnt werden. Außer dem Adel denke man an die Gelehrten, an die Beamten, an die Kaufleute und an die Künſtler; und beherzige, wie wenig der Einzelne gegen die Meinungen des ganzen Volkes vermag. Vor Allem aber beherzige man, daß es in Europa neben den Rückſichten auf Rang andere dringendere Abmahnungen gibt, ſich nicht den Claſſen zuzugeſellen, welche von ſolchen Gewerben leben; während doch täglich die Concurrenz um die Exiſtenz-Quellen der höheren Claſſen zunimmt, nicht etwa durch ihre eigene Fortpflanzung, ſondern durch eine Menge Sprößlinge aus eben jenen unteren Claſſen die, durch den natürlichen Impuls der ſteigenden Entwicklung getrieben, ſich vordrängen. Sogar die Ackerwirthe theilen dieſen Zuſtand. Weil der Ackerbau in den neueren Völkern faſt allein den Aermſten und Niedrigſten überlaſſen blieb, ſo konnten deſſen Produkte (von Menſchen, deren

*) Das rechte Mittel wider die verkehrten Anſichten vom Urſprunge unſeres Adels iſt, zu erwägen, was gegenwärtig zu den ſog. Honoratioren ſtempelt.

Unterhalt nicht so viel kostete, als der von Lastthieren) überaus wohlfeil erzielt werden. Was sie vertheuerte, floß nicht den Erzielern selbst zu. Es waren Beschränkungen und Auflagen zu Gunsten der höheren Stände oder für das was Religion und öffentliche Ordnung heißt. Was sich auch darau geändert haben mag, noch immer lebt der Europäische Bauer in Entbehrungen, wozu sich niemand freiwillig bequemt. Noch immer ist es um den Europäischen Ackerbau so bestellt, daß niemand dabei etwas erübrigt, ohne sich denselben Entbehrungen zu unterwerfen; es sey denn, daß er bedeutende und besonders fruchtbare Strecken besitze. Mit andern Worten: wer nicht wohlhabend ist, der kann es durch den bloßen Ackerbau nicht werden. Mit einem Ackerhofe von etwa zehn bis zwanzigtausend Thalern lassen sich zwar die gewöhnlichen Bedürfnisse bestreiten; allein nicht die Kinder so erziehen, wie es die Zeit verlangt, wenn man auch von Mißwachs und Krieg ganz verschont bleibt. Und gar so viel mehr zu erwerben, daß die Kinder künftig nicht ärmer seyen als die Eltern, dazu ist nicht die leiseste Hoffnung.

Bei solchen Betrachtungen komme ich für und für auf den Gedanken zurück, daß auch unserm Deutschland neben der Auswanderung nichts so sehr zu empfehlen sey, als Stiftungen zur Versorgung der höhern Classen in, nach Art der Klöster eingerichteten, Hospitien. Bisher hatten wir sie hin und wieder für Frauen. Allein beide Geschlechter bedürfen sie mehr und mehr. Wer heirathen will, mag über den Ocean reisen; aber das Eine und Andere ist nicht eines Jeden Sache. Und darum würden Anstalten, worin unverehlichte Personen der sog. gebildeten Stände auch in der Heimath mit geringen Mitteln ein heiteres, anständiges Leben führen könnten, sehr Vielen wahre Rettungsstätten seyn. Man bedenke doch nur, wie angenehm zwanzig bis dreißig Personen mit einem Einkommen, was an keinem Orte Deutschlands für den Einzelnen zureicht, in einem gemeinsamen Haushalte, besonders in der ländlichen Natur unter ländlichen Beschäftigungen und Vergnügungen, leben könnten. Die erste Einrichtung ist allerdings die Haupt-

ſache; und dabei ſind es wieder die Gebäude mit anſtändigen Privat-Räumen für jedes Mitglied. Aber abgeſehen, daß es noch manche unbenutzte Klöſter und Schlöſſer gibt, möchten ſich auch Capitaliſten zu ganz neuen Einrichtungen verſtehen, wenn ihnen die Einkünfte der Hospitanten zur Sicherheit angeboten würden. Es iſt zu wundern, daß man nicht wenigſtens in großen Städten längſt die Ausführung dieſes Vorſchlages verſucht hat, ſtatt St. Simoniſtiſchen Thorheiten ſo bedeutende Opfer zu bringen. Eine ſtrenge Ordnung und Ruhe im Innern ähnlicher Anſtalten kann, bei der Freiheit nach Gefallen außerhalb zu leben, nur für den abſchreckend ſeyn, der die häusliche Ordnung und Ruhe überhaupt nicht liebt.

Sechs und vierzigſter Auszug.

Wer aus Nordamerika zurückkehrt, der kann keinen Tadel über das Europäiſche ausſprechen, oder es wird als ein Lob des Amerikaniſchen ausgelegt; faſt ganz ſo wie nach dem Sturze Napoleons aller Tadel ſeiner Einrichtungen als ein Lob des Alten galt. Bei Aeußerungen über das armſelige Ringen und Treiben der Deutſchen Familienväter z. B. blickt man mich gleich ſo an, als habe ich in den Vereinigten Staaten nur Ideale gefunden. Möchte ſich doch Jeder überzeugen, wie ſelten ich beim wirklichen Lobe des weſtlichen Continentes an menſchliche Verdienſte denke. Es iſt dort ein ſchöner Spielraum für die in Europa eingeengten Kräfte; aber von ſeinen Beſitzern habe ich nie mehr erwartet, als daß ſie uns nicht hindern, ihn mitzubenutzen. Will man indeß ſchlechterdings eine Vergleichung des Menſchlichen beider Welttheile, ſo

verirre man ſich ſo wenig zu Träumen von Hoheit und Größe als von Materialism und Beſtialität, worüber meiſt nur Die klagen, welche ihren Vorrath an Geiſtigem gerne für Materielles umſetzen möchten.

Ohne vieles Grübeln zeigen ſich an dem Leben der Europäer und insbeſondere an dem der Deutſchen arge Feſſeln, woran die Politik keinen Theil hat. Was hätte z. B. die Politik an dem Verhältniſſe des Mannes zur Frau verbrochen? Die älteren wie die neueren Geſetze behandeln den Mann als das Haupt der Familie; aber wo ſind die Familien, worin er wirklich das Haupt iſt? Gerade unter den Gebildeten fehlen ſie. Indeß woher rührt das denn? Rührt es von verkehrten Schultheorien? Flüchtig betrachtend ſollte man's glauben. Iſt ja kaum die Lehre verhallt, welche die rechte Bildung der Männer von den Frauen erwartete! Dieſe Lehre war auch ſicher dort nicht unpaſſend, wo man ſich keine Bildung ohne Tanzübungen denken konnte. Wo Tanzlehrer und Putzarbeiter mehr Stimme über Anſtand und Sitte haben als Staatsmänner und Krieger, da iſt es keine Anomalie, den Frauen den Vorſitz einzuräumen. Daß die Erziehung der Weiber allein von ihnen ſelbſt zu leiten ſey, gilt noch überall als ausgemacht. Und doch iſt es für ſie (von den Zöglingen abgeſehen) überaus mißlich, in einem Kreiſe zu walten, wo die Reflexion ſo ſehr vor den unmittelbaren Gefühlen vorherrſcht wie beim Unterrichte. Es iſt der Kreis der Männer, und die Frauen bringen nie lange darin zu, ohne an ihrer *natürlichen* Ausſtattung einzubüßen, was ihnen keine *Kunſt* oder *Lehre* wiedergibt. Auch Witwen, die nach dem frühen Tode ihrer Gatten die Erziehung der eignen Kinder übernehmen müſſen, drohet dieſe Klippe. Aber was vermag Das gegen die beliebte Theorie von der natürlichen Gleichheit des Mannes und des Weibes und der daraus deducirten Gleichheit der Rechte, wenn ſie ſich auf das Chriſtenthum und die Gleichheit aller Menſchen vor Gott ſtützt?! Schon die auffallenden Verirrungen in der *Kleidung* ſollten den ſogenannten geſunden Tact unſerer Vorfahren verdächtigen. Sahen es ja die Sprachforſcher längſt ein, daß Theoretiker und die Leute vom Ton

die Deutsche Sprache nicht minder verzerrt haben, als unsere Sinnesart und Sitten. Und dennoch sind es die Theorien nicht, woher die practische Gleichheit der Ehegatten, d. h. die Hauptlosigkeit der Ehemänner rührt. Die Theorien folgen im Volksleben stäts hintennach, und die Europäischen Philister waren schon längst von den Familien-Thronen herabgestürzt, als die Schulen zu beweisen anfingen, daß dieß in der Ordnung und der Natur gemäß sey. Das practische Verhältniß hat auch einen practischen Grund: Wo die männlichen Eigenschaften so überflüssig sind, als in dem Getriebe der meisten Europäischen Familien, da ist auch jenes Uebergewicht des Mannes über die Frau nicht möglich, wofür das Wort Familienhaupt paßt. Sind doch die gelehrtesten Männer gerade in Dem, wovon ihre ganze Existenz abhängt, unmündig. Sie mögen tagtäglich sich allein für die zum Leben erforderlichen Mittel anstrengen: über deren Verwendung haben sie fast gar keine Stimme; woran ihre Unfähigkeit dafür zu rathen allerdings am meisten schuld ist. Nur wo das Hauswesen, wie bei einer großen Ackerwirthschaft, der männlichen Gehülfen und Diener wegen nicht von Frauen gelenkt werden kann, ist das Uebergewicht der Familienväter noch erkennbar; wogegen in unserm städtischen Leben sich die Herrschaft des Mannes fast allein durch ein mürrisches oder choleriſches Temperament behauptet. Ist es aber nicht seltsam, daß dieselben im engen Hause so fügsamen Leute unabläſſig von einem freiern Spiele im weiten politischen Gebiete träumen?

Wie steht es nun in dieser Hinsicht in Nordamerika? Geht es in den Küsten-Städten auch ziemlich Europäisch her, so entscheidet das noch nicht über die gesammte Bevölkerung, von der jetzt schon drei Viertheile vom Boden leben. Hat sich dabei das Verhältniß der Frau zum Manne nicht geändert? Aufrichtig gestanden, ich habe nicht viel davon bemerkt. Vielleicht daß mich die Brille der Reflexion dagegen verfinsterte. Diese sagt mir nämlich, in dem neueren Europa sey der Ackerbau zu verachtet gewesen, als daß die Verpflanzung der Europäer nach Amerika bisher Das habe zeigen können, was ein landwirthschaft-

liches Leben unter den Gebildeten zu bewirken vermöge. An dem Nordamerikaniſchen Landwirth ſpürt man freilich die häusliche Abhängigkeit nicht, welche die Familienväter der Europäiſchen Städte charakteriſirt. Allein da man ſie auch bei vielen Europäiſchen Landwirthen nicht ſpürt, ſo fällt der Unterſchied nicht auf. Wie aber wird es werden, wenn die höheren Volksclaſſen mehr und mehr andern Gewerben entſagen und zum Ackerbau übergehen?! Wie wird ſich das häusliche Leben umwandeln, wenn die gebildetſten Familien Deutſchlands zum Coloniſiren ſchreiten?! Und welche Aenderungen in den Theorien werden auf eine ſo veränderte Praxis folgen?!

Nun wohl, das mag den Männern behagen, aber ſoll deren Reich ſich auf Koſten der Weiber erweitern? Behüte mich der Himmel vor ſolchen frevelhaften Hoffnungen. Lieber wollte ich mit den Saint-Simoniſten im Oſten für die Verbeſſerung des Looſes der Weiber wirken als im Weſten für die Verſchlechterung. Die Männer ſollen edler, kräftiger und verſtändiger werden, und allein das Gefühl davon ſoll im Weibe eine andere Anhänglichkeit erzeugen, als an einem Europäiſchen Spießbürger möglich iſt. Nur die weiblichen Hofmeiſter können dabei verlieren; weshalb dieſen allerdings zu rathen wäre, in der alten Heimath zu bleiben, um mit Prieſtern, die an kein Chriſtenthum ohne Pfründen glauben, und Politikern, die keiner Ordnung trauen, worin ihre Rollen fehlen, über das zum jüngſten Gerichte reife Verderbniß der Menſchheit zu jammern.

Wahrlich, in wenigen Jahrzehnten wird in den ſogenannten cultivirten Köpfen eine große Aenderung vorgehen, eine Aenderung, die ſich ſelbſt um die Autorität gefeierter Dichter nicht kümmert. Ein Gebiet für das Leben und Wirken, was der Richtung zum Coloniſiren bevorſteht, wird ſogar den Kreis, worin unſer Göthe ſeine Leſer zu verſetzen ſucht, vor dem Vorwurfe eines idealiſirten Philiſterthumes nicht ſchützen. Wem dünkt es nicht ſchwärmeriſch, an eine nahe Wirklichkeit zu glauben, worin ein Jeder in ſeinem eignen Hauſe Großrichter und Hoheprieſter iſt? Freilich wird es nimmermehr dazu in

Europa kommen, nicht einmahl in den jetzigen Staaten des neuen Continentes; und mit Recht werden alle Versuche, so etwas in der alten Welt einzuführen, als zur Anarchie zielend bekämpft. Nur darin steckt die unverständige Leidenschaft einiger Wächter, daß sie, was für Europa nicht paßt, absolut hassen, und es von der ganzen Erde ausschließen möchten. Sie sollten sich doch durch die Fürbitte jener Vermittler besänftigen lassen, welche Amerika als eine von Gott verfluchte Wüste schildern, wo man neben den Wölfen, Tigern und Klapperschlangen auch wohl Denen einen Winkel gönnen könne, die an keine irdische Untergötter glauben.

Was mir bei der colonisirenden Richtung der neueren Völker am meisten Sorge macht, ist die Gefahr vor Krankheiten. Alle politische Freiheit ist werthlos ohne häusliche Freiheit, und wer kann sich häuslich frei fühlen, wenn er so sehr von Juristen und Aerzten abhängt, als die Europäer? Daß auch die Nordamerikaner insofern einer Erlösung bedürfen, brauche ich nicht zu wiederholen. Wie der Abhängigkeit von Juristen nur dadurch abzuhelfen ist, daß man sich selbst um die Gesetze kümmert, so ist gegen die andere das Studium der Medicin unerläßlich. In einem Lande, wo die höhere Erziehung nicht mehr so der Abrichtung für den Fang der Lebensmittel unterthan ist als in Europa, kann jenen beiden Erfordernissen leichter genügt werden als man ahnet. Aber wie mit dem Studium schlechter Gesetze sich diese noch nicht in gute verwandeln, so verwandeln sich mit dem allgemeinen Studium verkehrter medizinischen Lehren diese noch nicht in die richtigen. Nun aber möchten den colonisirenden Europäern richtige medicinische Lehren Anfangs weit wichtiger seyn, als richtige Lehren über Gesetzgebung. Vielleicht ist es mir gestattet, meinen Mitmenschen in dieser Hinsicht einen bedeutenden Dienst zu leisten. Wie ich die Irrthümer in der Politik dadurch zu bekämpfen trachte, daß ich die Verhandlungen darüber allen Gebildeten zugänglich zu machen suche, so gedenke ich auch mit den Lehren über Gesundheit und Krankheit zu verfahren, die Aerzte um Verzeihung bittend, daß man sich

in Sachen, die Jedermann so nahe angehen, nicht länger blindlings einem Eifer überlassen wolle, der seine Hauptbelebung von dem Streben nach Geld und Geldeswerth ziehe.

Sieben und vierzigster Auszug.

Das Leben in Nordamerika wird in Deutschland gewöhnlich ein practisches genannt, und zwar weit weniger um es zu loben, als um es zu tadeln. Der Sinn davon ist nämlich, daß die wahre Stätte der Theorien und des Denkens in Europa sey, und daß in Amerika bloß gehandelt werde. Diese Ansicht rührt sicher mit aus der Neigung, sich gegen die demüthigenden Erscheinungen des neuen Continentes durch Einbildungen zu schützen. Dessen materieller Zustand ist für verkleinernde Fictionen und Deuteleien zu offenbar. Darum versucht man es lieber mit dem geistigen. Indeß noch mehr stimmt dazu der mit unserer Cultur verschlungene Glaube an einen absoluten Gegensatz zwischen dem practischen Leben und dem denkenden. So lange man das Geistige vorzugsweise in den Schulen findet, und es für eine Verirrung der Denker gilt, an den politischen Interessen anders als in Worten Theil zu nehmen; so lange man in der Erstarrung einer Klostergelehrtheit das rüstige Wirken und Walten der alten Griechen und Römer zu begreifen wähnt, wird es schwerlich gelingen, dergleichen Meinungen auszurotten *). Aber man mag für diese Ausrottung

*) Daß in Nordamerika die natürlichen Reize für den Thätigkeitstrieb vom Schreiben schlechter Bücher mehr abhalten als in Europa, soll nicht bestritten werden. Nur wolle man die Sei-

zu arbeiten wünschen oder nicht, die Nordamerikanische Welt tritt den Ankömmlingen aus Europa so entgegen, daß we-

---

stigkeit des menschlichen Lebens nicht nach den Katalogen der Büchermessen beurtheilen und auch die alberne Ungerechtigkeit vermeiden, Alles, was hundert Millionen Köpfe und Tröpfe in vielen Jahrhunderten geleistet haben, gegen die Nordamerikanischen Leistungen weniger Millionen in einem halben Jahrhundert zu stellen. Was vor der Colonisirung Amerika's Europa enthielt, gehört den Amerikanern so gut an als den Europäern; und da die Colonisirung allmählig geschehen, so gibt es eine Menge Amerikaner, welchen sogar die Europäischen Producte des gegenwärtigen Jahrhunderts nicht fremder sind als Denen, die damit gegen sie prahlen. Nach Verhältniß der Zeit und Kopfzahl stehen die Nordamerikaner den Europäern in Bezug auf gute Bücher so wenig nach, als in erheblichen Entdeckungen und Erfindungen; wenn man auch fortwährend der Absurdität huldigt, die Geistesproducte der ausgewanderten Europäer (wie z. B. des berühmten Priestley) mit zu den Europäischen zu zählen, und so von der daher zu erntenden Ehre die Schöpfer selbst auszuschließen. Mit der Abwägung des Werthes ganzer Völker befassen sich nur zu oft Leute, die daraus Etwas für ihren eignen Werth ableiten möchten, ohne an den Werken, die sie für und gegen aufzählen, im mindesten Theil zu haben. Diese wähnen dann auch wohl, daß in Amerika keine Bücher gemacht würden, weil sie nichts davon erführen. Von Franklin's großen politischen und physicalischen Leistungen wissen sie nichts; Cooper und Irving halten sie für gewöhnliche Romanschreiber, und Fulton's Verdienste um die Dampfschiffahrt für problematisch. Wenn die Herren doch einen flüchtigen Blick auf die Amerikanischen Bücher und Erfindungen würfen, welche allein in dem bekannten Werke von Warden (erste Auflage 1819) vorkommen. Indeß wie sollten sie Schriftsteller besonders schätzen, die nur in Amerika und nur über Amerikanisches geschrieben haben, sie, die Jefferson's Schrift über Virginien (freilich ohne sie zu kennen) jedem Schulbuche über eine Provinz Deutschlands nachordnen?! Bloß über das Klima von Amerika führt Warden (der übrigens über Mangel an Aufmunterung zur Schriftstellerei in Amerika, wo die Noth nicht so dazu treibt

nige sich der Kritik jener Meinungen völlig erwehren. Mir waren sie bereits früher verdächtig. Denn so oft ich meine Gedanken darüber musterte, gerieth ich auch stäts zu der Erwägung, von welcher Art Europäer die Vereinigten Staaten ursprünglich bevölkert worden und damit alsbald auf den Unterschied zwischen Menschen, die eines Entschlusses zum Aufbruche nach fernen Weltgegenden fähig sind, und jenen, die davor mehr zurückschaudern, als vor der Bettelei in allen ihren widrigen Formen. Die erste Bedingung jeder lebendigen Entwicklung ist ein Vorrath von Lebenskraft, dachte ich; nun möge es um die Auswanderer noch so übel stehen, unbestreitbar bleibe es doch, daß die Rüstigkeit und Ausdauer zur Uebersiedelung in einen durch große Meere umflossenen Continent eine gewisse Entwicklungskraft für die Zukunft bekunde, und bei der Eintheilung der Menschen in Automaten und Geister immerhin zu den letztern (sey es auch mit dem Prädicate „böse") ordnen müsse. Gegen dieses Resultat, daß Amerika nicht von der alten Welt mit den Schläfrigen und Trägen besetzt worden, lehnte sich vergebens die von Gelehrten und Ungelehrten vertheidigte Meinung auf, daß der neue Kreis an sich dem höhern geistigen Leben ungünstiger sey als die Europäischen Länder, wo Unzählige mit dem besten Willen an nichts denken können, als an die dringendsten Forderungen des Leibes. Indeß läugne ich nicht, daß mir eine Prüfung an Ort und Stelle nöthig schien, weshalb ich meinen definitiven Ausspruch geduldig verschob. Nach Ankunft an Ort und Stelle aber brauchte ich mich nicht länger bei Allgemeinheiten und Vermuthungen aufzuhalten; die überzeugenden Einzelnheiten machten die künstlichen Argumentationen bald überflüssig.

Es ist wahr, in Nordamerika gibt die Gegenwart so viel zu denken, daß eine völlige Ablenkung der Aufmerksamkeit von

---

wie in Europa, bitter klagt) zwölf Amerikanische Autoren an, darunter außer Franklin und Jefferson, die Namen Rusch, Webster, Barton, Meaſe, Drake ꝛc.

der Vergangenheit wohl zu entschuldigen wäre. Allein der Europäische Glaube an die wirkliche Ablenkung ist so falsch, daß ich selbst es mir Anfangs nicht gestehen mochte. Dieses Sträuben kam ohne Zweifel daher, daß auch ich von dem Dünkel, der die Amerikaner wie Kinder behandelt, nicht ganz frei war. Fast aus jedem Munde hört man die Phrase „die Nordamerikaner sind ein junges Volk"; und jenachdem man ihnen hold oder gram ist, reihen sich daran die Sprüche von Jugendkraft und Blüthe, oder von Schwäche und Verirrungen. Es ist sonderbar, zu welchen Vorstellungen die Wörter „Mutterstaat und Colonie" veranlassen. Der Mutterstaat ist freilich älter als der Colonialstaat, und insofern ist es allerdings erlaubt, den letztern einen jungen Staat zu nennen. Auch die Benennung „junges Volk" rechtfertigt sich noch durch die Rücksicht auf die neue Verschmelzung mehrerer Individuen und Familien. Aber weil sich ihr überall der Gedanke an ein Volk von junger Entwicklung unterschiebt, d. h. an ein Volk, dessen einzelne Glieder in junger Entwicklung seyen, so kann man den Dünkel unserer Culturträger durch die kleine Bemerkung züchtigen, daß die bloße Ansiedelung in einem unbewohnten Lande, und wäre es auch ein frisch aus dem Ocean emporgestiegenes Eiland, so wenig einen einzelnen Menschen verjüngt als eine Gruppe. Die Nordamerikaner sind nicht jugendlicher als ihre Stammgenossen in Europa, und es ist absurd, die Verschiedenheiten ihres Getriebes von dem Europäischen aus solchen Phrasen zu erklären. Doch das nur beiläufig. Meine eigentliche Absicht ist, das unumwundene Geständniß in das Tagebuch einzutragen, daß man sich in Nordamerika, trotz der Macht der Gegenwart, mehr mit der Vergangenheit und insbesondere auch mehr mit der Europäischen Vergangenheit beschäftigt als in Europa selbst. Es däucht mir fast gefährlich, so etwas dem Papiere anzuvertrauen, wenn ich an die Schaar von literärischen Dämonen denke, die damit verletzt werden. Uebrigens ist es so, wie ich schreibe; und für einen Unbefangenen weiß ich auch Etwas hinzuzufügen,

das die Sache einfach erklärt. Ich brauche nämlich nur einer Seits an die Erlösung des Geistes von den zerklemmenden Sorgen und Mühen für das Leibliche zu erinnern, und anderer Seits von den practischen Reizen zum Forschen in der Vorzeit zu reden. Practische Reize zur Beschäftigung mit der Vorzeit? — Ja, practische Reize! Ich verhehle es nicht, daß auch ich früher wenig davon kannte. Wo gibt es deren denn in Europa, wenn man nicht etwa dahin rechnet, was zur Facultäts-Gelehrsamkeit gehört? Ich habe sie erst in einem Gebiete kennen gelernt, das wie vielleicht kein anderes unter der Sonne die Germanischen Völker einladet, nach den Vorbildern, welche die Cultur in den Gedanken entwickelt hat, Wirklichkeiten hervorzubringen, wofür in Europa der Raum nur durch wilde Zerstörung und Greuel zu erlangen wäre. Was gibt es in Europa überhaupt für Reize sich mit der Geschichte zu befassen? In den Jahren, worin man so Manches in den Schädel packt, was sich nicht darin rühren kann, wird uns auch Etwas von der Vorwelt vorgetragen; wie uns in Allem gerade dann der reichste Stoff zum Denken angeboten wird, wenn wir am unfähigsten sind, ihn zu verarbeiten. Aber im reiferen Alter kümmert sich niemand darum, wenn es der Beruf nicht fordert, d. h. wenn man nicht dafür (und zwar nicht bloß mit Ehre) honorirt wird. Und je öfter es außerdem der bloßen Unterhaltung wegen geschieht, desto besser paßt der Vorwurf, daß man sich in Nordamerika mit der Vergangenheit beschäftige, weil die Gegenwart dazu auffordert, in Europa hingegen weil die Gegenwart langweilig und widrig ist. In Wahrheit frage ich nochmahls, was ist auch an dem Leben, wie es schon seit Jahrhunderten in Europa geführt worden, so interessant, zu mühsamen geschichtlichen Untersuchungen zu reizen? Was liegt daran, zu wissen, wann, und wie die Schnörkeleien entstanden sind, welche unter Hohen und Niedrigen als das Wichtigste des Daseyns gelten? Wenn die Gegenwart nicht bedeutender wird als sie jetzt ist, und in dem Familienleben wie in dem öffentlichen Prunkfeste die Centra der Kräfte blei-

den, so wird Nordamerika an Motiven, die Geschichte der Menschheit und ihrer ersten Stätten zu studiren, unserm Europa bald mehr überlegen seyn, als dieses darin Asien und Afrika überlegen geworden ist.

Schon allein die Sprache bewegt die gewöhnlichen Amerikanischen Pflanzer rückwärts in die Vorzeit zu schauen. Mehrmahls habe ich in Amerika schlichte Landleute über die Mischung der Englischen Sprache und deren Ursache; die Verschmelzung der verschiedenen Völker in Britannien, reden hören, und zwar ohne alle Sucht Belesenheit zu zeigen. Man erzählt sich in England und Deutschland von der Neugier der Nordamerikaner. Allein man hat nie erzählt, wie oft diese Aufgeweckheit eine Richtung nimmt, die sich bei der großen Masse in Europa so wenig findet als bei Thieren. Daß sich in Nordamerika die National-Verschiedenheiten der Europäer deutlicher offenbaren als in Europa selbst, habe ich schon früher notirt. Man bilde sich ja nicht ein, daß so etwas den Amerikanern entgehe. Tief in jenen Urwäldern, wo unsere Journalisten nur Wilde suchen, mußte ich Fragen über die Verschiedenheit der Briten von den Deutschen, von den Franzosen, von den Spaniern u. s. w. beantworten. Wie sollten auch dergleichen Fragen fehlen, wo für und für neue Muster dieser Völker in den abweichendsten Rollen auftreten? Und eben so natürlich ist es, daß man den Aufschluß über die Einwanderer vorzugsweise von einem Mit-Einwanderer erwartet. Ist es daher zu wundern, daß, sobald ein Deutscher von einer sogenannten gelehrten Erziehung mitten unter die Amerikaner geräth, der todte historische Stoff in seinem Kopfe zu einiger Belebung gedeihet? Der bloße Name seiner Heimath muß es bewirken. Keinem Erdbewohner kann sein Vaterland glorreicher klingen, als das Wort „Germanien"; und gerade weil es in unserer eignen Sprache fehlt, darum ist der Eindruck um so stärker, wenn man in dem fernen Amerika als ein Ankömmling aus Germany begrüßt wird. An der Atlantischen Küste ist ein Reisender aus Europa eine gewöhnliche Erscheinung, aber nicht mehr so jenseits der Alleghanys, und die

wenigen, welche hinüber gelangen, pflegen ſich an den großen Strömen zu halten. Wir zogen dagegen die Landwege vor, und nachdem wir vierzig Tage über Hügel und Thäler, Ströme und Bäche ununterbrochen gegen Weſten vorgedrungen waren, dünkte den Amerikanern wie uns ſelbſt unſere Heimath ſo entlegen, daß bei der erſten Frage darnach es beiden Theilen, den Fragenden wie den Antwortenden, gleich galt, ob wir Europe oder Germany ſagten. So war es uns im Innern des Indianaſtaates und in Illinois, wo wir erſt nach mehr als funfzig Tagereiſen ankamen. Zuweilen blieb es dabei, ohne daß man ſich näher erkundigte, ob wir British (wie die Engländer allgemein in den Vereinigten Staaten genannt werden) ſeyen oder Franzoſen, oder Spanier. Forderte man aber genauere Angaben, ſo ſpürten wir bei den Wörtern „Germanien und Rhein" nicht ſelten ein Intereſſe unter den Zuhörern, was nur bei der lebendigſten Theilnahme an der Vergangenheit möglich iſt. Die Bewohner des Rheinthales dürfen ſich darauf verlaſſen, daß ihr Strom überall bekannt iſt, wo ein Strahl von Europäiſcher Cultur leuchtet. Hat doch die alte und die neue Zeit gewetteifert, ihn in der Kriegsgeſchichte vor allen Flüſſen auszuzeichnen. Hier war die Linie, worauf ſelbſt der gewaltige Cäſar von den Sicambern in edelm Trotze als die Grenze des Römerreiches verwieſen wurde (de bello Gall. lib. 4). Hier hatte das Schickſal ſchon Jahrhunderte zum voraus, während der Römiſche Coloß im vollen Glanze der größten Siege der Welt ſeine ewige Herrſchaft verkündete, die Saat zu ſeinem Untergange niedergelegt, und die Pflanzſtätte auserſehen, woher einſt die geſammte cultivirte Erde mit neuer Keimkraft verſorgt werden ſollte. Welchem Europäiſchen Schüler wird dieß nicht vorgeſagt? Aber welchen Männern dünkt es nicht langweilig, davon zu hören? Ganz anders iſt das in den Wäldern von Nordamerika. In einem ſolchen practiſchen Gebiete kennt man die Europäiſche Furcht vor Schulweisheit nicht; und wo die ſchöpferiſche Gegenwart von der Vergangenheit die Namen der berühmteſten Städte borgt, wo ſogar aus der

älteſten Geſchichte des Nil-Thales Parallelen für das Miſſiſippi-Thal genommen werden, da geräth niemand in den Verdacht der Pedanterei, wenn er in gewöhnlicher Unterhaltung die Rede auf die Germanen des Tacitus und Cäſar bringt.

In einem Wirthshauſe in Indiana trafen wir mit einer Geſellſchaft lärmender Viehhändler ein, die uns wegen unſerer Kappen und Sprache als völlig fremdartige Weſen begafften. (Auch in Baltimore war dieſe Art Kopfbedeckung ſo unbekannt, daß uns die Knaben auf den Straßen nachfolgten. Man trug ſie nirgend, weder in den Küſtenſtädten, noch im Innern, aber bei meiner Rückreiſe fand ich ſie überall.) Endlich fragte uns einer von ihnen, woher wir kämen. Ich antwortete: aus Europa. Nach einer Viertelſtunde fragte ein anderer dasſelbe; und ich antwortete: aus Germany. Alsbald bemerkte der erſtere „ich habe ja vorhin ein anderes Wort geſagt; und die gute Wirkung meiner Rechtfertigung erhöhte den Verdacht, daß es dennoch Nordamerikaner gebe, die entweder das Wort „Europa" oder „Germany" nicht kennen. Doch wenn ich bedenke, daß ſchwerlich in ganz Europa (die Türkei und Rußland ausgenommen) einem einzigen Erwachſenen das Wort „Amerika" fremd iſt, ſo muß ich vermuthen, daß meine Ausſprache (Jurope) nicht deutlich war. — Die Bundesregierung hat vor einiger Zeit entlegene Striche ihres Gebietes durch Commiſſaire bereiſen laſſen, und dieſe ſtießen wirklich auf Indianerſtämme, welche gar nichts von einer Hauptſtadt Waſhington wußten und eben ſo wenig, daß es Menſchen gebe, die ſich als ihre Oberherren betrachten.

Man lieſ't in Deutſchland, daß die Bevölkerung der Vereinigten Staaten, wenngleich nicht mit Deutſchen doch mit Kindern und Enkeln von Deutſchen ziemlich verſetzt ſey. Dieſen, ſollte man meinen, könne unſere Sprache nicht ſo durchaus unkenntlich ſeyn. Aber es iſt ſo wie ich ſchreibe. Auch am Miſſouri fielen unſere Kappen eben ſo ſehr auf als unſere Sprache. Noch immer erinnere ich mich mit Vergnügen, wie wir zuerſt zu dem Orte gelangt ſind, wo wir uns angeſiedelt haben.

Bei der Prüfung der Gegenden am Miſſouri und Miſſiſippi richtete ſich unſere Aufmerkſamkeit vor Allem auf die großen Flußthäler, und wir begaben uns deshalb von St. Louis (zu Pferde) zwiſchen beide Ströme, an die Nordſeite des Miſſouri. Anfangs geriethen wir aber zu tief in die Hochland-Savannen, bis uns der Inhaber eines Wirthshauſes, wo wir eine Nacht zubrachten, wieder zum Miſſouri-Thale half. Er begleitete uns über zehn Meilen bis zum Flüßchen Oſage-Women. Es war zwiſchen 3 und 4 Uhr Nachmittags (im Monate November) als dieſer freundliche Führer uns mit dem Rathe verließ, den eingeſchlagenen Weg noch etwa 6 Meilen fortzuſetzen, um zu einem guten Nachtlager an einem andern Seitenflüßchen des Miſſouri (dem Tuque-Creek) zu gelangen. Beim ſchönſten Wetter trabten wir in einer Stimmung weiter, die ſich in Europa ſchwerlich durch Künſte der Phantaſie erzeugen läßt. Befanden wir uns doch in einem Gebiete, das in ſeiner ganzen Ausdehnung durch alle Klimate mit ſeinem unbekannten Innern den nüchterſten Europäer zu ſchwärmeriſchen Erwartungen aufregen kann. Es ging ſtäts über ſanfte Hügel, durch Wälder von Eichen, Wallnußbäumen, Zucker-Ahorn, Linden, Eſchen und andern. Wir hatten das Miſſouri-Thal dicht zur Seite, und von Zeit zu Zeit reichten unſere Blicke bis zu den Windungen ſeiner magiſchen Tiefen, wo die weißen Zweige der Rieſen-Platanen das dunkle Laubwerk ſeltſam unterbrachen. Indeß war die Sonne ſchon untergegangen und noch keine menſchliche Wohnung zu ſehen. Der Weg glich einem Fußwege, und wurde vielleicht mehr von Thieren benutzt als von Menſchen. Als die Dämmerung vorrückte, wendeten ſich unſere Augen inſtinctartig ſüdweſtlich nach der Seite des Thales hin, wo es am längſten hell blieb; und da endlich der Weg ſich ſpaltete, ſo wählten wir die Richtung zur Lichtſeite, obwohl es nicht ganz mit der Anleitung unſeres frühern Begleiters vereinbar war. Es ging einer Schlucht zu, die ſich in das Miſſourithal ſelbſt zu öffnen ſchien. Wir entdeckten umzäunte Felder, voll von abgeſtorbenen Bäumen, die mit ihren ausgebreiteten Kronen dem kürzlich gelichteten

Waldboden ein überaus wildes Ansehen geben; was für uns jedoch, nach der oft wiederholten Erfahrung von der harmlosen Natur der dort hausenden Menschen, nichts Abstoßendes mehr hatte. Wir eilten auf die Zäune an, und kaum waren Gebäude sichtbar geworden, als ein dumpfes Gebelle von drohenden Doggen den Pflanzer selbst herbeizog. Wir hörten daß wir uns wirklich verirrt hatten, und von dem gesuchten Nachtlager noch mehrere Meilen entfernt waren. Indeß bot uns der Pflanzer sein Obdach an, was wir bei der steigenden Dunkelheit und den in den Wäldern umher sich erhebenden Lauten wilder Thiere gerne annahmen. Nachdem unsere Pferde versorgt, und ein erquickendes Mahl aufgetragen war, kam die Rede auf den Zweck unserer Reise; und jetzt erbot sich unser Wirth auch, uns in seiner Nähe gutes Land zu zeigen, das noch vom Staate zu kaufen sey. Es geschah aber nicht ohne einige Bedenklichkeit, die wie wir später erfuhren, aus der Besorgniß rührte, den Absichten eines Nachbars auf dieselben Grundstücke entgegenzuwirken. Auch wohnte ein zweiter und dritter Nachbar auf Staatsboden wovon ein rascher Ankauf sie hätte vertreiben können. — Wir haben uns zwar nicht gleich für die angezeigten Striche entschieden, sondern noch viele andere besehen; allein zuletzt zogen wir die Kunde vor, die uns eine bloße Verirrung im Wege verschafft hatte.

Eben jener Pflanzer (Jacob Haun) stammt von Deutschen Eltern, die noch beide nicht ferne von ihm leben; aber unsere Deutsche Sprache war ihm so fremd, daß er uns für Franzosen oder Spanier hielt. Einige Tage später bemerkte ich, daß mehrere seiner Nachbaren einem Gespräche zwischen mir und meinem Reisegefährten gespannt zuhörten und sich dann eifrig darüber beriethen. Ich erkundigte mich näher; und man antwortete mit sichtbarem Mißtrauen, sie hätten bereits oft Deutsch reden hören, aber nie ein solches Deutsch. Einer unter ihnen sagte, sein Vater sey ein Deutscher, allein er spreche ganz anders. Ich bat ihn einige Worte nachzusprechen, und vernahm die Elsaßische Mundart. Es war nicht leicht, Leuten, die von ihrer eignen Sprache (der Englischen)

keine Dialecte kannten, einen ähnlichen Scrupel zu lösen. Ich würde mich wohl umsonst bemüht haben, wäre der Vater nicht selbst hinzugekommen. Dieser wurde ein Mahl über das andere gefragt ob er uns verstehe, und als er sich bejahend, aber mit dem Zusatze äußerte, daß unser Deutsch Hoch-Deusch sey, so folgte eine neue Verwirrung, als ob er damit eine Casten-Abtheilung bezeichne. Die bisherigen Deutschen Einwanderer waren meist dürftig; ihre äußeren Sitten und Kenntnisse empfahlen sie so wenig als ihre Sprache, und alle klagten auch über ausgestandenen Druck und Elend. Was war nach solchen Prämissen natürlicher, als das Wort „hoch-deutsch" auf einen politischen Rang zu beziehen und die schlechteren Mundarten für Eigenheiten einer Art weißer Sclaven zu halten? Unsere Deutsche Sprache erklärten sie nämlich für eine schöne Sprache; wogegen sie sich über die ihrer Bekannten und Verwandten stäts in Spott belustigten. Ich aber wurde dadurch an die Sorglosigkeit unserer Erzieher erinnert. In wenigen Deutschen Gegenden ist für eine erträgliche Aussprache die Anleitung der Schulen entbehrlich; allein es gibt viele Schulen, die sich wenig darum kümmern. Ich habe öfters von Süddeutschen und Schweizern klagen hören, daß man den Kindern bei einem übrigens guten Unterrichte, eine Aussprache nachsehe, die an einem Schauspieler überall verabscheuet werde, und daß dieß ein Hauptgrund sey, warum man lieber Französisch rede. Für die Einheit eines Volkes ist es sicher nicht gleichgültig, wenn die politischen Spaltungen in der Sprache eine Anlehnung finden. Just in Amerika, wo die Collisionen der engen Heimath verschwinden, wo die Deutschen vom Rheine, von der Elbe, der Oder und der Donau sich so aneinander schließen als ob sie aus demselben Weiler oder Städtchen wären, fällt der Unterschied unserer Dialecte am meisten auf.

Ich sage keinesweges, daß man nur von Europa aufzubrechen brauche, um sofort zum scharfen Nachdenken über die Vergangenheit zu gelangen. Was helfen alle Reize wenn die Reizbarkeit fehlt? Aber das wage ich doch zu behaupten,

daß ein Aufenthalt in Nordamerika von mehreren Jahren auch in dem trägſten Europäiſchen Hirne einige Verbeſſerung bewirke. Und wer mit einem guten Vorrathe von hiſtoriſchem Stoffe hinkommt, der wird, (falls ſeine Lebenskraft nicht über dem Sammeln zu ſehr gelitten hat) daran nach und nach einen Werth entdecken, den er in Europa nie ahnete. Freylich hängt das Mehr- oder -weniger von Individualitäten ab, und hauptſächlich von der Fähigkeit ſelbſt zu urtheilen und ohne die Krükken der Autoritäten fertig zu werden.

Welcher Anreiz zum Denken liegt nicht ſchon allein in der Befreiung der menſchlichen Kräfte von dem Range der Gewerbe! Wo unmittelbar die Schöpfung ſelbſt einen reichen Lohn vorhält, da müſſen die Diener bald theuer werden; und das wirkt gegen die Vorurtheile, wornach die körperlichen Arbeiten für entehrend gelten, beſſer als die wärmſten Ermahnungen von Kathedern und Kanzeln. Ich geſtehe es, daß nichts ſo ſehr die Reviſion des geſchichtlichen Stoffes, den mein Hirn mit hinüberbrachte, befördert hat, als eben die Amerikaniſche Reformation in dem Range der Gewerbe. Sie trieb mich für und für an, dem erſten Urſprunge der Europäiſchen Vorurtheile nachzuforſchen, und ob ſie ſich in allem Ernſte von den Eigenheiten unſerer älteſten Stammväter, den kriegeriſchen Germanen ableiten laſſen. Ohne Zweifel werden noch Viele nach mir zu denſelben Betrachtungen kommen; und wenn ich auch nicht gerade Jedermann einen Dienſt leiſte, indem ich mein Tagebuch mit Bemerkungen über unſere Entwicklungsgeſchichte anfülle, ſo werden es mir doch wenigſtens die Deutſchen, welche nach Nordamerika reiſen, nicht übelnehmen. Dieſe dürften ſich bald überzeugen, daß man jenſeits des Oceans die Sachen anders anſehen lernt als in den Europäiſchen Schulen, und daß uns Nordamerika allerdings zu geſchichtlichen Unterſuchungen reizen kann, wofür ſich in Europa ſelten jemand intereſſirt, der nicht muß.

Indeß ſo wichtig mir jene Bemerkungen dünken, ich beſorge dennoch, daß meine Wendung zu den alten Germanen Manchem ſehr verdächtig und völlig unpractiſch vorkomme. Ueber ein

practiſches Object ſo weit auszuholen, hat den Schein der Pedanterei in Europa überall wider ſich. Freilich ſind wir im Religiöſen längſt daran gewöhnt, die Erklärung der Gegenwart Jahrtauſende hinter uns zu ſuchen. Allein alles Weltliche, was wir vor uns ſehen, ſoll ſeine Wurzeln nicht über das Mittelalter hinaus erſtrecken. Und was iſt aus dem Mittelalter ſelbſt für die heutige cultivirte Welt abzuleiten, da unſere Cultur ja erſt nach der Nacht des Mittelalters begonnen hat? Wer aber noch weiter rückwärts will, dem treten die Sätze entgegen, 1) daß die Periode der Völkerwanderung als eine Periode trüber Gährung keinen Aufſchluß biete; 2) daß das letzte Römiſche Reich ein verdorbenes Chaos geweſen; und 3) daß man die alten Germanen wohl als Wilde, aus Neugier, jedoch nie der Belehrung über uns ſelbſt wegen betrachten dürfe. Dergleichen hält die ächte Prüfung unſerer Entwicklung nur zu ſehr umſtrickt. Es gibt Ausnahmen, aber keine einzige die befriedigt, keine einzige, welche die Charaktere der Gegenwart an ſich genau aufgefaßt habe, geſchweige deren wahre Wurzeln in der Vergangenheit; was an der Bedeutung der Worte „menſchliche Entwicklung und menſchliche Cultur“ am beſten zu erkennen iſt. Der Spruch, daß die neuere cultivirte Menſchheit aus einem Germaniſchen und einem Römiſchen Elemente hervorgegangen, iſt zwar oft wiederholt worden. Aber leider ſteht dieſe Allgemeinheit noch heute ſo iſolirt als vor dreihundert Jahren; es ſey denn daß man ſeine Commentirung in ſog. Curioſitäten finde; z. B. in der Notiz, daß die Proceſſion der Zweige vom Cultus des Serapis herrühre (wie der heilige Epiphanes berichtet *); daß das Pantheon, vorher der Cybele und allen Göttern geweiht, durch Bonifaz den 4ten der heiligen Jungfrau und allen Heiligen geweiht worden; daß das Feſt des heiligen Dionyſius und ſeiner Gefährten Eleutheros und Ruſticus aus den Dionyſalien und Ruſtiken zu Ehren des Bacchus (auch Eleutheros genannt) entſtanden; daß man

*) Advers. haeres. lib. II. cap. 64.

ſogar den alten Gott ſelbſt lange unter dem Namen des heiligen Bacchus verehrt hat *); daß der Tempel der Victoria auf dem Schlachtfelde, wo Marius die Cimbern und Teutonen beſiegte, zu einer Capelle des heiligen Victor geworden; zu Athen der Tempel der Minerva zur Kirche der heiligen Sophia; daß ſich in der Steyermark die Slaviſche Gottheit Sviatovid (mit vier Geſichtern) in St. Vitus verwandelt hat; und daß von dem Pabſte Gregor dem Großen ausdrücklich vorgeſchrieben worden, die heidniſchen Tempel und Ceremonien für das Chriſtenthum zu benutzen **). So etwas iſt nicht unintereſſant, aber noch ſehr weit von der Bekehrung über das Weſentliche. So lange es um bloße Unterhaltung geht, läßt man ſich auch im Weltlichen die Ableitung aus der fernſten Vorzeit gefallen, und erfährt mit Vergnügen, wie manche unſerer politiſchen Formen Producte einer ähnlichen Benutzung und Zuſtutzung der Reſte der alten Welt ſind, als ſo viele Baumerke. Allein die Abſicht, daraus über das Leben und den Geiſt unſeres Getriebes Aufſchluß zu ziehen, war und iſt noch immer ſehr verdächtig. Oder man müßte etwa Das hoch anſchlagen, was ſich in unſern juriſtiſchen Conglomeraten offenbart. Doch wie hätte man dieſen Aufſchluß überhaupt finden ſollen, da man ihn nirgend weniger ſuchte als in den Motiven? Wo ſteckt denn das Geiſtige des menſchlichen Getriebes anders als in den Motiven, die ſowohl das Thun und Laſſen der Könige beſtimmen als das der Bürger und Bauern? in den Motiven, die an einem größern Hebel Reiche ſchaffen und zerſtören, an einem kleinern den beſcheidenen Haushalt des Privatmannes lenken? Welches Lehrbuch ſtellt uns aber die menſchliche Entwickelung klar und bündig an der ſucceſſiven Entwicklung der Motive (der Intereſſen, der Strebungen) dar? Iſt es eine Läſterung, daß

*) Dulaure hist. physique, civile et morale de Paris vol. 8. Paris tom I.

**) Ecclesiast. hist. gentis Anglorum venerab. Bedae presbyt. pag. 42. edit. 1566.

man ſich völlig von den Effecten beherrſchen läßt? Nur was Lärm macht, Stürme, Kriege, Schlachten, Umwälzungen, Experimente von Autokraten (und wenn die Producte auch von nichts als den einzelnen Schöpfern geſtützt werden) das iſt es, was die Aufmerkſamkeit der Menge wie die Reflexionen der Lehrer und Politiker beſchäftigt.

Es ſchimmerte zwar hin und wieder ein beſſerer Strahl durch, indem man anfing von herrſchenden Ideen und von öffentlicher Meinung zu reden. Allein es blieb bei ſchwankenden Worten. Man griff die Anſichten und Neigungen der verſchiedenen Perioden ſo auf, wie ſie ſich der flüchtigſten Betrachtung zeigen; und auch die ſogenannten pragmatiſchen Schilderungen ſind nichts als Scheinwerke der Eile und Zerſtreuung, welche in Europa leider die beſten Köpfe wider ihren Willen fortreißt. Alle Reden von der Macht der öffentlichen Meinung ſind unnütz, wenn man die öffentliche Meinung an ſich nicht kennt; und wie will man die Richtung einer Geſammtheit kennen, wenn man ſich um die Motive, welche die Einzelnen beſtimmen, nicht kümmert? Man räth auch den Staatsmännern die öffentliche Meinung zu beachten; aber was die wahre öffentliche Meinung ſey, das zu ſagen bleibt man ſchuldig. Lieber arbeitet man jeglicher Kritik entgegen; und erſtickt zugleich den heilſamen Scrupel, ob nicht Maſſen von Menſchen eben ſo in verkehrte Richtungen verfallen als einzelne, mit dem anarchiſchen Spruche: „des Volkes Stimme iſt Gottes Stimme.“ — So bequem geht's weder in der Politik noch im Familienkreiſe. Was Hume in ſeinen politiſchen Verſuchen über die Arten der öffentlichen Meinung lehrt, reicht bei weitem nicht auf den Grund. Was verſchlägt es zu wiſſen, daß es eine Meinung des Nutzens und eine Meinung des Rechtes gibt? und daß wieder das Recht zur Macht von einem Rechte zum Eigenthume zu unterſcheiden ſey? Damit iſt nicht mehr für die Klarheit geſchehen als durch deſſen Abhandlung über die politiſchen Partheien, die faſt überall als erſchöpfend gilt. Für die Leitung von ganzen Generationen, wie für die von Individuen

bleibt es stets die erste Aufgabe, scharf zu untersuchen, wodurch die menschliche Natur überhaupt bewegt und getrieben werde*). Nur nach ihrer Lösung ist Aufschluß über das Treibende bestimmter Perioden möglich. Jedermann sieht ein, daß bloße Irrthümer, verkehrte Ansichten und Leidenschaften die Ursache mancher Ereignisse sind. Was hat nicht der nackte Glaube an die Allmacht der Metalle in unserer Geschichte bewirkt? Aber die Irrthümer und Leidenschaften der Völker wurzeln eben so in dem natürlichen Gange der Entwicklung, wie die Irrthümer der Kinder und Jünglinge; und wer diesen Satz nicht durchdrungen hat, der ist auch nicht fähig, den historischen Stoff zu construiren. Particuläre Kritiken lassen sich freilich liefern, wie man auch Einzelnes an Individuen bekritteln kann, ohne eine umfassende Kenntniß der menschlichen Natur. Allein da sie zur Beurtheilung des gesammten Individuums unentbehrlich ist, so muß sie es um so mehr zur Beurtheilung ganzer Völker seyn. Mit andern Worten: da der historische Stoff nur nach den Motiven zu construiren ist, so muß jeder Beurtheilung unserer Entwicklungsgeschichte die allgemeine Kenntniß der menschlichen Interessen und ihrer Wurzeln vorhergehen. Daß ich dieser Vorarbeit vor meiner Reise über den Ocean viele Jahre gewidmet habe, dem ist es beizumessen, wenn der westliche Continent mir zu wichtigen neuen Ansichten verholfen hat. Uebrigens mag die Frage, ob meine Resultate so wichtig und neu sind als sie mir scheinen, und ob etwa das Wichtige nicht neu und das Neue nicht wichtig sey, in unserer Gelehrten-Welt auf eine gefährliche Befangenheit stoßen, der ich gerne dadurch ausweichen würde, sie in dem Gewande eines alten Manuscriptes vorzutragen, wenn das so leicht wäre.

*) Auch de Lolme gesteht in der Vorrede seiner Schrift über die Verfassung von England, daß für tiefe politische Einsicht es bisher zu sehr an der Kenntniß der menschlichen Natur fehle.

Es geht mir allein um practiſche Zwecke und muß ich dennoch auf kritiſche Anfechtungen von Leuten gefaßt ſeyn, die an dem Getriebe der Welt bloß in Worten Theil nehmen.

Ich bin keineswegs der Hoffnung, hiemit den Verdacht gegen meine Reden über die Vorzeit völlig zu beſiegen. Ich brauche nur wieder von den Germanen anzufangen, ſo wird auch die Beſorgniß vor Pedanterei wieder erwachen. Und in der That die Verkündung, am Miſſiſippi ein Carthagiſches, Griechiſches oder Römiſches Manuſcript entdeckt zu haben, möchte am Ende nicht ſo übel ſeyn. Bereits ſeit Jahrhunderten hat man die bekannten alten Schriften interpretirt und commentirt, insbeſondere die Schriften von Cäſar und Tacitus. Was ſollte man darüber alſo noch wohl ſagen können? Und wie ſollte der Aufenthalt in Nordamerika dafür von Bedeutung ſeyn? Ja, ich geſtehe es ſelbſt, wären die Augen der Ausleger ſeit Jahrhunderten unverändert geblieben, ſo würde ſich ſchwerlich noch etwas Erhebliches vorbringen laſſen. Indeß an dieſer Vorausſetzung ſtockt es, und zwar ſo ſehr, daß vielleicht ſchon in den nächſten Decennien manche Leſer ohne alle Anſtrengung in den Geſchichtsbüchern der Römer und Griechen Dinge finden, die bisher dem Fleiße der beſten Philologen entgangen ſind. Wer mir das aber nicht zu beſtreiten wagt, dem wage ich zu ſagen, daß der Aufenthalt in Nordamerika für die Auslegung des Tacitus wirklich nicht gleichgültig iſt. Nur beziehe man dieß nicht auf ein Lob der Amerikaniſchen Cultur und glaube mir vielmehr die Betheurung, daß ich meinen Aufſchluß über die Germanen weder den Amerikaniſchen Schulen noch den Amerikaniſchen Büchern verdanke. Ich habe die practiſchen Reize zur Beſchäftigung mit der Vergangenheit an den Gelehrten gerade am wenigſten bemerkt. Die Gelehrten ſind in Amerika faſt eben ſo iſolirt von dem friſchen Leben als in Europa, und die Amerikaniſche Gelehrſamkeit iſt dem Cäſar und Tacitus nicht näher verwandt als die Europäiſche. Zu der einen gehören die Frackröcke und die Doktorhüte ſo weſentlich als zu der andern. Man verzeihe mir's, es iſt mir unmöglich, den

Cäsar im Frack und den Tacitus oder Livius als Doctor zu denken, und schon darum will es mir nicht zu Kopfe, daß zwischen unserer Cultur und der alten kein Unterschied sey. Sogar in den Amerikanischen Wäldern ist es verdächtig, Kenntnisse zu haben, ohne Richter, Rath oder Doctor zu heißen.

Wenn ähnliche Aeußerungen meinen Gedanken über unsere Stammväter keinen Eingang verschaffen, so habe ich gottlob für Alle, die mit Auswanderungsplänen umgehen, einen kräftigern Köder. Diese müssen nämlich wissen, daß sie mit der Auswanderung ihre Geschichte verlieren. Denn die Amerikaner haben ja, wie gelehrte Leute behaupten, und eine Menge ungelehrter nachsprechen, keine Geschichte. Was unter uns Geschichte heißt, gehört der Scholle mehr an als den Menschen. Und wenn die ganze Bevölkerung aufbräche, so würde doch ihre Geschichte sammt dem Vaterlande zurückbleiben. Die Auswanderer haben sich also, falls ihre Söhne dennoch erfahren sollen, was den Ahnen begegnet ist, nach neuen Büchern umzusehen, welche diesen wunden Fleck verhüllen. Ich habe vor, ein solches Buch zu schreiben, und es der ersten Deutschen Akademie im westlichen Nordamerika zur Recension vorzulegen unter dem Titel: „Beiträge zur Entwicklungsgeschichte der Germanen in Nordamerika." Der Deutschen Gründlichkeit gemäß soll es mit dem Beweise anfangen, daß es wirklich Germanen in Nordamerika gebe, daß sie von den Germanen in Europa abstammen, und daß eine solche Abkunft nicht einer Abkunft von Indianern oder Zigeunern gleich sey. Das Haupt-Capitel soll jedoch gegen die Lehren gehen, daß man aufhöre Germane zu seyn, sobald man sich aus dem Sprengel der Criminal-Gesetze Carls des Fünften entferne, sobald man so ruchlos werde, einem Nebenmenschen, der uns treten und schlagen wolle, lieber das Jagdmesser vorzuhalten, statt als ein frommer Christ und friedlicher Reichsbürger davonzulaufen.

Acht und vierzigſter Auszug.

Wenn doch unſere Philologen wüßten wie oft man im innern Amerika an die Völker des Alterthumes erinnert wird, ſo würde wenigſtens von ihnen das Geſchwätz von materiellem Leben bekämpft werden. Wir bewundern die großen Bauwerke, welche die Römer an den Ufern des Rheines, der Themſe, der Loire und des Ebro ſo rüſtig aufführten wie am Po und Tiber. Städte entſtanden, wo ſie weilten, ſo raſch, als hätten Zauberer ſie aus dem Boden hervorgezogen, mitten in den dichten Wäldern, womit damahls ganz Europa bedeckt war. Wo findet man ſo etwas jetzt? Es gibt freilich keine Römer mehr. Aber daran liegt es nicht allein. Wäre Europa ſchon vor zweitauſend Jahren ſo beſetzt geweſen wie heute, ſo würde die Luſt zu jenen wunderbaren Anlagen bald vergangen ſeyn. Wie ſauer wird es in *unſerm* Europa dem beſten Willen nicht, einen Weg von wenigen Meilen zu bauen, wenn ſich von allen Seiten Reclamationen erheben, die man doch nicht in revolutionärem Schwindel für ein Nichts erklären kann?! Daß es in den Vereinigten Staaten anders iſt, daß dort große Heerſtraßen und Canäle in Jahrzehnten entſtehen, wofür Frankreich oder Deutſchland Jahrhunderte gebraucht, das darf man nicht ſchlechthin beſſern Inſtituten beimeſſen oder gar einer höhern Einſicht. Die Nordamerikaner ſind ſo wenig Römer als die Europäer; allein die Europäer ſind keine Indianer; und überall wo Briten, Holländer, Deutſche, Schweizer, Schweden und Dänen in ein Gebiet gelangen wie das Nordamerikaniſche, entſtehen auch andere Bauwerke als Indianiſche. Eben die Wirkung eines ſolchen Gebietes auf die neueren Europäer iſt es, was ſtäts zur Vergleichung mit den *alten* Völkern veranlaßt. Aber dabei offenbart ſich dann auch gleich, wie weit wir hinter dieſen Völkern in der rechten Benutzung der Erde und in der Beſtel-

lung des uns angewiesenen Gartens der Schöpfung zurück sind. Die colonisirende Richtung der neuern Völker war bisher bloß instinctartig. Die Männer der Reflexion nahmen nur Theil an Cabinets-Projecten, und gegen die Volks-Colonisationen wurden sie nicht müde, in der westlichen Hemisphäre wie in der östlichen, mit Strafreden zu eifern. Darum darf es auch nicht befremden, daß in Nordamerika noch alles Das fehlt, was in jener Richtung eine gesunde Reflexion vermöchte. Ueberall wo unsere Cultur ist, gelten die Bauwerke der Menschen mehr als die Werke der Natur, und es ist des Jammers kein Ende, wenn irgend eine Stadt abbrennt oder durch Krieg zerstört wird; wogegen die Zerstörung der schönsten Wälder niemanden sehr erregt. Woher rührt diese Verzerrung anders als von unserer Unbeholfenheit? Wie leicht würden die Städte besser wiederaufgebaut als sie untergehen, falls sämmtliche Bewohner, sey es auch bloß für wenige Stunden täglich, mit Hand anlegten! Aber nicht einmahl das Militair, zu dessen Operationen das Zerstören ewig gehören wird, will sich zum Wiederaufbauen anschicken. Dasselbe Vorurtheil gegen körperliche Arbeiten, was das Militair abhält, ist es, was jeden andern Mann von sogenannter Bildung abhält für Objecte thätig zu seyn, die ihm am unentbehrlichsten dünken. Darüber hat auch das Nordamerikanische Leben bisher nichts vermocht; und wenn Colonisten von einer sogenannten guten Erziehung, die Sinn für Concerte, Bälle und Theefeste gibt, sich unter der Leitung der besten Architekten ihre Städte selbst bauen wollten, so würde man in Nordamerika mit gleicher Verwunderung auf sie blicken als in Deutschland. Man braucht kein Oedipus zu seyn, um zu entdecken, daß sich das bald ändern wird. In ganz Europa ist die neuere Staatsweisheit dem Banquerott nahe. Man hat alle in ihrer Sphäre möglichen Experimente durchgemacht, und die Bedrängniß ist mittlerweile nur gestiegen. Weder die Beschwörungen der Frömmler, noch die Drohungen der Henker, noch liberale Charten werden den Ruin abwenden, den die Verblendung gegen die letzte Quelle aller irdischen Güter drohet. Dem über-

schwenglichen Reichthume weniger Tausenden steht die äußerste Armuth vieler Millionen gegenüber, und alle Lehren, daß dieß auf einer heiligen Anordnung der Gottheit beruhe, finden keinen Eingang mehr. Darin sitzt der Krebs von Britannien wie von Frankreich und Deutschland, wider den die Deklamationen in Parlamenten und Kammern nichts mehr wirken als wider den Lauf der Gestirne. Aber wie kann es in Europa anders als chaotisch aussehen, da man fortfährt, sich zur Beurtheilung ganzer Völker fähig zu halten, während man um Das, was den einzelnen Menschen bewegt und treibt, in tiefster Finsterniß steckt? Es ist ein Jammer, wie oberflächlich sogar in dem wegen seiner politischen Einsicht gepriesenen Britanien die öffentlichen Angelegenheiten behandelt werden. Auf der einen Seite ein Hinneigen zur geistlosesten Erstarrung, auf der andern eine Wuth, selbst das Materiellste zu sublimiren. Es brauchte nur im Osten oder im Westen ein neuer Eroberer aufzutreten; und es würde sich schnell zeigen, wie viel die Weisheit unserer Politiker über die Völker vermag. England hat lange Zeit dem übrigen Europa als Vorbild gedient in den Regeln und Mitteln, die Völker zur höchsten Stufe von Glück und Wohlfahrt zu fördern; und die Schriftsteller aller Länder haben sich im Loben und Bewundern der Britischen Politik überboten, bis plötzlich die herbe Wirklichkeit den theoretischen Dunst zerstreute und es klar wurde, daß sämmtliche Anstrengungen nichts weiter konnten, als auf einen kleinen Theil seines ungeheuern Areals eine Menge verzweifelnder Menschen vereinigen. Fast sollte man mit jenem alten Römer das menschliche Treiben für ein Lust- und Spottspiel der Götter halten, wenn Diejenigen, welche sich im Besitze der Weisheit dünken, weil sie im Besitze der Macht sind, durch ihre Maaßregeln gerade Das, was sie am meisten verhüten wollen, am eifrigsten herbeiziehen. Keiner Europäischen Regierung kann es behagen von einer Volksmasse wie die der großen Fabrikstädte Englands abhängig zu seyn; und doch haben alle Staatsmänner bis auf den heutigen Tag unermüdlich gestrebt, ihre Gebiete mit Manufactur- und Fabrik-Arbei-

tern anzufüllen. Wie will man verhindern, daß Menschen, die so dicht zusammenleben, sich besprechen und berathen über Jegliches was sie interessirt? und daß sie sich auch um die Politik kümmern, wenn sie davon ihre häusliche Existenz so abhängig sehen, als die eines Europäischen Fabrikanten und Kaufmannes von der Politik abhängig ist? Wahrlich unsere Staatsmänner verstehen sich schlecht auf die Mittel zu ihrem Zwecke, daß sie nicht eine kleinere Bevölkerung von im Familienkreise beschäftigten Landbauern großen Fabrikplätzen vorziehen und die Auftritte von Lyon und Manchester für zufällig halten.

Neun und vierzigster Auszug.

Sicher muß es dem einen oder dem andern Deutschen Einwanderer schwer werden, mitten in der Fülle von Unabhängigkeit, wie sie das Landleben im innern Nordamerika geben kann, sich den Zweifeln zu entziehen, ob das auch wohl so recht sey. Von der zarteſten Kindheit an werden wir gewöhnt, uns selbst zu mißtrauen. Mißtrauen gegen die erste Einwirkung der Eindrücke ist unstreitig die Leiter zur Wahrheit. Aber das ist es nicht, wohin uns die Erziehung bringt. Statt uns zum vorsichtigen Gebrauche unserer Kräfte anzuhalten, gewöhnt man uns von dem Gebrauche ganz ab und verweiset auf die Krücken Anderer, die eben so mißtrauisch gegen sich selbst und lahm sind als wir. Wie es den Aerzten in ihrer medizinischen Praxis geht, so geht es im Leben überhaupt. Für Andere hat man immer Rath genug, aber sobald man ihn für sich selbst bedarf, trauet man eher dem ersten besten Nachbar als der eigenen Ueberlegung. Man glaube nicht, daß die Nordamerikaner von diesem Uebel geheilt

seyen. Die starken Geister, welche gar keine politische und religiöse Vormundschaft im eignen Hause dulden wollen, gelten in Amerika so gut für Atheisten und Anarchisten als in Europa. Die Nordamerikaner sagen zu den Ankömmlingen aus Europa zwar oft genug, „wir sind frei.“ Aber diejenigen Vorstellungen, welche alte Völker von dem Verhältnisse des Familienlebens zum öffentlichen hatten, finden sich bei ihnen keinesweges. Der sich am freiesten dünkende Amerikaner würde just wie ein Europäer zurückschrecken, wenn man ihm die höchste Gewalt über seine Familie so anböte, wie die Römer sie einst besaßen. Was ist dieß anders als das Gefühl der eigenen Schwäche? Freilich werden das Die nicht einräumen, welche aus der Vormundschaft ein Gewerbe machen. Diese erklären eine solche häusliche Unabhängigkeit, weil die alten Germanen sie gleichfalls genossen, für ein Zeichen der anarchischen Rohheit oder des bösen Heidenthumes, was einer höhern Cultur oder der christlichen Religion weichen müsse. Schon im Mittelalter war die ächte Stütze der Germanischen Freiheit, das Gefühl der eignen Stärke, so schwach geworden, daß man es sogar für zu gefährlich hielt, vor den Gerichten für sich selbst das Wort zu führen, es geradezu verbot, und Jedermann befahl, einen Fürsprecher zu wählen. Es geschah lange vor der Einführung der Römischen Gesetze; gerne möchte ich hinzufügen: in Folge der fortschreitenden Entwicklung, wenn ich nicht besorgte, damit dem Wahne zu dienen, daß jenes Selbstgefühl nur rohen Völkern angehöre. Man entschlage sich doch der Einbildungen von Jugendlichkeit, um den Unterschied zwischen dem Amerikanischen und Europäischen zu erklären. Die Nordamerikaner sind für die Germanische Quelle des kräftigen Selbstgefühles eben so zu alt als die Europäer, und für diejenige Quelle, woraus es auf der höchsten Culturstufe hervorgeht, eben so zu jung.

Aber es gibt andere Analogien zwischen den Germanen und den Nordamerikanern, und die sind es auch, welche den Europäischen Philologen einen Aufschluß über den Tacitus

und Cäsar anbieten, den sie in ihren Studierstuben nie finden werden. In Wahrheit, wie unähnlich die Nordamerikaner den alten Germanen seyn mögen, wer einmahl, sey es auch bloß bei Sprachübungen, von der Selbstständigkeit des Germanischen Familienlebens gelesen hat, den wird das geringste Nachdenken über den Zustand der Familien in den Vereinigten Staaten darauf zurückführen. Kein Zögling der neueren Cultur hat das Verhältniß des Germanischen Familienlebens zum öffentlichen klarer gezeichnet als Möser, in dem ersten Theile seiner Osnabrück'schen Geschichte, wo er von dem Eindrucke spricht, den die Lehre der christlichen Priester, daß die Gewalt der Könige unmittelbar von Gott komme, auf die Germanen müsse gemacht haben. Ohne sich zu der Theorie zu verirren, daß jeder Staat als auf einem Vertrage beruhend zu betrachten sey, läßt sich allerdings zeigen, daß unter den alten Germanen die öffentliche Macht aus dem freien Familienleben hervorging, und allein dadurch getragen wurde, daß alle gesetzliche Ordnung Vertrag, oder was dasselbe bedeutete, Friede hieß, womit der Gedanke an Zwang, ohne den jetzt in dem kleinsten Europäischen Dörfchen keine Ordnung möglich ist, völlig ausgeschlossen wird. Ich fordere die Bewohner der östlichen Hemisphäre auf, sich aufrichtig zu gestehen, welchem Bilde sie einen solchen Zug beimessen, und ob nicht, falls sie sich den Gedanken an wilde Anarchie entwinden, alsbald die Gedanken an Unschuld und Sittenreinheit, an einen sogenannten patriarchalischen Zustand, an die Stelle rücken. Nun aber können sie in Nordamerika die Familien in einem ähnlichen freien Verhältnisse zu Dem, was Staat heißt, sehen, ohne daß weder die eine noch die andere Voraussetzung paßt. An dem politischen Bande der Nordamerikaner hat die Furcht vor Zwang nicht viel mehr Theil als sie an jenem der alten Germanen hatte; und doch leben sie weder in wilder Anarchie noch in patriarchalischer Unschuld. Unsere Staatsmänner begreifen diesen Amerikanischen Zustand so wenig als unsere Philologen den Altgermanischen, weil beide das Verhältniß des politischen Bandes der Völker zu ihrer

Entwicklung nicht begreifen. Was darüber gedruckt und gesprochen wird, sind Conglomerate von Wahrem und Falschem, die durch ihre Unbrauchbarkeit für die Praxis ihren Werth genugsam bekunden.

Funfzigster Auszug.

Ankündigung von Reflexionen über die alten Germanen, zum Zwecke der Ableitung der Gegenwart aus der Vergangenheit.

Geht überhaupt eine Ordnung durch die Geschichte der Völker? oder ist Alles ein Aggregat von Zufälligkeiten? Hängt der Fortgang etwa allein davon ab, daß gewisse Beschlüsse gefaßt, gewisse Schlachten geliefert worden, daß gewisse Vereine zu Stande kommen? d. h. ist es erlaubt, solche isolirte Ereignisse wie neue Keimknoten zu behandeln?

Wer an der heutigen Welt die Sinnesart (die Interessen und Strebungen) für das Wesentliche hält, und zwar für wesentlicher als jede menschliche Schöpfung, der wird auch in der Vergangenheit den Faden an der Sinnesart suchen, und dann finden, daß derselbe von einer Entwicklungskraft geleitet wird, und nicht von den lockern Einzelnheiten, die man gewöhnlich als die letzten Ursachen der geschichtlichen Phänomene bezeichnet. Weder ein Areopagus noch eine Censur, weder ein Solon noch ein Lykurg vermag etwas mehr zu thun, als dieser Kraft zu dienen; und keine menschliche Weisheit kann sie erschaffen, wo sie fehlt. Darum ist es auch verkehrt, die Größe des Römischen Reiches einzelnen Instituten oder einzelnen Thaten zuzuschreiben. Wer die Größe nicht in bloßen räumlichen Dimensionen und roher Macht sucht, wer nach dem

innern Leben in dem äußern Colosse die Größe mißt, der hat, um die allmählige Entfaltung dieses Lebens zu verstehen, tiefer zu blicken als auf Regierungskünste. Leider ist Dem nichts so sehr zuwider, als die beliebten Reflexionen, was aus der Welt wohl möge geworden seyn, wenn dieser oder jener Mensch früher oder später gestorben wäre, oder wenn nicht diese oder jene Laune, Irrthum, Mißgriff, Thorheit stattgehabt hätte. Wo eine Explosion durch eine allmählige Anhäufung von Zündstoff vorbereitet worden, da blickt man bei der wirklichen Explosion mehr auf die gefährliche Anhäufung als auf den zündenden Funken. Allein die Phrase, daß die größten Phänomene von den geringsten Ursachen abhängen, lenkt just, wo es am wichtigsten ist, in der Geschichte der Staaten und Völker unsere Blicke von der Vorbereitung für die großen Phänomene völlig ab.

Die Eintheilungen der Völker nach Stammracen, nach Klima, nach Wildheit und Barbarei, nach Lebensweisen sind um so unfruchtbarer, je weniger sie die Sinnesart berühren. Den verschiedenen Culturzuständen ist allerdings Mancherlei eigen, was sie schon äußerlich unterscheidet. Allein da es zuletzt auf die Sinnesart und die Strebungen ankommt, so kann jede Aeußerlichkeit auch nur insofern wichtig seyn, als sie darüber Aufschluß gibt. In jenem Lehrbuche der Geschichte für die Deutschen Colonien in Amerika werde ich zeigen, was an unserer Sinnesart sich aus der Vergangenheit ableiten läßt. Ich fürchte nur, daß die traurigen Resultate ähnlicher Versuche auch von der Prüfung des meinigen abschrecken. Man verstrickte sich bisher gar zu sehr in Unwesentlichkeiten. Insbesondere veranlaßte die Bedeutung der nackten Scholle, sich aufs äußerste abzumühen, die geographischen Grenzen der Germanischen Stämme auszumitteln, die doch für das Band der Individuen zu einem Ganzen kaum von Belange waren. Indeß auch ohne dergleichen Verirrungen ist kein Aufschluß über das Wesentliche eines Volkes möglich, so lange man über das Wesentliche der menschlichen Natur in Dunkelheit ist. Für die Beurtheilung

roher Völker bedarf man so gut eines Maaßes als für die von cultivirten. Nun aber dachte man bisher nicht einmahl bei den letztern daran, sich nach diesem Maaße näher umzusehen. Insbesondere beachtete man nicht, daß die Sinnesart eines Menschen zunächst von dessen Vorbilde abhängt, und daß um über alle Völker zu urtheilen, was sich doch jeder Lehrer der Geschichte unterfängt, man alle möglichen Vorbilder kennen muß; d. h. daß die Entwicklungsstufe eines einzelnen Volkes nur mittelst der allgemeinen Entwicklungsbahn zu erkennen ist.

Ein und funfzigster Auszug.

Es ist jetzt viel Redens in Europa von neuen Gemeinde-Ordnungen und die Franzosen wie die Deutschen versprechen sich davon die Heilung mancher Gebrechen. Für und für werde ich dadurch dem Wunsche zugekehrt, daß unsere Gesetzgeber doch vor ihren dictatorischen Schritten, nach der Weise alter Legislatoren, Reisen in ferne Länder unternehmen möchten. Wenn in Nordamerika zwar keine neue Theorien, aber wohl etwas zu lernen ist von Dem, was ein mehr natürliches Leben heißt, so gilt dieß gewißlich von dem Leben der Gemeinden. Indeß leider ist das Europäische Getriebe sammt seinen Schulen nicht die rechte Vorbereitung, dieses Natürliche aufzufassen und zu würdigen; und Staatsmänner, die für die Kritik der menschlichen Dinge keine andere Gläser haben als unsere sog. feine Welt, werden in Nordamerika wenig mehr entdecken als sogenannte geistreiche Frauen.

Dasselbe Gefühl, welches die Stockung und Beschränkung des Europäischen Lebens überhaupt beklagt, ist es unstreitig

auch, was die Krankheit und Beschränkung des Gemeinde-Lebens empfindet. Aber wie die Sehnsucht nach Hülfe sich in jenem zwei entgegengesetzten Richtungen zuwendet, so thut sie es auch in diesem. Eine Parthei nämlich neigt zu dem Glauben, daß man die Menschen nur sich selbst zu überlassen brauche, d. h. daß man das allgemeine Staatsverband nur zu lösen habe, um uns sammt und sonders einem glücklichen Naturzustande zu nähern. Zu ihr gehören die guten Leute, welche dem Gefühle unserer Beschränkung, insofern selbige durch die Politik sanctionirt ist, nachhängen ohne an die tieferen Ursachen zu denken; und zweitens gehören dazu die Träumer von einer Idyllenwelt, wofür es bloß einer günstigen äußern Lage (die immer als vorhanden supponirt wird) und gar keiner politischen Einrichtungen bedürfe. Die andere Parthei will dagegen durch mehr Besonnenheit zur Einsicht gediehen seyn, daß unser Glück allein von politischen Einrichtungen (nur bessern als den jetzigen) zu hoffen sey. Darin gleichen sich also beide Theile völlig, daß sie sich um äußere Lage und äußere Bedingungen nicht kümmern, daß sie dort den Sitz des Uebels nie suchen, sondern es durch und durch von menschlichen Dispositionen abhängig halten.

Freilich sind damit nur die Extreme bezeichnet. Allein Alle, die nach mehr Selbstständigkeit der Gemeinden oder nach einer stärkeren Concentrirung der Kräfte zu einem großen Ganzen ringen, zerarbeiten sich in Vorstellungen der einen oder der andern Richtung, oder schweben in einer Mitte, welche der Wahrheit so fern bleibt als die Extreme.

Wenn, wie gesagt, es auf der einen Seite die Schwärmereien von einem Naturzustande sind, die der individuellen Freiheit wegen jedes Band zu dem Staats-Ganzen als eine unnatürliche Fessel verabscheuen, so sieht man auf der andern Seite nur Experimente, uns durch sogenannte Staatszwecke zu beglücken. Wer wüßte nicht, daß gerade unsere Culturträger, die Politiker, Priester und Lehrer, während sie sich durch Reflexionen über die Macht der particulären Interessen

erheben wollten, dahin gerathen ſind, das Individuelle zu ſehr als niedrig, ſelbſtſüchtig und böſe zu verketzern? Und wenn in Europa das Familien-Leben von Dem was Staat heißt faſt erdrückt wird, ſo ſind, neben der äußern Noth, unſere Theorien von den ſogenannten hohen Zwecken des Staates und der Kirche nicht wenig mit Schuld; d. h. mit den äußern Impulſen wirken die inneren Theorien gemeinſam für die hoffnungsloſe Ueberwältigung des Individuellen durch das Oeffentliche. Nirgend beherzigt man, daß ein ſtarkes geſundes politiſches Ganzes nur aus einem ſtarken geſunden Individuellen hervorgeht, und daß es mit der Größe Roms nicht weit würde gekommen ſeyn, wenn ein Cincinnatus die Stille des Familienkreiſes ſo gerne mit dem Conſulate vertauſcht hätte als ein Cicero. Darum achtet man auch die Geſundheit des Deutſchen Familienlebens ſo gering, ihr die krankhafte Richtung auf Politik und Aemter bei Leuten vorzuziehen, deren Lebenskraft nicht einmahl zur Beſtellung des engen Hauſes hinreicht. Statt vorerſt nach einer unabhängigen Baſis der Familienkreiſe zu ſtrebrn und ſich mit den Bedingungen dafür zu befaſſen, ſucht man, gleichſam in der Luft ſchwebend, nach Staatseinrichtungen, die Männern Unabhängigkeit bringen ſollen, welche wegen der dringendſten Bedürfniſſe des Leibes in ſtäten häuslichen Sorgen ſind, und von den Forderungen ihrer Weiber und Kinder beſtürmt, die Ruhe eines Augenblikkes mit der Verpfändung des andern erkaufen.

An Frankreich haben wir das Beiſpiel, wohin dieſe Richtung führt. Dort hat ihr der geſunde Inſtinct der Germaniſchen Keimkraft von jeher weniger widerſtanden. Schon vor langer Zeit hing man dort weniger am Familienleben als in Deutſchland, Genuß und Erholung lieber überall ſonſt ſuchend als im eignen Hauſe. Es iſt kein Zweifel, daß darin der Mißbrauch der Staatsgewalt unter den Königen wie unter den Revolutions-Herrſchern am meiſten Vorſchub fand. Der durch die Vereinigung der Kräfte von Millionen erreichbare Glanz hat neben den Schultheorien von der Erhabenheit der Staatszwecke leichtes Spiel, wenn ſich kein Inter-

esse am Familienleben entgegensteuert. Darin liegt es auch, daß es einem glücklichen Krieger in Frankreich nie an Anhängern fehlt. Und in Deutschland steht es allein deswegen besser, weil hier das Familienleben jenem Glanze und den Schultheorien nicht so willig nachgibt. Die Cultur und ihre Träger haben keinen Theil daran. Unter diesen herrschen dieselben Lehren als in Frankreich. Wie Frankreich so kränkelt auch Deutschland an jener phantastischen Sucht, ein festes politisches Gerüst auf und aus Elementen aufzuführen, die kaum schwächer und kränker seyn können als sie wirklich sind. Und just deshalb, weil der keimliche Vorzug dem Reflexionsleben zu sehr entgeht, wird er von den Deutschen selbst weder erkannt noch gewürdigt.

Ja, was noch schlimmer klingt: nicht einmahl dann, wenn dieser Vorzug mehr als abwehrend wirkt, wenn er positiv schöne Früchte treibt, werden unsere Lehrer, Priester und Politiker aufmerksam darauf; weil die Phantome von den Zwecken des Staates und der Kirche dagegen verfinstern. Alle Völker mögen in das Lob der Deutschen Colonisten in Nordamerika einstimmen, die wahre Quelle der gepriesenen Erscheinungen, die instinctartige Neigung für das Familienleben, wird uns von der vermeintlichen höhern Bildung nur zum Vorwurfe gemacht und Mangel an Gemeinsinn und Unempfänglichkeit für das Große genannt. Die Täuschung der verkehrten Theorien geht so weit, daß auch die Nordamerikaner, welche die schönen Früchte zu nahe vor sich haben, als daß sie uns das Lob der häuslichen Betriebsamkeit versagen könnten, noch gar nicht darüber mit sich einig sind, ob darin wirklich ein Vorzug stecke, und wenn sie uns recht günstig seyn wollen, der Entscheidung mit der angenehmen Betrachtung ausweichen, in dem öffentlichen Leben und den Aemtern an den Deutschen Ansiedlern so wenig Rivalen zu finden.

Wie kann bei einer solchen Cultur Klarheit über das Gemeindeleben walten? Wie sollten Augen, die gegen die belehrendsten Phänomene des Familienlebens so

verblendet sind, an dem Gemeindeleben irgend eines Landes Stoff zur Beurtheilung des Europäischen Gemeindelebens entdecken? Wie die Brille unserer Schulen an dem Nordamerikanischen Staatsleben nur die Formen auffaßt und diesen die letzte Ursache des gesammten Getriebes beimißt, so kann sie auch an den Gemeinden nicht über die Kritik des Formellen hinaus, und sich allein mit den sogenannten Statuten und Instituten beschäftigend, muß sie über das Wesentliche weggleiten.

Es ist erbaulich zu beobachten, wie das Forschen in der Vergangenheit dazu dient, die allgemeine Verwirrung zu vermehren. Jeder Forscher bringt natürlich seine eignen Gläser mit, und weil den Gläsern der neuern Cultur nun jene Verkehrtheiten durch und durch angehören, so muß auch die Geschichte durchaus verzogen und entstellt aufgefaßt werden. Darum ist es nicht zu wundern, daß sie nur gebraucht wird, sich in der einmahl eingeschlagenen Richtung zu bestärken. Ein Jeder sucht darin auf, was zu der eignen Befangenheit paßt, und so finden die widerstreitendsten Meinungen bei ihr, was ihnen beliebt.

Zwei allgemeine Eigenheiten der menschlichen Natur leisten dabei die beste Hülfe. Die eine ist unsere Vergeßlichkeit für das Widrige der Vorzeit, wenn uns die Gegenwart mißfällt. Wie wäre es sonst möglich, für die Deutschen Gemeinden einen Zustand von Unabhängigkeit zu wünschen, wie er in manchen unserer Städte vor der Französischen Revolution war? So sehr hat man das letzte Getriebe in den Deutschen Reichsstädten vergessen, worin es an Selbstständigkeit nicht fehlte. Weder die Erinnerung an die Spießbürgerlichkeit in der engen Heimath, noch an ihre jämmerliche Rolle bei Völker-Congressen hindert, gerade jene Gebrechen als Vorzüge zu feiern, die uns mit aller unserer Germanischen Keimkraft dem Muthwillen jeglicher fremden Kriegsheere preisgaben.

Die andere Eigenheit ist, unsere Neigung bei Bedrängnissen und Leiden lieber rückwärts als vorwärts zu blicken.

Sie ist gleichfalls kein Product der Erziehung; sie ist uns angeboren. Aber das enthebt sie der Kritik des unsere gesammte Stellung musternden Geistes nicht. Daß der gebrechliche Greis mit Schmerz an die Jahre seiner Kraft zurückdenkt, mag hingehen. Allein mißlicher steht es mit Dem, der in den Jahren der Kraft selbst sich rückwärts sehnt; da es zu offenbar der Richtung der Entwicklung widerstreitet, die, so lange sie steigt, eben dadurch vorwärts weiset. Wer diese Richtung verläugnet, der kann entweder nicht vorwärts blicken, oder er will es nicht; welches Letztere Allen eigen ist, die sich zu zerrüttet fühlen, von der Zukunft Gutes zu erwarten. Dieß von der individuellen Entwicklung auf die Bahn der Volksentwicklung übertragen führt zu dem Resultate, daß die Neigung sich rückwärts zu kehren und sich zu den früheren Generationen zurückzusehnen, in den Perioden des Sinkens der Völker bei den vorzüglichsten Menschen vorherrschen muß. Was hätte z. B. einen Tacitus bewegen sollen, ihr gar nicht nachzugeben, da ihm die Zukunft (der Römischen Bahn) so düster erschien? Die Aussicht auf die Gräber erheitert sich nur durch die Gedanken an Das, was über alle irdische Reihen hinaus ist. Dazu kommt, daß bei dem Sinken der Völker uns das Naturgesetz nicht so deutlich vortritt als bei dem Sinken des individuellen Lebens; weshalb auch das Streben jenes zu verhindern nicht dem Streben das individuelle Altern zu verhindern gleich ist. Allein in unserer Bahn, die sichtbarlich noch im Steigen ist, kann man die übermächtige Neigung, die Vorbilder hinter uns zu suchen, nur beklagen, und dafür keine schonendere Erklärung finden, als in dem Unvermögen vorwärts zu schauen.

Was bedarf es zu diesen beiden irreleitenden Qualitäten noch mehr, als die unglückliche Fähigkeit der Menschen, ihre Meinungen durch Gründe zu rechtfertigen? Ganz wie im alltäglichen Leben man sich durch dunkle Impulse bestimmen läßt, und hintennach Gründe dafür aufsucht, um sich einbilden zu können, daß man nicht nach blinden Trie-

den handele, geht es auch in der Politik. Insbesondere strebt man jenes Zurücksehnen zur Vorzeit theils durch die wildeste Entstellung der einzelnen geschichtlichen Data zu rechtfertigen, theils durch ihre Construction nach absurden Phantasien von dem Verhältnisse der Reflexion zu den politischen Schöpfungen. Eine Kritik, die selbst nur durch Reflexion möglich ist, will beweisen, daß die guten politischen Institute bloß instinctartig geschaffen werden; und daß darum auch das Mittelalter so sehr den Vorzug vor der Gegenwart verdiene, weil man darin vom Instincte geleitet wurde und keine Theorien kannte. Die absolute Güte der mittelalterlichen Schöpfungen gilt dabei für so ausgemacht, als daß das Nachdenken nichts dazu beigetragen; obgleich es doch schwerlich einen Indianerstamm gibt, an dessen Instituten neben dem Instincte nicht auch das (freilich mangelhafte) Nachdenken Theil gehabt. Der stärkste Beweis für einen solchen Gegensatz zwischen dem instinctartigen und Gefühlsleben einer Seits und dem reflectirenden (dem Nachdenken) anderer Seits, ist unstreitig der Glaube daran selbst, wenn er so leichtsinnig über das Walten der Scholastiker und die Einführung der Römischen Gesetze weggleitet. — Mit diesen Phantasien verbindet sich meist die Vorstellung, als ob die Neuerungen nur von Reflexionen und Theorien ausgingen. So wenig ahnet man, daß derselbe Instinct, an dessen Stätigkeit alle Umwälzungsversuche der Welteroberer scheitern, es auch ist, welcher in seinem langsamen Entwicklungszuge die heiligsten politischen Formen der Vergangenheit eben so undankbar durchbricht, als die Keimkraft eines Pflanzenkernes die Hülle, welche die Mutter Natur ihm zum Schutze verlieh.

Doch dergleichen Betrachtungen zu endigen, worin steckt dann die von dem Nordamerikanischen Gemeindeleben zu erntende Belehrung? Willig möchte ich mir diese Unterbrechung gefallen lassen, und, wenn ich nur einiger Maaßen auf Unbefangenheit bauen dürfte, sofort folgende Erklärung abgeben. Erstens kann man nirgend besser als in Nordamerika von dem Wahne frei werden, daß es zur Aufhülfe der Gemeinden

auf menschliche Besprechungen und Beschlüsse ankomme. In einem Gebiete, wo täglich neue Gemeinden entstehen, läßt sich auch leicht prüfen, was Menschen der gegenwärtigen Entwicklung zu einem solchen harmonischen Gesammtwirken bringt. Und dabei zeigt sich denn beim ersten Blicke die Richtigkeit jener Formen, worauf man in der östlichen Welt vorzugsweise achtet. Heute trift der Wanderer auf Städte, die wie durch Zauberkräfte zum raschen Gedeihen gelangen, morgen auf bloße Namen von Städten, die ihn eher zum Spotte über die Schwindelei der Unternehmer reizen, als zum Beklagen der verlorenen Summen. Die Entwürfe zu solchen Brennpunkten des Verkehres sind überall dieselben. Am Ohio wie am Hudson, am Delaware wie am Mississippi folgen die Plane von Straßen, Gebäuden und Märkten, Kirchen, Schulen, Canälen so ziemlich einerlei Regeln. Die polizeilichen Statute sind eben so wenig verschieden. Und dennoch mißlingt hier, was dort vortreflich emporblüht; und dieß aus keinem andern Grunde, als daß man in dem einen Falle den Brennpunkt für die individuellen Interessen fand, in dem andern ihn verfehlte.

Zweitens, enthüllet sich der Frage, worauf es denn ankomme, nicht minder schnell, daß, wie auch die Menschen an sich seyen, niemand ein solches Schauspiel in Europa erwarten dürfe.

Aber, wird man einwerfen, die Amerikanischen Gemeinden sind keine Europäischen; die Europäischen haben ja einen ganz andern Ursprung! Nun wohl, das ist es, womit drittens die eigentliche Belehrung beginnt. Die lebendige Berührung von jenen Interessen (von jenen innern Dispositionen und äußern Bedingungen), welche in Nordamerika für und für neue Gemeinden hervorrufen, ist die kräftigste Anregung, über den Ursprung der Europäischen Gemeinden nachzudenken; und die klare Erkenntniß, welche Interessen diese Gemeinden einst erschaffen haben, ist auch der wahre Schlüssel zur Beurtheilung ihres gegenwärtigen Zustandes.

An dem Mangel eines ſolchen Impulſes zur nüchternen Prüfung liegt es, daß man in Deutſchland wie in Europa überhaupt im Dunkeln tappt. Man plaudert von alten beſſern Zeiten und täuſcht ſich über das vergangene Gemeindeleben, wie über die eigne Kindheit und Jugend, und die wirklichen Vorzüge bleiben ſo ſehr von Phantaſien umgaukelt, daß man von ihrer wahren Begründung nicht das Geringſte entdeckt. Lehrer und Beamte ſprechen von einem natürlichen ſchönen Gemeindeverbande, was ſich hiſtoriſch aus den natürlichen Intereſſen der Gemeindeglieder entwickelt habe. Aber daß die natürlichſten und ſchönſten Erzeugniſſe der Zeit altern und abſterben, mag als Phraſe noch ſo oft gehört werden, wo es um die Anwendung geht, bleibt es völlig außer Acht. Umſonſt ſahen wir im weſtlichen Deutſchland ſo viele Gemeinden ohne beſondere Schmerzen und Krämpfe auf das willkührlichſte zerreißen. Statt dadurch zu jener Prüfung gefördert zu werden, bemühet man ſich das Todte wiederaufzuwecken und erſchöpft ſich in Verwünſchungen gegen die Franzoſen, die doch inſofern nichts weiter verbrachen, als daß ſie Formen zerſtörten, woraus das Leben längſt verſchwunden war. Wie natürlich die Formen auch entſtanden waren, ſie erſchienen ſo bedeutungslos, daß ihre gänzliche Aufopferung für den dürreſten Staatsmechanismus noch immer als ein Gewinn gelten konnte *).

*) Anders war es freilich, wo ſich damit erhebliche Kränkungen im Mein und Dein verbanden; was zu dem Experimente an ſich nicht gehörte und von einer unter den neuen Reformatoren ſehr gewöhnlichen Verwirrung der Vorſtellungen und Begriffe herrührte. Nämlich faſt überall, wo mehreren Familien Etwas gemein war, träumte man von einer Gemeinde, einer Corporation; und in einem Revolutionszuſtande, wo man den ächten Grund der Privatrechte einem fingirten Centrum beimaß, wo Das, was Staat hieß, mit der Rubrik „Wohlfahrt des Ganzen" ſich Alles erlaubte, war es wieder keine Anomalie, wenn die urſprünglich nur für den Staatsmechanism neu-geſchaffene ſog. Commüne ſämmtliche Corporationen, die

Die gewöhnlichen Reden über die natürliche Scheidung der Interessen der Stadtgemeinden und der Landgemeinden zeugen von demselben Leichtsinne, der zwar von Entwicklung und fortschreitender Cultur deklamirt, aber über die davon abhängige Aenderung der Interessen ganz im Trüben ist. Wo gab es denn zur Zeit der Zerstörung jener Formen Gemeinden, die von den Interessen ihres Ursprunges noch belebt waren? Die alten Interessen sind weg, weil die Zeit weg ist, der sie angehörten, und keine politische Zauberei kann dort einen Gemeingeist anblasen, wo nicht neue Interessen den Brennstoff liefern. Man schreibt in dem gelehrten Deutschland Bücher über Bücher über die allmähligen Veränderungen in seinem Innern. Aber weil man nie daran dachte, die Veränderungen der Strebungen als Anhalt zu gebrauchen, deshalb trift man auch in keinem Buche eine richtige Schilderung des veränderten Gemeindelebens. Die nackte Notiz, daß unsere Kaiser das Städtebauen der feindlichen Ueberfälle wegen beförderten, leistet so wenig dafür als die Berichte über die Stiftungen der Clerisei.

Gegen diese Lethargie hilft ein kurzes Verweilen in der Lebendigkeit des innern Amerika's. Fast von selbst kam ich dort zur Vergleichung der Interessen, welche heutzutage Städte und Gemeinden erschaffen, mit denen die es im Mittelalter thaten. Wie eigenthümlich die Interessen auch waren, die im Mittelalter das Band der Deutschen Gemeinden woben, sie treten uns stäts in den zwei großen Classen der religiösen und der welt-

---

weltlichen wie die religiösen, zu verschlingen (mit sich zu identifiziren) suchte. Consequenz und Neigung der Beamten hätten am Ende auch die Rechte und Kräfte der einzelnen Familien in den allgemeinen Haushalt gezogen, und so den practischen Beweis geliefert, daß das Wesentliche des tollen St. Simonism in der geraden Richtung der Französischen Wohlfahrtspolitik liegt.

lichen Rücksichten vor. Bei den städtischen Gemeinden waren die letzteren vorherrschend, und unter diesen wieder die Rücksicht auf Schutz gegen Kriege und Fehden. Bei den Landgemeinden deutet dagegen das Wort „Kirchsprengel" auf das Uebergewicht der religiösen Interessen; wenn auch bei mehreren gemeinsame Jagden und Fischereien, gemeinsame Weiden und Wälder das erste Band abgegeben haben. Es leuchtet von selbst ein, daß wo Rücksichten auf Schutz gegen äußere Feinde das ursprüngliche Band waren, sich die (in der Regel von unten herauf entstehenden) Gemeinden leichter mit den (stats von oben herab entstehenden) Abtheilungen für den Staatsverband verschmolzen, als wo jene anderen Interessen den Kitt bildeten. Man wähle zum Commentare das Uebergewicht des Staates in den Gemeinden, die in unsern Tagen befestigt werden. In geistlichen Staaten und unter einer strengen Hierarchie konnten jedoch die aus religiösen Interessen entstandenen Corporationen sich nicht minder leicht mit den Abtheilungen für den allgemeinen Staatsmechanism verschmelzen, als die befestigten Städte und Burgen. Seit einigen Jahren nimmt aber überall die Ein- und Abtheilung für den Staatsmechanism so sehr an Bedeutung zu, daß sie den Namen Gemeinde beinahe ausschließlich führt; was dann auch verleitet hat, neuerdings Manches auf sie zu übertragen, das ihr gar nicht angehört. Ohne Zweifel hatten die Germanen solche Staatsabtheilungen eher als Städte und Kirchspiele. Schon in den ältesten Zeiten gab es Hundertschaften (Honschaften, wie sie noch in der Grafschaft Mark heißen) für die allgemeinsten Interessen des Ganzen (deren damahls nur kriegerische waren). Das Gruppiren nach andern Interessen wurde dadurch keineswegs gehindert; aber diese anderen Interessen fehlten, oder waren gegen die Reize der unverwüsteten Natur zu schwach. Städtischer Erwerb war ganz unbekannt. Der Feinde wegen beständig hinter Wall und Graben zu leben, fiel den Germanen noch weniger ein; und wer die Gottheit am liebsten in den Wäldern verehrte, der kümmerte sich nicht um die Nähe eines

Tempels oder einer Kirche. Als sie später mehr zu friedlichen Beschäftigungen kamen, änderte sich das. Das Bedürfniß von Burgen zur Sicherung der Ernten und Waffen wurde fühlbar; und nichts war einfacher, als daß Jeder, der sich nicht selbst eine Burg bauen konnte, sich, wenn sein Gewerbe es gestattete, innerhalb die Mauern einer gemeinsamen begab. Wäre das Bedürfniß nicht allgemein gefühlt worden, so würde ein bloßes kaiserliches Bevölkerungs-Gebot nicht viel vermocht haben. Daß durch diese (immerhin unfreiwillige) Absonderung eigenthümliche Verhältnisse zwischen den Städten und den Landbewohnern entstanden, ist einleuchtend. Allein es gehört eine seltsame Sprache dazu, sie „natürliche" zu nennen, und ein noch seltsamerer Sinn für Schönheit, sie schön zu finden. Wie die Burgen und ersten Städte an sich, so entstand auch ihr innerer Organism vorzüglich durch weltliche Interessen, und der Religion blieb es nur frei, sich anzulehnen. Auf dem Lande hingegen war es hauptsächlich die Religion, welche die Gemeinden erschuf; und der dadurch entstandene Organism gewann meist einen solchen Vorsprung, daß ihn umgekehrt die weltliche Macht benutzte; — wie sie, um die Landbewohner zu gemeinsamen Unternehmungen zu bringen, sich wohl jetzt noch an dessen Organe (die Pfarrer) wendet. In den Städten gediehen neben den gewöhnlichen Gewerben nach und nach auch die edleren Künste und Wissenschaften. Weil das nur hinter Wall und Graben möglich war, so mußten sich auch die sie begünstigenden Statute auf die Stadtmauern beschränken. Der Unterschied zwischen Städten und Landgemeinden wurde damit allerdings größer. Allein man begnüge sich, ihn nicht zu verdammen, und verirre sich nicht zu dem Wahne, als ob sich ohne ihn nirgend in der Welt etwas Gutes entwickeln könne. Eine heilsame Vorkehrung dagegen ist sich genau zu besinnen, erstens was an dem alten Zustande der Stadt- und Landgemeinden wirklich anziehend war, zweitens aber, ob es durch bloße Gesetze wiederzuerlangen sey. Und wenn man sich auch, statt des erstern Be-

mühens, lieber dem Glauben an ein Leben und Treiben überlassen will wie die Ritterromane es schildern, so beantworte man sich bloß die Frage, ob mit dem Blühen der städtischen Gewerbe die heutige Concurrenz vereinbar sey, und mit dem Genusse der ländlichen Natur, wie ihn die schwärmerische Phantasie uns vorgaukelt, die heutige Zerstücklung des Bodens, der Mangel an Wäldern, die Ansprüche und Triebe der Armen. Man möge sich ferner über die Vergangenheit so sehr täuschen, die Pflege der Künste und Wissenschaften allein von der Empfänglichkeit für das Gute und Schöne abzuleiten, und sich verhehlen, daß alle neueren Völker dazu allmählig und auf einem ähnlichen Wege gediehen sind, als noch immer die Jugend dazu gedeihet; d. h. durch Spielwerke, Neugier, Zwang, Lob und sogenannte gute Aussichten weit mehr als durch Liebe zu den Studien an sich; man möge sich durch reizende Schilderungen der Gefahren, Bedrängnisse und Abenteuer der Vorzeit verleiten lassen, das Leben darin selbst für reizend und angenehm zu halten; man möge es endlich wegläugnen, daß jemahls particuläre, mit dem Maaßstabe von Geld und Geldeswerth meßbare, Interessen die kräftigsten Motive waren, wenn nur die Frage, ob diese Herrlichkeiten durch bloße Gesetze wiederzuerlangen seyen, einer besonnenen Prüfung unterworfen wird.

Daß doch wenigstens die Staatsmänner, welche von einem frischen Gemeindeleben sprechen, mit sich zu Rathe gingen, was sie darunter verstehen, und sich frügen, inwiefern neue Statute dazu helfen können; ob sie etwa die Armuth wegzaubern sollen; welchen Aufschwung sie dem Handel und den Gewerben bereiten können, wenn sie weder die Production erleichtern, noch die Concurrenz verringern, noch die ewige Besorgniß vor Kriegen heben; wie sie die Gefahr vor innern Feinden mindern, die Fluren und Wälder vor Diebstahl schützen können; endlich ob sie die Grenzen des Staates der gestiegenen Bevölkerung gemäß erweitern, und den Druck seiner Lasten durch Worte und Zahlen wegfingiren werden.

Ein unbefangener Blick auf die Nordamerikaniſchen Gemeinden muß ſofort belehren, daß deren Friſche eben dem Mangel an ſolchen Gebrechen beizumeſſen iſt. Allein die Bedeutung der Geſetze und Statute hindert in Europa dieſe Unbefangenheit ſo ſehr, daß man für Handel und Induſtrie Alles von der Aufhebung der Zünfte und Privilegien hofft; oder gar von deren Wiedereinführung wo ſie aufgehoben worden; ſowie für den Ackerbau Alles von Aufhebung der Zehnten und anderer Grundlaſten. Daß dadurch eine Linderung erreichbar ſey, ſoll nicht geläugnet werden. Aber eine Schwärmerei, die davon mehr erwartet, kann durch ihre tumultuariſchen Verſuche das Elend nur vergrößern. Mit den leeren Deklamationen, daß das allgemeine Wohl dem Privatwohle vorgehen müſſe, zerſtört ſie den Haushalt der Einzelnen, um den der Geſammtheit zu beglücken, ohne im Geringſten zu beherzigen, daß gerade in Intereſſen von Geld und Geldeswerth die Geſammtheit den Einzelnen um ſo williger entſchädigen ſollte, je nöthiger deſſen Opfer ihr ſind, und je weniger ihr die Entſchädigung für die Aufopferung von Leib und Leben möglich iſt. Hätte Frankreich daran gedacht, ſo würde ſtatt einer Revolution eine Reformation entſtanden ſeyn. Aber der politiſche Wahnſinn iſt ſo unheilbar als ungerecht. Noch immer ertönen Vorſchläge zu Experimenten, wobei trotz allem Heile, daß ſie dem Ganzen verheißen, mit keiner Sylbe von der Entſchädigung der Einzelnen die Rede iſt, die ſich dafür opfern ſollen. Hätten unſere Reformatoren ſtatt des Phantomes von Geſammtwohl wirklich das Wohl aller Einzelnen im Auge, ſo würden ſich ihre ſchwärmeriſchen Erwartungen bald geben. Sie würden in den gewiſſenhaften Verſuchen, hinderliche Gerechtſame abzulöſen, bald zu der Einſicht kommen, wie weit die Kräfte des geſammten Volkes reichen, und daß mit dem Projecte der Vertilgung des Elendes der Armuth aus den Gemeinden, wie aus dem ganzen Staate, nichts ſo unvereinbar iſt, als die Lehren der neuern Politiker, welche die Ermahnung zum coloniſirenden Benutzen der Erde, was die alten Völker als das

erſte Mittel gegen Armuth und Sittenverderbniß betrachteten, als Grillen verſpotten.

Aus einer ſorgfältigen Vergleichung der Nordamerikaniſchen Gemeinden mit den Europäiſchen erhellet, daß die belebenden Intereſſen in Nordamerika keine anderen ſind als heutzutage auch in Europa; d. h. inſofern die menſchliche Natur an dem Getriebe Antheil hat, iſt es in Nordamerika nicht anders beſtellt als in Deutſchland oder England; weil die Nordamerikaner auf derſelben Entwicklungsſtufe ſo ziemlich von denſelben Anſprüchen an das Leben geleitet werden als wir. Aber der große Unterſchied beſteht in dem Spielraume für dieſe Anſprüche. Was in Europa das individuelle Leben ſo ſehr einſchränkt, das iſt es auch, was den Gemeinden (überhaupt allen auf practiſche Wirkſamkeit gerichteten Corporationen) die freie Bewegung verkümmert; und wie viel das von der Vorwelt auf uns Vererbte auch dazu beitrage, es iſt verſchwindend gegen die Schuld der Uebervölkerung.

Der Zuſtand der Europäiſchen Menſchheit iſt dem von Schiffbrüchigen ähnlich, die um den ausſchließlichen Beſitz eines rettenden Balkens ringen. Die höheren Intereſſen verſtummen, wo es einzig um die Exiſtenz geht. Sollen die Menſchen in Eintracht leben, ſo muß vor Allem die äußere Lage danach ſeyn. Die äußere Lage, welche die einzelnen Menſchen gegeneinander kehrt, welche die Familien in Zwietracht ſtürzt: die iſt es auch, welche unſere Corporationen mehr und mehr zerreißt; während in Amerika für und für neue emporblühen. In Amerika fordert die Natur zu Vereinen auf und die gemeinſame Richtung gegen die unbenutzten Wälder und Savannen bereichert Alle; während in Europa nur ein Theil auf Koſten des andern reich wird. Wenn in Nordamerika neue Pflanzungen und neue Städte entſtehen, ſo gewinnt der einzelne Bürger, weil durch ſeine Anſtrengung die Erde ſelbſt gewinnt. In Europa hingegen hat der Werth des Bodens ſchon ſeit Jahr-

hunderten durch beſſere Cultur und Palläſte weniger gewonnen, als durch Zerſtörung der Wälder verloren. Vergebens ſucht man durch Manufacturen und Handel zu erſetzen, was der Amerikaner von der unbenutzten Natur erlangt. Wo ſich der Handel und die Induſtrie ſo wenig auf den Ackerbau ſtützen als in Europa, da dienen beide mehr den Experimenten, auf Koſten Anderer reich zu werden, als den allgemeinen Wohlſtand zu befördern. Darum iſt es auch nicht zu wundern, wenn die Blüthe eines Europäiſchen Landes nur mit dem Verfalle des andern ſtatt hatte; wenn z. B. England, Holland und Brabant nur emporſtiegen, weil andere Länder, wie Venedig, Genua und Spanien herabſanken; da ja vor unſern Augen ein ähnlicher Wechſel aus ähnlichen Urſachen mit einzelnen Gemeinden vorgeht, und in einer Stadt der Werth der Häuſer auf das Dreifache ſteigt, während er in einer andern eben ſo tief herabſinkt *).

Gewißlich ſind dieſe Wahrheiten für unſer Europa nicht tröſtlich; und doch dürfen wir nicht verzweifeln. Die richtige Erkenntniß unſeres Zuſtandes ſoll uns vielmehr abhalten, die noch disponibeln Kräfte in leichtſinnigen Experimenten zu vergeuden. Wir ſollen erkennen, daß wenn das Gemeinde-Leben überhaupt nur des individuellen Lebens wegen Werth hat, man nichts für Phantomenſpiele opfern darf, welche den Individuen und Familien nichts verſchlagen. Man ſoll erkennen, daß was jetzt in Deutſchland für die Individuen und Familien am wichtigſten iſt, ſich unmöglich durch eine Autonomie der Communen erreichen läßt. Man beherzige doch, daß wo die Menſchen gruppenartig abgeſchloſſen ſeyn wollen, es (nicht todte Formen ſondern) lebendige

*) Man vergleiche nur die Städte am Niederrheine, wo der Handel und die Fabriken in einem beſſern Zuſtande ſind, als in irgend einer Deutſchen Gegend. Eins der auffallendſten Beiſpiele des Sinkens in der neueſten Zeit bietet das bei Cöln liegende Städtchen Mühlheim dar.

Intereſſen thun müſſen. Und dazu gehört wieder, daß es Intereſſen gebe, die der einen Gruppe vor andern eigenthümlich ſeyen. Das Intereſſe des Schutzes gegen äußere Feinde war ein ſolches in Deutſchland für die Städte und Burgen. Aber deſſen Eigenthümlichkeit iſt längſt untergegangen entweder in der Kriegskunſt, wogegen die alten Gräben und Mauern nichts mehr vermögen, oder in den allgemeinen Schutzanſtalten des ganzen Volkes. Und damit verſchwand auch der beſondere Anhalt, den die ſtädtiſchen Gewerbe und Künſte ſowohl in dem Schutze ſelbſt als in dem Umſtande fanden, daß ſich die Bevölkerung nur innerhalb Wall und Graben concentrirte. Ferner ſind es auch die Kirchen nicht mehr, welche die Deutſchen an einen Ort ſtärker als an den andern feſſeln; theils weil es deren überall gibt, theils weil die Impulſe, welche die ungeheueren Dome erſchufen, unſerer Zeit ſo fremd ſind, als jene, die ſogar Flecken und Dörfer mit den koſtbarſten Bollwerken umzogen. Drittens fehlt es eben ſo wenig irgendwo an Schulen, ſo daß dadurch ein Ort überwiegend anziehen könnte. Und daſſelbe gilt viertens von Wegen und Heerſtraßen, die in der Vorzeit allein einer Gemeinde den Vorrang vor andern zuſicherten. Man erwäge ſorgſam, was hiedurch das eigenthümliche Leben der Städte verloren hat, hüte ſich aber dabei vor einem Bedauern und beachte, daß dieſe Aenderungen immerhin aus einem Gewinne für das ganze Volk hervorgingen; inſofern ja die den Intereſſen entſprechenden Güter nach und nach vermehrt und allgemeiner geworden ſind. Dennoch bleibt eine andere Seite für jenes Bedauern übrig, in der Erkenntniß, daß die alten Communal-Intereſſen auch durch Etwas gelitten haben, was ein Uebel für das ganze Volk iſt. Zur vollſtändigen Durchdringung des Gegenſtandes gehört nämlich nicht minder zu beachten, wie ſehr der ſtädtiſche Erwerb durch die Zahl Derer, die davon leben wollen, verkümmert worden. Und was die Landbewohner betrifft, ſo iſt nicht nur über die geſtiegene Zahl der zu ihren particulären Gütern Berechtigten zu klagen, ſondern vielleicht noch mehr über die

Verschlechterung der Güter an sich. Die Jagden und Fischereien sind schon seit Jahrhunderten bedeutungslos. Aber an der Verwüstung der Wälder ist unsere Zeit mehr Schuld als die gesammte Vergangenheit. Auch sind schon seit Jahrhunderten Schlösser, Höfe und Dörfer durch Krieg und Verarmung verschwunden. Aber unserer Zeit war es vorbehalten, ihnen durch Vernichtung der Untheilbarkeit des Bodens mehr zu schaden als alle Kriege. Durch diese Palliativ-Cur, welche von seichten Theoretikern als das Höchste der politischen Weisheit angepriesen worden, muß die partielle Armuth in dem natürlichsten Gange der Dinge zur allgemeinen Armuth werden. Und wenn Industrie und Handel auch eine einzelne Classe davor bewahrt, so wird doch der Boden in gänzliche Abhängigkeit von Denen gerathen, die dafür nur ein Geld-Interesse haben; was für den Staat sowohl als für Die, welche den Boden bearbeiten, Schlimmeres zu erzeugen drohet, als Alles, was je die Barbarei des Mittelalters erzeugt hat. Wer davon eine Vorempfindung sucht, der wandere in die Dörfer am linken Rheinufer, wo jüngst so viele Güter des Adels und Staatsdomainen als gewöhnliche Speculationswaare behandelt worden sind, und prüfe, ob die Pächter und Köther jetzt ein besseres Loos haben als vorher.

Ich fördere den Gegenstand nur zur Klarheit. Das dunkele Gefühl, daß es so um die Gemeinden steht als ich sage, äußert sich so ziemlich bei Jedem dadurch, daß niemand für Gemeinde-Zwecke mehr opfern will als er muß. Eben weil wir vom Gemeinde-Leben nicht Viel mehr erwarten, darum spüren wir auch keinen Drang Viel dafür zu verwenden, so selten man auch fähig ist, sich darüber klare Rechenschaft zu geben. Hätte ich meine Erörterungen zu recapituliren, so würde ich mich wie folgt auslassen. Schon die gestiegene Bevölkerung allein verwandelt, indem sie die räumliche Geschiedenheit und die daran geknüpften Interessen aufhebt, die vielen Gemeinden in eine einzige große. Wie günstig die Isolirung in Gruppen auch für das Lebensgetriebe seyn möge; todte Gesetze und Formen sind dazu unzureichend. Wo die

Menschen so zueinander gedrängt sind als in Deutschland, da hört die freiere Bewegung von selbst auf; und das Bedürfniß des Schutzes des Bestehenden gegen die krampfhaften Angriffe der Noth und Leidenschaft drücken jede andere Rücksicht in den Hintergrund, und leisten einer Theorie vom Staatszwecke Vorschub, die minder für eine glückliche Entwicklung als für eine unglückliche Beklemmung paßt. Im neuern Europa ging es überhaupt nie so sehr um Beförderung eines frischen Gedeihens der Menschheit, als um Abwehrung der wilden Zerrüttung; was am kräftigsten bewiesen wird durch die seit Jahrhunderten unerschütterte Lehre von den Gefahren vor einem staatlosen Zustande, die auf Nordamerika so wenig anwendbar ist.

Also nicht um die Kräfte zu einem glänzenden Schwank zu contrentiren, bin ich der Auflockerung des Staatsverbandes entgegen; sondern einzig deswegen, weil sie dem individuellen Wohle nicht zusagt. Damit stimme ich aber keineswegs für eine Vernichtung der Corporationen. Wie überwiegend das Verhältniß zur Gesammtheit jetzt auch sey, immer wird es Gruppungen aus besondern Interessen geben. Nur rohe Neuerungssucht oder schale Theorien rathen, den Corporationen das Vermögen zum Besten des Staates zu rauben. So lange die räumlichen Absonderungen nicht gänzlich verschwinden, werden es auch die Local-Interessen nicht; und will man das Eigenthum überhaupt nicht aufheben, so darf man auch diese Interessen nicht so behandeln wie die Franzosen und ihre Deutschen Anhänger thaten. Wer die philanthropischen Stiftungen, sey es in ihrer Bestimmung für gewisse Oerter oder für gewisse Classen oder für gewisse Zwekke, mit willkührlichen Interpretationen vernichtet, der wirkt der wohlthätigen Quelle eben so entgegen als wenn er die Stiftungen geradezu verböte. Im Kriege mag das Schwert das Recht dictiren; aber wenn mitten im Frieden im Innern eines Staates von dessen Organen selbst so etwas geschieht, so fehlt es unserer Sprache noch an der Bezeichnung. In keinem Punkte zeigt sich auch die Richtung der Französi-

schen Revolutions-Politik von dem Volksgetriebe in Nordamerika abweichender, als in der Sucht keine Corporationen (nicht einmahl die durch die natürlichen Bande eines gemeinsamen Realbesitzes bestehenden) zu dulden neben den Staatsabtheilungen. Mit dem Spruche „es dürfe keinen Staat im Staate geben," — kann man so gut die Selbstständigkeit der einzelnen Familien aufheben, wie man die Corporationen wirklich aufgehoben hat. Indeß was fragen Büreaukraten danach? Mannigfaltigkeiten des Lebensgetriebes hindern ihren tabellarischen Ueberblick, und noch mehr ihre Sucht, jegliches Leben an ihren Fäden gefangen zu halten.

Die Gemeinden sollen fortleben, wie sie können. Man soll sie nur nicht mit den Ab- und Eintheilungen für den Staatsmechanism vermengen. Das heißt, man soll ihnen weder nach der Weise der Franzosen Das rauben, was zu ihren besondern Interessen in Geld und Geldeswerth gehört, noch ihnen zutheilen, was nicht einzelnen Gruppen sondern dem ganzen Staate gebührt. Somit geht meine Meinung dahin, strenge zu unterscheiden, was in dem Gange der neuern Entwicklung sich nicht so unterscheiden ließ, von den neuesten politischen Theorien aber durch und durch confundirt worden ist. Die Garantie gegen äußere Feinde z. B. ist Sache des ganzes Staates, und einzelne Gemeinden können darin nichts zu rathen und zu beschließen haben. Dasselbe gilt von der Verwaltung der Justiz in ihrem vollen Umfange, wie auch von der innern Sicherheit, insofern sich dafür allgemeine Vorkehrungen treffen lassen, z. B. durch Gensdarmerie und Polizei-Beamten. Ist doch ohne die größte Verschwendung die gerichtliche Polizei nicht von der administrativen zu trennen. Mit den allgemeinen Staatssteuern ist es natürlich eben so zu halten; und für die Lasten der Communen gibt es keine andere Regel als für Corporationen überhaupt. Darum sollte ihnen so wenig die Besoldung der Beamten für den allgemeinen Staatsverband aufgebürdet werden, als irgend einer religiösen Corporation;

falls auch die Organe, welcher der Staat in der Gemeinde bedarf, zur Aufsicht über die besonderen Gemeinde-Interessen mitgebraucht werden. Noch drückender ist jedoch die Lehre, daß jede Commune ihre Armen unterhalten müsse. Dafür spricht weder der ursprüngliche Zweck ihres Verbandes noch irgend ein Gesetz. Ich habe vor, mich über diesen letzten Punkt weiter zu äußern und beschränke mich deshalb in Betreff der erwähnten Unterscheidung überhaupt auf folgende Bemerkung über die Vertheilung der Communal-Lasten.

Zu der scharfen Sonderung der Staatssachen von Corporations-Sachen gehört begreiflich die Beantwortung der Frage, woher die Hülfe zu nehmen sey, wenn in den Corporationen Zwiespalt entsteht; und darunter gehört vor Allem die nähere Frage: wer soll davor schützen, daß kein einzelnes Gemeindeglied von der Gemeinde übermäßig belastet werde? Es ist zum Erstaunen, wie mißlich es um diesen Schutz noch im neunzehnten Jahrhundert aussieht. Man jammert über Staats-Lasten, und in vielen Gegenden sind die Gemeinde-Lasten doppelt so schwer als jene. Man fordert Garantie für die gleichmäßige Vertheilung der Staats-Lasten und an die Vertheilung der Gemeinde-Lasten denkt niemand, wenigstens kein Journalist. Man hat Gesetze und Lehrbücher über die Recusation der Richter in Processen; man gestattet in keinem gewöhnlichen Rechtsstreite jemanden mitzuurtheilen, der bei dem Ausgange interessirt ist. Aber bei Uneinigkeiten in Gemeinde-Sachen geschieht völlig das Gegentheil. Mit dem Spruche „daß wie jedes Haus so auch die Gemeinden ihre Interessen am besten selbst bestellen könnten" überläßt man Alles dem Zufalle. Bei Gemeindelasten z. B. kämpfen die Umleger immer zunächst für sich, und von einer Gemeinde-Versammlung die Umlage dieser Lasten fordern, heißt nichts Anderes, als daß die einzelnen Glieder so lange miteinander streiten sollen, bis sie es müde werden. In der That kommt es auch meist nur auf diese Weise zu einem Resultate. Eine Meinung geht durch, weil die Gegner überschrieen werden.

Denn Entscheidung kann doch die Stimmenmehrheit nicht heißen, wo jeder Stimmende Parthei ist. Und nirgend kehrt man sich weniger an den gesetzlichen Fuß der Besteuerung als in manchen Gemeinden.

Nächst der scharfen Sonderung der Staatssachen von Gemeinde-Sachen ist es eine der wichtigsten Staatssachen dafür zu sorgen, daß kein Bürger durch die Local-Angelegenheiten erdrückt werde. Wie für Streitsachen überhaupt, so muß es auch für Beschwerden über jenen Druck eigentliche Gerichte geben; wiewohl die Formen nach der verschiedenen Natur der Klagen verschieden seyn mögen. Man wähne nur nicht, daß es mit der Bestellung eines administrativen Collegiums genug sey. Wer in der bloßen Zahl die Garantie gegen Unrecht sucht, der bedenke, daß ein Einzelner weniger mit dem allgemeinen Interesse collidirende Rücksichten hat als eine Vielheit, und daß ein Einzelner auch schwerlich der Stimmung seiner Mitbürger so muthig trotzt als ein Collegium. Ganze Collegien tragen mit Leichtigkeit Sünden, mit denen ein Einzelner nicht wagen würde die Straße zu betreten; und Collegien können manche Albernheit begehen, ohne daß der Ruf der einzelnen Räthe sehr leide.

Die Europäische Bedrängniß reizt der gestiegenen Cultur zum Hohne zu sehr zur Selbstsucht hin, als daß eine völlige Unabhängigkeit der Gemeinden in ihren eigenthümlichen Angelegenheiten (Autonomie sammt Gerichtsbarkeit) zulässig wäre. Entfernung von der Versuchung bleibt immer das erste Schutzmittel, demnächst die Controle. Wer nicht betheiligt ist, für den ist die Versuchung offenbar geringer; daher ist kein Glied einer Gemeinde für deren Interessen so unpartheiisch als ein Fremder; und wenn in einem Verbande von vielen Gemeinden das Recht geschützt werden soll, so müssen die Richter am wenigsten aus der Gemeinde gezogen werden, worin sie Partheien sind. Der Satz, daß jedes Haus seine Interessen am besten selbst bestelle, wird in Europa dem Hausherrn die richterliche Gewalt nicht wieder verschaffen, wie die Germanen sie in ihren Famlien besaßen;

die nämlichen Gründe, die sich dem widersetzen, gelten auch bei den Gemeinden. Und wenn gleich die reine Administration den Gemeinden überlassen wird, so muß es doch für das Streitige Richter geben, die durchaus unbetheiligt sind.

* * *

Wohin die Vermengung der Staatslasten mit den Gemeindelasten führt, kann man nicht besser erkennen, als an der Sorge für und gegen die Armen. Sicher würde es überall für Verrücktheit gelten, geradezu theoretisch auszusprechen, daß unter Familien von gleichem Vermögen und gleichen bürgerlichen Rechten die eine jährlich funfzig bis hundert Thaler mehr zu der Verpflegung armer Mitbürger beitragen müsse, weil sich die zu unterstützenden einige hundert oder tausend Schritte näher bei ihnen aufzuhalten pflegten als bei den andern. Und doch huldigt die Praxis dieser Verrücktheit in ganz Deutschland, wo es eine Armentaxe gibt. Im Herzogthume Berg z. B., wo die Armentaxe unter der allgemeinen Rubrik von Gemeinde-Bedürfnissen vorkommt, sind in einzelnen Gemeinden die Steuern drei Mahl höher als in andern, und zwar hauptsächlich wegen der höhern Zahl von Armen. Die Besteuerten können so wenig die Verarmung hindern, als daß die Dürftigen sich vorzugsweise zu ihren Wohnstätten ziehen (was von einigen Beamten dagegen geschieht, ist sowohl unzureichend als ungesetzlich); und democh soll von solchen Zufälligkeiten eine Belastung abhängen, die an mehreren Orten bereits das Doppelte der Staatslasten übersteigt!

Es ist der Mühe werth zuzusehen, wie sich dieser practische Unsinn historisch entwickelt hat.

Von den ältesten Zeiten her fehlte es in Europa nicht an Armuth und Bettelei; und wenn die Deutschen Grund haben darüber zu klagen, so haben es die Franzosen noch mehr. Eine kleine Reise von der Deutschen Grenze, etwa vom Elsaß nach Paris, kann davon überzeugen. An allen Poststationen wird man von Bettlern jeden Alters umgeben und keineswegs bloß von gebrechlichen oder zur Arbeit unfähigen. Man

weiß wie die Klöster sich zur Bettelei verhalten, und niemand wundert sich deshalb, daß sie im südlichen Europa noch ärger ist. Auch in Cöln am Rheine war vor der Franzosen-Herrschaft die Bettelei fast organisirt, und wie sich Alles durch unvordenkliche Verjährung erwarb, so wurden auch die Bettler (die begreiflich die Kirchen und Erholungsplätze am liebsten umstellen) auf ihren Posten geschützt, wenn sie lange in deren Besitz gewesen waren. Ja sogar Heirathen wurden auf solche Versorgungsposten geschlossen.

Für die sonderbare Behauptung, daß sich das Europäische Getriebe durchaus von selbst, d. h. ohne alle Reflexion, entwickelt habe, lassen sich schwerlich stärkere Argumente finden als im sog. Armenwesen. Die Armuth schien nämlich den Europäischen Politikern stäts so unwichtig für das Wohl der Völker, daß sie sich nicht im geringsten darum kümmerten. Oder sie galt als ein Natur-Uebel, was Jeder tragen müsse, den es träfe. Und wo auch etwa ein Scrupel auftauchte, da war er doch gleich durch die Bemerkung beseitigt, daß sie ein heilsames Mittel gegen die Faulheit und andere Laster sey, welche die Armentaxen nur befördern würden; daß gegen Extreme aber die Kirche und die Religion die Vorkehrungen übernommen habe. Bis auf die neueste Zeit blieb somit die menschliche Hülfe den kirchlichen Gemeinden und der Frömmigkeit überlassen. Und auch in England, wo es schon seit Jahrhunderten anders war, erhielt sich die Neigung zur Rückkehr in das alte Geleise bis auf den heutigen Tag. Auf dem Continente machten erst die revolutionären Experimente der Franzosen die Sorge für und wider die Armen zu einer weltlichen Angelegenheit. Allein ein Leichtsinn, welcher die freie Wohlthätigkeit (durch beschränkende Vorschriften über die Verwendungen der freiwilligen Spenden und Vermächtnisse) erstickte, dachte nicht daran, daß wenn die Armenverpflegung zu einer Zwangspflicht wird, sie nur zu einer allgemeinen Staatsbürger-Pflicht werden kann, und daß der Aufenthalt in dem einen Sprengel (Canton oder Gemeinde) keinen Grund bietet, mehr dafür opfern zu müssen, als der Aufent-

halt in einem andern. Und so sind wir eben durch die Franzosen, weil sie die Armen-Spenden (durch die Einführung von Communal-Zuschüssen) zur Zwangspflicht gemacht haben, auf den Pfad des practischen Unsinnes gelangt, wovon, wie es scheint, nur durch die äußersten practischen Folgen Erlösung ist. Schon lange klagt man in einigen Gemeinden über unerschwingliche Lasten. Aber während die leeren Kassen in der Wirklichkeit demonstriren, suchen Rechner auf dem Papiere zu beweisen, daß die Abgaben sich vermindert hätten. Die Verwirrung steckt darin, daß die von den schweren Gemeinde-Lasten unberührten Rechner bloß an Staatslasten denken; indeß die Gemeinde-Steuern (die unter der Franzosen-Herrschaft nicht über die Hälfte steigen durften) an einigen Orten (z. B. in den Bergischen Fabrikstädten) auf das Doppelte und Dreifache der Staats-Steuern gestiegen sind. Eher ist keine Besserung zu hoffen, bis sich die gesammte Verpflegung von tausenden Armen auf die wenigen Bemittelten gewälzt hat, die das Beispiel anderer Bemittelten, in minder belastete Gemeinden zu verziehen, nicht nachahmen können. Erst dann wird man von dem absurden Satze, daß jede Gemeinde für ihre Armen zu sorgen habe, zurückkommen. Erst dann wird die Armensteuer (zu groß, um unter der Rubrik von Communal-Beiträgen versteckt zu bleiben) für eine Staats-Steuer erklärt werden. Aber dann wird auch die Unterstützung der Armen eine andere Gestalt gewinnen. Vor Allem dürfte nämlich die Verschwendung aufhören, welche von der bisherigen Zersplitterung der Kräfte in den vereinzelten Vorkehrungen der Gemeinden oder Cantons unzertrennlich ist*). Wenn der ganze Staat die Versorgung der Armen übernimmt, so wird sie sicher nicht in so vielen Gruppen geschehen als es Gemeinden gibt. Man wird auf die nach den

*) Die einzige Stadt Elberfeld, die jetzt etwa dreißigtausend Seelen zählt, hat seit dreißig Jahren gegen eine volle Million Thaler für die Armen verwendet, ohne weder deren Vermehrung verhüten, noch einen Fonds für die Zukunft erübrigen zu können.

Localitäten verschiedenen Preise der Lebensmittel achten. Man wird, bevor man Hospitien bauet, zusehen ob die an andern Orten disponibeln Gebäude nicht dafür brauchbar seyen. Insofern Mangel an Arbeit schuld an der Armuth ist, wird man auf Mittel sinnen, den Armen Arbeit zu verschaffen, wenn nicht, wo sie zufällig leben, sonstwo. Und das wird auf die einfachste Weise von der Welt zu Armen-Colonien leiten. Alles dieß läßt sich ausführen ohne die freie Wohlthätigkeit (deren natürliche Impulse dem einen Armen Vorzüge vor dem andern verschaffen, die man respectiren muß) zu beschränken; und darum ist es um so dringender damit zu beginnen, je weniger die freie Wohlthätigkeit gegen das Uebel vermag.

Leider sind wir jetzt noch zu fern von solchen Maaßregeln. Man wendet nicht einmahl im Kleinen von ihnen an, was sich fast aufdrängt. Man deklamirt zwar laut genug gegen das Auswandern, daß es noch unbenutzte Strecken in der Heimath gebe. Allein es bleibt bei einer generellen Anweisung; obgleich in Deutschland auch Jedes unbenutzte Plätzchen seinen zähen Herrn hat. Unstreitig könnte der Staat und die Gemeinden mit den ihnen angehörigen unbenutzten Strichen den Anfang machen; und sicher wäre in einigen Fabrik-Gegenden dadurch, daß den Armen kleine Grundstücke zum Anbau von Gemüse und Getreide zugetheilt würden, die Armen-Steuer um mehr als die Hälfte zu vermindern. Aber es kommt nicht zu dem schwächsten Versuche. Und der Vereinigung zu größern Unternehmungen vertritt die kurzsichtige Selbstsucht den Weg, die den Manufactur- und Fabrik-Oertern vorwirft, daß sie ihre Armen allein zu unterstützen hätten, weil ihre Gewerbe just auf kleine und wenig fruchtbare Räume eine Menge Menschen zögen, die bei der geringsten Stockung im Handel in Noth gerathen müßte. Vergebens erwiedert man darauf, daß, wenn die Menschen-Menge einmahl innerhalb des Staatsgebietes sey, sie von selbst dahin ströme, wo sie am besten zu gedeihen hoffe und ohne das vielleicht noch eher verarmen werde; daß mithin

so lange der Staat und seine Lenker die Armuth nicht verbannen könnten, den Gründern von Fabrik- und Manufactur-Stätten eher zu danken als zu schmähen sey.

Uebrigens läugne ich nicht, daß es den Ländern, worin die Verzerrung so weit gediehen ist als in Europa, wie den Leibern geht, die durch lange Einwirkung giftiger Einflüsse dem Geleise der Gesundheit völlig entrückt sind. Manche neue Anregung, die für den Gesunden wünschenswerth und heilsam ist, drohet ihnen Verderben; und die großen Erfindungen der Mechanik, womit sich die räumlichen Massen und der Raum selbst auf eine wunderbare Weise beherrschen läßt, wirken verderblich auf Völker, die sich auf die Anerbietungen der freien Natur nicht mehr verstehen als Hausthiere, welche auch nur von den Spenden ihrer Herren leben können. Wer darum aber gegen die Industrie überhaupt eifert, der bedenke, daß sogar die unmittelbaren Geschenke des Himmels oft genug eben so wirken. Ist es doch zu wahr, daß reiche Ernten in Europa von unzähligen Menschen als ein Unglück zu fürchten sind. Ich spreche nicht von der Habsucht, welche überall auf die Noth speculirt und den Ueberfluß an Wein so sehr verwünscht als den an Brod. Ich erinnere an die Millionen armer Bauern, die durch die niedrigen Preise der Naturproducte zur Verzweiflung gebracht werden. Der Umstand, daß in der That in Europa einer Seits die Mißernten, anderer Seits auch wieder ein großer Segen gefährlich ist, bestärkt in der Analogie mit jenen Leibern, die jede, (freundliche wie feindliche) Aufregung zu fliehen haben, und gleichsam schleichend fortleben müssen.

Ich sage es nochmahls, so vortreflich die öden Strecken Deutschlands für Armen-Colonien zu benutzen wären, so schlecht entsprechen sie dem Colonisationsdrange der Bemittelten. Wer wird seinen Schweiß freiwillig auf Sand- und Moorstrecken fallen lassen, weil sie Deutsch heißen, wenn ihm Gebiete bekannt sind wie die von Nordamerika? Je mehr die Schwierigkeit hinzukommen, abnimmt, desto deutlicher wird sich auch zeigen, daß es weder moralisch-religiöse,

noch politiſche, noch ſentimentale Beſprechungen ſind, was vom Auswandern abhält.

* * *

Zu meinen Bemerkungen über die Staats- und Communal-Laſten füge ich noch hinzu, ja nicht zu glauben, daß man in Nordamerika darüber keine Klagen höre. Jedoch ſelten gehen ſie dort gegen die Höhe an ſich, ſondern faſt immer gegen die Vertheilung. Auch hört man (von den Beſchwerden wider die Hemmung der Naturproduction durch Zölle abſtrahirt) keine Beſchwerden über die vom Bunde dekretirten Laſten, deſto mehr aber über die Local-Steuern (Staats- und County-Steuern); was einen neuen Beweis liefert, daß die Vorzüge der Amerikaniſchen Gemeinden vor den Europäiſchen nicht von den Menſchen und menſchlichen Inſtituten herrühren. Die Europa und Amerika gemeinſamen Klagen über ungleiche Vertheilung der geſellſchaftlichen Laſten deuten vielmehr auch auf eine gemeinſame Quelle des Uebels; und es iſt kein Zweifel, daß dieſe allein in den Menſchen ſteckt, wie ſie in Europa ſowohl als in Nordamerika ſind. Ich will mich näher erklären. Niemand wird beſtreiten, daß das natürliche Gebot, die Glieder einer Geſellſchaft nur nach Verhältniß ihrer Kräfte zu beſteuern, in Europa daſſelbe dogmatiſche Anſehen genieße als in Amerika; und da es in unſerm Erdtheile hin und wieder durch Caſten-Einrichtungen practiſch verläugnet wird, ſo vergeſſe man beim Lobe Amerika's die Caſte der Farbigen nicht *), um die Aufmerkſamkeit auf

*) Jedoch verirre man ſich hiebei nicht zu Strafreden und beherzige lieber, wie ſehr ſich die Europäiſche Philanthropie ſammt der Amerikaniſchen nach der Politik und den Staatsgrenzen bequemt, auch einiger Maaßen immer bequemen muß. Man beherzige, daß kein Europäiſcher Staat die Ausländer ſo gerne wie die Inländer begünſtigt; um nicht nach der Weiſe der Allerwelts-Beglücker zu zürnen, wenn auch Leute, die innerhalb der Staats-Grenzen ein Volk für ſich ausmachen, nicht wie volle Bürger behandelt werden.

das eigentliche Widerspiel des Gebotes zu concentriren. Wie kann das Dogma von der Vertheilung der Lasten nach den Kräften unter Völkern zur richtigen Anwendung gelangen, deren Familien sich vor einer sorgsamen Prüfung ihrer Kräfte so hartnäckig sträuben? Wer wüßte denn nicht, wie viele Europäer und Amerikaner bloß vom Credit leben und wie viele Handelsgeschäfte statt auf wirkliches Vermögen auf den Schein davon gegründet werden? Und nun vollends die Eitelkeit. In Ländern, wo die Menschen mehr Ehre darin suchen, reich zu heißen als redlich, verständig und unterrichtet, mit einem Worte, wo die Ideale des menschlichen Werthes hauptsächlich auf äußere Güter gehen, und großer Reichthum bei Juden und Christen die Verdienste und Ahnen verdunkelt, da kann auch das Bestreben nicht fehlen, reicher zu scheinen als man ist; womit ein Census wie unter den alten Völkern unverträglich bleibt.

Dennoch darf man nicht verkennen, welchen Antheil an dieser Sucht nach dem Scheine in Europa die allgemeine Bedrängniß hat. Wo die Europäische Armuth fehlt, da können auch die äußeren Güter nicht so übermäßig geschätzt werden. Und wo die Armuth nicht die Hauptquelle von Raub, Diebstahl, Betrug, Bettelei und Kriecherei ist, da braucht man auch nicht darum nach dem Scheine des Reichthumes zu streben, um nicht mit Dieben, Betrügern und Bettlern verwechselt zu werden. Das leitet aber offenbar auf eine neue Vermuthung, die mit einem sehr gewöhnlichen Vorwurfe gegen Nordamerika schwer vereinbar ist; nämlich, daß dort das Ringen nach Reichthümern, geschweige nach derem Scheine nicht so convulsivisch seyn könne als in Europa. Mancher dürfte zwar geneigt seyn, über Vermuthungen aus entfernten Gründen zu spotten, wo sich die Wirklichkeit selbst vorhalten läßt. Allein just mein nackter Bericht über die Amerikanische Wirklichkeit ist es, der am wenigsten über Leute vermag, die einmahl nichts Anderes hören wollen, als was sie wünschen. Bloße Zustände und Thatsachen sind leicht weg-

geläugnet, aber nicht so die Resultate von logischen Constructionen.

Es ist seltsam, wie gerne doch die Menschen lästern oder Lästerungen anhören. Weil man sich gegen Individuen und Familien nicht immer ungestraft Luft macht, so entschädigt man sich an großen Corporationen, und gegen ganze Völker schmähet ohne Scheu selbst Derjenige, der gegen einen Einzelnen keinen drohenden Blick wagt.

Wenn die Briten gegen die Nordamerikaner lästern, so finden sie doch noch eine Entschuldigung in der politischen Feindschaft und in der industriellen und commerciellen Eifersucht, wozu die gerührigen Amerikaner täglich mehr anreizen. Allein bei den Deutschen ist es schlechthin auf Neigung zur Klatscherei zu beziehen. Und wahrlich mehr als Klatschsucht gehört dazu, so ohne Umstände für ächt und wirklich anzunehmen, was die Briten wider die Nordamerikaner berichten. Drängt sich ja dem geringsten Nachdenken die Bemerkung auf, daß, da die Briten überhaupt so freigebig mit Carricaturen sind, sich auch ihr Aerger gegen die Nordamerikaner dadurch Luft machen muß. Und Wem sollte es ferner nicht einleuchten, daß die Angriffe der Briten im Ganzen gegen sie selbst gehen, gegen ihr eignes Leben, wie es sich dort äußert, wo es sich am freiesten äußern kann, wo es sich so selbst überlassen ist, als jenseits des Oceans? Aber leider bekümmert sich darum die Deutsche Klatschsucht nicht. Sie hascht begierig nach Allem, was nur ungünstig gegen die Nordamerikaner klingt; es mag vom verzerrenden Dünkel einer Dame herrühren, die sich selbst zur Weltverbesserung und alle Uebrigen ihres Geschlechtes ihr als Schülerinnen oder Mägde zu folgen berufen glaubt, oder von reisenden Sine-curisten, die nirgend in der Welt sich unbehaglicher fühlen können als in einem Lande, dessen ganzes Getriebe ihnen wie ein Vorwurf gegen ihre Weise das Leben zu fristen vorkommen muß. Wie sollten auch diejenigen Deutschen Journalisten zu ähnlichen Bedenken gelangen, welche jeden Brief ihrer Nachbaren, — die ihnen in der Heimath als zum Urtheile über Länder und

Völker unfähig galten, und beim Abzuge als Schwärmer, Dümmlinge oder Taugennichtse notirt wurden, — wenn er nur gegen Amerika lautet, als reine Wahrheit wiederhallen?! Ohne die mindeste Rücksicht wer spricht, verwechselt man das Urtheil Derer, die in den Gewerben der Städte leben, und bloß dafür Sinn haben, mit der Stimmung der Ackerwirthe, und hört Deklamationen über die Geldliebe der Amerikaner von Leuten an, die selbst nie und nirgend einen andern Zweck verfolgten als Geld zu erringen.

Es ist kaum eine Albernheit, die nicht in den Deutschen Urtheilen über Nordamerika überboten wird. Dieselben Kritiker, die in Europa über die Unreinlichkeit der engen krummen Gassen jammern, schmähen über die Amerikanischen Städte, daß sie wegen der Regelmäßigkeit und Breite der Straße zu monoton seyen. Dieselben Leute, welche in Deutschland über die Völlerei und den rohen Lärm klagen, den man gerade am ärgsten an Feiertagen in der Nähe aller Schenken trift, finden die Amerikanische Stille solcher Tage ertödtend und zur Erholung von den Geschäften der Woche sowohl als zur ruhigen Sammlung der Gedanken unpassend. Dennoch würden sie nichts so sehr übelnehmen, als wenn man ihnen den Sinn für ächte Religiosität absprächte.

Fast noch komischer ist, daß Kritiker, die ein Land verabscheuen, wo es keine Diener gibt, — d. h. wo es keine unglückliche Mitbrüder gibt, die, um nicht zu verhungern, sich zu den schmutzigsten, gesundheitswidrigsten Arbeiten bequemen und sich dazu jegliches Argument, daß sie niederer Art seyen als Die welche sie bezahlen, gefallen lassen müssen, — daß solche Kritiker eine radicale Gleichheit predigen und den Nordamerikanern den Stab brechen, weil sie die Neger (an deren Existenz in Amerika die Europäer selbst schuld sind), nicht als ebenbürtig betrachten, und ihr schwarzes Gesinde wie weiland Washington behandeln.

Wie doch das Wort „Sclaverei" die Köpfe umstrickt! Nur wo das Wort ist, glaubt man an die Sache. Und die nämliche Abhängigkeit eines Menschen, die bei Kindern so

heilsam erscheint, gilt anderwärts, unter der dunkeln Voraussetzung, daß das reife Alter alle Menschen gleich mache, und ein erwachsener Neger die Selbstständigkeit (die er so gerne für Kleinigkeiten losschlägt) so heiß verlange wie der gebildetste Europäer, als das ärgste irdische Uebel; — das heißt: in den Theorien; in der Praxis finden sich unzählige Menschen, die sich lieber von einem Herrn, der ihnen den Unterhalt zusichert, abhängig sehen, als von der Sorge vor Hunger und Elend umzukommen. Freilich ist es nicht wohl erlaubt, von Theorien zu reden, wo es überall an Licht gebricht. Ich will auch bloß die Verirrung der Reflexion von dem Wege der Natur, woran das instinctartige Leben hält, bezeichnen. Während man in Deutschland (mit Recht) nach strengern Gesindeordnungen verlangt, welche doch sicher die Abhängigkeit der Dienerklasse (woraus fast eben so schwer Erlösung ist als aus der Nordamerikanischen Sclaverei) steigert, fordert man von den Nordamerikanern, daß sie mit ihrem Gesinde Freiheit und Gleichheit trinken, unbekümmert ob die Auftritte von Domingo sich erneuern oder nicht. Uebrigens beantworte man sich doch ausführlich die vorhin vorbereitete Frage, was Der eigentlich wünscht, der gegen die Sclaverei deklamirt, aber dennoch nicht ohne Diener leben mag; ob er nicht, wie dunkel er sich deß auch bewußt sey, Verhältnisse wünsche, die gegen eine große Zahl Menschen den herben Zwang ausüben, den er selbst nicht ausüben kann oder will. Man frage sich ferner, ob ein so Gesinnter, falls die zwingenden Verhältnisse fehlten, nicht in Versuchung stehe, den Zwang durch Macht zu ersetzen, wenn er sie besäße. Endlich frage man sich, welche Sinnesart mehr der Humanität entspreche, ob Dessen, der, um Diener zu haben, seinen weißen Mitbrüdern (wiewohl sie ihm eben so fähig scheinen Herren zu seyn als er selbst) jene zum Aeußersten nöthigenden Verhältnisse anwünscht, oder Dessen, der sich von Negern bedienen läßt, die von ihrer Heimath her die Weißen als Wesen höherer Art betrachten. Das Europäische Gesinde ist (im

Allgemeinen) von den Herren durch nichts verschieden, als durch eine schlechtere Erziehung und die gewöhnlichen Folgen der Armuth. Ihm könnte man also wirklich emporhelfen. Aber die modernen Richter über Philanthropie denken nicht im geringsten daran. Sie sparen lieber ihr Mitleid für eine Race, die unter die Weißen vertheilt sich von selbst als Gesinde anbietet und die häusliche Herrschaft der Weißen nicht widriger empfindet als Kinder, zugleich aber der aufrichtigsten Bemühung, sie aus dem Zustande der Unmündigkeit emporzubringen, eine Unempfänglichkeit entgegensetzt, worüber die Erziehungskünste einer einzigen Generation weniger vermögen als über Kalmücken und Kirgisen. — Doch daß man die Neger arbeiten läßt um daraus Nutzen zu ziehen, ist es was immerhin Scrupel macht. Allein ziehen die Eltern nicht auch Nutzen aus den Kräften ihrer eignen Kinder? Wenn dieß mit der Sorge für der Kinder Wohl vereinbar ist, warum sollte es dann nicht mit der Sorge für das Wohl der Neger vereinbar seyn? Die schwachen Menschen bedürfen überall der wechselseitigen Hülfe. Aber unsere Schulweisen fordern zur ächten Philanthropie eine einseitige Aufopferung. So stellen die unpractischen Richter über das practische Getriebe, unter dem Namen von Idealen, Normen für die Philanthropie auf, welche sie berechtigen sollen, die Philanthropie, weil sie dem Schulleben fehlt, dem menschlichen Leben überhaupt abzusprechen.

Warum ich die Lästerungen wider die Nordamerikaner am meisten beklage, ist, daß sie ohne allen Zweck die schädlichste Zwietracht befördern. Aber wie sollten Menschen sich um die Zwietracht zwischen ganzen Völkern Sorge machen, die in ihrer eignen Heimath den Haß der untern Stände gegen die höheren heftiger durch läppischen Dünkel anschüren, als reelle Interessen es thun?! Es ist schwer zu entscheiden, ob mehr Bosheit oder Albernheit dazu gehöre, eine Classe, von deren Diensten man so sehr abhängt wie eine Dame, die zu vornehm oder geistreich ist sich persönlich um die Küche geschweige um Geringeres zu kümmern, oder wie ein Herr, der es für eine Entehrung hält persönlich seines

Pferdes zu warten, neben der herben Noth, die sie zu den Gesindearbeiten antreibt, auch noch durch Hohn gegen ihr Loos aufzureizen. Und eine solche Verzerrung wagt es den Himmel anzuklagen, daß der Radicalism zunimmt!!!

Noch Eins. Mehre Ankömmlinge aus Deutschland haben den Amerikanern Kälte und menschenfeindliche Zurückhaltung vorgeworfen. Diese dachten sich Amerika im eigentlichen Sinne wie eine andere Welt und die Amerikaner auf die Ankunft eines jeden Europäers so gespannt wie etwa auf die eines Mondbewohners. Natürlich erstaunten sie dann beim Landen, daß ihnen nicht alle Leute um den Hals fielen und sie mit Gefälligkeiten überschütteten. Von dem regen Verkehre der Amerikaner mit den entferntesten Erdtheilen sowohl als unter einander, was sie sämmtlich, wie in Sitten und Gebräuchen überhaupt, so auch in der Vorsicht gegen Fremde den Europäischen Großstädtern ähnlich macht, wußten sie gar nichts, und später hinderte sie (wenn sie übrigens auch ziemlich fähig zur Besinnung waren) schon der Mißmuth, die Täuschung sich selbst beizumessen.

Zwei und funfzigster Tagebuch-Auszug.

Ueber den Maaßstab der menschlichen Cultur und die Bahn der menschlichen Entwicklung.

Die Worte „wahre Cultur-Norm und Bahn der menschlichen Entwicklung" kommen in diesen Blättern zu oft vor, als daß bei ihrem Drucke eine nähere Erklärung fehlen dürfe. Der gegenwärtige Entwurf soll eine Vorarbeit dafür seyn.

Ich habe zwar schon Vieles zur Kritik des Falschen ge-

ſagt, aber die Regel „vor dem Aufbauen des Neuen den Boden von dem alten Untauglichen zu reinigen" gebietet, noch mehr zuzufügen.

Für die Neigung der Menſchen, ſich beim Forſchen nach dem Zuſammenhange der Erſcheinungen leeren Einbildungen zuzuwenden, braucht man keine Belege bei den Indianern zu ſuchen. Die Geſchichte der Europäer hält ſie in Fülle vor. Durch Hypotheſen ſich die Ueberſicht erleichtern und neue Kenntniſſe erwerben zu wollen, iſt ſicher nicht zu tadeln. Allein wie können Hypotheſen Dunkelheiten und Unbeſtimmtheiten zerſtreuen, wenn ſie ſelbſt dunkele und unbeſtimmte Sätze ſind? Noch ſchlimmer ſteht es indeß, wenn ſolche Sätze zu feſten Principien werden.

Wer hätte nie von der Volksmeinung gehört, daß die Welt immer klüger werde? Es iſt unbillig, dort Klarheit zu fordern, wo es überhaupt keine Klarheit gibt. Darum iſt es auch nicht zu wundern, daß der Glaube an ein beſtändiges Steigen der Cultur, im Volke ſo gut als keine Stütze hat. Aber ſehr iſt es zu wundern, wie er ſich eben ſo luftig in den Köpfen der Gelehrten halten kann, und daß dieſe, in der Bekümmerniß um eine Führerinn durch das Gebiet der Geſchichte, ſogar einen ſolchen Schein nicht verſchmähen. Man geberdet ſich zwar, als ob man den Satz in der Geſchichte ſelbſt auffinde, und nichts weiter thue, als die Data ihrer natürlichen Ordnung gemäß ordnen. Allein es iſt umgekehrt. Man trägt ihn in die Geſchichte hinein, und ſucht deren Data nach ihm zu drehen und zu zerren, ohne in dem menſchlichen Hirne an ſich die geringſte Rechtfertigung dafür zu haben. Freilich kann die Cultur einzelner Völker ſteigen und ſinken, und doch die Cultur der Menſchheit in ununterbrochenem Zunehmen ſeyn; wie ja auch die Kräfte der einzelnen Glieder eines Volkes ſteigen und ſinken, wenngleich die Kraft des Ganzen im zunehmen bleibt. Und Wem möchte es ferner nicht einleuchten, daß mit dem Erbe der Vorwelt ſpätere Völker leicht zu einer höheren Entwicklung gelangen, als die der Vorfahren war? Allein wenn der menſchliche Geiſt ſelbſt ein Beſchränk-

tes ist, so muß es auch eine Grenze seiner Cultur geben. Denkt man also nicht etwa an ein unendliches Steigen innerhalb dieser Grenze (wofür es in der Mathematik z. B. bei irrationalen Brüchen, bei der Hyperbel und ihren Asymptoten Analogien gibt,) so verirret sich der Satz in ein Gebiet, wo unsere Speculation den Boden verliert. Wie wir aber unabhängig von Erfahrung und Geschichte von einer Culturbahn ohne Ende nichts wissen, so würde auch dann noch wenig für sie sprechen, wenn die Geschichte der Menschheit, so weit wir sie kennen, damit harmonirte; da ja einige Jahrtausende gegen die Ewigkeit nur Punkte sind. Auf keinen Fall jedoch sollte der Versuch, in der uns vorliegenden Geschichte ein stätes Steigen der ganzen Menschheit zu entdecken, eher gemacht werden, als man zu einer gehörigen Kenntniß der Bahnen einzelner Gruppen, die Völker heißen, gediehen ist. Aber um solche Einwürfe kümmern sich die Träumer von den End-Zwecken der Gottheit nicht, und in der Lehre von den End-Zwecken hat der Glaube an ein ewiges Steigen der Cultur seine eigentliche Stütze.

Es ist fast komisch, wie man sich überall in Widersprüche verwickelt. Man redet von einer Vollkommenheit Gottes und zugleich auch von Zwecken der Gottheit, d. h. von einem Wollen und Streben nach einem Etwas, das noch an der Vollkommenheit fehlt. Die Gottheit soll Wesen geschaffen haben wegen eines entfernten Zweckes. Die Existenz der Wesen an sich gilt mithin für nichts. Der Himmel soll die Menschheit nur auf einem Wege von Jahrtausenden von einer Culturstufe zur andern bringen können. Wahrlich eine sonderbare Allmacht! Dahin führt es, wenn der Mensch seinen Standpunkt mit dem der Gottheit verwechselt, wenn er Neigungen und Gefühle, die nur in der Brust eines beschränkten Daseyns möglich sind, für absolute Normen der Gottheit hält. Ein sterbliches Haupt wolle sich nicht vermessen, von Dem, was wir Gang der Natur und Richtung des Schicksals nennen, mehr als Bruchstücke zu erforschen. Was dem Menschen gut und böse, widrig und ange-

nehm heißt, sind Gegensätze die sich in einem Höheren auflösen. Warum Blumen ohne Zahl sich nur entfalten, um von Stürmen zerrissen zu werden, warum so manche Wesen, denen die Gottheit den höchsten Zauber der Schönheit verliehen hat, nur die Erde begrüßen, um Sehnsucht und Trauer zu erwecken; warum ganze Geschlechter und Völker den Gefahren von Jahrhunderten trotzen, um kurz vor der Blüthe unterzugehen; warum auch die glücklichste Entwicklung ihren Wendepunkt erreicht, und eben so düster und traurig zurücksinkt, als sie heiter und fröhlich emporstieg, — das sind Fragen eines Gebietes, dem wir uns vergebens diesseits der Gräber zu nähern hoffen. Sowohl bei der Entwicklung der Völker als bei der einzelner Menschen, Thiere und Pflanzen sind wir lediglich auf das Wie? beschränkt. Das Warum? und zu welchem End-Zwecke? liegt jenseits der Schranken unserer Erkenntniß. Warum die Erscheinungen und Begebenheiten eines Tages, einer Woche oder eines Jahres so und nicht anders statt hatten, ist ja schon unmöglich zu beantworten. Wie darf man es wagen, diese Frage gar auf die Geschichte von Jahrtausenden auszudehnen? Selbst die Untersuchung wie das geschehe, was geschieht, hat immer nur ein kleines Bruchstück vor sich; und an diesem kleinen Bruchstücke findet unsere schwache Denkkraft während unseres flüchtigen Lebens so viel Beschäftigung, daß es wahrlich keine Weisheit ist, so leicht darüber hinaus zu schweifen, als unsere philosophischen Schulen thun. Allerdings würde die Auffassung der Erscheinungen und Begebenheiten weit leichter seyn, wenn man von dem letzten Angel, worum sich Alles drehet, helle Kunde hätte. Aber da wir sogar das bloße Sehnen nach dieser Kunde für eine Verirrung halten müssen, so ist es um so tadelnswerther, sich dadurch von der Beachtung desjenigen Zusammenhanges ablenken zu lassen, den wir an dem Bruchstücke an sich wirklich zu entdecken fähig sind. Wir kennen die Bewegungen des Sonnensystems, weil man sie unablässig beobachtet hat, statt durch Phantasien über ein höheres System die Zeit zu verderben. Daß es ein höheres System gibt,

wovon die Sonne eben so abhängig ist, wie die Erde von ihr, sagt uns unser Geist ohne alle Erfahrung. Aber so wenig wir ohne Erfahrung etwas von den einzelnen Bewegungen des Sonnensystems wissen, so wenig Aufschluß findet sich in unserm Innern über jenes höhere System. Kein Verständiger geräth hiemit in Widerstreit. Allein wenn es um Aufschluß gilt über die Gesetze, wonach sich die Menschheit bewegt, sobald man nach der Art fragt, wie die Menschen und Völker sich entwickeln, dann vermißt man nichts so sehr als eine unbefangene Betrachtung der Bruchstücke, die uns die Geschichte vorhält; indem sogar Diejenigen, welche sich rühmen der Erfahrung zu folgen, die wunderlichsten Einbildungen einmischen. So gewiß es auch ist, daß jede irdische Reihe, die wir Entwicklung nennen, nur ein verschwindender Theil einer unendlichen Bahn ist, welche dem irdischen Keimen vorhergeht und dem irdischen Tode nachfolgt, so dürfen wir doch nie vergessen, den Aufschluß über den Zusammenhang der irdischen Erscheinungen zunächst in ihnen selbst zu suchen. Wir bringen zwar in unserm Geiste den Rahmen für das Aufzufassende mit. Allein es ist ein aberwitziges Experiment, sich durch die Prüfung dieses Rahmens dessen Gebrauch zum Auffassen ersparen zu wollen. Niemand bestreitet, daß nur Der fähig ist Pflanzen zu pflegen, der ihre Entwicklung in der Sinnenwelt beobachtet hat. Für die Pflege der Menschen und Völker hingegen glaubt man sich durch eine nackte Ausstattung mit einem kurzen sogenannten Principe vorbereitet.

Indeß nicht bloß Die, welche von End-Zwecken und Bestimmung des Menschen reden, trift der Vorwurf einer Verwechselung des menschlichen Standpunktes mit dem absoluten. Er trift auch Alle, welche Gedanken an sogenannte moralische Zurechnung in die Geschichte mischen, d. h. Die, welche, statt die Menschen als Getriebene zu betrachten und nach den treibenden Momenten zu forschen, von bösem Willen sprechen. Niemand will das Böse darum, weil es böse ist, und zuletzt führt sich der Grund je-

des sittlichen Gebrechens auf Schwäche zurück. Freilich wird dadurch unser Abscheu gegen die sittlichen Verzerrungen nicht gehoben. Allein es sind dennoch Scheußlichkeiten der Natur und nicht eines menschlichen Teufels; d. h. sie gehen von denselben höhern Kräften aus, welche auch Schlangen und Kröten geschaffen haben, und andere Geschöpfe, die wir mit Recht verabscheuen, weil sie uns zuwider sind, aber deshalb nicht für absolut schlecht oder böse erklären können.

Es gibt zwar Forscher, die einsehen, daß es auch bei der Beurtheilung der Menschen darauf ankommt, genau aufzufassen, was sie treibt und bewegt. Aber ihre Versuche werden unaufhörlich durch Zurechnungs-Vorstellungen gestört; und just, wo es am nöthigsten ist nach den wahren Wurzeln der Begebenheiten in den Strebungen zu spähen, schneidet der Gebrauch des Maaßstabes vom Moralisch-Guten und Moralisch-Bösen die Prüfung damit ab, daß er den guten oder bösen Willen als den äußersten Impuls annimmt. Sind doch die verkehrten Meinungen von der Freiheit des Willens, als der eigentliche Vorschub jener Zurechnungs-Vorstellungen, geradezu im Widerstreite mit einer genauen Zergliederung der Triebfedern des menschlichen Thuns und Lassens. Wie sehr dadurch die Köpfe verwirrt werden, zeigen die täglichen Urtheile über die menschliche Verderbniß; die ganz so lauten, als ob die Begebenheiten einer Generation ihre letzte Wurzel im freien Willen derselben Generation hätten. Es ist ein Jammer, wie dergleichen Einbildungen sogar die ersten Gelehrten und Staatsmänner umstricken. Um sie consequent durchzuführen, müßte man die Vergangenheit für durchaus losgerissen von der Gegenwart achten. Da dieß aber zu absurd erscheint, so hilft man sich mit Inconsequenzen, und was sich bequem aus der Vergangenheit ableiten läßt, kommt auch nicht auf Rechnung des freien Willens der Gegenwart. Eine Freiheit, die selbst wieder Gesetzen unterworfen ist, kann den Trägern solcher Irrthü-

mer nicht Freiheit heißen; obgleich sie, scharf abgefragt, einräumen müssen, daß wie ohne Gesetz überhaupt kein Daseyn so auch keine Vernunft ohne Vernunft-Gesetze denkbar ist. Durch ähnliche Inconsequenzen suchen sie die Lehre von den Lebensaltern mit ihrer Willensfreiheit zu vereinigen. Und doch sollte sie eben die Betrachtung der Lebensalter bewegen, nach einem andern Anhalte für die Deutung des menschlichen Getriebes zu forschen. Allein wie ist es bei der Beurtheilung und Behandlung der Völker zu hoffen, da es bei der Beurtheilung und Behandlung einzelner Menschen nicht geschieht? Die Behandlung der Jugend, ja die der zarten Kinder, wird durch Einbildungen von einem guten und bösen Principe verzerrt; und man schwatzt von Moral vor Wesen, die von dem ganzen Geplauder nichts begreifen als finstere Drohungen.

Daß die Vorstellungen von dem Einflusse der Lebensalter auf die menschliche Entwicklung kein Licht geben, wo moralische Zurechnung die höchste Herrschaft behauptet, beweisen schon die gewöhnlichen Reden von poetischen und wissenschaftlichen Perioden. Die Eintheilung in Lebensalter verleiht an sich nicht mehr Aufschluß über die Entwicklung eines ganzen Volkes als über einen einzelnen Menschen. Was würde man sagen, wenn auf die Frage nach dem Geistigen eines Menschen die nackte Antwort folgte: „er ist im Mannesalter," oder: „er ist im Jünglingsalter"? Es muß etwas Näheres hinzukommen, das fühlt ein Jeder. Allein als Probe, was bisher hinzugekommen, mag eine kurze Kritik jener Reden von einer poetischen und einer wissenschaftlichen Periode dienen — damit man sich nicht länger dem Glauben überlasse, daß meine Aufgabe bereits in anthropologischen Büchern gelöset worden sey.

So weit die neuere Cultur reicht, trift man auch den Satz, daß die Jugend eher empfänglich sey für Poesie als für Wissenschaft. Und doch braucht man, um dessen Blöße zu entdecken, nur an die Neugier der Kinder zu denken und sich zu fragen, ob selbige zum wissenschaftlichen oder zum poetischen Leben gehöre. Wie

ſehr iſt die Jugend nicht geneigt Räthſel und mathematiſche Aufgaben zu löſen, wenn ſie ihr nur gut vorgehalten werden! Das Richtige an dem obigen Satze reducirt ſich allein darauf, daß der menſchliche Geiſt für keine Wahrheiten empfänglich ſeyn kann, wozu er einer noch fehlenden Unterlage von andern Wahrheiten bedarf. Im Uebrigen iſt die Empfänglichkeit für das Intellectuelle bei Kindern nicht geringer als bei Erwachſenen, denen z. B. die höchſten mathematiſchen Lehren, wenn ſie ihnen ohne die Grundlage in den niedern vorgehalten werden, eben ſo trocken und läſtig vorkommen, als den Knaben. Es iſt klar, daß das Vorrücken im Alter Manches zu jenen Unterlagen liefert, was der Kindheit abgeht. Gegenſtände, die dem menſchlichen Geiſte nur durch langes Denken und Streben ſichtbar werden, vermögen auch nicht früher auf ihn zu wirken; und es iſt ein großer Irrthum unſerer Erzieher, Dem durch bloße Worte abhelfen zu wollen. Alle Anſtrengungen der Lehrer und der beſte Wille der Lernenden ſcheitern, wenn es um Wahrheiten gilt, wozu Strebungen gehören, die man alſo vorher durchleben muß. Darauf bezieht ſich vorzüglich der bekannte Tadel wider Schulen und ihre Theorien, und das Lob des practiſchen Lebens; obgleich man hiebei ſo wenig mit der erſchöpfenden Erklärung fertig werden kann, als warum die Menſchen ſich früher für Poeſie als für Politik intereſſiren. Von meiner Erklärungsweiſe iſt man ſo weit entfernt, daß man ſogar dem Scheine huldigt, als ob das ſpätere Alter die Empfänglichkeit für Poeſie verliere; wiewohl die Erfahrung aller Zeiten lehrt, daß die beſten Werke der Dichter erſt in den reifern Jahren gelingen, und daß juſt die jüngeren Erzeugniſſe ihrer Begeiſterung, außer den techniſchen Unvollkommenheiten, Flecken zeigen, die nur auf einen gehinderten Durchbruch des Idealen zu beziehen ſind. Der Wahn von dem Widerſtreite der Empfänglichkeit für Poeſie mit der Empfänglichkeit für intellectuelles Licht entſpringt zuletzt aus der verkehrten Vorſtellung, welche die Fähigkeit zu fühlen und zu ſtreben in einer andern Geiſteskraft ſucht

als der Denkkraft, also (freilich ohne es sich zu gestehen) von einer Spaltung des Geistes träumt. Diese Verirrung, worauf ich unten zurückkommen werde, ist um so sonderbarer, da es niemanden einfällt, die verschiedenen Erregungen des Geschmackes durch verschiedene Gegenstände von etwas Anderm abzuleiten als einer und derselben Fähigkeit der Zunge. Daß die Jugend mehr in Gefühlen lebt als das reifere Alter, rührt theils daher, daß sie sich der Eindrücke weniger bemeistern kann, (daß die Eindrücke bei ihrem ersten Einwirken mehr über den menschlichen Geist vermögen als später,) theils daher, daß sie noch nicht von jenen Gegenständen beschäftigt wird, welche nur nach einer längeren Thätigkeit des Geistes gleichsam aufgehen. Wo die Lebenskraft bloß einer Richtung dient, da muß auch diese eine Richtung den ganzen Menschen bestimmen. Daraus aber auf eine stärkere Empfänglichkeit für die Objecte der einzelnen Richtung zu schließen, ist kein geringerer Irrthum, als die Schwere eines Gewichtes deshalb für größer zu halten, weil bei vermindertem Gegengewichte die Schale niedersinkt. Es ist ein gewöhnlicher Fehler, sich einseitig durch Rücksichten oder Gefühle (z. B. die des Mitleides) bestimmen zu lassen; indem sie die Lebenskraft so sehr beschäftigen, daß für andere Momente nichts übrig bleibt. Allein wann gelangt dieser Hergang zur Erkenntniß? Meist sucht man sich durch den Dünkel zu beruhigen, mit einem tiefern Gefühle begabt zu seyn als die Tadler. Die Schwäche, Neigungen und Abneigungen nachzugeben, wo es zunächst darauf ankommt, besonnen aufzufassen, ist so groß, daß sie die Besonnenheit selbst für ein Gebrechen hält.

Ist die Empfänglichkeit für Poesie einmahl entwickelt, so verschwindet sie nur mit dem Geiste selbst; wie oft es ihr auch an ansprechenden Objecten mangeln mag, wenn der schärfere und umfassendere Blick Flecken entdeckt, über welche die taumelnde Jugend wegfährt, oder wenn die Aufmerksamkeit für andere Dinge den Spielen der Phantasie keinen Raum läßt.

Also, obgleich es wahr ist, daß die Jugend den poetischen Erregungen mehr nachhängt als das reifere Alter, so ist doch jene Eintheilung falsch; weil sie den Irrthum unterstützt, daß die Jugend für Wissenschaft überhaupt unempfänglicher sey, und den noch schlimmeren, daß mit dem reiferen Alter die Empfänglichkeit für Poesie abnehme. Schon für die Beurtheilung der Individuen und der individuellen Entwicklung ist dieser Irrthum sehr schädlich, weit mehr aber für die Beurtheilung der Völker; wie sich an der einfachen Folgerung zeigt, wonach die Griechen zur Zeit ihrer höchsten politischen Einsicht weniger Sinn für Poesie und Kunst müßten gehabt haben als früher.

Als letztes Geschäft zur Vorbereitung des Bodens für das neue Gebäude betrachte ich die Berührung der dunkeln und verworrenen Vorstellungen von Zufälligkeiten, oder ewigen Wiederholungen. Es gibt eine Menge Menschen, die in dumpfer Bequemlichkeit sich der Meinung überlassen, Alles, was einmahl geschehen sey, könne in derselben Weise oder doch mit unbedeutenden Variationen heute wiedergeschehen. Diese Urtheiler ahnen von einer Bahn, woran die sogenannten Wiederholungen gebunden sind, um so seltener etwas, je mehr der Gedanke sie beunruhigt, daß die Gegenwart einer Zukunft weichen könne, die ihren Wünschen nicht zusagt. Kurz, sie blicken auf die Geschichte wie auf ein Chaos, das sie bloß gebrauchen sich in der Beurtheilung der Gegenwart nach Lust zu täuschen.

Die wenigen Köpfe endlich, welche alle jene Irrthümer als Irrthümer erkennen, und den Gang unserer Entwicklung statt auf eine unendliche Bahn, auf eine Bahn von Jahrhunderten beziehen, welche weder in den Endzwecken noch in einem sogenannten Moral-Principe die Anlehnung finden, sich vielmehr ernstlich bemühen, die Erscheinungen so aufzunehmen wie sie sind, und ihnen keinen Zusammenhang der Einbildung aufzudringen, sind doch über das Nähere der Bahn und über die Charaktere der einzelnen Stufen völlig im Dunkeln. Und daran

ist hauptsächlich schuld, daß man nicht mehr Zeit auf die Untersuchung der menschlichen Strebungen und Interessen an sich verwendet. Mit dieser Vernachlässigung stehen sämmtliche andere Hindernisse der Klarheit in Verbindung; wie die Ueberschätzung der Entwicklungs-Reize (insbesondere die Einbildung von der Allmacht des Unterrichtes) und die geringe Beachtung des Keimlichen; wobei eine gehörige Erkenntniß der Brücke der Cultur von einer Generation zur andern unmöglich ist.

Nunmehr zum eigentlichen Aufbau des Neuen.

Zuerst bitte ich zu erwägen, ob der Satz, daß jeder Mensch Werth-Vorstellungen habe, Bedenklichkeiten unterworfen sey. Der ärgste Zweifler wird ihn schwerlich bestreiten, wenn auch mit der Zunge, doch nie in seinen Handlungen. Die zartesten Kinder ziehen eine Sache der andern vor; und so gibt es auch kein wildes Volk, das nicht dasselbe thue, das nicht auf den einen Gegenstand mehr Werth lege als auf den andern.

Sodann frage ich Zweitens: gehen die menschlichen Werthvorstellungen nicht weiter als zu den Trieben und Bedürfnissen des Leibes? Oder, mit andern Worten, legt der Mensch nur insofern auf etwas Werth, als es dem Magen, dem Gaumen, überhaupt dem Leibe dient? Legt nicht der roheste Indianer Werth auf Liebe, auf Freundschaft, mithin auf die Stimmung Anderer gegen ihn? Legt er nicht überhaupt auf Das Werth, was ihm für die gute Stimmung Anderer wichtig dünkt? Legt er insofern nicht Werth auf Ehre?

Drittens: Sind es nicht die Werthvorstellungen, die das ganze Thun und Lassen der Menschen bestimmen und beherrschen?

Viertens: Gibt es nicht unter den sämmtlichen Werthvorstellungen eine Abstufung, und in dem Kopfe jedes Menschen ein Etwas, welches die höchste Entscheidung über Alles hat, worauf überhaupt Werth gelegt wird?

Fünftens: Ist dieses Etwas anders zu bezeichnen, als mit dem Namen „Vorbild"?

Resultat: Sind also die Urtheile über Cultur unbestreitbar Urtheile über den höheren und geringeren menschlichen Werth, so können sie auch von nichts Anderem abhängig seyn, als von dem Vorbilde des Urtheilers selbst. Und die zu den Urtheilen über Cultur möglichen Normen kennen lernen, heißt somit nichts mehr und nichts weniger, als die möglichen menschlichen Vorbilder kennen lernen.

Damit wäre bewiesen, daß die Norm der Cultur aus den menschlichen Vorbildern besteht; was, beiläufig bemerkt, völlig damit im Widerstreite ist, alle Culturstufen nach einem einzigen Vorbilde, wie dem sogenannten Vernunft-Ideale, zu beurtheilen. — Zur Kenntniß der möglichen Vorbilder selbst gehören aber Einzelnheiten, denen man sich nur durch folgendes Allgemeine nähern kann.

Das erste Allgemeine knüpft sich an das Wort „Scale". Schon die gewöhnliche Beobachtung führt in den Culturzuständen der Menschen und Völker auf Grad-Verschiedenheiten; wenn auch nicht alle Cultur-Verschiedenheiten als Grad-Verschiedenheiten, sondern manche, statt als Abstufungen einer gesunden Entwicklung, als Krankheiten erscheinen. Soll sich dieses Product des sogenannten schlichten Menschenverstandes rechtfertigen, so müssen die Vorbilder gleichfalls eine Gradverschiedenheit zeigen; das heißt, sie müssen eine Scale bilden. Daß sie dieß aber wirklich thun, ergibt sich sofort aus einer kurzen Betrachtung der gemeinsamen Richtung aller Vorbilder. Nämlich insofern die Vorbilder sämmtlich in einer gemeinsamen Richtung liegen, können sie nur dem Grade nach verschieden seyn; und daß sie so liegen, dafür zeugt, daß jedes Vorbild auf den Born alles Werthes und alles Daseyns gerichtet ist. Wie man diesen Born auch nenne, Gottheit, Vorsehung, Vollkommenheit, Allmacht, höchstes Licht, Urquelle des Daseyns, alleinige Substanz: wo wir

das Wort „Mensch" anwenden, da müssen wir auch an die Vorstellung von einer Basis alles Werthes glauben. Oder, bestimmter ausgedrückt: messen wir einem Menschen Werthvorstellungen und ein Vorbild bei, so können wir ihm auch die Vorstellung von einem höchsten Wesen nicht absprechen; weil zu jedem Vorbilde die Richtung auf das Vollkommene gehört. Es mag um die Aeußerung dieser Richtung stehen wie es wolle, z. B. in Kindern, in Blödsinnigen, in Schlafsüchtigen: wo sie vortritt, tritt sie stets so vor, als wäre sie ursprünglich da gewesen; — wie die Sätze der Mathematik, deren man sich früher nicht bewußt war, immer als Wahrheiten vortreten, die ursprünglich zum Geiste gehörten und nur aus dem dunkeln Hintergrunde gefördert wurden.

Das dient auch zur Kritik der Berichte über erwachsene (gesunde) Menschen, denen die Vorstellung von einem höchsten Wesen fehle, bei denen diese Vorstellung so wenig aus dem Hintergrunde gediehen sey als bei Kindern. Es haben Reisebeschreiber Dergleichen von ganzen Völkern behauptet. Allein sie wußten nicht, was sie sagten, und bedachten nicht, daß Antworten auf nackte Glaubensfragen keine Beweise sind. Wer aber positiv das Daseyn Gottes läugnet, der spricht mit der Zunge Etwas, woran seine innere Ueberzeugung gar keinen Theil hat; er möge sich übrigens zu den Indianern oder zu den Philosophen zählen. Und mit Recht erklärt man es auch für aberwitzig, das Daseyn Gottes durch Schlüsse zu suchen; da ja die bloße Vorstellung von unserm eigenen Daseyn nichts Anderes ist, als die Vorstellung von einem Beschränkten und Abhängigen im Verhältnisse zu einem Unbeschränkten und Allesumfassenden.

Das zweite Allgemeine betrift die Uebereinstimmung der Scale der Vorbilder mit der Bahn der menschlichen Entwicklung. Es läßt sich nämlich, ohne die einzelnen Vorbilder selbst durchzugehen, offen zeigen, was vorhin nur leise berührt wurde, daß die Scale der Vorbilder nichts

Anderes ist als ein Abdruck der Cultur-Bahn (der Bahn der menschlichen Entwicklung). Dazu genügt, einzig und allein zu bedenken, daß die Vorbilder und Werthvorstellungen das ganze Seyn des Menschen (sein gesammtes Thun und Lassen) bestimmen und beherrschen. Eben weil dieß so ist, deshalb kann auch Niemand einer höheren Culturstufe angehören als sein Vorbild. Mit andern Worten: einem höheren Seyn gehört auch ein höheres Vorbild (Ideal) an. Umgekehrt kann aber auch kein niedriges Seyn ein hohes Vorbild mit sich umhertragen, oder: wer von Werthvorstellungen einer hohen Entwicklungsstufe beherrscht wird, d. h. wer diese Vorstellungen im Hirne hat (denn sie können nicht im Hirne seyn ohne zu herrschen), der nähert sich selbst der hohen Entwicklungsstufe; und je niedriger die Culturstufe eines Menschen ist, desto fremder müssen ihm die Werthvorstellungen der hohen Stufen seyn.

Diese Sätze werden keinem Leser ganz unbekannt vorkommen. Allein wie weit die Bekanntschaft reicht, ergibt sich gleich aus den nächsten Folgerungen, die in geradem Widerspruche stehen mit allen Ansichten und Meinungen, die bisher in Europa in gelehrten und ungelehrten Köpfen im Umlaufe waren.

Es folgt nämlich unmittelbar daraus, daß die Cultur keineswegs von der Erziehung und dem Unterrichte beherrscht wird (geschweige von den Philosophen und ihren Systemen). Es folgt daraus, daß es unmöglich ist, allen Menschen, wenn sie übrigens auch ganz gesund wären, die rechte Norm zur Beurtheilung der menschlichen Cultur sichtbar zu machen. Denn sie sichtbar machen, heißt, die vollständige Scale der menschlichen Vorbilder sichtbar machen, mithin auch das Vorbild der höchsten Culturstufe. Aber einem Menschen dieses Vorbild beibringen und ihn zur höchsten Culturstufe selbst fördern, ist (eben nach jenen bekannt scheinenden Sätzen) einerlei.

Nur Diejenigen, welche in Wirrwarr und Dunkelheit die menſchliche Entwicklung ſchlechthin von den Reizen abhängig wähnen, ohne an das Keimliche, an die Anlagen, ſammt deren Wurzeln in den früheren Generationen, zu denken, werden meine Folgerungen beſtreiten. Der Urſprung ihres Irrthumes iſt ſchon in den vorigen Blättern aufgedeckt worden; dennoch iſt deſſen helle Beleuchtung erſt von der Enthüllung der einzelnen Vorbilder zu erwarten. Für jetzt liegt aber mehr daran, eine andere Folgerung hervorzuheben.

Jeder Menſch muß nun einmahl eine Norm im Kopfe haben, wonach er über den Werth der Mitmenſchen urtheilt. Das Höchſte dieſer Norm iſt ſein eigenes Vorbild. Wer auf einer niedrigen Stufe ſteht, der kann nicht das Vorbild der höchſten Stufe beſitzen. Iſt ſo weit Alles ausgemacht, ſo darf ich auch den Satz aufſtellen, daß die Norm eines Menſchen von niedriger Cultur nichts Anderes ſey, als ein Bruchſtück der vollſtändigen Scale der Vorbilder; da. ja wie keine Entwicklungsſtufe irgend eines Menſchen außer der allgemeinen menſchlichen Entwicklungsbahn, ſo auch kein Vorbild außer der Scale der Vorbilder ſeyn kann.

Dieſe Wahrheiten ſind ſo fruchtbar als neu. Man erwäge nur was ſich wie von ſelbſt daranreihet.

Weil ein jeder Menſch ſeine Norm, auch wenn ſie ein Bruchſtück iſt, dennoch für ein Ganzes hält, — da über deren Höchſtes (ſein Vorbild) ſeine Gedanken nicht hinausreichen, — und ſie arglos auf die ihn umgebende Menſchheit anwendet: ſo liegt damit eine Quelle der verſchiedenen Urtheile über den menſchlichen Werth und die menſchliche Cultur vor, die mit der allgemeinen Rubrik von Irrthum nichts zu ſchaffen hat; wie doch Alle vorausſetzen, welche die Welt nach einem ſogenannten Vernunft-Ideale bekritteln. Ein Kind hat einen andern Maaßſtab, ein anderes Vorbild, als ein Erwachſener. In der Beurtheilung der Welt kann es aber nur ſeinen Maaßſtab anwenden; und dagegen paßt der Vorwurf des

Irrthumes nicht beſſer als gegen ein Thier, das die Welt anders anſieht als ein Menſch. Für das Kind iſt die Welt wirklich anders als für den Erwachſenen. (Wie die Dinge an ſich ſeyen, iſt überhaupt eine thörichte Frage.) Freilich muß der Erwachſene ſein Urtheil als das Product der höheren Entwicklung dem Urtheile des Kindes vorziehen. Aber darum darf er das letztere nicht für verkehrt erklären. Durchaus daſſelbe gilt von jeder Entwicklungsſtufe im Verhältniſſe zu den höheren. Jede Entwicklungsſtufe hat ihren eigenthümlichen Geſichtskreis; und darum iſt es widerſinnig von Denen, die auf der niedern Stufe ſtehen, Urtheile und Handlungen der höheren zu erwarten. Weil die höhere Stufe die niedere beherrſcht, deshalb gereicht es wohl den Erwachſenen zum Vorwurfe, wenn ſie den Maaßſtab der Kinder nicht beachten, und ſelbige mit dem ihrigen quälen; nicht aber umgekehrt den Kindern und Jünglingen, wenn dieſe die Normen des reifern Alters nicht beachten, da ſie ihnen völlig unſichtbar ſind. Was der Jugend als das Höchſte vorkommt, das muß ſie auch dafür halten, und es iſt keineswegs naturwidrig, daß ſie eher über den Maaßſtab des reifern Alters ſpottet, als ihm dem Vorrang vor dem ihrigen einzuräumen.

Ueberträgt man dieſe Gedanken auf die verſchiedenen Culturſtufen ganzer Völker, ſo wird man es den Indianern auch nicht verübeln, daß ſie ihre Vorbilder den Europäiſchen vorziehen, aber eben ſo wenig den neueren Europäern, daß ſie (im thätigen Leben, da Schulphraſen nicht entſcheiden) ihre Vorbilder über die der Alten ordnen. Wir haben kaum angefangen, die alten Völker in der Poeſie und Kunſt zu begreifen. Inwiefern eine Nachahmung, ſogar der erſten Meiſterwerke, dafür zeugt, beweiſen die übrigen Arbeiten der Nachahmer. Dieſelben neueren Künſtler lieferten die ſchönſten Nachahmungen der Griechen und wieder die ſchlechteſten Originale. Die ſchönſten Bauwerke in Paris gehören faſt alle der jüngſten Zeit an. Von ſämmtlichen Pallaſten, die unter Ludwig XIV. entſtanden ſind, iſt nichts der

Colonnade des Louvre gleich, und der Plan dazu rührte, statt von einem Architekten, von einem Arzte, dem berühmten Perrault. Die Börse, die Deputirten-Kammer und vorzüglich die Magdalenen-Kirche (von Napoleon zum Tempel des Ruhmes bestimmt) übertreffen die Ideale der Künstler Ludwigs (Perrault ausgenommen) bei Weitem, und sie entstanden in den letzten Decennien. Die Cultur, welche die Griechen und Römer in ihren Vorstellungen von den höchsten Interessen der Menschheit bekunden, hat uns aber vollends bisher nur als Antiquität angesprochen, kaum zuweilen ein unbestimmtes Staunen erregend. Deren politische Ideale (aus klaren Vorstellungen, nicht aus dunkeln Gebilden der Schwärmerei) gehören einer Stufe an, welche die neuere Entwicklung noch nicht erreicht hat. Was unsere Schriften darüber enthalten, sind Nachbetungen der Alten. Wenn der Maaßstab der Jugend nicht zum allgemeinen Maaßstabe wird, so ist das dem Widerstande der Reiferen beizumessen. Einer ganzen Generation fehlt aber der lebendige Gegner. Ihr Dünkel hat also freies Spiel, und das todte Alterthum muß sich wohl eine Auslegung gefallen lassen, die diesen Dünkel nicht sehr verletzt. Was man an den Menschen nicht begreift, das kann man auch nicht sehr achten. Darum gelten uns die Alten als sonderbar und überspannt, wo sie für Freiheit und Vaterland willig Hab und Gut, Leib und Leben hinopferten. Einzugestehen daß wir nicht wissen, was die Worte „Freiheit und Vaterland" auf einer höhern Cultur-Stufe bedeuten, vermögen wir so wenig als ein Jüngling einzugestehen vermag, daß sein Maaßstab niedriger als der des reiferen Alters sey.

Es ist überflüssig zu sagen, daß ich in vollem Ernste die gegenwärtige Generation nahe an jener Stufe glaube, auf welcher die politischen Ideale der Alten sichtbar sind. Wie würde ich sonst so reden und überhaupt versuchen können, die vollständige Scale der Vorbilder zu schildern? Oder ich müßte etwa wähnen, der gesammten Generation voraus zu seyn. Ich bin allerdings der Meinung, daß uns das Vorbild der höch-

sten Cultur aufgegangen, so daß sich Das, was es noch mehr oder weniger verhüllet, durch unsere Anstrengung zerstreuen lasse. Auf Verdunklungen und Entstellungen dieser Art paßt auch das Wort „Irrthum." Nur Der kann irren, der fähig ist richtig zu sehen.

Wer meinen Gedankengang bis zu dieser Stelle begleitet hat, der wird in dem Wunsche, die ganze Materie zu beherrschen, sich schwerlich länger der Fragen enthalten, welche Cultur-Stufen es dann eigentlich gebe, und was ihre wesentlichen Charaktere seyen. Leider muß ich darauf erwiedern, daß ich mit den allgemeinen Erörterungen noch nicht zu Ende bin. Zur Beruhigung möge aber die Versicherung dienen, daß ich außer jenen Fragen auch noch andere im Auge habe, die nicht minder dringend erscheinen dürften; nämlich die Fragen: wie die Cultur-Stufen aufeinander folgen; ob sie etwa in verschiedenen Menschen verschieden aufeinander folgen können; ob vielleicht ein Ueberspringen von Stufen möglich sey; ob die Stufen in der Entwicklungsbahn der Völker eben so aufeinander folgen, als in der Entwicklung einzelner Menschen; was die Cultur von einer Generation zur andern hinübertrage? Nichts davon soll vergessen werden. Allein die unvermeidliche Vorarbeit dafür ist, sich mit dem Wesentlichen von Cultur überhaupt (was natürlich an jeder Stufe Theil hat) bekannt zu machen, und dazu biete ich jetzt die Hand.

Daß die Kenntniß der Culturstufen und Vorbilder in der That so sehr von der Beantwortung der Frage nach dem Wesentlichen von Cultur überhaupt abhängt, muß von selbst einleuchten. Aber bei dem ersten wie dem letzten Versuche wird man finden, daß es keinen andern Weg dazu gibt, als sich an einer einzelnen Culturstufe nach diesem Wesentlichen umzusehen. Und dieses Resultat muß also Jeden auf sein eignes Vorbild lenken; weil Jeder sein Vorbild für das höchste hält und nur am höchsten Vorbilde das Wesentliche vollständig und rein zu ent-

decken hoffen darf. Statt ſelbiger Richtung der Aufmerkſamkeit entgegen zu ſeyn, beſtärke ich vielmehr darin, durch Wiederholung der Aeußerung, daß ich aufrichtig an den Aufgang des höchſten Vorbildes glaube. Freilich läßt ſich darauf gleichfalls ſagen, daß es nichts beweiſe, weil jede Generation ihr Vorbild für das höchſte halte. Indeß will ich damit auch nichts beweiſen und allein die Bemerkung daran knüpfen, daß, wenn der Glaube wirklich mit der Wahrheit zuſammentreffe, (was er doch bei einer Generation muß,) jene Richtung auf uns ſelbſt direct zur vollſtändigen Kenntniß der Norm führe; indem von dem höchſten Vorbilde, inſofern es alle anderen beherrſche, auch ein Ueberblick über die niederen möglich ſeyn müſſe, wie ja ein Erwachſener nur rückwärts zu ſehen brauche, um die Vorbilder der Kinder und Jünglinge zu beurtheilen. Mit andern Worten: das Weſentliche des höchſten Vorbildes muß auch Aufſchluß über das Weſentliche der übrigen geben. Unter der Vorausſetzung alſo, daß unſerer Generation das Vorbild der höchſten Culturſtufe wirklich aufgegangen ſey, hätten wir vorläufig nichts Anderes zu thun, als auszumitteln, was wir an der menſchlichen Natur, wie ſie ſeyn ſoll, für das Weſentliche halten. Iſt dieß geſchehen, ſo wird es auch nicht ſchwierig ſeyn, rückwärts deſſen allmählige Entwicklung zu verfolgen.

Wüßte ich nicht, wie wenig ein Wort werth iſt, deſſen Bedeutung durchaus mit Unklarheit und Verwirrung verſchlungen iſt, ſo würde ich bei dem gegenwärtigen Stande meiner Conſtruction kurz ſagen, daß die Denkkraft das Weſentliche in unſerer Natur ſey, und daß man die verſchiedenen Culturſtufen nur an den verſchiedenen Zuſtänden der Denkkraft erkennen könne. Allein wer unter Denkkraft Das verſteht, was gewöhnlich darunter verſtanden wird, dem muß dieſer Ausſpruch ganz falſch erſcheinen. Ich könnte zwar hinzufügen: es gibt keine ſolche Kraft, wie man ſich bei dem Worte „Denkkraft“ eine zu träumen pflegt; es gibt keine bloß intellectuelle Kraft in uns. Die intellectuelle Kraft iſt

auch eine begehrende, eine strebende Kraft. Allein das würde schwerlich hinreichen. Es scheint unvermeidlich, eine ausführlichere Erklärung über beide Ausdrücke, nämlich über die Worte „Wesen der menschlichen Natur" und das Wort „Denkkraft," einzuschalten.

Es würde zu sehr von meinem Wege ablenken, auch die Irrthümer der alten Völker zu berühren. Doch kann ich die Ermahnung nicht unterdrücken, sich durch die Verirrungen der Vorwelt nicht über die lichten Perioden täuschen zu lassen, und, statt sich durch Aufsuchung der Fehler und Gebrechen des Alterthumes tiefer und tiefer in verderblichen Dünkel zu versenken, sich lieber mit jenen Perioden zu befassen, worin über das Wesen der menschlichen Natur und somit auch über das Wesen eines aus einzelnen menschlichen Naturen Zusammengesetzten mehr Klarheit herrschte, als in irgend einem Volke der neuern Zeit. Welche Dunkelheiten und Verwirrungen sind nicht überall mit den Worten „Verstand, Vernunft, Gemüth, Einbildungskraft und Gedächtniß" verbunden! Die Meisten denken dabei an Fähigkeiten (wenn ihre schwankende Thätigkeit des Geistes „Denken" genannt werden darf), die so wie sie gedacht werden, mit einem einigen Principe der menschlichen Natur unverträglich sind. Man sollte meinen, der Satz, daß es nur eine Geisteskraft in uns gebe, wäre so einleuchtend, daß er stäts vorschweben müsse, und unmöglich gestatten könne, bloß coordinirte Fähigkeiten anzunehmen. Es fehlt auch nicht an Leuten, die Dergleichen für Gemeinplätze erklären. Aber man kann sie durch die einfache Frage in große Verlegenheit bringen, worin denn das einige Princip, das vereinende Band zu suchen, welche Eigenschaft als die über das Ganze herrschende zu betrachten sey. Daß bei dem Urtheile über die Cultur eines Individuums, sowohl als eines gesammten Volkes, zuletzt der sogenannte intellectuelle Zustand entscheidet, darüber ist man insofern völlig einstimmig, als keine Eigenschaft eines Menschen ihn in Achtung zu erhalten vermag, wenn Schwäche des Verstandes sichtbar wird. Würde diese Uebereinstim-

mung in allen einzelnen Fällen aufwärts verfolgt, so könnte die richtige Antwort auf die obige Frage nicht lange verborgen bleiben. Allein das geschieht nicht, und man ist so abgeneigt, der intellectuellen Thätigkeit, dem Vorstellungsvermögen die höchste Herrschaft beizumessen, daß man sogar von Verstandes- und Gefühls-Menschen spricht, als ob wirklich der Verstand auf Kosten der Gefühle entwickelt werden könne. Ich weiß, daß Manche sich bei dieser Stelle wundern werden, wie ich so etwas läugnen wolle. Aber sie verwechseln eine einseitige Thätigkeit der Denkkraft und die dadurch in einem einzelnen Zweige des geistigen Gebietes erworbene Fertigkeit mit der Steigerung der Denkkraft selbst. So wenig von einer langen Uebung der Finger auf allgemeine Gewandtheit des Körpers zu schließen ist, so wenig darf von einer langen Uebung in mathematischen Betrachtungen auf eine allgemeine Erhöhung des Verstandes geschlossen werden. Newton war in dem, was Staat und Gesetzgebung betraf, gewißlich kein großer Denker, wie auch nicht im Religiösen. Eine wahre Steigerung unseres Geistes kann in nichts Anderem bestehen, als in einem gesteigerten Vermögen, die Welt und ihre Theile zu begreifen. Nun aber ist dieses zu Begreifende an sich in einem solchen Zusammenhange, daß eine bloße Beschäftigung mit Objecten des mathematischen Denkens nicht näher zum Ziele fördert, als eine bloße Beschäftigung mit Objecten des Gefühles.

Was ist das für eine Kraft, welche über die Harmonie in unserer Natur waltet, welche als abwägende Richterinn jeder Seite zuspricht, was ihr gebührt, sich aber auch entgegenstemmt, daß keine Seite in leidenschaftlicher Aufregung ihrer Herrschaft trotze?

Muß diese Kraft nicht auffassen können, was in uns vorgeht, muß sie nicht vorstellen, nicht vergleichen, nicht Resultate ziehen, kurz nicht Alles können, was man denken nennt?

Muß diese Kraft, da sie über alle Gefühle herrschen soll, den Werth, das Gewicht aller Gefühle abwägen soll, die Or-

ganze der Gefühle nicht völlig durchdringen? Kann mithin die Fähigkeit zu fühlen, kann der Sitz dieser Fähigkeit außer ihr seyn?

Weil ich kein besseres Wort für sie kenne, so nenne ich sie Denkkraft; da ihre Hauptverrichtung (das Abwägen zur Erhaltung der Harmonie) doch sicher bei Jedermann ein Denken heißt. Aber ich füge die Warnung hinzu, dann auch mit dem Worte keine Vorstellung zu verbinden, als ob es neben der Denkkraft noch ein zweites geistiges Princip in uns gebe *).

Wer Das prüft, der wird es nicht Einseitigkeit nennen, in der Denkkraft das Centrum unserer Natur zu suchen. Wer nur einiger Maaßen nachsinnt, der muß finden, daß nothwendig eine Fähigkeit in uns die herrschende, der Boden aller andern ist, und daß dieß eben die nachsinnende selbst ist. Er muß ferner finden, daß jegliche Thätigkeit, die zu diesem Nachsinnen gehört, auch für wesentlich eins damit zu achten ist; daß das Vorstellen nicht vom Festhalten der Vorstellungen (wenigstens nicht vom Festhalten für eine Weile) mithin nicht vom Gedächtnisse getrennt denkbar ist; daß das successive Vorstellen sammt dem Verbinden der Vorstellungen das Urtheilen und Schließen ausmacht; daß zu allen Vorstellungen und Empfindungen Bewußtseyn gehört; also nur ein grober Irrthum das Gemüth der Denkkraft so entgegensetzen kann, wie von so vielen gelehrten und ungelehrten Köpfen geschieht; da ja die Denkkraft eins ist mit der Vorstellungskraft und diese wieder eins mit der Kraft des Bewußtseyns, wie die Kraft des Bewußtseyns die letzte Bedingung jedes Gefühles.

Es ist traurig, daß es zur Verständigung hierüber so vieler Worte bedarf, aber noch trauriger, daß man diese Verständigung bisher so sehr vernachlässigt hat, und hauptsächlich darum in so vielen practischen Angelegenheiten keine Hülfe möglich war.

*) Niemand wird dieß jedoch auf die unsere ganze Individualität und irdische Entwicklung bedingende Kraft beziehen, die ohnehin, man mag sie Lebenskraft oder anders nennen, offenbar über uns (sowohl über unsern Körper als unsern Geist erhaben) ist.

Es ist wunderbar, wie Leute, die über die menschliche Natur dicke Bücher schreiben, Das, was von verschiedenen äußern Einwirkungen herrührt, auf Spaltungen des Geistes beziehen können. Sollte es doch Jedermann einleuchten, daß das Sehnen nach einem schönen Objecte (eine sogenannte Gemüthsbewegung) eben so eine Thätigkeit unseres einigen Geistes ist, als das Betrachten einer mathematischen Aufgabe, (zum sogenannten reinen Denken gehörig); und daß die Verschiedenheit der Thätigkeiten sich nicht in verschiedenen Principien unseres Geistes, (der kein bloßes Aggregat von Kräften seyn kann); sondern in den Verschiedenheiten der erregenden äußeren Gegenstände gründet; wie die verschiedenen Empfindungen derselben Zunge, bei verschiedenen Speisen, darauf und nicht auf eine Vielheit von Geschmackskräften zu beziehen sind. Unserm Geiste ist sowohl die Fähigkeit eigen, von den Objecten des reinen Denkens als die von den Objecten der Gefühle (des Gemüthes) erregt zu werden. Menschen von geringer Cultur leben vorzugsweise in Gefühlen (Sensationen); d. h. sie überlassen sich den ersten Eindrücken, ohne viel über sie zu denken, ohne sie durch Nachdenken zu verarbeiten; wogegen der höher Cultivirte mehr in Reflexionen lebt. Dieser wird durch die ersten Eindrücke weniger beherrscht, und stäts geneigt, den Blick rückwärts auf sich selbst zu werfen, will er in einem Gebiete, wo sich klar sehen läßt, nicht dunkeln Gefühlen unterthan seyn. Allein darum verkennt er dort, wo man sich auf Gefühle beschränken muß, ihren Werth keinesweges; da er vielmehr einsieht, daß die äußersten Gründe von Allem nur gefühlt werden können, weil sie sich nicht wieder auf Gründe stützen, sondern unmittelbar (durch sogenannte Anschauung) erkannt werden.

Nach diesen Erklärungen werden meine Worte „an der Entwicklung der Denkkraft hat man die verschiedenen Culturstufen zu erforschen," keines großen Commentars bedürfen.

Der höhere oder niedere Zustand der Denkkraft ist nichts Anderes, als eine mehr oder weniger vollkommene Durchdringung und Beherrschung der Gegenstände und ihrer Verhält-

nisse zu uns. Der höchste Zustand der menschlichen Entwicklung wäre demnach ein solcher, worin ein Mensch seinen Standpunkt im Universum überhaupt und gegen die Existenzen der Sinneswelt insbesondere genau kennt, worin er alle zur Menschheit gehörigen Verhältnisse durchdringt und nie in Gefahr geräth, einzelne Verhältnisse zu übersehen, noch ihnen in ihrem Zusammenhange zu viel oder zu wenig Gewicht beizumessen. Es ist überflüssig zu erinnern, daß damit kein geschlossenes Bild gefordert wird, daß es immerhin eine bloße Andeutung von Richtungen ist. Aber mein Bemühen ist ja auch nur, zu zeigen, welche Rolle in dem Vorbilde der höchsten Culturstufe die Denkkraft hat. Wer sorgsam erwägt, daß sogar auf dieser Stufe Alles von dem Auffassen und dem Durchdringen abhängt, der wird der Denkkraft an den niedern Stufen gewißlich keine geringere Rolle zutheilen. Um jedoch zu einem nähern Resultate zu gelangen, vereinige man folgende Sätze:

Die Vorbilder bestimmen, wie Jeder zugibt, unsere Culturstufe. Nun zeigt sich an dem Vorbilde der höchsten Stufe, daß es einzig aus Forderungen an die Denkkraft besteht, und daß diesen Forderungen wieder nur Vorstellungen zum Grunde liegen, die zuletzt bloß die Denkkraft liefern kann; daß die Gesammtheit unserer Vorstellungen es eigentlich ist, welche den wirklichen Zustand unserer Denkkraft ausmacht, wie auch das Bild von dem Zustande, wie er seyn sollte, d. h. unser Vorbild. Daraus muß sich als jenes nähere Resultat ergeben, daß die Untersuchung der höheren und niedern Entwicklungsstufen nicht mehr allgemein auf die Vorbilder angewiesen ist, sondern auf die Prüfung, wie aus dem mehr oder weniger mangelhaften Zustande der Vorstellungen verschiedene Vorbilder hervorgehen.

Um hier ja verstanden zu werden, will ich den Gegenstand nochmahls vorhalten.

Zur Prüfung der Culturstufen ist auf die Denkkraft zu blicken, insofern die Denkkraft die Vorbilder bestimmt. Nämlich, um von vorne anzufangen, die ganze menschliche

Natur wird durch Vorbilder bestimmt und beherrscht; weil die Vorbilder das Wollen und Handeln leiten. Die Vorbilder construiren sich aber nur aus Vorstellungen. Die Verschiedenheit der Vorbilder geht aus einer verschiedenen Construction der Vorstellungen hervor; weshalb man, um das Product kennen zu lernen, sich nothwendig mit den sie construirenden Theilen befassen muß.

Nunmehr ist es auch erlaubt, einen schärfern Blick auf den Zusammenhang der höheren und niederen Culturstufen zu werfen, ebenfalls vor der Beschäftigung mit den einzelnen Culturstufen an sich. Um nämlich zu erkennen, daß selbige Stufen von einem festen Successions-Nexus beherrscht werden, reicht die Ueberzeugung hin, daß die Entwicklung der ihre Vorbilder constituirenden Vorstellungen einem solchen Nexus unterthan ist; und dazu kann folgende Erörterung führen.

Man betrachte die Reihe von Culturstufen, welche ein einzelner Mensch von seiner Kindheit an durchläuft; und abstrahire einstweilen (um Verwirrung zu vermeiden) von der Bahn eines ganzen Volkes durch Generationen. Um daran zu entdecken, daß die individuelle Entwicklung an ein Gesetz gebunden ist, welches, wie rasch die Stufen aufeinander folgen mögen, ihnen doch stäts eine bestimmte Ordnung dictirt, braucht man sich einzig und allein an den objectiven Zusammenhang der Vorstellungen zu erinnern, welche die verschiedenen Vorbilder ausmachen, das heißt: zu allen Vorstellungen gehört ein Object, und die Gesammtheit aller dieser Objecte ist das, was wir das Universum nennen. Hat mithin das Universum und seine Einzelnheiten einen gewissen Zusammenhang, welches nur der Wahnsinn läugnen kann, so muß auch der Abdruck davon in unserm Geiste einen gewissen Zusammenhang haben. Dieses Argument und die Erwägung der Art des Zusammenhanges (der sich ja dem flüchtigsten Blicke oft genug so offenbart, daß der eine Theil die anderen stützend, von ihnen ge-

tragen oder als eine Verbindung von ihnen erſcheint) ſetzen es alſo nicht nur außer Zweifel, daß das Aufnehmen der Objecte in unſer Vorſtellungsvermögen in einer beſtimmten Reihenfolge geſchieht, ſondern auch, daß die Geburt der menſchlichen Vorſtellungen, von der ſtärkeren oder ſchwächeren Empfänglichkeit abgeſehen, an eine Reihenfolge gebunden iſt, die von der Natur der Gegenſtände an ſich abhängt. Inſofern aber von dem Entſtehen der Vorſtellungen wieder das Entſtehen der Vorbilder abhängt, iſt auch das Letztere von Etwas abhängig, worüber die höhere oder niedere Empfänglichkeit nichts vermag. Dieſe fruchtbare Wahrheit wird ſpäter weiter verfolgt werden. Vorher iſt es nöthig, ein Näheres über den Inhalt der einzelnen Vorbilder oder, was daſſelbe heißt, über die Einzelnheiten der Entwicklungsbahn zu ſagen, wozu ich hier endlich übergehen darf.

Ich habe bereits früher angedeutet, daß kein Aufſchluß über die Entwicklungsbahn der Völker zu hoffen ſey, ohne über die Entwicklungsbahn der Individuen nachzudenken. Man hat zwar von jeher gewußt, daß die Entwicklung ganzer Völker mit der eines einzelnen Menſchen Aehnlichkeiten habe; aber wie hätte es zur Klarheit kommen ſollen, ſo lange man über die individuelle Entwicklungsbahn in völliger Dunkelheit war? Und wie hätte dieſe Dunkelheit verſchwinden ſollen, ſo lange jene Unterſuchung über die Strebungen unterblieb, der mein Werk über die weſentlichen Verſchiedenheiten der Staaten gewidmet worden?

Man ſammle ſich und halte ſich mein Vorhaben deutlich vor. Ich will die Entwicklung ſchildern, die ein einzelner Menſch in der Zeit der gewöhnlichen Lebensdauer durchläuft. Das iſt noch nicht beſtimmt genug. Ich will die Entwicklung ſchildern, inſofern damit eine Aenderung der Vorbilder verbunden iſt; was, da die Vorbilder ſich aus Werthvorſtellungen conſtruiren, wieder ſo viel heißt, als die Veränderungen der Werthvorſtellungen verfolgen. Ich habe mithin zu zeigen, worauf ein Menſch in den verſchiede-

nen Perioden ſeines Lebens Werth legt. Es iſt klar, daß dieß theils von dem Leiblichen theils von dem Geiſtigen abhängt, oder genauer ausgedrückt, von den Forderungen des Leibes und denen des Geiſtes; oder, um das Verhältniß meines Werkes über das Weſen der Staaten zu der gegenwärtigen Aufgabe jeglichem Leſer ſichtbar zu machen, von den menſchlichen Strebungen.

Man präge ſich demnach ſcharf ein, daß die Strebungen jeder Periode den darin herrſchenden Werthvorſtellungen und Vorbildern correſpondiren, und daß ſich alſo die Entwicklung der Werthvorſtellungen nicht ohne die Entwicklung der Strebungen verfolgen läßt. So vorbereitet gehe man ans Werk.

Man ſtelle ſich einen Menſchen vor, wie er zuerſt in die Sinnenwelt gelangt; d. h. man meſſe ihm nichts Anderes bei, als die allgemeinſte Eigenſchaft unſrer Natur, die Fähigkeit und das Streben zum Aufnehmen der Eindrücke; und prüfe, wie er damit der geſammten Welt gegenüberſteht. Immer wird die Aufmerkſamkeit auf dieſe beiden Glieder zu heften ſeyn, auf die menſchliche Empfänglichkeit und die ihr gegenüberſtehenden Dinge der Welt; weshalb man auch die Sache ſo anſehen darf, als ob einem menſchlichen Auge das Univerſum mit ſeinen Einzelnheiten plötzlich aufgeſchloſſen würde.

Die vielen Eindrücke müſſen Anfangs einen Zuſtand der Ueberwältigung bewirken, etwa ähnlich dem, den Erwachſene vor Sammlungen einer Menge unbekannter Naturgegenſtände erfahren. Das Kind hat freilich nicht die allgemeine Empfänglichkeit der Erwachſenen; reicht doch eine Blume hin, es gegen die ganze übrige Welt zu iſoliren; allein mit der Zunahme ſeiner Lebenskraft offenbart ſich auch jene Ueberwältigung. In den erſten Monaten ſcheint der bloße Trieb nach der Muttermilch die Lebenskraft ſo gebunden zu halten, daß ſich nicht einmahl das Streben zu exiſtiren ſelbſtſtändig äußern kann. Aber ſobald die Lebenskraft freier wird, gebärt eben ſelbiges Streben den Gegenſtänden der Welt gegenüber die kindliche Furcht, und

treibt zur Anschließung an die Mutter. Worauf könnte das Kind in dieser Zeit sonst Werth legen, als was es auch unmittelbar anzieht?! Mit andern Worten: Anfangs sind überhaupt noch keine selbstständige Werthvorstellungen in ihm. Die ersten werden von den Trieben des Leibes erzeugt. Allein sobald die Kinder nur einiger Maaßen Herren ihrer Glieder sind, verrathen sie (in ihren Spielen) auch schon von jenen Trieben unabhängige Werthvorstellungen. Im Knaben wie im Mädchen zeigt sich nämlich sehr früh das Streben vollkommner zu werden.

Wie aber regt sich dieses Streben? Welches sind die Vorbilder der Knaben?

Die Vorbilder der Knaben gehen bloß auf physische Stärke; so daß sie sogar vor starken Thieren eine gewisse Achtung äußern. Die räumlichen Effecte wirken zu überwältigend, als daß die geistigen Motive viel vermöchten. An bösen Thaten, die große Stärke bekunden, blikken sie fast nur darauf; und wenn nicht Furcht für sie selbst obwaltet, so flattern sie an deren sittlichem Charakter vorüber. Sie leiten zwar die räumlichen Effecte von einem Geistigen ab, aber so unbestimmt, daß sie nur an Wunderkräfte denken; wie auch ihre Vorstellungen von einem Guten und Bösen nur dunkele Vorstellungen von guten und bösen Geistern sind.

Doch das reicht für meinen Zweck nicht hin. Die fortschreitende Entwicklung muß in ausführlichern Zügen erscheinen.

Also nochmahls die Empfänglichkeit eines menschlichen Wesens von der Geburt an den Gegenständen der Welt gegenüber gedacht. Es wird zur richtigen Prüfung beitragen, sich sorgfältig zu merken, wie diese Empfänglichkeit sich von Anbeginn an in einzelnen Seiten und auch wieder allgemein äußert. Mit andern Worten: weil die menschliche Natur ein Ganzes ist und zugleich verschiedene Seiten hat, so gibt es auch für ihre Erregungen eine doppelte Beziehung, nämlich insofern sie die einzelnen Seiten beschäftigen und insofern sie das Ganze treffen.

1. Die erste allgemeine Erregung des kindlichen Alters (die erste Erregung, worin das Ganze der kindlichen Natur, dessen Centrum sich äußert) ist die Neugier. Das heißt: sobald die Lebenskraft von dem Triebe zur Mutterbrust frei genug wird, sich ohne zu saugen wachend zu erhalten, äußert sie sich auch in einer allgemeinen Neugier. Diese unbestimmte Neugier hat mit dem Streben nach Erkenntniß allerdings gemein, daß sie in dem Aufschlusse über den Zusammenhang der Dinge Befriedigung sucht, und verläugnet insofern die gemeinsame Quelle nicht. Aber das Streben nach Erkenntniß ist mit dem Bewußtseyn verbunden, daß wir darin unserer innersten Natur gemäß leben. Weil selbiges der bloßen Neugier stäts mangelt, deshalb gebricht es ihr auch völlig an Rückhalt, und Ermüdung wie andere Reize können so leicht ablenken.

2. Unter den Erregungen einzelner Seiten der kindlichen Natur ist der (physische) Geschmackssinn so vorherrschend, daß er fast jeden Eindruck, der durch die allgemeine Neugier aufgenommen wird, sofort zu sich leitet. Und daher rührt es, daß die Kinder Alles was ihnen gefällt, so gerne zum Munde führen. (Bei Thieren hat dieser Sinn stäts ein großes Uebergewicht. Dennoch läßt sich bemerken, daß junge Thiere mehr zum Benagen der Gegenstände geneigt sind als alte).

3. Insofern aber die durch die Neugier aufgenommenen Eindrücke nicht zu dem Geschmackssinne übergehen, zerfallen sie den Kindern schlechthin in zwei allgemeine Classen, ohne weitere Unterscheidung, nämlich in freundliche oder feindliche. Und daran ist nichts Anderes schuld als ihr Streben zu existiren, sammt dem allgemeinen Gefühle ihrer Schwäche; wovon Anschließung und Furcht die erste Wirkung ist, welche die zarte Lebenskraft so gänzlich gefangen hält, daß sie für die specielleren Eigenschaften der Dinge wie todt erscheint. Das Gefühl der Schwäche ist es also allein, was die Kinder mißtrauisch macht und sowohl ihre Furcht vor neuen Gegenständen als die Anschlie-

auch eine begehrende, eine strebende Kraft. Allein das würde schwerlich hinreichen. Es scheint unvermeidlich, eine ausführlichere Erklärung über beide Ausdrücke, nämlich über die Worte „Wesen der menschlichen Natur" und das Wort „Denkkraft," einzuschalten.

Es würde zu sehr von meinem Wege ablenken, auch die Irrthümer der alten Völker zu berühren. Doch kann ich die Ermahnung nicht unterdrücken, sich durch die Verirrungen der Vorwelt nicht über die lichten Perioden täuschen zu lassen, und, statt sich durch Aufsuchung der Fehler und Gebrechen des Alterthumes tiefer und tiefer in verderblichen Dünkel zu versenken, sich lieber mit jenen Perioden zu befassen, worin über das Wesen der menschlichen Natur und somit auch über das Wesen eines aus einzelnen menschlichen Naturen Zusammengesetzten mehr Klarheit herrschte, als in irgend einem Volke der neuern Zeit. Welche Dunkelheiten und Verwirrungen sind nicht überall mit den Worten „Verstand, Vernunft, Gemüth, Einbildungskraft und Gedächtniß" verbunden! Die Meisten denken dabei an Fähigkeiten (wenn ihre schwankende Thätigkeit des Geistes „Denken" genannt werden darf), die so wie sie gedacht werden, mit einem einigen Principe der menschlichen Natur unverträglich sind. Man sollte meinen, der Satz, daß es nur eine Geisteskraft in uns gebe, wäre so einleuchtend, daß er stäts vorschweben müsse, und unmöglich gestatten könne, bloß coordinirte Fähigkeiten anzunehmen. Es fehlt auch nicht an Leuten, die Dergleichen für Gemeinplätze erklären. Aber man kann sie durch die einfache Frage in große Verlegenheit bringen, worin denn das einige Princip, das vereinende Band zu suchen, welche Eigenschaft als die über das Ganze herrschende zu betrachten sey. Daß bei dem Urtheile über die Cultur eines Individuums, sowohl als eines gesammten Volkes, zuletzt der sogenannte intellectuelle Zustand entscheidet, darüber ist man insofern völlig einstimmig, als keine Eigenschaft eines Menschen ihn in Achtung zu erhalten vermag, wenn Schwäche des Verstandes sichtbar wird. Würde diese Uebereinstim-

mung in allen einzelnen Fällen aufwärts verfolgt, so könnte die richtige Antwort auf die obige Frage nicht lange verborgen bleiben. Allein das geschieht nicht, und man ist so abgeneigt, der intellectuellen Thätigkeit, dem Vorstellungsvermögen die höchste Herrschaft beizumessen, daß man sogar von Verstandes- und Gefühls-Menschen spricht, als ob wirklich der Verstand auf Kosten der Gefühle entwickelt werden könne. Ich weiß, daß Manche sich bei dieser Stelle wundern werden, wie ich so etwas läugnen wolle. Aber sie verwechseln eine einseitige Thätigkeit der Denkkraft und die dadurch in einem einzelnen Zweige des geistigen Gebietes erworbene Fertigkeit mit der Steigerung der Denkkraft selbst. So wenig von einer langen Uebung der Finger auf allgemeine Gewandtheit des Körpers zu schließen ist, so wenig darf von einer langen Uebung in mathematischen Betrachtungen auf eine allgemeine Erhöhung des Verstandes geschlossen werden. Newton war in dem, was Staat und Gesetzgebung betraf, gewißlich kein großer Denker, wie auch nicht im Religiösen. Eine wahre Steigerung unseres Geistes kann in nichts Anderem bestehen, als in einem gesteigerten Vermögen, die Welt und ihre Theile zu begreifen. Nun aber ist dieses zu Begreifende an sich in einem solchen Zusammenhange, daß eine bloße Beschäftigung mit Objecten des mathematischen Denkens nicht näher zum Ziele fördert, als eine bloße Beschäftigung mit Objecten des Gefühles.

Was ist das für eine Kraft, welche über die Harmonie in unserer Natur waltet, welche als abwägende Richterinn jeder Seite zuspricht, was ihr gebührt, sich aber auch entgegenstemmt, daß keine Seite in leidenschaftlicher Aufregung ihrer Herrschaft trotze?

Muß diese Kraft nicht auffassen können, was in uns vorgeht, muß sie nicht vorstellen, nicht vergleichen, nicht Resultate ziehen, kurz nicht Alles können, was man denken nennt?

Muß diese Kraft, da sie über alle Gefühle herrschen soll, den Werth, das Gewicht aller Gefühle abwägen soll, die Or-

gane der Gefühle nicht völlig durchdringen? Kann mithin die Fähigkeit zu fühlen, kann der Sitz dieser Fähigkeit außer ihr seyn?

Weil ich kein besseres Wort für sie kenne, so nenne ich sie Denkkraft; da ihre Hauptverrichtung (das Abwägen zur Erhaltung der Harmonie) doch sicher bei Jedermann ein Denken heißt. Aber ich füge die Warnung hinzu, dann auch mit dem Worte keine Vorstellung zu verbinden, als ob es neben der Denkkraft noch ein zweites geistiges Princip in uns gebe *).

Wer Das prüft, der wird es nicht Einseitigkeit nennen, in der Denkkraft das Centrum unserer Natur zu suchen. Wer nur einiger Maaßen nachsinnt, der muß finden, daß nothwendig eine Fähigkeit in uns die herrschende, der Boden aller andern ist, und daß dieß eben die nachsinnende selbst ist. Er muß ferner finden, daß jegliche Thätigkeit, die zu diesem Nachsinnen gehört, auch für wesentlich eins damit zu achten ist; daß das Vorstellen nicht vom Festhalten der Vorstellungen (wenigstens nicht vom Festhalten für eine Weile) mithin nicht vom Gedächtnisse getrennt denkbar ist; daß das successive Vorstellen sammt dem Verbinden der Vorstellungen das Urtheilen und Schließen ausmacht; daß zu allen Vorstellungen und Empfindungen Bewußtseyn gehört; also nur ein grober Irrthum das Gemüth der Denkkraft so entgegensetzen kann, wie von so vielen gelehrten und ungelehrten Köpfen geschieht; da ja die Denkkraft eins ist mit der Vorstellungskraft und diese wieder eins mit der Kraft des Bewußtseyns, wie die Kraft des Bewußtseyns die letzte Bedingung jedes Gefühles.

Es ist traurig, daß es zur Verständigung hierüber so vieler Worte bedarf, aber noch trauriger, daß man diese Verständigung bisher so sehr vernachlässigt hat, und hauptsächlich darum in so vielen practischen Angelegenheiten keine Hülfe möglich war.

*) Niemand wird dieß jedoch auf die unsere ganze Individualität und irdische Entwicklung bedingende Kraft beziehen, die ohnehin, man mag sie Lebenskraft oder anders nennen, offenbar über uns (sowohl über unsern Körper als unsern Geist erhaben) ist.

Es ist wunderbar, wie Leute, die über die menschliche Natur dicke Bücher schreiben, Das, was von verschiedenen äußern Einwirkungen herrührt, auf Spaltungen des Geistes beziehen können. Sollte es doch Jedermann einleuchten, daß das Sehnen nach einem schönen Objecte (eine sogenannte Gemüthsbewegung) eben so eine Thätigkeit unseres einigen Geistes ist, als das Betrachten einer mathematischen Aufgabe, (zum sogenannten reinen Denken gehörig); und daß die Verschiedenheit der Thätigkeiten sich nicht in verschiedenen Principien unseres Geistes, (der kein bloßes Aggregat von Kräften seyn kann); sondern in den Verschiedenheiten der erregenden äußeren Gegenstände gründet; wie die verschiedenen Empfindungen derselben Zunge, bei verschiedenen Speisen, darauf und nicht auf eine Vielheit von Geschmackskräften zu beziehen sind. Unserm Geiste ist sowohl die Fähigkeit eigen, von den Objecten des reinen Denkens als die von den Objecten der Gefühle (des Gemüthes) erregt zu werden. Menschen von geringer Cultur leben vorzugsweise in Gefühlen (Sensationen); d. h. sie überlassen sich den ersten Eindrücken, ohne viel über sie zu denken, ohne sie durch Nachdenken zu verarbeiten; wogegen der höher Cultivirte mehr in Reflexionen lebt. Dieser wird durch die ersten Eindrücke weniger beherrscht, und stäts geneigt, den Blick rückwärts auf sich selbst zu werfen, will er in einem Gebiete, wo sich klar sehen läßt, nicht dunkeln Gefühlen unterthan seyn. Allein darum verkennt er dort, wo man sich auf Gefühle beschränken muß, ihren Werth keinesweges; da er vielmehr einsieht, daß die äußersten Gründe von Allem nur gefühlt werden können, weil sie sich nicht wieder auf Gründe stützen, sondern unmittelbar (durch sogenannte Anschauung) erkannt werden.

Nach diesen Erklärungen werden meine Worte „an der Entwicklung der Denkkraft hat man die verschiedenen Culturstufen zu erforschen," keines großen Commentars bedürfen.

Der höhere oder niedere Zustand der Denkkraft ist nichts Anderes, als eine mehr oder weniger vollkommene Durchdringung und Beherrschung der Gegenstände und ihrer Verhält-

niſſe zu uns. Der höchſte Zuſtand der menſchlichen Entwicklung wäre demnach ein ſolcher, worin ein Menſch ſeinen Standpunkt im Univerſum überhaupt und gegen die Exiſtenzen der Sinneswelt insbeſondere genau kennt, worin er alle zur Menſchheit gehörigen Verhältniſſe durchdringt und nie in Gefahr geräth, einzelne Verhältniſſe zu überſehen, noch ihnen in ihrem Zuſammenhange zu viel oder zu wenig Gewicht beizumeſſen. Es iſt überflüſſig zu erinnern, daß damit kein geſchloſſenes Bild gefordert wird, daß es immerhin eine bloße Andeutung von Richtungen iſt. Aber mein Bemühen iſt ja auch nur, zu zeigen, welche Rolle in dem Vorbilde der höchſten Culturſtufe die Denkkraft hat. Wer ſorgſam erwägt, daß ſogar auf dieſer Stufe Alles von dem Auffaſſen und dem Durchdringen abhängt, der wird der Denkkraft an den niedern Stufen gewißlich keine geringere Rolle zutheilen. Um jedoch zu einem nähern Reſultate zu gelangen, vereinige man folgende Sätze:

Die Vorbilder beſtimmen, wie Jeder zugibt, unſere Culturſtufe. Nun zeigt ſich an dem Vorbilde der höchſten Stufe, daß es einzig aus Forderungen an die Denkkraft beſteht, und daß dieſen Forderungen wieder nur Vorſtellungen zum Grunde liegen, die zuletzt bloß die Denkkraft liefern kann; daß die Geſammtheit unſerer Vorſtellungen es eigentlich iſt, welche den wirklichen Zuſtand unſerer Denkkraft ausmacht, wie auch das Bild von dem Zuſtande, wie er ſeyn ſollte, d. h. unſer Vorbild. Daraus muß ſich als jenes nähere Reſultat ergeben, daß die Unterſuchung der höheren und niedern Entwicklungsſtufen nicht mehr allgemein auf die Vorbilder angewieſen iſt, ſondern auf die Prüfung, wie aus dem mehr oder weniger mangelhaften Zuſtande der Vorſtellungen verſchiedene Vorbilder hervorgehen.

Um hier ja verſtanden zu werden, will ich den Gegenſtand nochmahls vorhalten.

Zur Prüfung der Culturſtufen iſt auf die Denkkraft zu blicken, inſofern die Denkkraft die Vorbilder beſtimmt. Nämlich, um von vorne anzufangen, die ganze menſchliche

Natur wird durch Vorbilder bestimmt und beherrscht; weil die Vorbilder das Wollen und Handeln leiten. Die Vorbilder construiren sich aber nur aus Vorstellungen. Die Verschiedenheit der Vorbilder geht aus einer verschiedenen Construction der Vorstellungen hervor; weshalb man, um das Product kennen zu lernen, sich nothwendig mit den sie construirenden Theilen befassen muß.

Nunmehr ist es auch erlaubt, einen schärfern Blick auf den Zusammenhang der höheren und niederen Culturstufen zu werfen, ebenfalls vor der Beschäftigung mit den einzelnen Culturstufen an sich. Um nämlich zu erkennen, daß selbige Stufen von einem festen Successions-Nexus beherrscht werden, reicht die Ueberzeugung hin, daß die Entwicklung der ihre Vorbilder constituirenden Vorstellungen einem solchen Nexus unterthan ist; und dazu kann folgende Erörterung führen.

Man betrachte die Reihe von Culturstufen, welche ein einzelner Mensch von seiner Kindheit an durchläuft; und abstrahire einstweilen (um Verwirrung zu vermeiden) von der Bahn eines ganzen Volkes durch Generationen. Um daran zu entdecken, daß die individuelle Entwicklung an ein Gesetz gebunden ist, welches, wie rasch die Stufen aufeinander folgen mögen, ihnen doch stäts eine bestimmte Ordnung dictirt, braucht man sich einzig und allein an den objectiven Zusammenhang der Vorstellungen zu erinnern, welche die verschiedenen Vorbilder ausmachen, das heißt: zu allen Vorstellungen gehört ein Object, und die Gesammtheit aller dieser Objecte ist das, was wir das Universum nennen. Hat mithin das Universum und seine Einzelnheiten einen gewissen Zusammenhang, welches nur der Wahnsinn läugnen kann, so muß auch der Abdruck davon in unserm Geiste einen gewissen Zusammenhang haben. Dieses Argument und die Erwägung der Art des Zusammenhanges (der sich ja dem flüchtigsten Blicke oft genug so offenbart, daß der eine Theil die anderen stützend, von ihnen ge-

tragen oder als eine Verbindung von ihnen erſcheint) ſetzen es alſo nicht nur außer Zweifel, daß das Aufnehmen der Objecte in unſer Vorſtellungsvermögen in einer beſtimmten Reihenfolge geſchieht, ſondern auch, daß die Geburt der menſchlichen Vorſtellungen, von der ſtärkeren oder ſchwächeren Empfänglichkeit abgeſehen, an eine Reihenfolge gebunden iſt, die von der Natur der Gegenſtände an ſich abhängt. Inſofern aber von dem Entſtehen der Vorſtellungen wieder das Entſtehen der Vorbilder abhängt, iſt auch das Letztere von Etwas abhängig, worüber die höhere oder niedere Empfänglichkeit nichts vermag. Dieſe fruchtbare Wahrheit wird ſpäter weiter verfolgt werden. Vorher iſt es nöthig, ein Näheres über den Inhalt der einzelnen Vorbilder oder, was daſſelbe heißt, über die Einzelnheiten der Entwicklungsbahn zu ſagen, wozu ich hier endlich übergehen darf.

Ich habe bereits früher angedeutet, daß kein Aufſchluß über die Entwicklungsbahn der Völker zu hoffen ſey, ohne über die Entwicklungsbahn der Individuen nachzudenken. Man hat zwar von jeher gewußt, daß die Entwicklung ganzer Völker mit der eines einzelnen Menſchen Aehnlichkeiten habe; aber wie hätte es zur Klarheit kommen ſollen, ſo lange man über die individuelle Entwicklungsbahn in völliger Dunkelheit war? Und wie hätte dieſe Dunkelheit verſchwinden ſollen, ſo lange jene Unterſuchung über die Strebungen unterblieb, der mein Werk über die weſentlichen Verſchiedenheiten der Staaten gewidmet worden?

Man ſammle ſich und halte ſich mein Vorhaben deutlich vor. Ich will die Entwicklung ſchildern, die ein einzelner Menſch in der Zeit der gewöhnlichen Lebensdauer durchläuft. Das iſt noch nicht beſtimmt genug. Ich will die Entwicklung ſchildern, inſofern damit eine Aenderung der Vorbilder verbunden iſt; was, da die Vorbilder ſich aus Werthvorſtellungen conſtruiren, wieder ſo viel heißt, als die Veränderungen der Werthvorſtellungen verfolgen. Ich habe mithin zu zeigen, worauf ein Menſch in den verſchiede-

nen Perioden ſeines Lebens Werth legt. Es iſt klar, daß dieß theils von dem Leiblichen theils von dem Geiſtigen abhängt, oder genauer ausgedrückt, von den Forderungen des Leibes und denen des Geiſtes; oder, um das Verhältniß meines Werkes über das Weſen der Staaten zu der gegenwärtigen Aufgabe jeglichem Leſer ſichtbar zu machen, von den menſchlichen Strebungen.

Man präge ſich demnach ſcharf ein, daß die Strebungen jeder Periode den darin herrſchenden Werthvorſtellungen und Vorbildern correſpondiren, und daß ſich alſo die Entwicklung der Werthvorſtellungen nicht ohne die Entwicklung der Strebungen verfolgen läßt. So vorbereitet gehe man ans Werk.

Man ſtelle ſich einen Menſchen vor, wie er zuerſt in die Sinnenwelt gelangt; d. h. man meſſe ihm nichts Anderes bei, als die allgemeinſte Eigenſchaft unſrer Natur, die Fähigkeit und das Streben zum Aufnehmen der Eindrücke; und prüfe, wie er damit der geſammten Welt gegenüberſteht. Immer wird die Aufmerkſamkeit auf dieſe beiden Glieder zu heften ſeyn, auf die menſchliche Empfänglichkeit und die ihr gegenüberſtehenden Dinge der Welt; weshalb man auch die Sache ſo anſehen darf, als ob einem menſchlichen Auge das Univerſum mit ſeinen Einzelnheiten plötzlich aufgeſchloſſen würde.

Die vielen Eindrücke müſſen Anfangs einen Zuſtand der Ueberwältigung bewirken, etwa ähnlich dem, den Erwachſene vor Sammlungen einer Menge unbekannter Naturgegenſtände erfahren. Das Kind hat freilich nicht die allgemeine Empfänglichkeit der Erwachſenen; reicht doch eine Blume hin, es gegen die ganze übrige Welt zu iſoliren; allein mit der Zunahme ſeiner Lebenskraft offenbart ſich auch jene Ueberwältigung. In den erſten Monaten ſcheint der bloße Trieb nach der Muttermilch die Lebenskraft ſo gebunden zu halten, daß ſich nicht einmahl das Streben zu exiſtiren ſelbſtſtändig äußern kann. Aber ſobald die Lebenskraft freier wird, gebärt eben ſelbiges Streben den Gegenſtänden der Welt gegenüber die kindliche Furcht, und

treibt zur Anschließung an die Mutter. Worauf könnte das Kind in dieser Zeit sonst Werth legen, als was es auch unmittelbar anzieht?! Mit andern Worten: Anfangs sind überhaupt noch keine selbstständige Werthvorstellungen in ihm. Die ersten werden von den Trieben des Leibes erzeugt. Allein sobald die Kinder nur einiger Maaßen Herren ihrer Glieder sind, verrathen sie (in ihren Spielen) auch schon von jenen Trieben unabhängige Werthvorstellungen. Im Knaben wie im Mädchen zeigt sich nämlich sehr früh *das Streben vollkommner zu werden.*

Wie aber regt sich dieses Streben? Welches sind die Vorbilder der Knaben?

Die Vorbilder der Knaben gehen bloß auf *physische* Stärke; so daß sie sogar vor starken Thieren eine gewisse Achtung äußern. Die *räumlichen Effecte* wirken zu überwältigend, als daß die *geistigen Motive* viel vermöchten. An bösen Thaten, die große Stärke bekunden, blikken sie fast nur darauf; und wenn nicht Furcht für sie selbst obwaltet, so flattern sie an deren *sittlichem* Charakter vorüber. Sie leiten zwar die räumlichen Effecte von einem Geistigen ab, aber so unbestimmt, daß sie nur an *Wunderkräfte* denken; wie auch ihre *Vorstellungen von einem Guten und Bösen* nur dunkele Vorstellungen von guten und bösen Geistern sind.

Doch das reicht für meinen Zweck nicht hin. Die fortschreitende Entwicklung muß in ausführlichern Zügen erscheinen.

Also nochmahls die Empfänglichkeit eines menschlichen Wesens von der Geburt an den Gegenständen der Welt gegenüber gedacht. Es wird zur richtigen Prüfung beitragen, sich sorgfältig zu merken, wie diese Empfänglichkeit sich von Anbeginn an *in einzelnen Seiten* und auch wieder *allgemein* äußert. Mit andern Worten: weil die menschliche Natur ein Ganzes ist und zugleich verschiedene Seiten hat, so gibt es auch für ihre Erregungen eine *doppelte* Beziehung, nämlich insofern sie die einzelnen Seiten beschäftigen und insofern sie das *Ganze* treffen.

1. Die erste allgemeine Erregung des kindlichen Alters (die erste Erregung, worin das Ganze der kindlichen Natur, dessen Centrum sich äußert) ist die Neugier. Das heißt: sobald die Lebenskraft von dem Triebe zur Mutterbrust frei genug wird, sich ohne zu saugen wachend zu erhalten, äußert sie sich auch in einer allgemeinen Neugier. Diese unbestimmte Neugier hat mit dem Streben nach Erkenntniß allerdings gemein, daß sie in dem Aufschlusse über den Zusammenhang der Dinge Befriedigung sucht, und verläugnet insofern die gemeinsame Quelle nicht. Aber das Streben nach Erkenntniß ist mit dem Bewußtseyn verbunden, daß wir darin unserer innersten Natur gemäß leben. Weil selbiges der bloßen Neugier stäts mangelt, deshalb gebricht es ihr auch völlig an Rückhalt, und Ermüdung wie andere Reize können so leicht ablenken.

2. Unter den Erregungen einzelner Seiten der kindlichen Natur ist der (physische) Geschmackssinn so vorherrschend, daß er fast jeden Eindruck, der durch die allgemeine Neugier aufgenommen wird, sofort zu sich leitet. Und daher rührt es, daß die Kinder Alles was ihnen gefällt, so gerne zum Munde führen. (Bei Thieren hat dieser Sinn stäts ein großes Uebergewicht. Dennoch läßt sich bemerken, daß junge Thiere mehr zum Benagen der Gegenstände geneigt sind als alte).

3. Insofern aber die durch die Neugier aufgenommenen Eindrücke nicht zu dem Geschmackssinne übergehen, zerfallen sie den Kindern schlechthin in zwei allgemeine Classen, ohne weitere Unterscheidung, nämlich in freundliche oder feindliche. Und daran ist nichts Anderes schuld als ihr Streben zu existiren, sammt dem allgemeinen Gefühle ihrer Schwäche; wovon Anschließung und Furcht die erste Wirkung ist, welche die zarte Lebenskraft so gänzlich gefangen hält, daß sie für die specielleren Eigenschaften der Dinge wie todt erscheint. Das Gefühl der Schwäche ist es also allein, was die Kinder mißtrauisch macht und sowohl ihre Furcht vor neuen Gegenständen als die Anschlie-

ſung an Dasjenige erzeugt, womit ſie einmahl befreundet ſind.

4. Auch ſpäter, wenn die Eindrücke von ihrer überwältigenden Kraft verlieren und nicht mehr ſo gänzlich in freundliche und feindliche zerfallen, beſchäftigen ſie noch lange faſt allein die Neugier und den Geſchmacksſinn. Aber immerhin leiſtet dann gegen ihre überwältigende Wirkung das Streben zu exiſtiren einigen Widerſtand. Mit andern Worten: das im Kinde wachſende Gefühl der Stärke (Gefühl von ſeinem eigenen Gewichte gegen die Dinge neben ihm) wird durch die Eindrücke der Dinge neben ihm gereizt, ſich mit ihnen zu meſſen. Darauf iſt es zu beziehen, daß die Kinder ſo oft ohne Zweck zerſtören. Wiewohl der Drang, die Stärke zu äußern, ſich vorzüglich gegen Objecte kehrt, die den jungen Weſen nicht bereits lieb geworden ſind, ſo iſt doch eine wahrhaft feindliche Stimmung ſo wenig dazu nöthig, daß ſie ihre Kraftſpiele nicht ſelten gegen die eignen Mütter auslaſſen.

5. Einzig der Mangel an näheren Verhältniſſen zu den Gegenſtänden der Welt iſt es, worin ſich dieſer Zuſtand begründet zeigt. Und wer das genau erkennt, dem kann nun ferner auch nicht entgehen, daß vor dem Entſtehen ſolcher nähern Verhältniſſe mehrere Jahre hindurch der Fortſchritt der jungen Entwicklung nur als eine ſtäte Abnahme jener überwältigenden Furcht erſcheint, daß aber gerade dadurch die wahre Eigenthümlichkeit des Knabenalters herbeigeführt wird, nämlich das muthige Selbſtgefühl, welches allein daher rührt, daß ſich Kraft entwickelt, die nicht ſofort von den Gegenſtänden der Welt angeſprochen und beſchäftigt wird. Dieſer Vorrath an freier Kraft verleihet dem Knaben einen gewiſſen Schein von Stärke, der ihn ſelbſt am meiſten täuſcht. Der Erwachſene kannt ſich künſtlich in einen ähnlichen Zuſtand verſetzen, dadurch daß er ſich durch geiſtige Getränke oder Opium gegen die äußern Eindrücke bis zu einem gewiſſen Grade iſolirt. Damit wird nämlich der Theil von Lebenskraft, welcher von jenen Ein-

drücken beschäftigt (gleichsam gebunden gehalten) wurde, frei, und bewirkt ein Gefühl, als ob man stärker geworden wäre, was man in Bezug auf bestimmte Thätigkeiten auch seyn kann. So wenig dieses Gefühl des beginnenden Rausches einer allgemeinen Steigerung unserer Lebenskraft beizumessen ist, so wenig rührt der Muth und die unbefangene Rüstigkeit der Knaben von einem höheren Maaße von Kraft her, als sich im Jünglingsalter findet. Sobald später die irdischen Objecte und ihre Eigenschaften dem jugendlichen Hirne näher treten, ist es mit dem Scheine von Stärke zu Ende; besonders wenn zugleich die Entwicklung des Körpers für den Unterschied der Geschlechter empfänglich macht. Es entstehen dann die mancherlei Rücksichten, und mit ihnen eine Stille, welche von oberflächlichen Beobachtern auf ein Rückschreiten, auf ein Sinken bezogen werden könnte, um so eher, da die Jünglinge in dieser Periode nicht selten der Masse von neuen Entwicklungsreizen wirklich (körperlich oder geistig) unterliegen.

Eben in dem Knabenalter gelangen die räumlichen Effecte und deren nächste Quelle, die physische Stärke, zur höchsten Bedeutung. Denn an dem Vorbilde der Knaben behauptet der Zug dieser Stärke den ersten Rang. Danach wird von ihnen der menschliche Werth gemessen, und jede andere Eigenschaft ihr untergeordnet. In ihren Idealen (ihren Vorstellungen von Vollkommenheit und Größe) haben die Attribute von Muth so sehr das Uebergewicht, daß sie sich nicht einmahl mit der gewöhnlichen Macht begnügen, sondern von Zauber- und Wunderkräften träumen.

Die gesammte fernere Entwicklung läßt sich als eine allmählige Verminderung dieses Uebergewichtes zu Gunsten anderer Eigenschaften betrachten; und dennoch verliert es sich nie völlig; weshalb man es auch als die äußerste Probe der menschlichen Einsicht gebrauchen kann; d. h. an dem Einflusse, den der Besitz von Macht auf die Vorstellungen vom eignen Werthe hat, ist auf allen Culturstufen das Maaß der Einsicht zu erkennen. Je stärker dieser Einfluß ist (je mehr Theil der

Eigendünkel an dem Streben nach Macht hat) desto übler muß es nämlich um die Einsicht stehen. Daß er aber nie ganz verschwindet, daß die berauschende Wirkung der Macht nie ganz aufhört, lehren die Rollen aller Eroberer. Erfahren wir doch, daß sogar die Helle und Besonnenheit eines Cäsar daran scheiterte. Daß Alexander und Napoleon, die von früher Jugend an von Siegen zu Siegen fortgetragen auf dem Gipfel des irdischen Glanzes anlangten, dem berückenden Zauber unterlagen, darf niemanden befremden, der von menschlichen Organen keine göttliche Wirkungen erwartet. Aber Cäsar hatte, bevor er als Weltbezwinger auftrat, die Schule des Lebens unter strengen Prüfungen durchschritten; er war so glücklich gewesen, frühe und lange vom Unglücke verfolgt zu werden. Vor seinen Blicken hatte der Himmel selbst die Bedeutung menschlicher Größe an einem Marius erklärt. Endlich war er durch seine Abstammung nicht weniger an Glanz gewöhnt, als der Sohn des Macedonischen Philipp; und dennoch konnte ihn der isolirte Stand an der Urne der menschlichen Verhängnisse mehr und mehr dem demüthigen Gefühle irdischer Schwäche und sterblicher Vergänglichkeit entfernen, ohne ihn der ewigen Gottheit, der er sich in Bildnissen zugesellte, um ein Atom zu nähern.

6. Schon bis zum beginnenden Jünglingsalter zeigen sich in der Entwicklung der verschiedenen Individuen mancherlei Variationen, und namentlich auch in den Werthvorstellungen und Vorbildern, womit wir es allein zu thun haben. Indeß neben solchen Verschiedenheiten sind den Vorbildern immerhin Charaktere gemein. Und wie viele Schattirungen die Variationen der Werthvorstellungen in den Vorbildern erzeugen mögen, sie vernichten jene gemeinsamen Charaktere nicht, wonach sie in höhere und niedere Classen zerfallen. Erinnert man sich hiebei meiner frühern Worte von einer Scale der Vorbilder, so wird sich von selbst die Frage aufdrängen: wieviel Vorbilder es in dieser Scale bis zum Jünglingsalter gebe? Meine Antwort darauf lautet wie folgt: Die

Scale besteht aus ganzen Classen von Vorbildern. Das heißt: an allen Vorbildern gibt es Charaktere, die sie in eine steigende Reihe ordnen; da diese Stufen-Charaktere aber andere Eigenheiten nicht ausschließen, so kann, wegen der mancherlei Variationen darin, einer bestimmten Stufe der Scale eine Menge von coordinirten Vorbildern angehören; mit andern Worten, eine Menge von Vorbildern, die uns zwar verschieden, aber dem Range nach ziemlich gleich dünken. Das Charakteristische an den Vorbildern der Knaben ist z. B. die physische Stärke; und insofern dieser Charakter einfach ist, gibt es auch nur eine Stufe. Allein so mancherlei Aufgaben den Knaben für diese Stärke entgegentreten, so mancherlei Färbungen sind an den Vorbildern möglich. Der eine Knabe füllt seine allgemeine Vorstellung von einem Helden mit diesem, der andere mit jenem Attribute aus. Bald blickt er mehr auf die Stärke in den Füßen und bewundert einen Renner und Springer, bald auf die der Arme im Fechten und Schlagen. Dazu kommen die mannigfaltigsten Anforderungen an die Gestalt; und endlich vermengen sich damit die Gedanken an äußere Ausrüstungen und Ausschmückungen. Also an unwesentlichen Ausfüllungen und Beimischungen liegt es, daß es unzählige Vorbilder gibt, die einander nicht untergeordnet sind. Ueber die Unterordnung entscheiden nur Charaktere, welche ganzen Gruppen gemein sind. — Wenn die gestiegene Entwicklung stationär erscheint, so sind es dergleichen Unwesentlichkeiten, worin die Strebekraft gefangen bleibt; falls sie nicht durch physische Ausschweifungen geschwächt oder durch die Bedürfnisse des Leibes beschäftigt wird. Bei aller Entwicklung ist nämlich darauf zu sehen, ob die Keimkraft in sich selbst wächst oder abnimmt, und zweitens wie sie beschäftigt gehalten wird; und wie in ersterer Hinsicht zu besorgen ist, daß die Geschlechtslust die jugendliche Kraft in ihrer leiblichen Basis zerstöre, so ist es in der zweiten, daß die Eitelkeit die Richtung der Kraft zu sehr in Unwesentlichkeiten verstricke. Daß man sich durch Unwesentlichkeiten durcharbeite, gehört aber zur

Entwicklung; weil man nur so das Wesentliche kennen lernt; und darin steckt ein Hauptgrund, warum die menschliche Entwicklung so langsam weiterschreitet. Wenn jedoch Individuen und Völker gar nicht weiterschreiten, so rührt es insgemein (wie z. B. bei den Chinesen) mehr von einer Verstrickung des Strebens zum Bessern in unwesentliche Ausfüllungen der Vorbilder als von andern Ursachen.

7. Von der Veränderung zum Jünglingsalter. Bis zu diesem Alter wird die Entwicklung so unmittelbar von der Natur fortgetrieben, d. h. die Entwicklung schreitet so von selbst (instinctartig) fort, daß die Thätigkeit unseres Geistes viel mehr im Aufnehmen als im Verarbeiten der Eindrücke befangen bleibt. Deshalb sind sich die Kinder aller Völker der Erde einander so ähnlich; und darum ist es auch einerlei, ob man die bisherige Prüfung an einem Indianerkinde, einem Negerkinde, oder an einem Kinde Europäischer Eltern anstellt. Allein anders verhält es sich nachher. Wie sollte man die Entwicklung über die Kindheit hinaus an Individuen von Völkern verfolgen können, die selbst noch auf der Stufe der Kindheit stehen? d. h. von Völkern, deren Vorbilder nicht über die Vorbilder der Knaben hinaus sind? Unter der bereits früher erwähnten Voraussetzung, daß unserer Generation das höchste Vorbild aufgegangen sey, wäre von nun an ausschließlich auf ein Europäisches Kind zu blicken, um diejenige Entwicklung zu verfolgen, welche von einem Verarbeiten der Vorstellungen abhängt.

Man beginne mit einer Recapitulation des darüber in den vorigen Blättern Gesagten. Insofern die Gegenstände der Welt nur die Triebe des Leibes angehen, hat man bloß die Zeit zu beachten, woran die Entwicklung der Triebe gebunden ist. Allein anders steht es, insofern die Gegenstände erst von dem Vorstellungsvermögen zu verarbeiten sind, bevor sie auf uns einwirken. Dabei hängt zunächst Alles von der Ordnung ab, woran die Entwicklung der Vorstellungen an sich (d. h. von den Bedingungen des Leibes ab-

geſehen) gebunden iſt. Nämlich die treuen Abdrücke des neben uns Exiſtirenden können nur in der Ordnung aufgenommen werden, die ihm an ſich eigen iſt; wie man die höheren mathematiſchen Lehren nicht ohne die niederen, wovon ſie getragen werden, aufnehmen kann. Das Volksleben läßt ſich nicht begreifen ohne das Familienleben und das Familienleben nicht ohne die menſchliche Natur. Ich würde den Satz gebrauchen, daß die Bemeiſterung der Eindrücke allein abhänge von der allmähligen Erhellung jenes Bildes vom Univerſum und der Gottheit, welches dem menſchlichen Geiſte an ſich eigen iſt, und was die Eindrücke bloß aufwecken; ſo wie daß dieſes Bild nur in derjenigen Ordnung heller werden könne, die in ſeinem Zuſammenhange ſelbſt herrſche. Indeß wer mit meinem Werke über das Weſen der Staaten nicht vertraut iſt, dem mag dieß unverſtändlich vorkommen. Darum habe ich die andere Erklärung vorgezogen. Außer dem objectiven Zuſammenhange der Dinge iſt aber ferner zu beachten, daß das menſchliche Aufnehmen der Eindrücke keineswegs auf eine bloße ſogenannte intellectuelle Thätigkeit, wie das Aufnehmen mathematiſcher Lehren, beſchränkt iſt, und daß wir uns der Bedeutung von Vielem nur ſtrebend nähern können; daß mithin das Streben und die dazu erforderliche Zeit eben ſo weſentlich zur menſchlichen Entwicklung gehört, als das ſogenannte reine Denken. Und darin liegt der andere Hauptgrund, warum die menſchliche Entwicklung ſo langſam weiterſchreitet. Das Streben füllt den größten Theil des menſchlichen Lebens aus, und wer darin nur eine unnöthige Zeitverſchwendung erblickt, der verfällt in den Irrthum der Mönche und der neueren Gelehrten, die das contemplative Leben allein für das rechte Leben halten, ohne die Entwicklung unſres Geiſtes im Fühlen und Streben, in Freude und Leid, im Kampfe mit inneren und äußeren Stürmen zu ahnen. Dieſe Verkehrtheit haftet an der neuern Cultur ſo feſt, daß wenige unſerer Gelehrten ſich

den Gedanken an Zeitverschwendung entziehen, wenn sie sich nicht stäts mit sogenannten intellectuellen Arbeiten befassen können. Das bloße Empfinden sammt dem practischen Streben und Handeln dünkt ihnen so unbedeutend, daß ein Schriftsteller, der einen Krieg gut beschreibt, von Orden und Rang abgesehen, dem Feldherrn gleich gilt, der den Krieg gut geführt hat. Es ist immer eine Verirrung, wenn wir im Ringen nach (practischen oder theoretischen) Zwecken zu sehr Gewicht auf den Erfolg legen, und das Leben für verloren achten, falls wir unsere Zwecke verfehlen. Aber den Satz, daß das Leben seinen Zweck in sich selbst hat, vergißt keiner mehr als die Gelehrten, indem sie den Werth des Daseyns nur in dem Wissen suchen, und sich so benehmen, als ob die Wahrheiten, die sie auffinden, durch sie erst in die Schöpfung gelangten, als ob durch ihre intellectuellen Anstrengungen die Schöpfung selbst vollkommener werde. Wie sehr diese Richtung der Frische des Lebens schadet, beweiset schon das davon unzertrennliche Spiel der literarischen Eitelkeit.

Einst saß ich im innern Amerika in einer Gesellschaft von Jägern, Pflanzern, Kaufleuten und Beamten an einem gastlichen Abendfeuer, als ein junger Mann sich bemühte seine Kenntnisse in den ältern und neuern Sprachen zu zeigen. Es war eine provisorische Hofstätte, deren weiten Heerd die Hausfrau zum Bereiten der Speisen benutzte. In ihrer ämsigen Geschäftigkeit mochte sie sich wenig um das Gespräch kümmern. Erst da der junge Mann das Wort allein führte, begann sie aufzumerken, und nachdem selbiger keine geringe Achtung für die Proben seiner Weisheit zu ernten glaubte, frug sie, die gerade am Brodbacken war, wie Brod auf Spanisch, auf Portugiesisch, Lateinisch u. s. w. heiße, was mit einer höflichen Herablassung beantwortet wurde. Endlich frug sie, ob er auch Brod zu bereiten verstehe. Nein, antwortete er lächelnd. „Nun das verstehe ich!" sagte sie und machte darauf jener Stimmung Luft, worin es dem Menschen weniger einfällt zu prüfen, ob sein Leben mehr werth sey als das seines Mitbruders, als ob es für ihn selbst Werth habe, und ob es

heiter und fröhlich dahinfließe. In Europa begegnen einer solchen Stimmung überall zu traurige Ansichten, als daß es nicht zu entschuldigen sey, wenn man zuweilen in ähnlichen Vergleichungen an den Gebrechen Anderer Trost sucht. Wären damit nur nicht die scheußlichen Verzerrungen des Dünkels, der Schadenfreude und des Neides verschlungen, welche das gesellige Leben in der ganzen cultivirten Welt vergiften.

Ich habe schon früher gezeigt, daß der Glaube an eine gesunde Entwicklung des menschlichen Geistes durch bloße Theorien, zuletzt in der Meinung wurzelt, als ob es eine Vernunft gebe, die nicht zugleich das Princip des Begehrens und Strebens sey. Durch diesen Irrthum verfinstert, verkennt man, daß Alles was auf der Erde in ursprüngliche Verhältnisse der Anziehung oder Abstoßung zu uns constituirt ist, nicht vollständig aufgefaßt werden kann, ohne uns anzuziehen oder abzustoßen. Und so wähnen dann in Schulen gebannte Männer über die allein im Streben und Ringen der practischen Welt begreifbaren Interessen besser zu urtheilen, als die, welche deren lebendige Wirkung im gesammten Thun und Lassen bekunden. In derselben Verirrung übersieht man auch, daß es sehr verschieden ist, wenn zur höhern Entwicklung nur intellectuelle Resultate (des sog. reinen Denkens, z. B. mathematische Lehren) fehlen, oder wenn Wahrheiten fehlen, die man nicht aufnehmen kann, ohne Strebungen zu durchleben. Einem Negerkinde lassen sich wohl die ersteren, aber nicht so leicht die letzteren beibringen. D. h. Schulen können wohl große Mathematiker, aber nicht große Politiker erschaffen. Um einen Indianer zum Auffassen der schwierigsten mathematischen Lehren fähig zu glauben, brauchen wir ihm nur die allgemeine Fähigkeit zum Denken und Ausdauer darin beizumessen. Allein um die der höchsten Lehren über Völker, Staaten und Legislation auffassen zu können, müßte er von Gefühlen und Interessen durchdrungen seyn, die, neben der angebornen Empfänglichkeit, einen Lebenslauf durch wirkliche Verhältnisse und nicht durch bloße Gedanken voraussetzen. Zu dieser angebornen Empfäng-

lichkeit reicht aber nicht hin, was von sog. guten Anlagen bereits an Kindern (Gedächtniß und Geschick zum Rechnen) zu entdecken ist. Es gehören dazu vielmehr (von den Eltern stammende) Richtungen zu Strebungen und Interessen; — an die man schwerlich glaubt, wenn die Eltern Pescherähs oder Grönländer waren. Die Wirkungen der Europäischen Erziehung bei Indianern und Negern liefern hiefür den besten Commentar. Gerade bei den politischen Lehren versagten die Bildungs-Experimente mit wilden Völkern gänzlich, die, wenn sie auch, was sich intellectuell aufnehmen läßt, noch so gut aufgenommen hatten, doch immer von jener Helle und Einsicht ferne blieben, welche zur besonnenen Herrschaft über die Eindrücke des Augenblickes nöthig ist. Ich erinnere an die Versuche der Briten mit Indianern aus Canada, die in den ersten Lehranstalten Englands erzogen wurden, um zur Lenkung ihrer Stammgenossen gebraucht zu werden. Nach den Schuljahren schnürte man die Zöglinge also nicht in Verhältnisse, worin sie nur wie Automaten dienen konnten. Man übertrug ihnen Posten, worin sie sich vor Allem selbst beherrschen mußten. Allein die Proben fielen überaus schlecht aus.

Indeß was ist denn das Charakteristische in den Vorbildern der Jünglinge unserer Generation?

Der Satz, daß sich unsere Vorstellungen nur in der Folge entwickeln, worin die Eindrücke auf uns einwirken, erklärt warum die Kinder nicht über die räumlichen Effecte (die Stärke) hinaus können. Der kindliche Geist trift daran zu viel Beschäftigung, um tiefer zu den Ursachen zu dringen. Nun aber prüfe man, wie es geht, wenn der Jüngling sich nicht mehr mit der Oberfläche (den bloßen Kraftäußerungen) begnügt, wenn seine Empfänglichkeit sich der Welt weiter öffnet. Schon im Knaben taucht eine Ahnung von einem höchsten Principe auf, das er als die letzte Quelle aller Stärke betrachtet. Jemehr das steigende Denken auf die Ursachen blickt, destomehr müssen selbige auch auf die Vorstellungen von dem Werthe der Dinge wirken, vor allen aber die letzte

und höchste Ursache. Nur erwarte man noch keine Helle. So lange man sich bei der Erklärung der Erscheinungen überhaupt mit Wunderkräften zerarbeitet, müssen auch die Vorstellungen von der höchsten Ursache (von der Gottheit) schwankend und unrein seyn. Allein wenn der Knabe im ersten Kraftgefühle wild in die Welt stürmt, so walten in dem Jünglinge schon die Vorstellungen von einem höhern Principe als einem bloßen Vermögen räumlicher Effecte. Unter den erwachenden Gedanken an eine über die Sinne erhabene Welt drängt sich die Vorstellung von einem höhern Regimente vor, und bestimmt in mancherlei Verknüpfungen des Wahren mit dem Falschen sein Wollen und Handeln. Der Wille der Gottheit wird zur Basis seiner Werthvorstellungen, und damit muß sein Vorbild einen religiösen Charakter annehmen. Mit andern Worten: die niedrigeren Werthvorstellungen müssen sich nach jener höchsten (der Basis) bequemen. Unter den niedrigern werden sich aber die den Gefühlen der Liebe entsprechenden obenan ordnen. Und so wird der Drang, welcher durch Neugier und Kraftgefühl den Knaben beseelte, im Jünglinge durch Vorstellungen modifizirt werden, die ihren Abenteuern die Färbung der verliebten und religiösen Schwärmerei beimischen. Das ächte Vorbild des Jünglingsalters ist also, wie es vor Jahrhunderten ein Kreuzritter war, im Wesentlichen auch jetzt nichts Anderes. Wie veredelt es auch hin und wieder erscheinen möge, man verirre sich nicht zu dem Wahne, als ob nicht immer noch Unbestimmtheit und Schwanken zum Gange der Entwicklung gehöre. — Wer selbige Warnung für überflüssig halten sollte, der denke an die analoge Stufe der Volksentwicklung, und daß die nämlichen Lehrer, welche von einem Jünglingsalter der Völker reden, sich auch anstrengen in dem Getriebe dieser Periode ein System zu entdecken. Gegen einen solchen Zustand des Unterrichtes kann nur eine scharfe Aufmerksamkeit auf die individuelle Entwicklung helfen. Und darum fordere ich nochmahls dazu auf. — Man sehe doch den einzelnen Menschen an, wie er in seiner

Jugend mannichfach herumgeriſſen wird; wie bald dieſes bald jenes Gefühl, bald dieſe bald jene Anſicht ſein Thun und Laſſen beſtimmt. Und wenn er auch von leitenden Principien redet, an feſte Conſequenz iſt ſo wenig zu denken als an Klarheit. Er lebt in der Zeit der Gährung. Die Kräfte können nicht eher zum Gleichgewichte kommen, bis ſie in der hellern Einſicht ihren Schwerpunkt finden. Und falls dennoch Jünglinge mit eiſerner Beharrlichkeit einer beſtimmten Richtung nachleben, ſo iſt es eher auf Krankheit und Verzerrung als auf beſondere Vorzüge zu deuten. Dem geſunden Gange iſt eine ſolche das ganze Thun und Laſſen beherrſchende Conſequenz völlig fremd. Iſt doch der Menſch überhaupt um ſo tiefer in einem Irrthume verſtrickt, je conſequenter er ihn verfolgt. Und ein Jeder, der über ſeine Natur und ihre geſammten Verhältniſſe nicht zur Klarheit gediehen iſt, kann in einer ſtäts conſequenten Handelsweiſe nur durch eine Leidenſchaft oder durch eine ſogenannte fixe Idee, durch eine geiſtige Verzerrung oder durch partiellen Wahnſinn gehalten werden. Wie zur Entwicklung des Körpers, ſo gehört auch zu der des Geiſtes eine Periode der Unentſchiedenheit; und ſpäte Reife ſcheint dem Geiſte eben ſo heilſam zu ſeyn, als ſie es für die Stärke des Körpers iſt.

Man hat das Vorbild des Jünglingsalters ſchon vor langer Zeit ſo gezeichnet; aber nur als ein Bruchſtück und keineswegs in ſeinem Zuſammenhange mit der erſten Entwicklung der Werthvorſtellungen. Deshalb vernachläſſigte man auch, was in derſelben Periode mit andern Werthvorſtellungen vorgeht, die den heroiſchen Unternehmungsgeiſt, ſammt der Liebe und Religion, oft ins Gedränge bringen; nämlich mit den Vorſtellungen von dem Werthe äußerer Güter. Die zarten Kinder greifen nur nach Dem, was unmittelbar ihre leiblichen Triebe anſpricht; weshalb ſie die Welt für einen Apfel verſchenken würden. D. h. ihre Werthvorſtellungen reichen nicht über die unmittelbare Wirkung der Triebe hinaus. Aber zum Knabenalter gediehen legen ſie ſchon Gewicht auf Vorräthe. Dennoch bleibt es

bei dem Sprüche, daß sie den Werth des Geldes nicht kennen. Und wie zänkisch sie sich auch zuweilen über den Besitz einzelner Güter streiten, es kommt doch nie zu einer dauernden Opposition; weil das Verhältniß der Freundschaft das Verhältniß zu äußeren Gütern zu sehr überwiegt. Dieß ändert sich nun im Jünglingsalter um so rascher, je rascher sich der steigenden Empfänglichkeit die Bedeutung der äußeren Habe aufschließt. An sich müßte zwar das Band der Freundschaft durch die religiöse Stimmung eher verstärkt als vermindert werden. Auch würde es durch die Liebe nicht allgemein leiden können, so lange noch Kampflust und Neugier zu Abenteuern anregen. Allein indeß die Herrschsucht in dem Reichthume ein wirksames Mittel entdeckt, Gehülfen zu fesseln, wird insgemein auch der Drang zur höheren Cultur und ihren Genüssen zum Fürsprecher der äußern Güter. Vor Allem erhöhet jedoch die Noth deren Bedeutung. Und hauptsächlich ist sie es, welche den Verhältnissen zu den leblosen Objecten das traurigste Uebergewicht über die Verhältnisse zu den besten Menschen verschafft. Wo es so schwer ist die Forderungen des Leibes zu bestreiten als in Europa, da scheidet die bloße Habsucht die Menschen — oder stimmt sie feindlich gegeneinander, ohne daß es eines andern Grundes zur Feindschaft bedürfe.

Von dem Werthe, den der Jüngling äußern Gütern beimißt, muß natürlich dessen Vorbild scharfe Spuren tragen; und er wird sich schwerlich einen Zustand wünschen, wo jene Güter fehlen. Das und die Ansichten der Jugend von dem Werthe der körperlichen und geistigen Fähigkeiten werden für sich allein schon in den Vorbildern mannigfache Verschiedenheiten zulassen. Rechnet man aber die Träume von den Zwekken und Endzwecken der Gottheit und den daher möglichen Einfluß auf das Wollen hinzu, so kann es nicht befremden, daß die Menge der Vorbilder in der zweiten Periode die der frühern noch übertrift. Doch zur Würdigung des Lebens dieser zweiten Periode ist auch zu beherzigen, daß dieselben Gründe, welche ein Interesse für die Gegenstände der Welt

und die Nebenmenſchen erwecken, auch Intereſſen gegen ſie erwecken können. Wenn alſo Anfangs nur die Triebe und Gefühle des Leibes und allgemeine Furcht unter den Urſachen zur Freundſchaft und Feindſchaft vorherrſchten, ſo treten nachher die Vorſtellungen vom Schönen und Häßlichen, vom Böſen und Guten, von Recht und Unrecht mehr und mehr aus dem Hintergrunde hervor. Aber nichts weniger iſt zu erwarten, als Wahrheit und Klarheit. Es gehört ja zum Gange der Entwicklung, durch niedere Stufen zu den höheren zu ſteigen; und gerade dann, wenn neue Werthvorſtellungen entſtehen, entſteht auch eine neue Unſicherheit im Vorbilde und damit im geſammten Thun und Laſſen. Insbeſondere iſt es für den Jüngling gefährlich, wenn die Bedeutung der äußern Habe für ihn zunimmt und gleichzeitig die religiöſen Vorſtellungen an Kraft verlieren. Noch gefährlicher iſt es aber, wenn das Streben zum Beſſern von Trugbildern der Eitelkeit umſtrickt wird, die der entnervenden Genußſucht freies Spiel geſtatten.

Jetzt von der Entwicklungsbahn der Völker.

Bevor ich das Analoge zwiſchen beiden Bahnen zeige, muß ich an die Frage erinnern, ob und inwiefern ſie überhaupt verſchieden ſeyn oder, ob und inwiefern ſich die Vorbilder der Volksentwicklung von den Vorbildern der individuellen Entwicklung unterſcheiden können. Die Antwort darauf hängt ſichtbarlich davon ab, ob es andere Claſſen von Vorbildern gebe als die geſchilderten, und zweitens, ob die Claſſen etwa in einer andern Ordnung aufeinanderfolgen können. Nach Allem, was bereits geſagt worden, glaube ich dieſe Prüfung dem Leſer überlaſſen zu dürfen und hebe bloß das merkwürdige Reſultat hervor:

Daß in dem Leben eines Individuums ſich ſämmtliche Entwicklungsſtufen, welche das Volk dem es angehört, in Jahrhunderten durchgegangen, in derſelben Ordnung, nur raſcher auf die Zeit eines einzigen Menſchen

alters eingezwängt, abrollen, oder: daß das Leben derjenigen Menschen, welche die Träger der Cultur einer bestimmten Generation sind, in einem kleinern Zeitrahmen die gesammte Entwicklungsbahn der früheren Generationen liefert; was übrigens auch daraus folgt, daß die höhere Culturstufe nicht anders als die niederen umfassend denkbar ist.

Weil ein Volk immer mit aus Erwachsenen besteht, und die Erwachsenen schon durch die Geschlechtsverschiedenheit zu ganz andern Gefühlen und Neigungen kommen als die Kinder, so ist es unverantwortlich, das Getriebe der Völker schlechthin mit dem von Kindern zu vergleichen. Wer aber diese Bemerkung für überflüssig hält, der blicke doch auf die überall umlaufenden Phrasen über einen sogenannten Naturzustand. Gerade die schwärmerischen Lobesergießungen über wilde Völker fließen aus der sonderbaren Verwirrung der Vorstellungen, worin man von einer Unschuld der Erwachsenen träumt, wie sie nur unter eigentlichen Kindern möglich ist. Wer die niedrigste Entwicklungsstufe von Völkern nach der Analogie der individuellen Entwicklung ausmitteln will, der hat vor Allem zu erwägen, in welchen Zügen die Erwachsenen den Kindern überhaupt gleich seyn können. Von den Gefühlen und Trieben des Leibes läßt sich zwar im Allgemeinen sagen, daß sie, wie bei Kindern, so auch bei rohen Erwachsenen um so mehr Einfluß auf das Ganze (auf den ganzen Menschen und dessen Richtung) haben, als es an geistigen Momenten fehlt. Aber wenn das Leben der Kinder so sehr vom Magen und Gaumen beherrscht wird, so ist bei Erwachsenen der Geschlechtstrieb nicht zu übersehen, der auf der gesammten Erde so viel über die menschlichen Verhältnisse vermag. Auch wirken die dem Magen und Gaumen dienenden Gegenstände auf Kinder kaum anders als unmittelbar. Ihre Blicke reichen nicht über die Gegenwart, und sie denken an kein Anhäufen von Vorräthen. Thun sie es, so ist das Gebiet ihrer Vorstellungen schon erweitert. Und wie sich an diesem Zuge die Entwick-

lung der Kinder beurtheilen läßt, so ist er auch ein brauchbarer Maaßstab zur Vergleichung roher Völker. Je sorgloser nämlich die Erwachsenen wegen der dringendsten Bedürfnisse sind, je mehr sie der nächsten Gegenwart leben, desto schlechter muß es um das Geistige bestellt seyn. Indeß ist zu zweifeln, ob sich die Sorglosigkeit von rüstigen Knaben (geschweige von zarten Kindern) bei irgend einem Volksstamme generell vorfinde. Frühere Reisebeschreiber haben von den Pescherähs so etwas berichtet; allein spätere bestreiten es.

Was, von dem Leiblichen abgesehen, die rohen Völker mit Kindern und rüstigen Knaben gemein haben, ist die Neugier; und daß einige Amerikanische Indianerstämme davon abweichen, rührt einzig von einem fortwährenden Zwange, womit sie die Natur unterdrücken. Daß sie auf die erkünstelte Apathie so viel Gewicht legen, beweiset eben wie schwer sie ihnen wird. An den Dampfschiffen scheiterten indeß ihre Anstrengungen, das Europäische ihrer Beachtung unwerth zu halten, völlig. Man berichtet, daß überall wo sie zuerst ein Dampfschiff stromaufwärts kommen sahen, ein lautes Huh! ihrem tiefen Erstaunen entfahren sey.

Eine wichtigere Parallele zwischen rohen Völkern und dem eigentlichen Kindesalter ziehe ich aus dem vorhin unter 3, 4, und 5 Gesagten. Genau wie bei wirklichen Kindern zerfällt auch den Erwachsenen der niedrigsten Entwicklung (von der nackten Neugier und den Bedürfnissen des Leibes abstrahirt) die ganze Welt in zwei Rubriken, in die der feindlichen und befreundeten Objecte. Das Neue, das Fremde gehört so lange zum Feindlichen, bis es sich in freundlichen Zügen dem Geiste genähert hat. Diesen Satz sehen wir in der Urgeschichte aller Völker bestätigt; und wie die Sprache überhaupt noch Aufschluß gibt, wo die Geschichte schweigt, so würde sich wahrscheinlich auch die Gleichheit oder Aehnlichkeit der Wörter für einen Feind und für einen Fremden in allen Sprachen auffinden lassen. Das Lateinische Wort hostis gehört hieher; und im Altdeutschen findet sich gar für den Gegensatz das Wort „sippa", was sowohl „verwandt" als

„Friede" heißt; weil man ursprünglich nur mit Verwandten im Frieden lebte. Uebrigens darf man hiebei auch an die Thiere erinnern, ohne im Geringsten in die Verirrungen von Gall zu gerathen. Jede Gruppe von Hausthieren kehrt sich gegen einen neuen Gesellen, sogar eine Gruppe verwittweter Hennen gegen einen Hahn. Und es ist sicher nicht allein von muthwilligen Gewohnheiten abzuleiten, wenn Schüler die Neulinge hänseln. Das Strandrecht hat keinen andern Ursprung als die Verwechselung des Fremden mit dem Feindlichen, von der Habsucht unterstützt.

Ob es Gesellschaften von Erwachsenen gegeben habe, die so furchtsam waren als wirkliche Kinder, will ich nicht untersuchen. Aber daß viele Indianer- und Neger-Stämme sich einem ähnlichen Wunder- und Gespenster-Glauben als Kinder überlassen, ist gewiß. Und noch weniger fehlt es an Stämmen, die, wie rüstige Knaben, aus dem bloßen Gefühle freier Kraft zu zwecklosen Zerstörungen fortgerissen werden. Die Rüstigkeit und der Muth eines rohen Kriegers ist durchaus der Rüstigkeit und dem Muthe des Knaben ähnlich, wie Beider Vorbilder in den Hauptzügen übereinkommen. Beiden steht auch durch die fernere Entwicklung dieselbe Umwandlung bevor. Wenn nämlich später die irdischen Objecte und ihre Eigenschaften dem menschlichen Geiste allmählig näher rücken, so werden sie einen Theil der Lebenskraft ablenken und beschäftigt halten. Es erfolgt dann jene Veränderung des Knaben in den Jüngling*); und wenn das Volk vorher hauptsächlich durch jugendliches Kraftgefühl und Neugier zu Unternehmungen und Kriegen angetrieben wurde, so tritt jetzt

*) Wie in der Zeit der Ueberwältigung des Individuums durch die äußere Welt dessen Sprache an Kraft verliert, so thut es auch die von ganzen Völkern. Die Geschichte der neueren Europäischen Sprachen bietet hiefür eine Menge Belege. Sogar das habere (haben) verlor im südlichen Europa den seiner Entstehung so wesentlichen Hauchlaut.

die Schwärmerei der Liebe und der Religion bald zügelnd bald anfeuernd hinzu. Allmählig entwickelt sich aber auch die Habsucht und bereitet der fast instinctartigen Anhänglichkeit der Stammgenossen aneinander nicht selten völlig den Untergang. Die Menschen hängen dann mehr an den Sachen und an dem Boden als an ihren Stammgenossen; und wenn sie früher dort das Vaterland fanden, wo ihre Stammgenossen waren, so legen sie jetzt einen übermäßigen Werth auf die Scholle; wovon, so sehr sie es auch verdecken mögen, Noth, Habsucht oder Mangel an denjenigen Gedanken und Gefühlen, welche die Verhältnisse zu Menschen über die Verhältnisse zu den Sachen ordnen, der wahre Grund ist.

Ueber die weitere Volks-Entwicklung soll künftig noch Einiges zugefügt werden. Hier beschränke ich mich auf die wiederholte Erinnerung an das enge Band zwischen der Sprach-Entwicklung und der Entwicklung des Volkes selbst. Wer von der letztern keine Ahnung hat, der kann auch für die erstere kein Interesse haben. Weil man von der wahren Entwicklung der neuern Völker so wenig weiß, darum werden auch die Bemühungen um die Geschichte ihrer Sprachen so wenig geschätzt. Kein Volk rühme sich der Cultur, welches nicht mehr Interesse für die Geschichte seiner Sprache äußert, als sammt den Deutschen alle übrigen Europäer. Wenn aber die Veränderung der Sprachen über die Veränderung der Völker Aufschluß gibt, so müssen für die Beurtheilung der neuern Völker diejenigen Germanischen Sprachen, deren Entwicklung am wenigsten durch Vermischung mit fremden, insbesondere mit der Römischen, gestört worden, die besten Anhalte bieten. Darnach scheint kein Volk mehr berufen, den andern Völkern den Schlüssel zu ihrer Entwicklungs-Geschichte zu liefern, als das Deutsche. Indeß wie sind die Anstrengungen, diesem Rufe zu dienen, bisher belohnt worden? Während man die Erwachsenen mit Vorträgen über das Chinesische oder das Sanscrit unterhält, über-

läßt nun die Beschäftigung mit der eignen Sprache den Knabenschulen.

Um die Verbindung der Entwicklung der Sprachen mit der Entwicklung der Völker selbst, Jedermann sichtbar zu machen, braucht man nur mit Bezug auf den Satz, daß die Volks-Entwicklung an der Veränderung der Vorbilder und Werthvorstellungen weiterschreitet, auf die Veränderung der Wörter für die Werthvorstellungen zu verweisen. Ein Volk, dessen Ausdrücke von Werth allein auf Kühnheit und Kraft gehen, hat das Vorbild des rüstigen Knabenalters. Die Werthbezeichnungen der Germanischen Stämme, welche sich in das Römerreich theilten, waren so. Die Gothen und Franken z. B. kannten keine höheren Beiwörter für einen Mann, als kühn, kräftig und kriegerisch. Merewig (woher der Name Merowinger) heißt im Alt-Fränkischen berühmter Krieger (von wig, gleich Mars, Krieg und Krieger, und meri oder mari=berühmt). Chlodwig, oder Ludwig hat dieselbe Bedeutung (von wig und chlod oder clod oder laud=berühmt). Chlotilde desgleichen (von chlod und hilda=bellona). Gundobald kommt von gund=Krieg, und bald=kühn (was es noch im Englischen bezeichnet). Als später die Christliche Religion die Werthvorstellungen modifizirte, kamen die Beiwörter gottesfürchtig und heilig empor, und „Christlicher Herrscher", war ein höherer Titel als „muthiger und tapferer." Das war die Periode, wo das einzige Geistige, wovon man Notiz nahm, sich auf die Religion bezog; weshalb geistlich und spiritualis gleich religiös wurde, und als sich nachher die Vorstellungen vom Geistigen erweiterten, eben das Wort „geistig" geschaffen werden mußte. Noch später fing man an auf Wissen und Lernen mehr Gewicht zu legen, und nun gab es auch Fürsten mit den Beinamen von Weisheit und Gelehrtheit. Vorzüglich merkwürdig für die Entwicklung der neuern Völker ist aber die Veränderung, die das Wort „reich" (rico) erlitten hat. Es bezog sich nämlich in den frühesten Zeiten keineswegs auf äußere Güter; es hieß vielmehr, ausgezeichnet, vortrefflich

Richi (rihhi) heißt im Altfränkiſchen herrlich, mächtig, und richiſon heißt herrſchen. Die ſpätere Bedeutung dieſes Wortes enthält den ſtärkſten Beweis, welchen Einfluß die äußere Habe über die Menſchen gewonnen hat, in einer Zeit, wo niemand vortrefflich war, der nicht Geld und Geldeswerth beſaß. Dagegen iſt das Wort „charal" (Karl) das urſprünglich, männlich, kräftig hieß, in der Modifikation „Kerl", in der Zeit wo kräftiges und rüſtiges Ausſehen für unfein und grob galt, zum Schimpfworte geworden. Einen andern nicht minder auffallenden Beleg liefert das Wort „fromm." Es hieß urſprünglich nützlich, gut; daher noch die Bedeutung des Zeitwortes frommen (nutzen). In der theokratiſchen Periode war aber nichts gut, als was die Kirche dazu ſtempelte; daher die neuere Bedeutung. Das Wort „arg" bedeutete ehmahls feige (arrak); daß die ſpätere Bedeutung nicht auf Mangel an Muth geht, rührt allein daher, weil die religiöſe Periode die Feigheit leicht entſchuldigte. In der noch in Graubündten lebenden Romaniſchen Mundart heißt „Menſch" „Christioun"; ein Beweis, daß es den Prieſtern gelungen war, das Chriſtenthum zum ausſchließlichen Merkmahle der Menſchheit zu erheben. Ich kann dieſen Gegenſtand nur berühren. Er wird ſicher bald ſeinen Meiſter finden. Mir gilt es zunächſt darum die Behandlung der Geſchichte in ein anderes Geleiſe zu bringen. Die Baſis aller Geſchichte eines Volkes muß die Zeichnung der Motive und Intereſſen in ihren allmähligen Veränderungen ſeyn, d. h. nichts Anderes als die Zeichnung der Vorbilder und Werthvorſtellungen in ihren allmähligen Veränderungen. Die Handlungen und Begebenheiten der Menſchen ſind ohne Rückſicht auf die Motive nichts mehr als todte Naturerſcheinungen; die zwar auch unſere Aufmerkſamkeit verdienen, und insbeſondere als Reize der menſchlichen Entwicklung wohl zu erwägen ſind, aber die Aufmerkſamkeit nie ſo umſtricken dürfen, daß man nach dem Getümmel der räumlichen Effecte, z. B. nach Schlachten und Eroberungen, oder nach politiſchen

Formen die Perioden der Geschichte bestimmen. Zuerst muß bei der Beurtheilung eines Individuums und seiner Geschichte, so gut als bei einer Gesammtheit von Individuen, auf die Strebungen (die letzten Wurzeln aller Interessen) geachtet werden, dann auf die Meinungen und zuletzt auf ihre Effecte. Daß damit nicht Alles aus der Geschichte als bedeutungslos ausgeschlossen wird, was sich nicht in einen sogenannten pragmatischen Zusammenhang ordnen läßt, brauche ich nicht zu sagen.

Drei und funfzigster Auszug.

Nicht weit von meiner Pflanzung am Missouri (wenn ich zweihundert Morgen Hochwald mit einem Acker von vier Morgen eine Pflanzung nennen darf) lebt ein Amerikaner, der neben dem Ackerbau sich auch auf die Bearbeitung des Eisens versteht. Dieser pflegt seinen Nachbaren alljährlich kund zu thun, wann und wie lange sie auf seine Dienste in der Schmiede rechnen könnten, weil er später keinen Hammer anrühren werde. Er versteht Flinten, Büchsen, Pflüge, Aexte und Anderes zu machen; und dennoch ist er bereit für eine gute Art *) zwei bis drei Dollars zu

*) Die Form der Amerikanischen Aexte nähert sich einem gleichseitigen Viereck. Die in Deutschland und Frankreich üblichen länglichen gelten für untauglich. Die besten sind von Gußstahl (cast-steel); den indeß auch in Nordamerika nicht jeder Schmied zu bearbeiten versteht.

zahlen. Eine solche Erscheinung möchte ich Denjenigen vorhalten, die von der Auswanderung Europäischer Künstler und Handwerker für die Europäische Industrie fürchten.

Man fängt endlich auch in den Deutschen Kammern und Kabinetten an einzusehen, daß Europa zu viele Menschen hat, und die Auswanderung wird jetzt nicht mehr schlechthin verdammt; ausgenommen von einigen Unheilbaren, die noch immer hoffen, durch politische, religiöse und moralische Experimente die menschlichen Keime und Richtungen jeder beliebigen äußern Lage anzupassen. Im Gegentheile, man würde die Auswanderung befördern, wenn man nur die Individuen dafür aussuchen dürfte. So z. B. bestreitet niemand mehr, daß die Verminderung der Armen wünschenswerth für das Vaterland sey. Sogar der rohe Eigennutz, der die Noth Anderer zur Steigerung seines Ueberflusses zwingt, beginnt zu ahnen, daß es zu weit geht. Auch würde man wohl in den Abzug Derer willigen, die obgleich gegenwärtig noch nicht arm, es doch in wenigen Jahren zu werden drohen. Aber der Aufbruch der Reichen erscheint so gefährlich, daß man schon deshalb die günstigen Berichte über fremde Länder haßt, und lieber die Auswanderung überhaupt gehemmt sähe.

Es ist zu viel gefordert, daß die Menge von dieser Verirrung zurückkomme. Wie sie in ihrem täglichen Treiben nur den nächsten Vortheil und Nachtheil beachtet, so thut sie es auch bei der Auswanderung. Daß der Aufbruch bemittelter Einwohner das Vermögen der Heimath zunächst verringert, liegt Jedermann offen vor. Aber es ist nicht Jedermanns Sache zu prüfen, ob die Verringerung so groß ist als sie scheint, und ob sie nicht durch denselben Aufbruch wieder ausgeglichen wird. Gelder und Waaren, die für Handelsspeculationen in die Fremde gehen, vermindern anfangs das Nationalvermögen gleichfalls; und sie beunruhigen bloß darum nicht, weil dabei die Aussicht auf den Ersatz keines Nachdenkens bedarf. Sehr wohl zu fordern wäre indeß, daß unsere Lehrer der Politik mehr nachdächten als die Menge, und daß sie in ihrer Verblendung nicht so ohne Weiteres Denjenigen

bemitleideten, der die Auswanderung vermögender Familien, so wie die von Künstlern, Fabrikanten und Manufakturisten, für kein Unglück hält.

Wenn doch eine Preisaufgabe über diesen Gegenstand gestellt würde. Vielleicht könnte ich mir eine Medaille erwerben. Ich würde mich dafür um so dreister mitten unter unsere gelehrten Staatsökonomen wagen, weil sie meine Deductionen denn doch lesen müßten. Kränkungen ignoriren auch die Gelehrten und Staatsmänner gerne, und was kann für die Staatsökonomen kränkender seyn, als der Vorwurf, daß sie von ihrem Objecte so wenig kennen als die Scholastiker von der Philosophie. Unter allen Zweigen der neueren Gelehrsamkeit hat wohl nichts mehr Aehnlichkeit mit der Scholastik des Mittelalters als die Theorien der Staats- und National-Oekonomen. Wie die Scholastiker sich unaufhörlich mit einem großen Aufwande von Scharfsinn über philosophische Particularitäten stritten, ohne deren letzte Basis zu untersuchen, gerade so machen es die National- und Staatsökonomie-Lehrer mit dem was Vermögen heißt. Für und für übt sich ihr Scharfsinn an den mit den Wörtern „Vermögen, Arbeit, Naturprodukte, Kunstprodukte" u. s. w. verbundenen Vorstellungen, ohne je zum letzten Grunde aller irdischen Güter zu steigen. Diese Beschuldigung klingt zu anmaßend, als daß ich den Beweis zurückhalten dürfte, und ich werde mich auch hüten sie bekannt werden zu lassen, ohne ihn beizufügen. Einstweilen will ich die Materialien dazu in folgenden Bemerkungen über den Abscheu vor der Auswanderung in das Tagebuch eintragen.

Was die Besorgniß vor der Auswanderung der Künstler, Fabrikanten und Manufakturisten betrift, so habe ich nur an jenen Amerikanischen Schmied zu erinnern. Warum verfertigt dieser die Art nicht selbst? Antwort: allein deshalb nicht, weil er die zwei oder drei Dollars leichter auf seinem fruchtbaren Acker erwirbt. Nichts ist verkehrter, als daraus zu schließen, daß am Missouri mit dem Hammer nicht viel zu verdienen sey. Obgleich die dor-

tigen Schmiede, ſo lange die reichen Kohlenlager nicht bearbeitet werden, ſich ihre Kohlen (aus Holz) ſelbſt bereiten müſſen, iſt ihr Gewerbe doch ſehr einträglich. Allein noch einträglicher iſt die Landwirthſchaft. Wäre es den Europäern beizubringen, welcher Boden im innern Amerika auf Coloniſten wartet, ſo würde man ihnen auch beibringen können, daß faſt alle einwandernden Fabrikanten und Manufakturiſten zum Ackerbau übergehen. Freilich gibt es am Ohio und ſogar am Miſſiſippi Manufakturen und Fabriken, aber bei weitem nicht für den inländiſchen Bedarf; und daran iſt nichts Anderes Schuld als der hohe Lohn, den der Boden der menſchlichen Arbeit vorhält. Was ſich durch Maſchinen ohne viele Menſchenhände verfertigen läßt, kann Nordamerika mit demſelben, ja größern Gewinne liefern als Europa; und inſofern hängt es nur von einer günſtigen Stätte für die Erzielung der rohen Stoffe und die Verſendung der verarbeiteten ab, daß die Einwanderer lieber bei ihrem alten Gewerbe beharren, als zur Agricultur übergehen. Darum iſt es kein Wunder, daß es zu Pittsburg, was bei den beſten Waſſerſtraßen unerſchöpfliche, dicht an der Oberfläche ſtreichende, Kohlenlager hat, eine Menge Eiſenfabriken gibt. Aber man denke nicht, daß ohne ähnliche Bedingungen die natürliche Anregung zum Ackerbau wirkungslos bleibe; und wer weiß, wie es ſelbſt mit den Fabriken in Pittsburg würde gegangen ſeyn, wenn keine politiſche Maaßregeln, wie die hohe Beſteuerung der fremden Fabrikate, ihnen aufgeholfen hätten. Ich überlaſſe es Andern, näher zu zeigen, welche Manufakturen und Fabriken auch nach der Aufhebung des Zolltarifs in Nordamerika gedeihen können. Mir genügt es, zu wiederholen, daß in einem Erdtheile, wo die Natur die menſchlichen Dienſte ſo hoch bezahlt als ſie es in Nordamerika noch lange thun wird, Europa für die meiſten Erzeugniſſe ſeiner Induſtrie einen guten Markt behalten muß. Käme das Material und der Transport nicht in Anſchlag, ſo würden die Amerikaner ſogar ihre Häuſer von den Europäern kaufen. Die an der Seeküſte haben oft bearbeitete Baumaterialien von Europa

bezogen. Die Holländer pflegten ganze Häuser sammt den Backsteinen von ihrer Heimath nach Surinam zu bringen. Nur keine Schiffe würden die Nordamerikaner von den Europäern kaufen, weder Segelschiffe noch Dampfschiffe; weil ihr Schiffbau den Europäischen zu sehr übertrift; wie denn insbesondere für die niedrigern Preise ihrer Dampfschiffe die höhere Kunst mehr leistet als das wohlfeile Material.

Die Schmiede im westlichen Amerika beschränken sich meist auf die Ausbesserung der Geräthe. Die Geräthe selbst kommen entweder aus Europa oder aus den östlichen Staaten, wo der Boden minder ergiebig ist. Eben so stellen manche Sattler das Verfertigen neuer Sachen nach und nach ein und legen sich neben der bloßen Reparatur auf den Handel mit den im Osten verfertigten Lederwaaren; was die Uhrmacher so ziemlich überall thun. Aber auch in den östlichen Staaten werden die Manufakturen und Fabriken seit der völligen Aufschließung des Westens nicht mehr so zunehmen als früher; der Zolltarif müßte denn statt zu sinken für und für steigen. Während nämlich in Europa die Uebervölkerung den Werth der menschlichen Arbeit gänzlich zu vernichten drohet, halten ihn in Nordamerika die Anerbietungen des Bodens aufrecht.

Ergibt sich hieraus nun, daß die Auswanderung aus Europa die Zahl der Amerikanischen Manufacturisten und Fabrikanten nicht besonders vermehren kann, so folgt der Beweis, daß die Europäische Industrie, statt zu verlieren, im Gegentheile dadurch gewinnen muß, fast von selbst.

Die Bedrängniß der Europäischen Industrie entsteht einer Seits aus zu großer Concurrenz, anderer Seits aus Mangel an Verbrauch. Man nehme also an, von zweien Schmieden, die sich einander in Europa durch Concurrenz drücken, bräche einer zum Ohio oder Missouri auf und ginge zum Ackerbau über. Der Zurückbleibende würde damit von einem Rivalen befreit. Aber nicht das allein: der nämliche Mann, der früher selbst Aexte zu Markt brachte, vermehrt durch seine neue Beschäftigung den Verbrauch der

Aerte, und kauft jetzt von jenem Nachbar, der ihn vorher als Mitverkäufer fürchtete. Darum sollten gerade die Leute der Industrie, die in der alten Heimath fortleben wollen, auf nichts eifriger bedacht seyn, als die Auswanderung zum innern Amerika zu befördern. Für den Uebergang der Auswanderer zum Ackerbau wird die Natur schon sorgen, wie auch für die Vermehrung der Consumenten durch die Fortpflanzung. In England ist man diesen Wahrheiten auf der Spur; aber in Deutschland noch keineswegs; und das ist nicht wenig mit Schuld, daß die Engländer weit mehr an Nordamerika absetzen als die Deutschen *). Wie kann der Absatz gleich seyn, wenn die natürlichen Verbindungen so ungleich sind? Eben die Auswanderungen aus Britannien erzeugen und unterhalten diese Verbindungen fortwährend. Was ist einfacher, als daß ein Einwanderer, der Waaren aus Europa beziehen will, sich an einen dortigen Verwandten oder Freund wendet? Was ist natürlicher, als daß der Amerikanische Engländer lieber von dem Europäischen Engländer kauft, als von einem andern Europäer, wenn keine wichtigen Rücksichten abmahnen? Der Deutsche kann eine ähnliche Erfahrung bei seinen Stammverwandten machen. Es ist mir oft versichert worden, daß in den Deutschen Städten Pennsylvaniens ein Kaufmann Britischer Abstammung schwer neben einem Rivalen aus Deutschland aufkomme.

Doch mehr als an solchen Irrthümern liegt an der Besorgniß, daß die Auswanderung die Kräfte in Europa überhaupt schwäche. Denn sie wirkt nicht, wie jene, bloß in Manufaktur- und Fabrik-Oertern, sondern auf alle Europäer und am meisten auf die, welche sich am stärksten an die alte Heimath gefesselt fühlen.

---

*) Im Jahre 1832 soll die Ausfuhr Englands nach den Vereinigten Staaten über 300 Millionen Franken betragen haben, nach ganz Europa hingegen nur das Doppelte.

Es ist klar, daß, um zu beurtheilen, inwiefern das Vermögen eines Einzelnen oder eines ganzen Volkes dem Steigen oder Fallen ausgesetzt sey, man vor Allem genau wissen müsse, worin das Vermögen besteht. Und darum muß auch Jeder, der über den Einfluß der Auswanderungen auf das Vermögen der Europäer urtheilen will, auf die Basis und Quellen dieses Vermögens einen schärferen Blick werfen, als beim Zeitungleſen geſchieht.

Die Neigung, es ſich bei vorbereitenden Arbeiten bequem zu machen, ſpüre ich ſo gut wie Andere, weshalb ich ſelbſt Anfangs das gewöhnliche Geleiſe nicht verließ und meine erſte Zuflucht zu den Schriften über Staatswiſſenſchaft und National-Oekonomie nahm. Allein nach langem Herumtappen fand ich gerade über das Weſentlichſte am wenigſten Aufſchluß. Die Lehre, daß es beim Vermögen nicht ſchlechthin auf Gold und Silber ankomme, iſt ſo alt als die Geſchichte; wie die Mythe von jenem verhungernden Könige beweiſet, der ſich von den Göttern die Gunſt erbat, daß ſich Jegliches was er berühre in Gold verwandle. Dennoch glaube man nicht, daß die neuere Weisheit weit darüber hinaus ſey. Es iſt unmöglich, die wahre Bedeutung des Wortes „Vermögen“ zu erkennen, ohne zu dem letzten Grunde vorzudringen, worauf ſich aller Werth ſtützt. Aber juſt dieſe Bedingung kann kaum bei der taumelnden Menge für pedantiſcher und überflüſſiger gelten, als bei unſeren berühmteſten Finanz-Theoretikern. Alle irdiſchen Dinge haben nur inſofern Werth, als die Menſchen ihnen Werth beimeſſen, und dieſes Beimeſſen hängt wieder ſo ſehr von der menſchlichen Natur, ihren Bedürfniſſen und Wünſchen ab, daß ohne deren ſorgfältigſte Prüfung keine Klarheit denkbar iſt. Mit deutlichern Worten: Klarheit über den Werth der äußern Güter iſt nichts als Klarheit über das Verhältniß der äußern Güter zur menſchlichen Natur. Nun aber ſind unſere Statiſtiker und National-Oekonomen ſo völlig in der Betrachtung der äußern Dinge an ſich verloren, als ob das andere Glied gar nicht in der Welt

wäre. Und auch Die, welche mit Nachdruck auf die menſchlichen Fähigkeiten und Kräfte hinweiſen, behandeln ſelbige doch faſt immer wie unveränderliche Größen, ohne daß die etwa unterlaufenden Ausdrücke von Veränderung durch Entwicklung und Cultur die geringſte Verbindung mit ihren Theorien hätten. Eben die Blindheit gegen die Abhängigkeit des Werthes der Dinge von der menſchlichen Natur und den Variationen der menſchlichen Bedürfniſſe und Anſprüche nach den verſchiedenen Culturſtufen, verſchuldet jenen Wahn, der in dem fortdauernden Anhäufen der äußern Güter (oder vielmehr der äußern Bedingungen der Güter) ein fortdauerndes Steigen des Vermögens erblickt; wie unbeſtreitbar es auch iſt, daß es für ein Volk ſowohl als für einen Einzelnen eine Grenze gibt, über welche hinaus dieſe Anhäufung ganz bedeutungslos wird. Die Blindheit gegen die Variationen der Arbeitſamkeit aber verſchuldet, daß Die, welche in der menſchlichen Arbeit keine ſchlechtere Quelle des Vermögens ſehen als in der Productionskraft des Bodens, doch die näheren Bedingungen nicht im mindeſten beachten, und ſogar den Unterſchied zwiſchen dem Nordamerikaner und den Europäern verkennen. Bei ſolchen Gebrechen iſt es gleichgültig, ob es um die Bekanntſchaft mit dem andern Gliede (den äußern Dingen an ſich) beſſer ſtehe. Will man indeß auch dafür eine Probe, ſo erwäge man bloß, was unſere Staatsökonomen von der Bedeutung des Bodens wiſſen, wenn ſie ihn an unbewohnten Ländern gar nicht und an bewohnten übermäßig ſchätzen. Ihr Scharfſinn ſtrengt ſich unermüdlich an, den geringſten Stoffen der Heimath Werth zu verſchaffen und durch die läſtigſten Mittel die Fruchtbarkeit der heimiſchen Aecker zu ſteigern, als ob es wirklich nur darum gehen könne, entweder auf der Scholle, wo man geboren iſt, oder gar nicht zu leben. Darum rathen ſie allerdings an, der Goldgruben wegen in unbewohnte Länder zu reiſen; allein den Boden ſolcher Länder ſchätzen ſie nicht eher, bis der Zufall viele Menſchen darauf zuſammen-

drängt, und ihm dann von der Noth oder der Gier Werth zugesprochen wird. So ist es dieselbe Gedankenlosigkeit, welche es gänzlich dem Zufalle überläßt, daß hier die vom Himmel angebotenen Gaben völlig unbenutzt bleiben und gegen die menschliche Arbeit *nichts* gelten, und dort zu einem Uebergewichte über die Arbeit steigen, das sich mit der Sicherung der Leiber so schlecht verträgt als mit der Pflege der Geister.

Wie man aber einer Seits über die Bedeutung der äußern Güter an sich in Dunkelheit ist, so ist man es fast noch mehr in Betreff ihrer *Vertheilung*. Wenn nämlich jene Gedankenlosigkeit hinsichtlich des Bodenwerthes unsern Finanz-Theoretikern die wahre Ursache der Europäischen *Armuth* verhüllt, so spiegelt ihnen die ungleiche Vertheilung sogar *positiv Reichthum* vor, wo Vorräthe gegen Bedürfnisse aufgerechnet das größte Defizit ist. Vielleicht daß in einer Zeit des Taumels und der Zerstreuung auch in Finanz-Sachen Mährchen die passendsten Leiter zur Wahrheit sind.

Mehr als tausend Jahre vor der Sündfluth gab es ein Volk, worin die Aecker und übrigen Güter so vertheilt waren, daß Jeder unabhängig von dem Seinigen lebte ohne den Andern etwas abzujagen. Die Folge war, daß man keinen Preis für die menschlichen Dienste kannte. Man half und unterstützte einander nur aus Liebe und Freundschaft oder wegen des Vergnügens an guten Handlungen. Fehlten diese Motive, so war nichts zu erlangen; und wenn auch hin und wieder die Laune sich nach Diensten umsah, sie waren nirgend feil. Doch nicht allein, daß man keinen Maaßstab des Werthes für die *Arbeit* kannte: da Jeder mit dem zufrieden war, was er besaß, so kannte man überhaupt keinen Maaßstab des Werthes. Die Götter mißgönnten den Sterblichen diesen Zustand und pflanzten einem Theile die Ungenügsamkeit dem andern singuläre Begierden ein. Die Ungenügsamkeit strebte nach mehr Gütern und fand in jenen Begierden Vorschub. So entstand eine *Ungleichheit* im Besitze, und die Dienste waren nunmehr käuflich. Indeß wurde die Ungleich-

heit nicht sehr groß, und die Dienste blieben theuer. Während diese erste Wirkung der ungleichen Vertheilung der Güter nun dem Ueberflusse einen Werth verschaffte, den er früher nicht hatte, entstand auch der Maaßstab dafür: indem die Arbeit eines Tages die Münze wurde, wonach man Leistungen und Gegenleistungen abschätzte; just wie sich im innern Nordamerika einige Landleute nach Tagewerken (day's work) berechnen. Endlich kam man auf den Gedanken, zur Erleichterung des Verkehres Marken von Leder, für ein, zwei und mehrere Tagewerke zu machen. Mit dem Volkssiegel gestempelt wurden sie in periodischen Versammlungen an die Bürger vertheilt und jeder Empfänger wurde des Staates Schuldner für soviel Arbeit als sie bezeichneten. Die Marken coursirten als Münzen; und wer deren in den nächsten Versammlungen mehr ablieferte, als er erhalten hatte, der konnte dafür Arbeit fordern; wogegen die, welche weniger ablieferten, sich zu dieser Arbeit bequemen oder Güter hergeben mußten. Zogen sie das Letztere vor, so folgte eine Operation, die derjenigen glich, welche im innern Nordamerika statthat, wenn die Leistung in work or trade bedungen worden, und der Verpflichtete trade wählt. Trade bedeutet nämlich bewegliche Güter des gewöhnlichen Verkehres, wie z. B. Pferde, Schaafe, Rindvieh, oder Getreide, Fleisch, Haus- und Ackergeräthe. Der Tagelohn mag sich ändern oder nicht, die natürliche Verschiedenheit dieser Güter fordert in jedem einzelnen Falle eine besondere Prüfung, die, wenn die Uneinigkeit nicht zu heben ist, durch den Richter geschieht. Doch ist in Nordamerika stäts der Anhalt für die Abschätzung eine Geldsumme, die von dem zeitlichen Geldwerthe des Tagewerkes abhängt. In dem Volke meiner Erzählung kannte man aber keine andere Münze als die Ledermarken, welche sich von unserm Metall-Gelde dadurch unterschieden, daß man ihnen keinen inneren Werth beilegte, und auch unserem Papiergelde darum nicht gleich waren, weil dessen Werth sich auf das Metall-Geld stützt.

Einige Jahre ſpäter fiel es den Depoſitaren der Ledermarken-Regiſter ein zu berechnen, wie viele Marken geprägt werden könnten, bevor ſie die materiellen Güter des Volkes überſtiegen. Jedoch ſahen die Rechner anfänglich in dem Facit nichts weiter als was heutzutage die Bankgeſellſchaften in ihrem Fonds ſehen; und wenn von Volkskräften die Rede war, ſo blickten ſie mehr auf das Immaterielle als auf das Materielle. Selbſt im tiefſten Frieden begegnete es noch niemanden, das National-Vermögen bloß in den todten Maſſen zu ſuchen; und die Productionskraft der Menſchen brachte man eben ſo in Anſchlag als die des Bodens. Indeß gewöhnten ſich die Reicheren allmählig vom Arbeiten ab; und in dem Maaße ſie damit die Fähigkeit verloren davon zu beſtehen, kam ſie auch bei der Schätzung ihres Privat-Vermögens weniger in Betracht; welches denn ſehr begreiflich die Neigung beförderte, bei der Berechnung der Nationalkräfte gleichfalls nur auf das Materielle zu achten; wie ja auch wir bei dem Worte „Vermögen" nie an ein lebendiges Können, ſondern nur an die todten Bedingungen denken. Unter allen materiellen Unterpfändern für die Ledermarken war aber der Boden in ſeiner Productionskraft das bedeutendſte, und weder die Gebäude noch die Hausthiere noch die Geräthe und die übrigen beweglichen Sachen ſammt den vorräthigen Lebensmitteln wogen es auf. Es gab nämlich keine Städte und von einem ſelbſtſtändigen Häuſerwerthe keine Spur. Gebäude ohne eine Strecke Bodens wurden nicht mehr geſchätzt, als bei uns in Ackerbau-Gegenden.

Alſo wie geſagt, man gewöhnte ſich nach und nach, die durch materielle Garantie deckbare Summe von Ledermarken als das National-Vermögen zu betrachten; und wiewohl auf den Marken das Wort „Tageswerk" ſtand, ſo dachte man doch bei größeren Haufen daran nicht mehr, als wir bei unſerem Gelde; wobei ſich die Gedanken ja ſofort darauf lenken, was ſich überhaupt damit machen laſſe.

Nach etwa funfzig Jahren fand ſich bei einer neuen ähnlichen Berechnung jene Summe verdoppelt; was, wie in un-

sern Zeiten, einen Jubel über National-Wohlfahrt veranlaßte, bis er vor einer einfachen Entdeckung verstummte. Die fortdauernde Verarmung der Einzelnen erschien nämlich einigen Kritikern als ein schlechtes Zeugniß für die steigende Wohlfahrt des Ganzen und bewog sie zu einer näheren Untersuchung; deren Resultat war, daß man gegenwärtig für dieselbe Masse Brod und Fleisch doppelt so lange arbeiten müsse als früher; daß mithin der Werth der unentbehrlichen Naturproducte sammt dem sie erzeugenden Boden gegen die menschliche Arbeit um das Doppelte gestiegen sey. Mithin sey der Wachsthum an Vermögen eine leere Täuschung, da die Arbeit den Menschen nicht weniger sauer falle, als vor funfzig Jahren.

Die erste Verkündung dieses Resultates rief eine Gegenerklärung hervor, daß man eher sagen müsse, der Werth der Güter sey gestiegen, als der Werth der Arbeit sey gesunken; die Menschen seyen cultivirter geworden, von höheren Ansprüchen belebt, und hätten den Gebrauch der Güter besser kennen gelernt; weshalb die ländlichen Einrichtungen nicht länger allein nach Brod und Fleisch, sondern nach edeleren Genüssen geschätzt würden. Offenbar lasse sich jetzt mit den Gütern mehr bewirken als früher; da man damit die doppelte Masse von Kräften in Thätigkeit setzen könne. Wenn also die einzelnen Gutsbesitzer reicher geworden seyen, wie sollte denn das Ganze nicht reicher geworden seyn? Ein solches Argumentiren trieb die Gegner mehr und mehr an, der Ursache der Veränderung nachzuspüren, und das förderte zu der weitern Entdeckung, daß sie nichts als die ungleiche Vertheilung des Bodens sey. Die Noth einer Hälfte des Volkes sey es, was die Dienste so wohlfeil mache und damit den Besitzwerth der andern so übermäßig steigere. Die Eigenthümer des Bodens bedürften, trotz ihrer Verweichlichung, der Kräfte der Eigenthumslosen nicht so sehr, als letztere der Gaben jener; und diese Abhängigkeit der Eigenthumslosen müsse mit der Zahl immer zunehmen. Schon jetzt sey die Arbeit der Menschen wohlfeiler als die von Pferden und Ochsen. Es

fehle nur noch an Erfindungen, die lebendige Arbeit durch todte Mechanismen zu ersetzen, um die Kräfte der besitzlosen Menschen sammt den Lastthieren gänzlich den Launen und dem Mitleiden ihrer glücklichern Brüder zu überantworten. —

Die Anwendung hievon auf unsere Heimath könnte man mir schenken. Wenn die äußeren Güter sogar dort, wo deren Gesammt-Masse an sich groß genug ist, durch bloße ungleiche Vertheilung das drückendste Uebergewicht über die Arbeit erlangen, so darf sich niemand über die furchtbare Wirkung im übervölkerten Europa wundern. Aber schämen sollten wir uns, daß diese über unsern wahren Zustand so gröblich täuschende Ursache des Werthes der Güter nirgend beachtet wird. Wer das Gesammt-Vermögen eines Volkes berechnet, der muß doch gewißlich die Noth dem Ueberflusse entgegenhalten. Allein in Europa wird daran nicht gedacht; und wie der einzelne Reiche seine Habe abschätzt, unbekümmert wie viel oder wie wenig Antheil an seinem Maaßstabe die Noth seiner verhungernden Mitbürger hat, so schätzen auch unsere Finanz-Theoretiker die materiellen Güter nach dem gewöhnlichen Marktpreise, und träumen von der Zunahme des National-Wohlstandes in einer solchen Verwirrung, daß sie, statt die Armuth an dem Ueberflusse abzuziehen, ihm noch die Wirkung von deren Gier hinzurechnen.

Diese Verwirrung zeigt sich am auffallendsten bei der gewöhnlichen Vergleichung mit Nordamerika. Wie die Tabellen der Statistiker, trotz der Verarmung der Einzelnen in Europa, nur ein Steigen des Gesammt-Vermögens herausbringen, so verräth ihre Berechnung des Nordamerikanischen Gesammt-Vermögens gar nichts von dem Gedeihen der einzelnen Familien. Nordamerika's Boden ist dem von Europa in aller Hinsicht überlegen, nur nicht in dem Werthe, den er durch das Zusammendrängen der Bewohner und die ungleiche Vertheilung erlangt; d. h. die Fruchtbarkeit,

die Wälder und Waſſerſtraßen ſichern Nordamerika bei Weitem den Vorrang zu; und dennoch bringen die Staats-Oekonomen für Europa eine viel größere Vermögens-Summe heraus, weil ſie den Werth, den Noth und Gier den Dingen geben, mit dem wahren Werthe vermengen. Juſt in dem Umſtande, daß in Amerika die menſchliche Arbeit, und mit ihr alſo die Menſchen ſelbſt, mehr gelten als in Europa, liegt der Grund, daß die Statiſtiker in Europa mehr Reichthum und Wohlſtand finden als in Nordamerika. Iſt wohl ein größerer Widerſpruch denkbar?

Wüßten unſere Politiker, daß die ächte Probe der Wohlfahrt eines Volkes immer und ewig das Verhältniß der menſchlichen Arbeit zu den Naturgütern, insbeſondere zu dem Boden iſt, ſo würden ſie auch nicht ſo rechnen als die oberflächliche Menge. Die Menge nimmt den Maaßſtab des Werthes nur von Dingen, die ſie im Taumel des täglichen Lebens bedarf und begehrt. Je mehr das Bedürfniß und die Nachfrage nach dieſen Dingen ſteigt, deſto mehr muß auch ihr Werth ſteigen, d. h. deſto mehr werden ſich die Menſchen darum bemühen; was wieder ſo viel heißt als: die menſchliche Anſtrengung, die Arbeit wird im Werthe (im Verhältniſſe zu den begehrten Dingen) ſinken. Wie ſich hieraus nun deutlich ergibt, daß der Werth der Dienſte und Arbeiten zu dem Werthe des Bodens in dem Verhältniſſe des Gewichtes zum Gegengewichte ſteht, ſo entſcheidet ſich auch leicht, ob es für ein ganzes Volk (nicht für einen kleinen Theil) beſſer iſt, daß die Ueberwucht auf der Seite der menſchlichen Dienſte und Arbeiten, oder daß ſie auf der andern ſey; — wenn man nicht etwa die Menſchen um ſo glücklicher achtet, je mehr ſie ſich für ihre Bedürfniſſe abquälen müſſen. Darum iſt es, um das Vermögen zweier Völker zu vergleichen, (falls man nicht nutzloſen Unſinn liebt) unerläßlich, vorerſt in jedem einzelnen Volke auf das Verhältniß der Arbeit zu den gewöhnlichen

Lebensbedürfnissen zu blicken. Wenn selbige Verhältnisse sehr verschieden sind, so ist aus einer Vergleichung der Geldsummen für Boden, Häuser, Hausthiere, sammt den beweglichen Dingen, weder für das innere Glück noch für die politische Kraft etwas Sicheres abzuleiten. Freilich ist aus einem günstigen Verhältnisse noch nicht auf Nationalkraft zu schließen. In Europa wie in Nordamerika gehört zur Nationalkraft eine gewisse Seelenzahl. Aber da die Nationalkraft vor Allem von dem guten Willen der Seelen abhängt, und dieser wieder von einer Lage, worin Jedermann leicht fortkommt: so leisten die Berechnungen unserer Statistiker dafür so wenig, daß sie vielmehr die Täuschung befördern, an Ueberfluß und Gedeihen des Ganzen zu glauben, wo im Einzelnen nur Noth und Verderben ist.

Wem diese Kritik Beweis genug ist, daß unsere Bücher über National-Oekonomie die Frage nach den Wirkungen der Auswanderung nicht beantworten, für den können auch die ferneren Bemerkungen nicht verloren seyn.

Die letzte Quelle des National-Vermögens ist in Deutschland wie überhaupt, einer Seits die Productionskraft des Bodens, anderer Seits der menschliche Fleiß, oder mit einem der Klarheit dienlichern Ausdrucke, die Aufgelegtheit der Menschen zur Arbeit. Ueberall gilt es als Thorheit, im Anschauen der Früchte den Werth des Baumes selbst zu übersehen, und der bequemern Ernte wegen den Stamm niederzuhauen. Aber gegen den Boden und die menschliche Natur versündigt man sich leider so sehr, über dem Anschauen der im Volke gerade vorhandenen Erzeugnisse, deren beide Quellen völlig zu vergessen. Man vergißt nämlich, daß alle Waarenvorräthe bedeutungslos sind gegen die sie erzeugenden Kräfte, wie es ja auch die für das freiere Spiel dieser Kräfte aufgeführten Werke sind. Was würden die schönsten Wohnungen nutzen, wenn durch irgend ein Geschick die Productionskraft des Bodens plötzlich versiegte? was die größten Fabrikanlagen, wenn eine böse Pest die Arbeitsamkeit selbst zerstörte? Und dennoch ahnet man nicht, daß die Frage

nach den Wirkungen der Auswanderung auf das Vermögen Deutschlands, zuäußerst fragt, was für jene beiden Quellen zu besorgen oder zu hoffen sey.

Die offenbarste Folge der Auswanderung der Bodenbesitzer ist ein Sinken des Boden-Preises. Wer dabei stehen bleibt, der muß allerdings die Auswanderung für eine neue Ursache der Verarmung halten; gewißlich aber nicht Die, welche weiter blicken und stäts das ganze Verhältniß des Bodenwerthes zum Werthe der menschlichen Arbeit beachten. Sie werden sich vorsagen, daß überall, wo der Werth des Bodens den der Bestellung so beherrscht als in Europa, es keineswegs Lust und Vergnügen sey, was zur Ackerarbeit bestimmt; daß nur die harte Noth dazu antreibe, und daß diese auch gleichzeitig zur Bettelei, zum Betruge, zum Diebstahle und zum Raube antreibe. Die sentimentale Albernheit mag hin und wieder in Sittensprüchen Surrogate für den erquickenden Lohn finden. Aber so lange sich selbige Tugend nicht mehr in Deutschland verbreitet, kann mit dem Sinken des Bodenwerthes die Lust ihn zu bearbeiten nur steigen; wenn nicht etwa Staatslasten und Krieg es verhindern. Darum, — da die Productionskraft des Bodens von den Auswanderern nicht mitgenommen wird, die Productionskraft der Menschen aber mit dem Reize einer bessern Belohnung wächst, — ist nicht einzusehen, wie die Verarmung zunehmen sollte. Oder bezweifelt man, daß unsere Landleute die Aecker mit mehr Lust bestellen werden, wenn sie von den Früchten mehr für sich behalten dürfen als jetzt? Keine Art Industrie gibt auf die Dauer guten Lohn, wo die menschliche Arbeit überhaupt schlecht belohnt wird; und wenn auch die Deutschen Fabrikanten und Manufacturisten (d. h. diejenigen, welche im Schweiße des Angesichtes die Waaren verfertigen, nicht die, welche sie bloß verfertigen lassen) zunächst in der Verminderung ihrer eigenen Zahl und in einem größern Absatze die Verbesserung ihres Zustandes suchen, so würde ihn doch das allgemeine Steigen der rohen Arbeit schon

deshalb nicht verschlimmern, weil sie selbst dazu übergehen könnten. — Das Uebel würde einzig darin bestehen, daß Alle, deren Existenz sich mehr auf den Besitz als auf eigne Arbeit stützt, verlören. Dagegen wäre aber dreist zu fragen, inwiefern sich das Glück des Vaterlandes verschlechtere, wenn der Luxus der Reichen sich etwas einschränken müßte, während die drohende Noth der Armen sich minderte? Und noch nachdrücklicher wäre zu fragen, wie viel Familien es (neben den wenigen Ueberreichen) in Deutschland gebe, welche die Aussicht hätten vom Selbstarbeiten dispensirt zu bleiben? was insbesondere die hohen Preise des Bodens helfen, wenn dessen Zersplitterung für und für zunehme? Die Zahl Derer, die ihren Sprößlingen eine sorgenfreie Aussicht auf den Ertrag ihrer Aecker hinterlassen, war schon vor Jahrhunderten geringe; wie das Erstgeburtsrecht, die Auswanderung des Adels nach Osten, dessen Bewerbung um geistliche und weltliche Pfründen ꝛc. stäts bewiesen haben; wiewohl man jetzt erst, da diese Auswege versagen, zum schärferen Nachdenken darüber gelangt. Wollen die Minder-Begünstigten nicht mitauswandern, um für den Werth ihrer heimathlichen Aecker, welche sie nicht ernähren, in der Fremde weite Strecken anzukaufen, so werden sie sich zum Selbstarbeiten entschließen müssen; und darum durch das Auswandern Anderer an der Einträglichkeit ihrer Körperkräfte (deren Gebrauch auch nur so von der alten Verachtung befreit werden könnte, insoweit dieß in Europa überhaupt möglich ist) viel mehr gewinnen, als durch das Sinken des Bodenwerthes verlieren.

„Indeß, wird man einwerfen, für das Sinken des Boden„werthes bedarf es nicht gerade der Auswanderung der Vermö„genden. Da die bloße Verminderung der Bevölkerung dazu „hinreicht, so müßte man, falls davon wirklich eine Verbesse„rung zu hoffen wäre, immerhin wünschen, daß nur die Aer„meren auswanderten. Die Armuth vermehrt allerdings die „Schwäche Deutschlands, und 10 Millionen mit gutem Auskom„men schützen die Ordnung im Innern und die Sicherheit „nach außen kräftiger als 30 Millionen Armer, die ohne In-

„teresse für das Bestehende zu jedem beliebigen Zwecke zu din„gen sind. Aber die vermögenden Auswanderer schleppen „ja das Vermögen mit fort, und darin steckt doch kein „Gewinn für die Heimath.“

Auch dieser Einwurf ist leicht zu beseitigen. Was für Vermögen kann fortgeschleppt werden? Den Boden müssen die Auswanderer wohl zurücklassen. Sie können also nur Geld, bewegliche Sachen und Schuldverschreibungen mitnehmen; und wie verhält sich Selbiges zu den erwähnten Quellen des Vermögens überhaupt?

Wenn die Summe des in Deutschland umlaufenden baaren Geldes gegen die Summe des Güterwerthes unbedeutend ist (woran niemand zweifelt der die Baarschaft eines einzelnen Städtchens mit den übrigen Gütern dieses Städtchens verglichen hat *), so ist auch nicht zu fürchten, daß mit dem bloßen Abflusse des baaren Geldes das Vermögen verschwinde. Man nehme an, daß irgend ein Feind Deutschland seine Baarschaft raube, um damit das National-Vermögen zu vernichten; wie würde diese Maaßregel ihrem Zwecke entsprechen? Im innern Nordamerika läßt sich erfahren, wie entbehrlich auch für den Europäer das Geld ist, sobald er sich einmahl eingerichtet und orientirt hat. Ohne Zweifel würde es in Deutschland eben so seyn, wenn dessen Bevölkerung nicht in dem größten Mißverhältnisse zum Boden wäre. So aber wie es steht, muß Industrie und Handel mit dem Auslande aushelfen, und darin würde das Verschwinden des Geldes freilich bedeutende Störungen erzeugen, wenn es plötzlich statthätte. Ein allmähliges Entziehen der Baarschaft wird sich hingegen durch den Verkehr mit dem Auslande stäts ausgleichen; weil die Ge-

*) Die Summe aller Gold- und Silbermünzen im Preuß. Staate beträgt keine 250 Millionen Thaler. Man vergleiche damit den Bodenwerth sammt dem Werthe der Baulichkeiten.

sammtrichtung des ausländischen Handels nicht auf die edeln Metalle Deutschlands, sondern auf dessen Agricultur- und Industrie-Erzeugnisse geht. Könnte man also nicht beweisen, daß die Production dieser Erzeugnisse durch die Auswanderung sehr leiden werde, so wäre auch von dem Mitauswandern der Baarschaften nichts zu besorgen. Ein solcher Beweis ist aber unmöglich, so lange wir mehr noch als über die schlechte Belohnung der menschlichen Arbeit in der Industrie sowohl als in der Cultur des Bodens über völlige Arbeitslosigkeit zu klagen haben.

Wo drückende Noth, trübe Aussichten und Sehnsucht nach einem günstigern Spielraume für die Kräfte, das Motiv der Auswanderung ist, da wird sie mit der guten Wirkung für das Vaterland von selbst aufhören; und darum ist auch in Deutschland keine übermäßige Fortdauer zu fürchten; wenn nicht politische Uebel sie nähren, und es nicht an Belehrung gegen übertriebene Erwartungen von fremden Ländern fehlt. Die Auswanderer mögen noch so viel Baarschaft und andere bewegliche Dinge mitnehmen und auch für ihre Schuldverschreibungen fortfahren, jährlich einen Theil der Früchte zu ernten, die sie nicht gesäet haben: die Zunahme der Arbeitsamkeit wird es bald überwiegen, wenn es nicht schon allein die Verminderung der Opfer für die Armuth und für den Schutz gegen die Diebe und Räuber thun sollte. Gewiß ist, daß diese Verminderung überall die Folge des Auswanderns seyn muß, wo dadurch der Werth der Arbeit gegen die ersten Lebensbedürfnisse steigt; und wenn in Deutschland Jedermann seinen Unterhalt so leicht verdienen kann als in Nordamerika, so werden auch die Klagen über Armuth und Unsicherheit des Eigenthumes so verstummen als dort; es sey denn, daß man durch künstliche Mittel zum Müßiggange und zur Schwelgerei verleitete, und der natürlichen Neigung der durch die Armuth noch nicht verdorbenen Menschen zur nützlichen Thätigkeit den Weg verträte.

Wenn somit die Besorgniß verschwindet, daß die Auswanderung nicht allein dem Staate entziehe, was die Auswanderer mitnehmen, sondern, indem sie den Bodenwerth verringere, die mittleren Grundeigenthümer noch tiefer herabbringe: so braucht man gegen die Furcht, daß sie die ungleiche Vertheilung des Vermögens mehr und mehr steigern müsse — da weder die Mittel-Classe, noch die Armen, sondern einzig die Reichen die Güter der Auswanderer ankaufen würden — nur zu bemerken, daß, da die Reichen nicht selbst arbeiten, ihre Abgaben für die Arbeit immer von der Zahl der Armen abhängen werden; daß jemehr diese Zahl wachse, desto mehr der Preis der Arbeit falle; darum die Zunahme der Armuth offenbar sehr verhindert werde, wenn Familien auswandern, deren Wohlstand nicht von Dauer seyn kann. Ist es wahr, daß in Deutschland die Gefahr zu verarmen den meisten Familien von mittlerem Vermögen drohet, so ergibt sich auch was die Auswanderung abwenden könnte. Ohne Auswanderung werden eben Diejenigen, um derentwillen man das Sinken der Güterpreise gerne verhüten möchte, gewiß verarmen. Nun fragt sich: ist es besser, dem Sinken entgegenzugehen und durch Theilnahme an dem Coloniſiren den Verlust wieder auszugleichen, oder sich ruhig zu verhalten? Wie einleuchtend ist doch der Nutzen dieser Theilnahme bei einer einzelnen Familie, deren Vater, in der Voraussicht daß in dem gewöhnlichen Geleise der Zersplitterung sein Vermögen keinem seiner Kinder das Auskommen sichern werde, bei Zeiten einige Söhne für die Fremde ausrüstet, in der selten täuschenden Hoffnung vor seinem Tode die Gesammtmasse der Güter so vermehrt zu sehen, daß er die der Heimath ungeschmälert einem Sprößlinge allein hinterlassen dürfe?! Streben die Familien von mittlerem Vermögen überhaupt sich auf diese Weise zu decken, so werden die Reichen durch die Ankäufe des Bodens von den wenigen, die ganz (mit allen Gliedern) auswandern, nicht so viel gewinnen, daß sich das Loos der Armen verschlimmert; wogegen die

fortwährende Verarmung der Mittelclasse dem Vaterlande das Aergste verheißt.

Ist hiedurch bewiesen, daß Deutschland sogar bei der Auswanderung der Wohlhabenden nichts einbüßt, so stelle ich zum Schlusse die Frage: wie aber wenn eben diese Auswanderung die der Armen nachzieht? Oder zweifelt man noch, daß eine Menge bemittelter Deutschen Colonisten in Nordamerika, sobald sie einmahl festen Fuß gefaßt hat, den armen Mitbrüdern die Hand reichen könne, falls die zurückgebliebenen Wohlhabenden und der Staat es nicht selbst verhindern? Man vergesse doch die wichtige Wahrheit nicht, daß während in Europa das Streben nach Vermögen mehr gegen die Mitmenschen geht als gegen die Natur, und darum auch das Steigen des Gesammt-Vermögens eine bloße Täuschung der Uebervölkerung und ungleichen Vertheilung der Güter ist: in Nordamerika durch die Zunahme der Ansiedelungen das Gesammt-Vermögen wirklich wächst, und zwar allein auf Kosten der Erde, die an unbearbeiteten Theilen verliert.

Vier und funfzigster Auszug.

Wenn ich in diesem Tagebuche blättere und so oft auf die Klagen über Verwirrung und Widersprüche stoße, so fällt mir unser alter Kanzlei-Styl ein, der so gerne mit den Worten anfing „man hat mißfälligst bemerken müssen.“ Sie sollen einmahl einen Franzosen, der an den Stadtthoren am Niederrheine die verschiedenartigsten Verordnungen alle mit dem-

ſelben Eingange und von derſelben Perſon unterzeichnet fand, zu dem Ausrufe gebracht haben, das müſſe ein ſehr verdrießlicher Herr ſeyn. — Dennoch gerathe ich immer von neuem in den nämlichen Ton.

Der Satz, daß man zur Beurtheilung der Entwicklung eines einzelnen Menſchen wie eines ganzen Volkes deſſen Vorbild kennen müſſe, und daß dazu wieder die Kenntniß der allgemeinen menſchlichen Entwicklungsbahn gehöre, wird an ſich (in abstracto) von niemanden beſtritten oder bezweifelt. Aber in der Anwendung verläugnen wir ihn überall. Vergebens forſcht man in den größten Bibliotheken nach einer nähern Belehrung über jene Bahn; geſchweige daß irgend eine Schrift über die Germanen daher den Aufſchluß gezogen hätte. Freilich liegt, wie jedem Urtheile, ſo auch den Urtheilen über die Germanen eine gewiſſe Norm zum Grunde. Allein mein Vorwurf lautet, daß man ſie bewußtlos gebrauche, d. h. daß man ſich um die Vorſtellungen, die das Hirn zum Urtheilen mitbringt, nicht kümmere. Wer den menſchlichen Werth in dem Gelde und äußerer Habe ſucht, deſſen Vorbild tritt zwar vor aller Welt zu ſchroff auf, als daß ihm heutzutage eine Stimme über die Höhe und Tiefe der Entwicklung zugetraut werde. Aber die Fähigkeit unſerer Deklamatoren über Patriotism verdächtigt Keiner; und daran iſt nichts Anderes ſchuld, als die völlige Vernachläſſigung jener Vorſtellungen. Wer den Boden, den man einmahl innehat, ſo überſchätzt, bei den Worten „Vaterland und Geſchichte" mehr daran zu denken als an die Stammgenoſſen, wer es Patriotism nennt, ſogar dann noch wie eine Wucherpflanze an der alten Stätte zu hängen, wenn ein fremder Eroberer jede freie Entwicklung zertritt, der kann unmöglich ein unbefangenes Urtheil über die Germanen fällen, die ſich überall heimiſch fühlten, wo ſie ſich von Stammgenoſſen umgeben ſahen. Die Deklamationen von der Unverträglichkeit eines unſtäten Lebens mit Cultur zeugen ſchlecht für Cultur, wenn die Stätigkeit bis zur Einwurzelung geht. Wer ſo ſtätig iſt, den

ewigen Ruf zur colonisirenden Benutzung der Erde zu überhören, der steckt in dem andern Extreme, worin der menschlichen Entwicklung ärgere Gefahren von der Verzerrung drohen, als in der größten Unstätigkeit von der Rohheit. Sicher ist es auch die Ueberschätzung der Scholle, was zu dem Zusammenwerfen der Germanen mit den Indianern verführt hat. Unter allen Aehnlichkeiten muß den colonisationsscheuen Europäern dasjenige Merkmahl am meisten imponiren, was ihren Theorien nach schon allein zur Rubrik der Abenteuerei oder Rohheit ordnet.

Außer dem Merkmahle der Unstätigkeit hat aber auch das der Kriegslust irregeleitet. „Die Germanen, sagt man, waren zu Tacitus Zeiten noch in der Periode der rohen Kraft, worüber die Reflexion wenig vermochte; dasselbe gilt von den Indianern". Aber die Phrasen von Wildheit und Rohheit lassen eben so im Stiche als die Kritik nach den Lebensweisen; da es neben der Reflexions-Schwäche doch für die Beurtheilung eines Individuums sowohl als einer ganzen Gruppe wahrlich nicht gleichgültig ist, wie die rohe Kraft (d. h. von welchen Trieben und Leidenschaften sie) bewegt wird. Und wer, um diesem Einwurfe auszuweichen, von dem Motive der Ehr- und Ruhmliebe spricht, den muß ich mit der Erklärung überraschen, daß auch dazu eine Vorbereitung gehört, die man bisher nicht ahnete, und ihm zumuthen das 5. Capitel des 2. Buches meines Werkes über die wesentlichen Verschiedenheiten der Staaten zu lesen, um sich zu überzeugen, wie verkehrt es ist, jene Liebe wie eine einfache Eigenheit unser Natur zu behandeln. Ich habe gezeigt, daß sie immer und überall aus zwei durchaus verschiedenen Wurzeln entspringt; nämlich eines Theils aus dem bloßen Streben die Existenz zu behaupten, andern Theils aus dem Streben nach Vervollkommung (zum Bessern, zum Höhern, oder welchen Ausdruck man lieber hat). Daraus folgt aber, daß, weil keinem gesunden Erwachsenen die Wurzeln ganz fehlen, ihm auch das Product nicht ganz fehlen kann. Wie verhält sich nun hiezu die gewöhnliche Eintheilung der Völker nach dem

Ehrgefühle, die nur auf deſſen Stärke und Schwäche achtet? Und wenn auch dunkel an einen andern (ich möchte ſagen qualitativen) Unterſchied gedacht wird, was hilft es, ſo lange man nicht zu jenen Wurzeln ſteigt?

Wie alſo einer Seits die practiſche Stätigkeit unſerer Culturträger, ſo iſt anderer Seits deren theoretiſche Oberflächlichkeit anzuklagen, wenn ſie die Germanen mit den Indianern vergleichen und, ohne zu erwägen daß die Empfänglichkeit für Kriegsruhm den cultivirten Völkern ſo gut eigen iſt als den rohen, leichtſinnig über Züge weggleiten, die ſich dem vorſichtigen Beobachter beim erſten Blicke offenbaren. Wenn nämlich die Scale der Vorbilder es iſt, wonach man die menſchliche Entwicklung zu prüfen hat, ſo bedarf es ja zur ſchärfſten Sonderung der Germanen und Indianer nur einer flüchtigen Betrachtung der Vorbilder, denen beide in ihrer Kriegsluſt nachrangen. Freilich waren die Ideale der Germanen von den Griechiſchen, den Römiſchen, den Puniſchen Idealen ziemlich verſchieden; und die Helden, welche ſie zur Bewunderung und Nacheiferung begeiſterten, können ſich nicht neben einen Xenophon, Scipio, Hannibal, oder Cäſar ordnen. Aber man vergeſſe darum nicht, daß die Römiſchen Imperatoren gerade aus den Germanen die zuverläſſigſten Krieger bildeten; da doch ſowohl die Franzoſen als die Briten, die Holländer als die Spanier ihre Indianiſchen Hülfstruppen von jeher wie abgerichtete Thiere behandeln mußten.

Wie die Unbekanntſchaft mit der allgemeinen Entwicklungsbahn die Würdigung der Germaniſchen Entwicklung nach der Höhe und Tiefe verhindert, ſo verhindert ſie noch mehr die Würdigung nach den Zeichen der Geſundheit und Krankheit. Und dennoch ſcheiden dieſe Zeichen die Germanen von den Indianern ſo auffallend, daß ich erſtaune, ſie ſo gänzlich unbeachtet zu ſehen. Auch die Germanen liebten eine regelmäßige Beſchäftigung nicht, ſo wenig Knaben ſie lieben. Aber ſchon in ihrer rauhen Heimath waren ſie wider die Folgen der Ungebundenheit nicht ſo ſtumpfſinnig als

die Indianer. Stäts hielten sie die zum Kriege Untauglichen zum Ackerbau und zur Viehzucht an; und sobald sie in mildere Climate kamen, entsagten sie der alten Lebensweise mehr und mehr; wogegen die Indianer Nordamerika's vor wie nach die schönsten Länder der Erde in einer Sorglosigkeit durchschweifen, die sie für und für in Lagen bringt, worin jegliches menschliche Gefühl vor einer grausigen Noth verstummet. Außer der Verzerrung des Strebens nach Ehre und des Geschlechtstriebes ist es diese Noth, welche den Indianern einen Typus aufgedrückt hat, der sie so sehr von der gesunden Frische der Germanen unterscheidet.

Die völlige Unschuld der Völker ist ein Spiel der frommen Schwärmerei. Es geht der menschlichen Natur wie dem Boden der Erde, dem sie angehört. Die giftigen Pflanzen schießen mit derselben Ueppigkeit empor als die heilenden, und geräth durch äußere Fügungen mehr schlechter als guter Samen auf den jugendlichen Acker, so ist für eine glückliche Ernte wenig Hoffnung. Ueber die Germanen hat ein gnädigeres Geschick gewaltet als über die Indianer. Auch ihre Entwicklung hätte, wie die von wirklichen Knaben, durch Reizung des Geschlechtstriebes entmarkt, oder durch Verlokkung des Ehrgefühles und durch Noth verzerrt werden können. Aber die gesammte neuere Geschichte beweiset, daß die Römer keine übertriebene Vorstellung von der Germanischen Gesundheit hatten. Ohne die großen Ereignisse, welche von Germanien über die Erde ausgegangen sind, in deren Folge bis auf den heutigen Tag fast alle Meere und Länder von Germanischen Sprößlingen beherrscht werden, müßten die Schilderungen des Tacitus die Treue der historischen Muse selbst verdächtigen. Er hat ein solches Bild einer reinen gesunden kräftigen Entwicklung entworfen, als wäre es ihm nur um Geißelung der Römischen Verdorbenheit zu thun gewesen. Aber wer es wirklich für idealisirt hält, der überhört das unwiderlegliche Zeugniß der spätern Ereignisse. Eben diese Schilderungen bieten den Schlüssel zu allen jenen weltverändernden Begebenheiten, die ja ohne eine

ähnliche Stätte von Keimkraft wie die Germaniſche, ſchlechthin unerklärlich ſeyn würden. Man nehme es mir alſo nicht übel, daß ich es für den Zuſtand der Europäiſchen Cultur nicht gleichgültig achte, ob ſtatt der Germanen die Indianer Nordamerika's in die Länder des Römerreiches eingedrungen wären.

Indeß um die Germanen genau zu kennen, genügt es nicht, ſie von den Indianern zu unterſcheiden; und was dabei von der Höhe und Tiefe der Entwicklung, von ihrer Geſundheit und Krankheit und den kriegeriſchen Vorbildern geſagt worden, reicht zu einem vollſtändigen Gemälde nicht hin. Dazu gehört, Alles was ſie trieb und bewegte (ihre Strebungen, ihre Werthvorſtellungen), Schritt vor Schritt durchzugehen; und ich freue mich, dafür eine Methode zu wiſſen, die ſchnell zu einer Helle verhilft, woran bisher nicht zu denken war. Sie beſteht nämlich in dem Gebrauche des von allen unſern Geſchichtsforſchern vernachläſſigten Satzes, daß man die Sinnesart der einzelnen Glieder eines Volkes nicht ohne Kenntniß ihres politiſchen Bandes zu beurtheilen vermöge; daß aber von dieſem Bande mit Sicherheit auf die weſentlichen Züge der Individuen zu ſchließen ſey, ſo wie umgekehrt von den letztern auf erſteres. Könnte man auch jedes Individuum für ſich ſo beobachten, wie es nur in lebenden Völkern möglich iſt, ſo würde man doch um diejenigen Handlungen in Verlegenheit ſeyn, welche über das Innere einen untrüglichen Aufſchluß geben; wogegen ein conſtantes politiſches Verhalten ſofort die regierenden Intereſſen anzeigt. Iſt es aber zur Beurtheilung der Menſchen der Gegenwart ſelten genug, ſie bloß im Familienleben zu betrachten, ſo darf man um ſo weniger bei denen der Vorzeit darauf bauen. Die Strebungen und Intereſſen der Germanen ſind zwar von Cäſar und Tacitus ſehr deutlich bezeichnet. Allein dennoch ſind ſie nur in ihrem Verhältniſſe zum politiſchen Bande begreiflich. Wieviel unſere Gelehrten

von dem Zuſammenhange der Cultur mit der Politik ſpüren, offenbart ſich darin, daß man ſogar von einer gänzlichen Geſchiedenheit der Culturgeſchichte von der politiſchen träumt, und von einer hohen Entwicklung ſchwatzt, die das politiſche Getriebe nie zu berühren brauche. Dergleichen Gelehrtheiten ſind ſchädlicher als die taumelnde Zerſtreuung der Weltmänner. Ich verzweifle noch nicht ſo völlig, dieſe durch Rütteln und Zurufen zur Beherzigung von Wahrheiten zu bringen, welche man bisher in Europa nicht mehr beachtete als in China und Japan. Aber wie wäre einem Theoretiker beizukommen, der ſeine Irrthümer Jahrelang in öffentlichen Reden und Schriften als tiefe Weisheit ausgeboten hat?

Das Band, welches die Menſchen zu einem Staate zuſammenhält, iſt, ſey es auch noch ſo ſanft, einſchränkend für den Einzelnen; und man darf nicht annehmen, daß irgend jemand ſich ohne Grund ihm füge. Wo keine äußere Macht dazu zwingt, da muß es innere Motive geben, und die können in nichts Anderm wurzeln als in Intereſſen. Intereſſen aber, derentwegen ſich ein Menſch dem Willen anderer unterwirft, können nicht ohne den größten Einfluß auf ſein ganzes Leben ſeyn. Darin liegt die nähere Erörterung des Satzes, daß ſich von der Natur der Staatsgewalt auf die Natur der Bürger ſchließen laſſe. Wer noch mehr darüber wünſcht, der erwäge Folgendes. Wo der Wille eines Einzelnen herrſcht, da gibt es auch Stützen für deſſen Macht. Es ſeyen Motive der Anhänglichkeit oder religiöſe oder Rückſichten auf Geld und Geldeswerth, oder was weiter: die zu den Stützen gehörenden müſſen das Uebergewicht haben, ſonſt würde die Autokratie nicht beſtehen. Ein Aehnliches gilt von jeglichem andern Staatsregimente. Wer alſo (ich hätte wohl Luſt dieſe Worte in Muſik ſetzen zu laſſen) ganze Völker beurtheilen will, der hat, wie bei der Beurtheilung von Individuen, auf Das zu ſehen, was ſie bewegt, auf ihre Intereſſen. Die Intereſſen hängen aber von den Strebungen ab, und die Strebungen von der Entwicklung. So muß es Je-

dem einleuchten, daß aus dem politischen Bande ein besserer Aufschluß über die Entwicklung und Cultur zu ziehen ist, als man bisher von äußern Sitten und Gebräuchen, von den Lebensweisen, von den Länder-Grenzen, den Wanderungen und Kriegen der einzelnen Stämme, dafür anzuführen pflegte. Nur wolle kein Schalk dieses Band mit der nackten Staatsform verwechseln.

Wohlan denn zur Sache. Was war das politische Band der Germanen, und wie liefert es den verheißenen Aufschluß über Das, was sie belebte und bewegte?

Einem Bürger der neueren Staaten wird es sehr schwer, sich bei den Worten „politische Ordnung, politisches Band," der Gedanken an Zwang zu erwehren, der jetzt ja kaum irgend einem kleinen Dorfe entbehrlich ist. Allein nur eine kurze Zeit im innern Nordamerika zugebracht, und es wird besser gelingen; — aus keinem andern Grunde, als weil hier diejenige Menschenclasse fehlt, weshalb der Zwang im heutigen Europa unentbehrlich ist. Sie fehlte aber eben so gut unter den Germanen; und deren politisches Band hatte immerhin so viel mit dem der Amerikanischen Union gemein, daß es durch die freie Concentrirung der Interessen sämmtlicher Familien entstand. Es gab damahls noch keine Gewalt in Deutschland die, auf eine Volksclasse sich stützend, die anderen durch Furcht beherrschte. Darin sind alle Nachrichten einig, und Tacitus drückt sich darüber (de morib. Germ. cap. 7 u. 11.) in folgender Weise aus.

„Die Germanen wählen ihre Könige und Heerführer „selbst, und beide regieren mehr durch Beispiel als durch „Befehle. Die öffentlichen Angelegenheiten werden in „allgemeinen Versammlungen geschlichtet; nur Gegen„stände von geringerer Wichtigkeit sind der Berathung „der Fürsten überlassen. Sie sind für ihre persönliche „Freiheit so eifersüchtig, daß sie sogar dem Scheine der „Befehle ausweichen und absichtlich zögern um bei öffent„lichen Versammlungen nicht zu gleicher Zeit einzutreffen, „wodurch oft mehrere Tage verloren gehen. Sie setzen

„ſich bewaffnet nieder, wo es ihnen gefällt und wo ſie
„Platz finden. Die Könige oder Fürſten halten dann
„Vorträge, die mehr dahin gehen zu überreden als zu
„befehlen. Wenn die Richtung der Rede gefällt, ſo er-
„folgt die Zuſtimmung durch Zuſammenſchlagen der
„Spieße, wenn nicht, ſo wird ſie durch murrendes Ge-
„räuſch verworfen.“

Was lag dieſem Zuſtande zum Grunde? Welche Rückſichten waren es, die das Volk an eine Ordnung feſſelten, wozu die Furcht vor der Uebermacht der Herrſcher ſo wenig beitrug? Waren es Ideen von Menſchenrechten, geläuterte Vorſtellungen von Freiheit, d. h. Vorſtellungen von dem Rechte, nur von der eignen Einſicht abzuhängen, nur durch Impulſe der eignen Vernunft geleitet zu werden? Die Deklamationen über die hohen Tugenden der Germanen gehen wirklich auf ſo Etwas hinaus. Ich ſage „ſo Etwas“; denn Klarheit iſt dort nicht zu ſuchen, wo man die, in jedem Kinde wie in dem wildeſten Indianer lebende, Neigung zur Ungebundenheit mit einem Streben verwechſelt, was die letzte und beſte Frucht der allmählig zur Herrſchaft gediehenen Denkkraft iſt. Um dergleichen Verkehrtheiten zu entblößen, erwäge man nur, was derſelbe Römiſche Geſchichtſchreiber über die Kriegsluſt der Germanen und ihren Widerwillen gegen die Arbeiten des Friedens berichtet, und frage ſich, wie Das mit einer hohen Entwicklung vereinbar ſey.

Im Capitel 14 von den Sitten der Germanen heißt es:

„Sie ſind nicht ſo leicht zu beſtimmen, die Erde zu
„pflügen und die Ernte abzuwarten, als den Feind
„herauszufordern und Wunden zu holen. Im Gegen-
„theile, es dünkt ihnen träge und feig, mit Schweiß zu
„erringen, was mit Blut zu erlangen iſt *).“

*) Nec arare terram aut expectare annum tam facile persuaseris, quam vocare hostes et vulnera mereri. Pigrum quinimmo et iners videtur, sudore acquirere, quod possis sanguine parare

Ferner im Capitel 15:

„Sind sie nicht im Kriege, so bringen sie viele Zeit mit „Jagen hin, und mehr noch in Unthätigkeit, schlafend „oder zechend. Während die Weiber, die Alten und die „Schwachen das Haus und die Aecker bestellen, sind ge„rade die Tapfersten und die Streitbarsten ganz unthä„tig; eine wunderbare Verschiedenheit derselben Natur, „daß dieselben Menschen so sehr die Unthätigkeit lieben, „und wiederum die Ruhe so sehr hassen" *).

Endlich im 4. Capitel heißt es:

„Ihre großen Leiber sind nur für stürmische Anstren„gungen (tantum ad impetum valida); für andere ge„bricht es ihnen an Ausdauer".

Cäsar erzählt gar (de bello Gallico lib. 6. cap. 22), daß ihre Einrichtungen geradezu bezweckten, die Liebe zum Ackerbau zu ersticken. Deshalb blieben die Aecker in Gemeinschaft; deren Besitzer jährlich wechseln müßten, um sich nicht zu sehr an einen bestimmten Ort zu fesseln und so die Neigung zum Kriege zu verlieren. Auch Tacitus spricht von einem jährlichen Wechsel der Aecker, ohne jedoch jenen Grund anzugeben. Weil dieser Zug aber mit der übrigen Ungebundenheit nicht gut vereinbar ist, so vermuthen Einige, daß die Römischen Historiker die Eigenheiten einzelner Stämme oder Kriegerschaaren zu allgemein genommen hätten.

Dem sey indeß wie ihm wolle, man lasse sich nicht durch Gedanken an Spartanische Institute irren. Selbst bei den Spartern war die Liebe zur Freiheit und zum Vaterlande ohne jene höhere Weihe. Wo die wildesten Fehden den gemeinsamen

*) Diese Phrase könnte dem Römer von einem bissigen Anthropologen den Vorwurf zuziehen, er habe die natürliche Eigenheit der jugendlichen (rohen) Kraft, zwischen solchen Extremen zu schwanken, nicht gekannt.

Ruf der Menschheit zu einem über die irdischen Collisionen erhabenen Loose verläugnen, wo die Kriege keinen andern Grund haben, als Ehrsucht oder die Lust an Abenteuern und die Begierde nach Gütern, die durch friedliche Arbeit zu erwerben zu mühsam scheint, da ist kein Streben nach Unabhängigkeit zu suchen, was nur die höchste Entwicklung gebärt. Ich habe an einem andern Orte gezeigt, daß dieses Streben sich genau verhält, wie das Streben allein von der Denkkraft abzuhängen, und eigentlich einerlei mit ihm ist. Sogar in den ausgezeichnetsten Völkern war es keineswegs allgemein. In seiner vollen Reinheit hat es immer nur wenige Menschen beseelt; und der Vorzug der Menge bestand bloß darin, daß sie für dessen Abglanz empfänglicher war als früher oder später, und von ihren Häuptern mehr dadurch als durch andere Mittel gelenkt wurde. Wer das einsieht, dem kann nichts verkehrter dünken als es für einen gewöhnlichen Charakterzug aller Germanen zu erklären. Doch die Verbreitung solcher Verkehrtheiten beweiset, wie es um die Cultur und Unabhängigkeit unter den neuern Völkern bestellt ist. —

Wenn nun aber die höheren Vorstellungen von Freiheit an dem politischen Bande der Germanen keinen Theil hatten, so ist auch die aufgeworfene Frage noch nicht beantwortet, und man wird schlechthin wiederholen müssen: welche Rücksichten waren es, die den politischen Organism bildeten?

In meinem Werke über die wesentlichen Verschiedenheiten der Staaten ist zu lesen, unter welchen Bedingungen die Anhänglichkeit die Menschen zu einer Gesammtheit vereinigt, und wie es bald eine Anhänglichkeit aus Schwäche bald eine Anhänglichkeit der Freundschaft bald eine Anhänglichkeit an lebende Vorbilder, oder eine gemischte thut.

Wer dieß auf die Germanen anwendet, der wird vor Allem entdecken, daß Anhänglichkeit aus Schwäche zu ihren politischen Vereinen wenig beitrug; weil es unter ihnen keine ganze Classen gab, die sich selbst als wehrlos betrachtet, die sich selbst

für zu schwach gehalten hätten, ihren Mitbrüdern den nämlichen Schutz zu leisten, den sie von ihnen forderten.

Anders stand es dagegen mit der Anhänglichkeit aus Freundschaft. Man denke an die Gefühle, welche rüstige Knaben aneinander fesseln, und vergesse nicht, daß so lange das Interesse an den leblosen Dingen nicht zur Habsucht geworden, es dem Interesse an den lebenden Mitmenschen das entschiedenste Uebergewicht einräumt; was sich bei den Germanen stäts darin äußerte, daß sie das Vaterland mehr in den Stammgenossen suchten als in der Scholle; statt daß unsere Vaterlandsliebe wie eine hirnlose Pflanze am Boden haftet, wenn man auch auf allen Seiten von fremden Waffendienern fremder Zwingherren umlagert ist.

Indeß noch mehr Antheil an dem politischen Bande hatte die Anhänglichkeit der dritten Art. Die Anhänglichkeit an lebende Vorbilder fehlt am wenigsten in kriegerischen Völkern, und was die Römer über ihre Wirkung in Germanien sagen, das versteht sich im Wesentlichen von selbst; d. h. es läßt sich anthropologisch ableiten. Mit der feierlichen Uebergabe des Schildes und Spießes wurde der Jüngling für reif erklärt; und alsbald schloß er sich derjenigen Krieger-Schaar an, deren Anführer ihm als Vorbild vorglänzte. Diesem nachzustreben, von diesem gelobt zu werder, darauf richtete sich fortan seine ganze Lebenskraft. Anderer Seits (erzählt Tacitus ferner) kannten die Heerführer kein höheres Glück, als von einer großen Zahl solcher Kampfgenossen gesucht zu werden.

Daß für die Zeit wirklicher Kriege nichts weiter nöthig war, die Einzelnen zu einer Gesammtheit zu umschlingen, ist einleuchtend. Aber wie ging es in der Zwischenzeit der Ruhe? Welche Rücksichten erhielten dann die Vereine, und schützten die öffentliche Ordnung vor den Leidenschaften?

Tacitus berichtet, daß der Heerführer auch im Frieden von seinen Kriegsgenossen umgeben gewesen, indem er sie durch Gastmähler und Geschenke gefesselt hätte. —Doch reichte dieß

so wenig aus, als das Ansehen der Könige (die nicht nach kriegerischen Eigenschaften sondern nach der Abstammung gewählt wurden); und das Volk selbst begriff, daß es noch anderer Hülfe bedurfte. Allein die Lehre „wer den Zweck will, der muß auch die Mittel wollen," vermochte nicht genug, und das Recht zum Zwange wurde nur der Gottheit beigemessen.

Das war eine Verlegenheit, woraus nichts retten konnte als die Priester, welche als Stellvertreter der Gottheit auftraten. Der Aberglaube der Germanen räumte den Priestern die Befugniß zu strafen um so williger ein, als das Bedürfniß des Zwanges gegen einzelne Ausbrüche der Leidenschaften allgemein gefühlt wurde, und die Ansichten von Ehre und Freiheit sich durch die Fiction des göttlichen Charakters der Strafenden geschont fanden. Wiederholt erzählt der Römische Historiker, daß eigentlicher Zwang nur von den Priestern ausgegangen sey, und zwar ausdrücklich hinzufügend, als Stellvertretern der Gottheit. (de morib. Germ. cap. 7. und 11.)

Für die Beurtheilung des Einflusses der Christlichen Priester ist es allerdings erheblich, daß die Germanen schon in ihren Wäldern für theokratische Lenkung empfänglich waren. Aber man übereile sich nicht zu der Meinung, daß es bloß an solchen Priestern gefehlt habe, um die Christliche Theokratie einige Jahrhunderte früher zu beginnen. Wie der Knabe zu den Gedanken an höhere Wesen nur allmählig heranreift, so geht es auch mit ganzen Völkern. Wer da beherzigt, daß jede Entwicklung von zwei Bedingungen, von den Reizen und von der Empfänglichkeit dafür abhängt, der bedenke auch, daß es den Germanen nicht an theokratischen Reizen mangeln konnte, falls die Sage von den eingewanderten höher cultivirten Fremdlingen nicht ohne allen Grund ist. Daß Cäsar nichts davon weiß, sogar das Daseyn eines eignen Priesterstandes läugnet (de bell. Gall. lib. 6. cap. 21), und dennoch 150 Jahre nachher (zu Tacitus Zeiten) dieser Stand bereits ein hohes Ansehen genoß, scheint die späteren Nachrichten

von Einwanderern *), die einen Cultus eingeführt und eine weltliche Herrschaft gegründet hätten, sehr zu unterstützen. Jedoch was man auch von der Macht der Asen und des Odin (oder der zwei und mehreren Odin) halten möge, zu einer förmlichen Theokratie ist es in dem alten Germanien nicht gekommen; wenn man anders dazu fordert, daß die von Priestern benutzte Furcht vor höheren Wesen das Band der Gesellschaft sey. — Wie verträglich übrigens theokratische Influenzen mit einem kriegerischen Eroberungsgeiste sind, lehrt die Geschichte aller Zeiten, insbesondere die der Römer, der Araber und die der Christen im ganzen Mittelalter.

Der Zustand der Germanen läßt sich demnach mit Verweisung auf ihre Stufe in der allgemeinen Entwicklungsbahn in folgender Recapitulation zusammenfassen.

Die Liebe zu kriegerischen Unternehmungen und die Neigung zur Erholung im Schooße der Familien und der ländlichen Natur waren die Grundzüge aller. Eine feste Oberherrschaft vertrug sich mit ihrer ungestümen Kriegslust so wenig als mit ihrer Neigung zur ungebundenen Erholung. Nur ein lockeres Band vereinte sie im Frieden. Es war, neben der freundschaftlichen Anhänglichkeit, das durch Geburt oder Kriegstugenden wirkende Ansehen der Häupter, sammt dem lediglich auf religiösen Vorstellungen ruhenden Einflusse der Priester, — der indeß nicht über die Zügelung eines Betragens hinausreichte, das der schon von den andern Potenzen dictirten Ordnung zuwider schien. Dazu nehme man noch eine kurze Bemerkung über die Herrschsucht. In dem Werke über das Wesen der Staaten habe ich gezeigt, daß die Herrschsucht einerlei Quelle mit dem Streben nach Unabhängigkeit hat und ihr in der Entwicklung vorhergeht. Unter den Germanen offenbarte sich diese Sucht nur nach Außen. Aber es würde sehr irrig seyn, bei Dem

*) des Jornandes (de rebus Geticis cap. 33—35) in der ersten Hälfte des 5ten Jahrhunderts z. B., und des Saxo Grammaticus (hist. Danic.), der von zwei Odin spricht, einem Myth-Odin und einem spätern, dem Vater des Balder.

was sie im Innern fesselte, an höhere Ideen, an Vorstellungen von Menschenrechten zu denken. Es that, neben der gegenseitigen Furcht und der nöthigen Einigkeit gegen fremde Völker, allein jene mit religiösen Gefühlen verwebte fast instinctartige Anhänglichkeit, die zwar in einzelnen Familien sowohl als in ganzen Stämmen wie ein glückliches Geschenk des Himmels wirkt, aber nie mit der auf klaren Vorstellungen ruhenden Freundschaft und Vaterlandsliebe zu verwechseln ist. Solche Vorstellungen fehlen überall, wo das Streben zum Bessern (vollkommner zu werden) völlig von kriegerischen Vorbildern beschäftigt und das Große nur in räumlichen Kraftäußerungen gesucht wird. Waren die kriegerischen Ideale auch weniger roh als die der Amerikanischen Indianer, so wird doch niemand von Hoheit und Seelenadel träumen, der erwägt wie es um die Ideale der jetzigen Europäer steht.

* * *

Wenn hiemit das Germanische Element vor der sogenannten Völkerwanderung in deutlichen Zügen vorschwebt, so wäre es nunmehr an der Reihe von den Veränderungen zu reden, die das Kriegsglück darin erzeugt hat; und das erfordert, die Germanen, in ihren siegreichen Unternehmungen gegen die alte cultivirte Welt zu begleiten; allein nicht um zu prüfen, wie diese alte Welt umgewandelt wurde (worauf sich bisher die Aufmerksamkeit der Geschichtsforscher beschränkte), sondern um die innere Umwandlung der Sieger kennen zu lernen. Nächst der Sorglosigkeit um die allgemeine Norm liegt es hauptsächlich an der Vernachlässigung dieser Prüfung, daß alles Tappen in der Vergangenheit uns bisher ohne Belehrung über uns selbst und unsere gegenwärtige Lage gelassen hat. Wenn es wahr ist, daß es bei der Beurtheilung der Menschen, überhaupt weniger darauf ankommt, was sie ausgeführt haben, d. h. welche Wirkungen ihre Handlungen hatten, als deren Motive zu kennen, so muß es auch von weit geringerem Belange seyn zu wissen, wie

die Grenzen des Burgunder-Reiches, des Gothen-Reiches ꝛc. geweſen, als klar einzuſehen von welchen Motiven die herrſchenden Kräfte in jenen Reichen beſtimmt wurden. Nur inſofern die Wirkungen über die Motive Aufſchluß geben, ſind ſie für die Beurtheilung des Germaniſchen Lebens wichtig. Demnach bleibt es, um von der Begleitung der Germanen einen erheblichen Nutzen zu ernten, immer die erſte Bedingung: unverwandt auf ihre Strebungen zu blicken, und alle Begebenheiten und Aenderungen ihrer äußern Lage ſchlechthin nach dem Verhältniſſe zu dieſen Strebungen zu würdigen.

Daß die Arbeit die gewöhnliche Kunde von der alten Römiſchen Welt vorausſetzt, brauche ich kaum zu erinnern; da ich es vorläufig dabei bewenden laſſen darf, was ſo ziemlich unbeſtritten iſt, — bis zu einem Abſchnitte, wo ich auch die Data darüber einer neuen Conſtruction unterwerfen muß.

Es iſt billig mit dem Charakterzuge, der zu den Eroberungen angetrieben hat, zu beginnen.

Man glaubt allgemein an einen unwiderſtehlichen Drang von Oſten. Allein ſchon mehrere Jahrhunderte vor den Hunnen-Kriegen bethätigten die Germanen ſtark genug, daß es keines fremden Impulſes bedürfe, ſie zu Eroberern zu machen. Vielmehr liegt der letzte Schlüſſel in den wenigen Worten des Römiſchen Hiſtorikers: „Die Germanen halten es für träge und feige, durch Schweiß zu erringen, was man durch Blut erlangen kann;“ und es gibt für die Geſchichte der geſammten cultivirten Menſchheit keine wichtigere Stelle. Von dieſem Charakterzuge erſtreckt ſich durch alle Perioden eine unterbrochene Kette von Anſichten und Neigungen, die das Leben der Germaniſchen Völker bis auf die jüngſte Zeit beſtimmt und geleitet haben. Ich will den Beweis ſo ſtrenge zu führen ſuchen, als ob es um Beendigung eines dreihundertjährigen Proceſſes vor dem Reichskammergericht gelte, der literäriſche Streit darüber mag ja nur wenig jünger ſeyn.

Die täglichen Beobachtungen lehren, daß die Unterſchiede unter Pflanzen und Thieren erſt mit der ſteigenden Entwick-

lung recht hervortreten. Auch erscheinen ganze Volksstämme einander um so ähnlicher, je mehr sie in der Entwicklung zurück sind. Warum bleiben einige Völker Jahrtausende stehen? Warum sind die Hirtenvölker im innern Asien noch so, wie sie zu Herodots Zeiten waren? Hat die Natur wirklich gewisse Länder zu Pflanzschulen bestimmt, woraus die zu einem höheren Culturspiele ausersehenen Massen ausgehen und von Zeit zu Zeit aufgefrischt werden, wie die Bevölkerung der Städte durch die Landleute? Ich bekenne mich unfähig darauf zu antworten. Die da aber glauben Alles erklären zu können, die mögen auch sagen, warum die Natur in der individuellen Entwicklung nicht selten zeigt, daß sie an Das, was wir ihre Gesetze nennen, keinesweges gebunden ist. Wenn unsere Generation nicht selbst eine Ritta Christina gesehen hätte, so würde ihr der Bericht von jenem Wesen, das an dem Hofe von Jakob IV. in Schottland gelebt hat, (Buchanan rer. Scot. hist. lib. 13.) wohl noch immer sehr zweifelhaft vorkommen. Es war ein vom Nabel an doppeltes menschliches Geschöpf; also auf einem einfachen Unterleibe mit zweien Beinen waren zwei Brusthöhlen, zwei Köpfe und vier Arme. Es wurde 23 Jahre alt, war unterrichtet, musikalisch, und verstand mehrere Sprachen. Die Köpfe hatten verschiedene Willen, spielten miteinander und zankten sich, und wenn sie sich verletzen wollten, so geschahen die Angriffe oberhalb des einfachen Theiles. Ein Kopf schlief, wenn der andere wachte, und einer starb auch mehrere Tage vor dem andern. Von dem Doppelmenschen Ritta Christina, der im Jahre 1829 in Paris erschien, erkrankte auch einer während der andere gesund blieb. Sobald des erstern Krankheit aber in den Tod überging, verfiel der letztere in Convulsionen und starb gleich nach; was sich bei der Gemeinschaft der Blutgefäße des Unterleibes leicht erklärt *). Vielleicht noch auffallender sind

*) Wer in der Zweifelsucht so weit geht, nicht einmahl das Bewußtseyn (der Persönlichkeit) zunächst dem Kopfe beizumessen,

indeß die Ausnahmen, welche die Natur in der Zeit der Entwicklung zuläßt. Schon Plinius erzählt von einem Knaben, der im dritten Jahre ganz entwickelt und groß war (hist. nat. lib. 7. cap. 17); Borellus von einem Knaben, der mit 18 Monaten so groß war als ein Erwachsener; Dobrsensky von einem dreijährigen Knaben, der so stark und groß war, daß er alle Geschäfte eines Knechtes verrichtete. Dergleichen ist sehr geeignet, uns zur Besinnung zu bringen, damit wir Das, was gewöhnlich geschieht, nicht für absolute Nothwendigkeit halten, und bedenken, daß unsere gewöhnliche Entwicklung eigentlich kein geringeres Wunder ist als alle Abweichungen. Ich aber will es gegen diejenige Ansicht von meinem Unternehmen gebrauchen, als ob ich zu

---

den können solche Monstra überzeugen. Allein darum den Sitz der Triebe so im Kopfe zu suchen wie Gall, ist um so tadelnswerther, je nachdrücklicher deren Heftigkeit auf die Abhängigkeit von andern Theilen hinweiset. Wenn man auch das Centrum des Lebens und der Empfindung in das Hirn setzt, so darf man doch den übrigen Körper nicht schroff davon ausschließen, da ja sogar Aeußeres (wie z. B. die Luft) mit dazu gehört. Weil die Seele als ein empfänglicher Rahmen mit einem dunkeln Bilde von Allem, was die äußeren Reize zur deutlicheren Empfindung fördern, gedacht werden muß, so hängt das Empfinden selbst ab: 1) von den Organen, welche die erweckenden Eindrücke zum Centrum leiten, 2) von den Organen des ersten Aufnehmens, und 3) von den äußern Reizen. Nun aber gibt es für manche Empfindungen (z. B. für die Geschlechtslust) eigene Apparate im Körper, die wir weder zur Seele rechnen können noch zu den reizenden Objecten außer uns. Die Leitung aller Empfindungen hängt endlich von der Masse und der Bewegung des Blutes so sehr ab, daß es schon deshalb unzulässig ist, deren Stärke und Schwäche so dem Hirne beizumessen wie Gall. Wie gesagt, auf die Art des Erweckens kommt zu viel an, als daß man Alles aus der Fähigkeit erweckt zu werden, erklären könne.

beweiſen ſtrebe, daß die neuere Entwicklung ſo habe gehen müſſen. Keinem beſonnenen Aſtronomen fällt es ein zu beweiſen, daß die Erde ſich nicht anders um die Sonne bewegen könne. Er zeigt bloß, daß die Art, wie ſie ſich wirklich bewegt, von einem beſtimmten Geſetze ableitbar iſt. D. h. er führt die Phänomen auf gewiſſe Angeln zurück, ohne ſich damit ein Urtheil über die Angeln ſelbſt zu erlauben.

Alſo nochmahls: die Völker erſcheinen einander um ſo ähnlicher, je unentwickelter ſie ſind; wie auch die Individuen ſich in der Kindheit ähnlicher ſind als ſpäter. Insbeſondere iſt es ein gemeinſamer Charakterzug roher Völker (ſobald ſie nur über die Periode der Furcht und Schwäche hinaus ſind) den Kriegsruhm zu überſchätzen und die ausdauernden Arbeiten des Friedens zu fliehen; wofür die älteſte Geſchichte Italien's ſo gut Belege liefert als die von Germanien. Wie ſich die gemeinſamen Anlagen aber überhaupt unter verſchiedenen Reizen verſchieden entwickeln, ſo kann auch dieſer Zug in ſeinen beiden Theilen auf mannigfache Weiſe zurückgedrängt und hervorgelockt werden.

Es iſt ſonderbar, daß es über die allmählige Entfaltung von Minder-Wichtigem ſo viele Schriften gibt, wie über die Adels- und Lehns-Verhältniſſe, und über diejenige Eigenheit, welche die beſtändige Führerinn der Germanen war und bis auf den heutigen Tag das Europäiſche Getriebe durch und durch beherrſcht hat, nur flüchtige Bemerkungen vorkommen. Mit Recht ſucht man die erſte Spur unſerer Adels- und Lehns-Verhältniſſe in den Schilderungen des Tacitus *); aber

*) Ich ſage: erſte Spur; ſpäter wird ſich ergeben, was hinzu kam. Gewiß iſt es eine abſurde Meinung, daß der Adel des Mittelalters nothwendig von dem des Tacitus (durch bloße Vererbung des Vaters auf den Sohn) abſtamme; weil ja derſelbe Chronos, der die Nobiles des Tacitus aus der Maſſe emporgehoben hatte

mit Unrecht spricht man dabei von singulären Merkmahlen der Germanischen Völker. In den Anlagen dafür sind sich die Menschen überall gleich; so daß sogar die verschiedensten äußeren Reize keine große Verschiedenheiten erzeugen. — Nur darf man die juristische Seite nicht für das Wesentliche nehmen. Der menschliche Verstand ist von jeher, indem er den Verhältnissen, welche die Entwicklungskraft gebar und veränderte, treu zu dienen meinte, mit ihr selbst in Widerstreit gerathen. Er klammert sich an einzelne Erscheinungen und strengt sich an, sie durch Aussprüche (Gesetze genannt) in der Zeit zu fixiren, nicht ahnend, daß das Lebendige in den Erscheinungen allein von jener großen Unbekannten abhängt, deren ewiger Wechsel der ohnmächtigen Sterblichen spottet und die Herrscher der Erde gerade dann, wenn sie die Neuerungssüchtige für immer gefesselt zu haben wähnen, am ärgsten täuscht, durch Abstreifen einer Hülle, die darauf wohl noch Jahrhunderte lang für das Wesen gehalten wird. — In allen Perioden und unter allen Völkern hat die Geburt von ausgezeichneten Eltern einen ähnlichen Einfluß, als sie unter den Germanen hatte; und dasselbe gilt von dem Anschließen der Schwächeren an die Stärkeren, zum Schutze, zum Unterhalte, zum Lebensgenusse und zur Ehre. Man weiß, daß es auch in der Türkei *) nicht an Lehnsverhältnissen fehlt; und der

---

ihrer stäts mehr emporhob, und zwar in der allmähligen Aenderung der Werthvorstellungen auf sehr verschiedene Weise. (Nämlich in der Periode, wo die physische Kraft das höchste Ziel der Völker ist, adelt die Kraft, wo Einsicht es ist, die Einsicht, wo Reichthum es ist, adelt dieser). Undenkbar ist es freilich nicht, daß der Adel einzelner Geschlechter bis zu Cäsar's Zeiten reiche; aber eben so wenig, daß das Blut von Marbod und Hermann allein in armen Bauern fortlebe. Dieselbe Dunkelheit begünstigt die eine Phantasie wie die andere.

*) Ueber 50,000 Lehne soll es in der Türkei geben.

Engländer Tod berichtet, daß er in Hindostan (besonders bei den Rajaputen) den Lehusnerus in der überraschendsten Aehnlichkeit mit dem Europäischen angetroffen habe; was neben den Lama'ischen Klöstern ein ziemlich treues Bild unseres Mittelalters darbieten mag.

Aber weit größere Variationen gestattet die Entfaltung jener Doppelrichtung der Empfänglichkeit für Kriegsruhm und der Abneigung gegen Arbeiten des Friedens.

Ohne Stählung in Gefahren ist keine hohe Cultur möglich, wenn man dazu nicht etwa die Eigenschaft, welche Charakterstärke heißt, für überflüssig hält. Wer wüßte zudem nicht, wie sehr die Gefahren geeignet sind, den Geist von der verzerrenden Macht niederer Rücksichten zu befreien, ihn von kleinlicher Eitelkeit, vom Neide, von Gleißnerei und Tücke zu reinigen? Um ruhig dem Tode ins Auge zu schauen, bedarf man ein gutes Gewissen mehr wie alles Andere. Bei jeglichen Gebrechen einer Kriegercaste bleibt ihr doch ein Zug von Gradheit, überall wo ihr der Muth bleibt. Darum wird auch bis einst die Zeit wiederkehrt, worin die Menschen ihren Muth in Kämpfen mit Drachen üben können, die furchtbarste Geißel der Erde, der Krieg und seine Greuel, mit zur menschlichen Entwicklung gehören. Man hat den Frieden wohl mit der Gesundheit und den Krieg mit dem kranken Zustande der Völker verglichen. Allein an den auf diese Unterlage aufgeführten Sprüchen ist leider nichts weiter zu rühmen, als daß sie menschenfreundliche Gesinnungen verrathen. Schon die einfache Bemerkung, daß eine lange Gesundheit dem Leibe nie schädlich wird, langer Friede aber das beste Volk erschlafft, zeigt die Blöße des Gleichnisses. Sehr verkehrt wurde es jedoch seyn, daraus abzuleiten, daß der Mensch den Krieg suchen müsse. Der Glaube an einen gerechten Grund dazu ist die erste Bedingung der heilsamen Aufregung; und ein Einzelner wie ein ganzes Volk, welches mit diesem Glauben im Widerstreite Krieg führt, büßt an seinem geistigen Werthe etwas ein, was kein Bestehen von Gefahren wiedergibt.

Indeß sind darum die stillen Arbeiten des Friedens nicht minder wichtig, und nur dort, wo die Lebenskraft in diesen Arbeiten ihren regelmäßigen Anhalt findet, durch kriegerische Aufregung aber von Zeit zu Zeit der lähmenden und verzerrenden Wirkung des Friedens entrückt wird, nur dort können sich die edelsten Blüthen der Cultur entfalten. (Es mag traurig klingen, allein es ist nichts als die Bestätigung des allgemeinen Satzes, womit Pangloß sich zu trösten pflegte, daß es kein absolutes Uebel gibt.) Wo die Entwicklung der Völker zu bedeutenden Verzerrungen abweicht, da läßt sich das Gebrechen stäts bis zu jener zweifachen Grundbedingung zurückverfolgen. Selten ist das Schicksal in Beidem gnädig. Wie bei den Individuen die Neigung zum Kriege durch glückliche Resultate zunimmt und in demselben Maaße der Widerwille gegen die Arbeiten des Friedens wächst, so geht es auch bei ganzen Völkern. Ohne Unterricht und Leitung cultivirterer Personen wird der Widerwille leicht zur Verachtung steigen; und die Römischen Historiker setzen es außer Zweifel, daß er unter den Germanen schon vor ihren großen Eroberungen dahin gestiegen war*). Darin bestand die Kehrseite des Germanischen Lebens. An der Verachtung der friedlichen Beschäftigungen hat die menschliche Entwicklung

*) Was Herodot von den Thraciern sagt: „Nichtsthun gilt ihnen für das Ehrbarste, der Ackerbau hingegen für das Verächtlichste“ ist der allgemeine Zug, der die kriegerischen Barbaren von den Griechen und Römern unterschied. Wenn indeß Strabo sagt, die Germanen hätten gar keinen Ackerbau gehabt, so ist das bei den zuverlässigern Berichten von Cäsar und Tacitus von keinem Gewicht. Sie arbeiteten nur persönlich nicht. Daß ihre Verachtung des Ackerbaues später gar gesetzlich wurde, lehren (wie schon früher notirt worden) die alten Fränkischen Gesetze sowohl als die alten Baierischen (Leges Bawar. tit. 6 cap. 2), die ihn ausdrücklich zu den knechtischen Arbeiten zählen.

eine Klippe, die den Zugang zu den hohen Culturstufen unbedingt versperret. Ist dieß aber unwiderleglich, so wolle man auch weiter beherzigen, daß gerade ihr, und der heftigen Neigung zu kriegerischen Wagnissen, die Germanen die Herrschaft über die schönsten Theile der alten Welt verdankten, um sich endlich zu fragen, ob damit die Hoffnung einer baldigen Besserung vereinbar war. Vierzehn Jahrhunderte hat unsere Keimkraft bereits gegen dieses furchtbare Hinderniß gekämpft und wie ist es ihr bis jetzt gelungen?

Beim ersten Blicke mag es zwar Jedem einleuchten, daß die ungeheueren Eroberungen kein Sporn zu friedlichen Arbeiten waren. Aber solche Allgemeinheiten genügen nicht. Um das ganze Leben und Weben der Eroberer in dem Getriebe der besiegten Völker kennen zu lernen, ist es unerläßlich dieses Getriebe den Charakterzügen der Germanen mit Weile gegenüber zu denken. Auch die herkömmliche Frage nach den Wirkungen der alten Cultur auf die Barbaren ist für eine belehrende Antwort zu unbestimmt. Die Merkmahle beider Elemente (des Germanischen und Römischen) müssen einzeln gegeneinander gehalten werden; und darauf zielt denn auch diese nochmahlige Beschäftigung mit dem Charakterzuge, wovon die Umwälzungen der alten Welt ausgegangen sind. —

Weil selbiger Charakterzug zwei Richtungen umschließt, so bietet sich damit auch unserer Reflexion eine doppelte Richtung an, die ich durch die Beantwortung folgender beiden Fragen zu erschöpfen glaube.

Erste Frage: Wie wirkte der neue Kreis auf die Verachtung der Arbeiten des Friedens?

Zweite Frage: Wie wirkte er auf die Kriegslust?

Antwort auf die erste Frage.

Bei unsern sämmtlichen Vorurtheilen über den Rang der Gewerbe und den Werth der verschiedenen Beschäftigungen ist es dennoch nicht leicht, uns in eine Zeit zurückzudenken, wo eine absolute Verachtung aller friedlichen

Arbeiten ein gemeinsamer Charakterzug Aller war. Und wenn es auch gelingt, sich die Germanen in ihrer rauhen Heimath so vorzustellen, so kostet es noch eine fernere Anstrengung, sie mitten unter den besiegten Völkern dabei beharrend zu begreifen. Dafür bedürfen wir einer neuen Leitung; die sich in den näheren Fragen findet: was die Wissenschaften und Künste über jenen Zug vermochten, und was die eigentlichen Gewerbe, mit dem Landbau.

Unter der erstern Rubrik ist es sehr überflüssig, auf den schlechten Zustand der Wissenschaften und Künste Bedacht zu nehmen. Es reicht hin zu erwägen, was von Wissenschaft und Kunst überhaupt ohne freiwillige ausdauernde Anstrengung zu erwarten ist, und dann, ob eine solche Anstrengung von den nordischen Siegern zu hoffen war. Ihre Ideale gingen, wie gesagt, nur auf kriegerische Vorzüge; und diese suchten sie mehr in stürmischer Kraft als in besonnener Ausdauer. D. h. auch in ihrer kriegerischen Richtung neigten sie mehr zum Bewundern räumlicher Effecte als zum Aufmerken auf das Geistige darin. Und was sie aus dem Kunstgebiete ansprach, war keineswegs zur Ausbildung reizend. Statt zu Anstrengungen, reizte es zum Genießen, und zwar zu Genüssen, die sich kaum über die gewöhnliche Sinnenlust erhoben. Wer aber glaubt, der Wunsch die Eroberungen zu behaupten habe die Sieger doch demjenigen Theile der alten Cultur nähern müssen, welcher über Staatsverwaltung und Gesetze belehren konnte, der vergißt, daß sie gerade diese Seite um so mehr verachteten, je schlechter sie sich practisch bewährt zu haben schien. Was die Sieger von den Besiegten annahmen, beschränkte sich auf die untergeordneten Dienste von Schreibern; und indem sie die Fähigkeit dazu wie jede andere Gewerbthätigkeit behandelten, hielten sie alle ernstliche Beschäftigung mit Künsten und Wissenschaften für eine unnütze, einem rüstigen Krieger unziemliche, ja gefährliche Neuerung. Um sich hievon schnell zu überzeugen, blicke man auf die Ostgothen, die sich sicher nicht durch besondere Rohheit unter den Germanischen

Stämmen auszeichneten *). Die Gesetze des Theoderich verboten nämlich (wie unter Anderen Procop **) berichtet) den Gothen ausdrücklich, irgend eine Schule zu besuchen; wogegen man gerne sah, daß die Römer sich mit den, der Meinung der Barbaren nach, entnervenden Studien befaßten.

Aber vermochten denn die Reize der ländlichen Natur nichts über die Sieger? Es dünkt uns eben kein Wunder, in einem Erdstriche, wie vor achtzehn Jahrhunderten Deutschland war, nicht sehr an engen Heimstätten zu hängen. Allein in Gallien und Italien kann es selbst nach den Verheerungen der Völkerwanderung nicht an ländlichen Reizen für Menschen gefehlt haben, denen der Ackerbau und die Viehzucht nicht völlig fremd war, und die (nach Tacitus) ihre Wohnungen so gerne an Quellen und Hainen errichteten. Indeß dergleichen Gedanken verschwinden vor der bloßen Bemerkung, daß man sich sehr gut an schöne Landgüter fesseln kann, ohne sich an eine regelmäßige Beschäftigung zu gewöhnen. Und wie hätten die Germanen sich daran gewöhnen sollen, so lange weder die Erziehung noch die Noth dazu antrieb, ein National-Dünkel aber davon abhielt?!

Ich erinnere mich hiebei einer Schaar Napoleon's, die nach der Schlacht von Waterloo als eine geschlossene Colonie den Pflug mit dem Schwerte vertauschen wollte. Die Franzosen galten zwar von jeher für schlechte Colonisten; indeß Soldaten, die zwanzig Jahre unter einem neuen Alexander die Welt durchzogen haben, werden sich, wenn sie in Masse vereint bleiben, nie und nirgends an die friedlichen Arbeiten des Ackerbaues und „zum Abwarten der Ernte" gewöhnen; ihre Väter mögen Engländer, Deutsche oder Franzosen seyn. Die Landstrecken, welche der

*) Paulus Orosius z. B. (inter script. rer. Gallic. tom. 1) schildert die Gothen wie fast ganz romanisirt: blande, mansuete, innocenter vivunt, non quasi cum subjectis sed cum fratribus.

**) Hist. Goth. I. 114. edit. Grotii.

Nordamerikaniſche Congreß jener Schaar in Alabama anwies, waren einladend genug. Allein der Plan ſcheiterte gänzlich.

Wir wiſſen wie ſehr der Ackerbau bei den Griechen und Römern blühte; aber wir wiſſen auch, von welchen Hebeln es herrührte, wie innig er mit den Sitten und der Religion verſchlungen war; da dieſe Völker den Anfang der Cultur des Geiſtes von der Zeit anrechneten, als in Mitleid mit dem Zuſtande der Sterblichen die Götter vom Himmel geſtiegen ſeyen, um ſie zur Cultur des Bodens anzuleiten. Die Geſchichte berichtet, daß, wie die erlauchteſten Glieder, Staatsmänner und Feldherren, in Lehre und Beiſpiel die ländlichen Arbeiten für die heilſamſte Beſchäftigung der menſchlichen Kräfte erklärt, und den Landbau unter allen Erwerben als denjenigen betrachtet hätten, womit ſich die Unabhängigkeit der Familien und ein ſchuldloſer Genuß des Lebens am beſten vertrage, ſo die Menge beſeelt worden ſey von einem frommen Glauben, der die Fluren und Wälder unter die ſchirmende Obhut belohnender und ſtrafender Gottheiten ſtellte. Wir erfahren, daß überall, wo die Römiſche Macht vordrang, ſie, durchaus gegen die Weiſe roher Eroberer, die Liebe zum Akkerbau zu erwecken und zu erhöhen ſuchte. Und dieſer freundliche Zug erhielt ſich bis zum völligen politiſchen Verfalle. Trotz der namenloſen Bedrückungen, die in den ſpätern Zeiten des Reiches den Landmann trafen, dauerte er fort, bis endlich ſeine Baſis ſelbſt, jene geiſtigen Hebel, der neuen Welt-Ordnung unterlagen. Es gehörte ein doppelter Sieg dazu, nämlich der Sieg des Chriſtenthumes über die Gottheiten und der Sieg der Germanen über die Legionen der Römer. Der Germaniſchen Verachtung der friedlichen Arbeiten gegenüber erſchien das Chriſtenthum zwar immer noch als Beförderer des Ackerbaues. Aber die Prieſter einer allein auf die überirdiſche Welt gerichteten Religion konnten zu keiner irdiſchen Beſchäftigung mit Wärme ermahnen.

Dieß heißt jedoch nicht, daß der Untergang der alten

Cultur dem Christenthume und der Rohheit der Germanen beizumessen sey. Beides war nur siegend, wo das Römische Leben in eigner Verderbniß zurückwich, und die Zertrümmerungen der Christlichen Fanatiker, wie der siegestrunknen Germanen, trafen nur Aeußerlichkeiten und Formen, aus denen der Geist längst verschwunden war. Doch davon später. Hier soll man sich bloß einprägen, daß die Römische Agrikultur auch in ihrer schönsten Blüthe nichts über die Eroberer würde vermocht haben. Noch weniger vermochten aber die übrigen Gewerbe, die bei den Römern selbst nicht besonders geachtet waren.

Es sey eben so fern von mir, unsere Vorfahren zu lästern, als sie durch schwärmerisches Lob zu feiern. Es zeugt von einer an Verrücktheit grenzenden Schwäche, nach zweitausend Jahren noch auf die Vorzüge der Germanen stolz zu seyn; und es ist ein seltsamer Widerspruch, die Einbildungen über Abstammung bei einzelnen Geschlechtern zu bekämpfen, einen ähnlichen National-Dünkel dagegen zu pflegen. Die Tugenden der Germanen können uns nicht ehren, und ihre Fehler uns nicht schänden. Wohl aber ist es unserer Entwicklung sehr hinderlich, daß leeres Selbstlob uns abhält, die wesentlichen Züge unserer Generation bis zu ihren Wurzeln zu verfolgen. Wenn klares Begreifen unseres Zustandes die erste Bedingung der Besserungsversuche ist, so beherzige man doch, wie wenig Diejenigen dazu fähig sind, die nicht einmahl eine Zeit ruhig und partheilos zu betrachten vermögen, welche 50 bis 60 Generationen hinter uns liegt; und sträube sich darum auch nicht länger vor dem Geständnisse, daß das Glück, welches den Germanen die Gewalt über so viele schöne Länder gab, ihre Abneigung und Verachtung gegen friedliche Beschäftigungen nur erhöhen konnte.

Nunmehr zur Antwort auf die zweite Frage, von dem Einflusse der Eroberungen auf die Kriegslust.

Vor Allem wäre zu erwägen, daß die Neigung zum Kriege in der Vorwelt so wenig als jetzt ein einfacher Trieb

war, sondern stäts als ein Zusammengesetztes aus mehreren Quellen hervorging. Eine Quelle der Germanischen Kriegslust war Ehrsucht; eine andere die Lust an Abenteuern, vorzüglich durch Mangel an Beschäftigung einer jungen Lebenskraft unterhalten; eine dritte, die Sucht nach äußern Gütern, welche oft durch selbst verschuldete Noth (beim Abscheu gegen friedlichen Erwerb) geschärft wurde. Daß sich diese Impulse gerade zu einer zerstörenden Richtung vereinten, rührte theils her von der Natur der Impulse, theils von der feindlichen Stellung, worin Völkern einer niedern Entwicklung das Fremde erscheint.

Um die Wirkung der Eroberungen auf das Product zu erkennen, hat man die Wirkungen auf diese constituirenden Elemente zu prüfen; und dabei wird sich dann ohne Mühe ergeben, daß zwar weder die Ehrsucht noch die Lust an Abenteuern, noch die Sucht nach äußern Gütern, an sich abnahmen, wohl aber ihre Richtungen sich zu sehr änderten, als daß sie, wie in dem alten Germanien, sich unzerstreut zur Kriegslust hätten vereinigen können.

Der Ehrsucht bot sich nämlich in den eroberten Ländern zwischen unterwürfigen Dienern eine Ablenkung dar, die in der verlassenen Heimath gänzlich fehlte. Und in demselben neuen Gebiete fand sich auch Stoff genug gegen die Langeweile, ohne daß es kriegerischer Abenteuer bedurfte. Endlich lag der Sucht nach äußern Güter darin ein Feld vor, wo das Schwert so überflüssig war als der Muth. Ein gefahrloser Druck auf die Besiegten erpreßte leicht Alles, was früher nur blutige Kämpfe errangen. So mußte die Lebenskraft wohl von der alten Kriegslust abweichen; zumahl da ihr mit dem Sturze des Römerreiches ihr liebstes Object entschwand. Aber noch mehr wirkte für die Umwandlung, daß dieselbe Sucht nach äußern Gütern, die früher zum Kriege antrieb, jetzt nach erlangtem Besitze, ihn ungern neuen Kriegen aussetzte. Was konnten die Germanen in ihren Wäldern durch Kriege viel verlieren? Aber was stand auf dem Spiele, als sie in dem Genusse der Römischen Herrlichkeiten waren? Die Ger-

manische Genügsamkeit scheiterte an den Fluren von Italien, Gallien und Spanien und an den Schätzen der dienstbaren Bewohner völlig; wie es ohne Träume von angeborner Stählung gegen ähnliche Versuchungen nicht anders zu erwarten war. Sobald die Germanen die Römischen Provinzen einmahl inne hatten, sannen sie mehr auf deren Behauptung als auf fernere Eroberungen. Außer den Rücksichten, welche die bloße Sicherung des Besitzes dictirte, wurde aber auch die Lebenskraft durch den Genuß des Eroberten beschäftigt; und darin liegt dann die letzte Erklärung, wenn mit der Kriegslust selbst allmählig auch die Rüstigkeit zu den Gefahren und Beschwerden des Krieges abnahm.

Hiemit halte ich den Ausspruch für vorbereitet, daß die großen Siege in der Kriegslust eine noch schlimmere Aenderung droheten, als in der Verachtung der Arbeiten des Friedens. Wären die Eroberer nicht einer Seits von den Griechen, den Saracenen und den Slaven, anderer Seits von dem Neide ihrer eigenen Stammverwandten angefeindet worden, so würde die neue Entwicklung bald zu Ende gewesen seyn. Um dieß auf das genauste einzusehen, kann man den bisher verfolgten Charakterzug der Eroberer als Anlehnung zur Zeichnung eines vollständigen Bildes ihrer veränderten Natur gebrauchen. Das heißt: man denke sich einen Menschen, in dem die Verachtung der Arbeiten des Friedens die Lust zu kriegerischen Anstrengungen überlebt hat, in der Rolle des Siegers mitten unter den Trümmern der verdorbenen Römischen Welt. Wie hätte der Germane — dessen Sittenreinheit theils, wie die eines Kindes, dem beizumessen war, daß es an gefährlichen Reizen fehlte, theils der stäten Beschäftigung, worin seine Lebenkraft durch den Krieg und die Bedingungen des Krieges gehalten wurde — der vereinten Wirkung des Müßigganges, des Reichthumes, des Klimas, der Dienstwilligkeit der Besiegten und ihrer Laster, die ihm unter dem Scheine der Cultur entgegentraten, widerstehen sollen? Rohen Kriegern kann nach der Erobe-

rung reicher cultivirter Länder nichts Uebleres begegnen, als die Befreiung von allen Feinden. Zu diesem Resultate der anthropologischen Construction liefert die Geschichte von Asien sowohl als von Afrika und Europa viele Beispiele; weshalb der Satz selbst auch oft genug vorgebracht worden ist, ohne daß man sich jedoch auf seine Begründung weiter einließ, als die unbestimmten Andeutungen von Verweichlichung und Sittenverderbniß reichen. Je schöner und fruchtbarer das eroberte Land und je höher der Luxus unter dessen Bewohnern war, desto schneller erlagen die rohen Eroberer. So entstanden und verschwanden manche Germanische Staaten auf dem ehemahligen Boden der Römer nach einer kurzen Dauer; wie das Reich der Ostgothen*), das der Longobarden, das der Westgothen **), und andere. Am schmählichsten ging das Vandalenreich in Afrika unter (achtzig tausend Germanen gegen fünftausend griechische Reiter). Hier hatte vielleicht das Klima, dem der (auch uns noch unentbehrliche) Winter fehlt, mehr Antheil als sonst etwas. Somit darf es als ausgemacht gelten, daß die Germanische Kraft sich auf Römischen Boden nicht zu erhalten vermochte, wenn nicht dasselbe Geschick, was ihr den Boden einräumte, noch auf andere Weise für sie sorgte.

Ich werde zeigen, wie es dieß für diejenigen Germanen that, die als die Ahnen der heutigen Europäer zu betrachten sind. Aber vorher müssen aus der (an den dargebotenen Anhalt angelehnten) allgemeinen Andeutung der veränderten Germanischen Naturen noch einige Züge besser hervorgehoben werden; — damit das Germanische Element ja

---

*) Nach Procop (hist. Goth.) hatten die Ostgothen alle festen Plätze Italiens inne und zweihunderttausend Krieger; dennoch überwand sie Belisar mit siebentausend Griechischen Söldnern.

**) Gregor von Tours sagt von den Westgothen, daß sie vor den frisch aus den Wäldern gekommenen Franken gezittert hätten.

scharf genug charakterisirt sey, sich bei der Vereinigung mit dem Römischen nicht vor unsern Blicken zu verlieren. Und selbige Züge sind theils zu finden in dem angedeuteten Verhältnisse zu den äußern Gütern (in der Habsucht) theils in der Herrschsucht. Man höre weiter.

Ganz gleichgültig gegen äußere Güter waren die Germanen auch in ihren Wäldern nicht, weil, wie Tacitus berichtet, der Reichthum schon damahls den Einfluß der Anführer und Könige erhöhete. Wer gar nichts besaß, der konnte auch kein Gefolge halten, (wenigstens nicht im Frieden). Allein in einem Vereine von Männern, die für Arbeiten und Dienste des Friedens um keinen Preis zu dingen waren, und wo für die einfachen Lebensbedürfnisse der Reichthum keinen Werth hatte, war an die Habgier der späteren Generationen nicht zu denken *). Wie entwickelte sich diese Gier? — Wer mit dem Worte „Habsucht" wie einem gleichartigen Momente schaltet, dem wird eine solche Frage freilich überflüssig dünken. Aber in einer Zeit, wo man sich über Jegliches was uns drängt verständigen will, gilt es um bestimmtere Maaße; und die gewöhnliche Erklärung, daß die Römischen Laster die Eroberer angesteckt hätten, ist unzureichend. Ueberhaupt ziehen dergleichen Ausdrücke alle Reden um so tiefer in den Nebel leerer Deklamationen, je öfter sie darin vorkommen. — Also nochmahls: Welche Veränderung erlitten die Germanen in dem Interesse an äußern Gütern? Wer nicht ganz unfähig ist, die Umwandlung der menschlichen Natur durch neue Reize zu verfolgen, der wird bald erkennen, daß

*) Bei den Suionen, sagt Tacitus (de mor. G. cap. 44), sind die Reichthümer geschätzt. Darum kann sich dort auch die Alleinherrschaft halten, und zwar in einer Strenge, die vom Ueberreden statt Befehlen nichts weiß. Auch sind dort die Waffen nicht in Jedermanns Händen, sondern unter Schloß und Riegel und unter Aufsicht eines Sclaven; weil das Interesse des Königs diesen Dienst nicht einmal einem Freigelassenen, geschweige einem Freigebornen oder Adeligen anvertraut.

schon die Sicherung der Herrschaft über die besiegten Völker bewegen mußte, mehr auf äußere Güter zu achten als vorher. Nämlich unter den Besiegten gab nackter Reichthum Macht, was er unter den alten Germanen nie that. Nach den Eroberungen gehörten aber die Besiegten mit zum Gebiete des politischen Einflusses der Germanen. Darum mußten die äußeren Güter eine Bedeutung für sie gewinnen, die sie in den heimathlichen Wäldern nicht kannten. Es ist begreiflich, wie sich jetzt eine Habgier entwickeln konnte, deren alleinige Quelle Herrschsucht war; aber eben so begreiflich ist, daß dieß mehr bei den Häuptern der Eroberer als bei der Menge geschah*). Die Herrschsucht ist eine eigenthümliche Richtung unserer Natur und eine Habgier aus Herrschsucht ist deshalb auch wohl zu unterscheiden von Begierden nach äußern Gütern aus anderen Rücksichten. Solche andere Rücksichten konnten sich erst später entwickeln, und zwar am leichtesten bei denjenigen Individuen, deren Lebenskraft weniger durch Herrschsucht beschäftigt wurde. Erst nachdem die Sieger mit den Bedürfnissen der Besiegten vertraut geworden waren, gewann der Reichthum auch dafür Bedeutung, und damit die Habgier den Charakter, der ihr unter der Menge eigen ist, die des bloßen Lebensgenusses wegen (den sie am seltensten in politischen Rücksichten sucht) nach Reichthum strebt. Es ist klar, daß diese Bedeutung des Reichthumes mit dem Luxus mehr und mehr steigen mußte; aber wie davor endlich das Persönliche so viel verlor, daß es fortan nur äußerer Güter bedurfte um zu den höheren Ständen gezählt zu werden, das fordert eine nähere Erörterung.

Die Ansichten und Meinungen der Völker selbst sind es, welche einzelne Glieder so emporhalten, daß sie als höhere

*) Wo im Mittelalter sich die Fürsten in Handelsspeculationen einließen, wird man dieselbe Erklärung passend finden; wie heutzutage beim Vicekönige von Egypten.

Stände gelten. Damit bloßes äußeres Gut zu den höheren Ständen reihe, muß die Mehrheit einen Werth darauf legen, wie es die alten Germanen nie thaten. Wirkliche Vorzüge, oder vielmehr die untrüglichen Zeichen davon mußten seltner werden, und Schein-Zeichen des Luxus mußten sich damit vermengen, bevor eine solche Aenderung möglich war. Es mußte eine Verwirrung der Werthvorstellungen entstehen, worin äußere und innere Vorzüge nicht mehr unterschieden wurden. Erst dann konnte es dem schwachen Verstande gelingen, das Eine für das Andere zu setzen und am nackten Besitze von Aeußerem einen festen Anhalt für Einbildungen über das Innere zu finden. Als es aber einmahl so weit war, daß der Reichthum auch dieser Einbildungen wegen gesucht wurde, als Das, was man Spiel der Eitelkeit nennt, sich zu den Wünschen des Luxus gesellte, da konnte die Habsucht auch zu jener blinden Gier werden, als welche sie bis auf unsere Zeiten sogar dort herrscht, wo eigentliche Noth daran keinen Theil hat.

Unter den alten Germanen stützte sich der Dünkel doch auf wirkliche Vorzüge. Diese verschwanden zwar später und die Lücke füllte sich durch Einbildungen aus; aber das Vorbild selbst verschlechterte sich nicht sehr. Es waren immerhin Einbildungen kriegerischer Eigenschaften, die wenn sie existirt hätten, unbestreitbar Vorzüge gewesen wären. Indeß so blieb es nur bei wenigen Familien. Nur die höchsten haben bis auf den heutigen Tag den äußern Gütern keinen Einfluß auf ihre Vorbilder (auf ihren Maaßstab vom menschlichen Werthe) eingeräumt; wie sehr sie sich auch über ihre persönliche Verschiedenheit davon mit Einbildungen der Abstammung täuschten. Unter der Menge hingegen, wo noch die Noth zur Verzerrung der Werthvorstellungen beitrug (dieselbe Noth, welche auch an der heutigen Ueberschätzung des Geldes mehr schuld ist als alles Andere), wurde der kriegerische Dünkel nach und nach mit einem Dünkel des Reichthumes versetzt; und so erhob sich allmählig ein Maaßstab, der den Blick von innern Vorzügen geradezu ab-

lenkte. Geſchah dieß gleich lange nach der Völkerwanderung, erſt als unter den niedern Ständen der Unterſchied zwiſchen Germanen und Römern, zwiſchen Siegern und Beſiegten verſchwunden war, ſo gehört es doch zum Gemälde des Germaniſchen Elementes, den Keim davon anzudeuten. Und dem wäre auch die Warnung anzuſchließen, nicht etwa dem Stachel der Habſucht eine günſtige Wirkung auf die Vorurtheile gegen friedliche Arbeiten beizumeſſen. Unter den höchſten Ständen ſteigerte die Habſucht nur den Mißbrauch ihres Einfluſſes auf die Menge; und unter der Menge ſelbſt hat der Reichthum, auch wenn er durch die ſchmählichſte Dienſtbarkeit und die ſchlechteſten Mittel errungen war, in nichts eifriger den höchſten Ständen nachgeahmt, als in dem Dünkel wider die friedlichen Erwerbe.

Mit dieſen Reflexionen verbinde man eine kurze Betrachtung Desjenigen, was den Germanen von der Seite der Herrſchſucht bevorſtand. Wie ſehr das Streben zu herrſchen (d. h. ſich ſelbſt und ſeine Anſichten geltend zu machen) jedem Menſchen eigen iſt, brauche ich nicht zu wiederholen. Auch die Germanen waren nie frei davon. Aber nicht überflüſſig iſt, nochmahls zu erinnern, daß deſſen Zügelung in ihrer alten Heimath und gegen ihre Stammgenoſſen nicht von hohen Tugenden (wie Schwärmer meinen) herrührte. Im häuslichen Kreiſe war es, neben der Anhänglichkeit, aufrichtige Achtung vor ihren kriegeriſchen Eigenſchaften, welche ihnen den Gehorſam der Familie ſicherte. Und nun erwäge man, in welcher Rolle ſie ſpäter wider die Hausgenoſſen auftraten, als dieſe Eigenſchaften ſanken, die Verachtung gegen friedliche Beſchäftigungen aber ſtieg. Der innere Zuſtand der Familien mußte ſich damit völlig umwandeln. Jene Weiber, Kinder, Alten und Schwachen, die ſich willig den häuslichen Arbeiten unterzogen, ſo lange ſie die Starken für den Krieg gerüſtet und für den Krieg leben ſahen, konnten unmöglich in der nämlichen Stimmung beharren gegen herriſche Müßiggänger; wie gut es dieſen auch gelingen mochte, die ungleiche Verthei-

lung der Lasten vor sich selbst zu rechtfertigen. Es mußte eine Spannung entstehen, die von Zeit zu Zeit in Ungehorsam ausbrach, der um so mehr die rohe Herrschsucht der Männer verletzte, je weniger Gründe sie geltend zu machen hatten. So kam in das häusliche Regiment das Moment des Zwanges, was in der alten Heimath kaum gegen eigentliche Knechte wirkte (Tacitus de mor. Germ. Cap. 11). Wenn es aber fortan nicht einmahl im Familienkreise an heftigen Anreizungen zu Gewaltthaten fehlte, so bedenke man wie viel mehr Nahrung die Herrschsucht unter den zahllosen Schaaren der Besiegten antraf und stäts behielt.

Oben habe ich recapitulirend zusammengestellt, wie die Germanen zu Tacitus Zeiten waren, und von welchen Motiven ihr Thun und Lassen bestimmt wurde. Jetzt will ich in einer ähnlichen Recapitulation angeben, wie sie nach der Völkerwanderung erschienen.

Als erster Zug ist vor wie nach zu behandeln der Widerwille und die Verachtung gegen friedliche Thätigkeit. Er hatte in dem Dünkel, daß sie unter der Würde des Mannes sey, eine Wurzel, welche bloß einer Einsicht weicht, die nur in dem Gebiete friedlicher Thätigkeit entstehen kann. Dagegen war die ursprünglich damit verschlungene Kriegslust in beständiger Abnahme, und dieselben Impulse, die sich früher zur Kriegslust vereinten und darin gewisser Maaßen gebunden blieben, brachten, ihren eignen Richtungen überlassen, zu mannigfachen Verzerrungen. Die Ehrsucht namentlich wirkte um so verderblicher, je mehr sie sich von den wahren kriegerischen Idealen abwendete und sich, unter der Schmeichelei der Römer und Provinzialen, in gefahrlosem Ringen nach Scheinwerken verlor. Dieselbe Langeweile, die früher zu kriegerischen Abenteuern anfeuerte, förderte jetzt zu entnervenden Genüssen; und das Verlangen nach Beute, das im alten Germanien, bei den geringen Bedürfnissen rüstiger Waldbewohner, weder an sich sehr heftig war, noch wider tapfere Feinde ein unbeschränktes Spiel hatte, verwandelte sich in eine eben so unkriegerische als unmäßige Habgier.

gegen wehrlose Besiegte. Dazu nehme man die Herrschsucht, und endlich die Triebe des Leibes. Mit einem solchen Bilde schreite man zu der Frage, von welcher Seite wohl die Zügelung der stürmischen Kräfte zu erwarten war.

Dem blödesten Auge ist es sichtbar, daß sobald den Söhnen der nordischen Wälder die Schätze der halben Welt zufielen, ihnen auch die ungestümste Genußsucht drohete (wie allen Völkern, die eher zum Reichthume und zum Luxus kommen als zur Cultur); so daß nur ein anderes Extrem fähig war, die neue Saat vor dem raschen Untergange in dem wilden Getümmel der ersten Jahrhunderte zu schützen. Und dieser Schutz wider eine rückhaltlose Ueberantwortung an das Irdische fand sich in einer gleich schroff auf das Ueberirdische gekehrten Religion; die in dem finstern Gewande der Selbst-Peiniger kaum ernst genug erschien, unter der in Sinnlichkeit und Lastern versinkenden Menschheit so viel Keimstoff vor der allgemeinen Fäule zu retten, als zur Basis einer neuen Entwicklungsreihe nöthig war.

Die Germanische Entwicklung unterscheidet sich von der Griechischen und Römischen dadurch, daß die Römer und Griechen frühe für die Arbeiten des Friedens gewonnen wurden, und eher zur Cultur gediehen als zum Reichthume und zur Macht. Die Germanen beharrten hingegen nicht bloß bei der allen rohen Völkern eignen Abneigung wider ausdauernde friedliche Beschäftigungen, sondern die Abneigung steigerte sich gar bis zur entschiedensten Verachtung; und in diesem Charakterzuge erlangten sie die Herrschaft über die schönsten und reichsten Länder der Erde, ohne je eine ähnliche Leitung anzutreffen, als die alten Völker am Mittelmeere unter Gesetzgebern und Königen genossen, welche die spate Nachwelt noch als Weisen verehrt. Wer zweifelt, daß, wenn die Gottheit zur Zügelung der Triebe und Leidenschaften einmahl die Hülfe menschlicher Weisheit versagt hatte, wenn Alles auf die Wirkung religiöser Vorstellungen an sich ankam, diese Vorstellungen anders seyn mußten, als die Griechischen und Römischen waren? Je roher und wilder

die Völker ſind, deſto ſtrenger muß die Religion ſeyn. Die Germanen geriethen nach der Völkerwanderung in eine Lage, worin es ſchlechthin Noth that, das Aeußerſte zu verhüten, und wider die verderblichſten Ausbrüche wilder Strebungen einen coloſſalen Damm zu erſchaffen. Dafür war aber das Chriſtenthum um ſo paſſender, je abgeſchloſſener es ſich auf das Ueberirdiſche richtete; wogegen es wider die Hauptquelle des Uebels, die Verachtung einer ruhigen Geſchäftigkeit, um ſo weniger vermochte, je mehr daran lag, die Eroberer vor den irdiſchen Reizen durch ſchroffe Ablenkung zum Ueberirdiſchen zu iſoliren. Und dem iſt es dann auch zuzurechnen, daß ſich dieſe Verachtung dort, wo ſie weder durch Beimiſchung des Römiſchen Blutes noch durch den Stachel der Armuth und des Zwanges verändert worden iſt, bis auf die neueſten Zeiten erhalten hat, d. h. in den hohen und höchſten Geſchlechtern.

Große Ungleichheiten im Vermögen erzeugen zwar überall einen gewiſſen Dünkel gegen Die, welche ſich durch Körperarbeiten ernähren. Allein daher läßt ſich das Product des neuern Europa's, die Verachtung jeder friedlichen Arbeit, nicht erklären. Weder die Griechen noch die Römer kannten ſo etwas. Erſt die tiefſte Stufe des Römiſchen Verderbniſſes gebar eine Claſſe, die nichts ſchätzte, als was ihren Lüſten diente. Damahls als man in einer Hungersnoth die Lehrer der Wiſſenſchaften (als Fremdlinge) aus Rom vertrieb um 3000 Tänzer und Tänzerinnen zu verſchonen (was Ammianus Marcellinus im vierten Jahrhundert erlebt hat), da war es (nach dem Zeugniſſe deſſelben Hiſtorikers) dahin gediehen, daß man Männer jener Art wie unnütze oder ſtörende (infaustos) Weſen floh. Aber dieſe Stimmung des taumelnden Unterganges hat mit der Germaniſchen Verachtung nichts gemein; und ſo bleibt es dabei, daß unter den Römern, ſelbſt in den ſpäteſten Zeiten, der Ackerbau ſo wenig für ein ſchimpfliches Gewerbe galt, als die Beſchäftigung mit Künſten und Wiſſenſchaften die Würde des Mannes gefährdete.

* * *

Wer den Faden meiner Erörterungen so weit verfolgt hat, der wird ohne Zweifel nun auch eine nähere Aeußerung über die religiöse Seite unserer Vorfahren erwarten, und hören wollen, wie diejenige Eigenheit, welche schon in der alten Heimath von den heidnischen Priestern zur Schützung der häuslichen und politischen Ordnung benutzt wurde, sich in den Römischen Ländern gegen das Christliche Priesterthum verhalten habe. Aber dieser Erwartung kann ich nicht sofort entsprechen, und muß vielmehr die Entschuldigung vorbringen, daß ich jetzt an der früher angedeuteten Stelle bin, wo eine neue Construction der Römischen Geschichte nöthig ist, und daß es, eben zur Schilderung des Einflusses des Christenthumes in den Germanischen Eroberungen, einer Erklärung über das Römische Element bedarf, die man vergebens in unsern Lehrbüchern sucht. Dagegen gehört es noch hieher, zur Ergänzung obiger (bis zur religiösen Veränderung reichenden) allgemeinen Schilderung des Germanischen Elementes, auf die Modificationen bei den einzelnen Stämmen aufmerksam zu machen. Ich kann mich nicht auf alle Modificationen einlassen, und berühre bloß die jener Stämme, welche als die Vorfahren der heutigen Deutschen zu betrachten sind.

Wer einsieht, daß der gefährlichste Feind das Kriegsglück war, der ist auch nicht fern von der Vermuthung, daß die Stämme, denen am wenigsten von der großen Beute zufiel, am besten fuhren; und daß also denjenigen, welche die alten Grenzen Germaniens nicht überschritten, vor allen der erste Rang gebühre; — oder man müßte etwa das Zurückbleiben in der Heimath auf Schläfrigkeit und Mangel an Keimkraft beziehen wollen, worauf es leider in unsern Tagen nur zu oft zu beziehen ist. — Darum paßt das Gemälde der durch die Völkerwanderung bewirkten Umwandelung der Germanen auf die Bewohner von Deutschland nicht ohne folgende Einschränkungen.

Die Verachtung der friedlichen Thätigkeit nahm freilich auch in der alten Heimath nicht ab. Allein die Lebenskraft

wurde doch nicht so, wie in den eroberten Ländern, in Spiele der Eitelkeit, des Luxus und entnervender Lüste verstrickt. Die Habsucht konnte sich nicht so rasch entwickeln, wo man den Gebrauch der äußern Güter nur für mäßige Bedürfnisse kannte; und der Herrschsucht stand nicht Das gegenüber, was die besiegten Römer darboten. Noch weniger war Verweichlichung zu fürchten. Dagegen sicherte schon das Land an sich, wenn auch die Umwandlung der Sitten schneller erfolgt wäre, als bei einem freien Volke zu erwarten ist. Was Tacitus von dem Boden und Klima Germanien's sagt, paßte unstreitig auch noch lange nach der Völkerwanderung, wenigstens auf die Gegenden nördlich der Donau. Im zweiten Capitel heißt es: man dürfe die Germanen wohl für Urbewohner ihres Landes halten und für solche, deren Blut sich mit keinen Ankömmlingen aus andern Ländern vermischt habe. Denn (heißt es weiter) wer möchte wohl Asien, Afrika oder Italien verlassen, um in Germanien zu leben, dessen Klima so rauh, dessen Boden so ungestaltet und in der Cultur so traurig aussehe, — wenn es nicht sein Vaterland wäre.

Aber eben dieser rauhe Boden war den neuen Keimen viel zuträglicher als die Lustgärten und Paläste Italien's. Er schützte sie vor der Pest, die aus dem Schutte des Römerreiches emporstieg; und deren giftige Influenzen wurden durch die vorgedrungenen gesunden Völker ziemlich geschwächt, bevor sie zu ihren Verwandten in der alten Heimath kommen konnten. Indeß ganz frei davon zu bleiben ging nicht an, weil es Befreundete und Verwandte waren, die jenes Reich erobert hatten. Die Verbindung der Germanischen Stämme hörte nämlich mit ihrer Ausbreitung über Europa so wenig auf, daß im Gegentheile gerade dadurch unser Deutschland mit Italien, Gallien, Spanien und England in die Wechselwirkung gelangt ist, welche sich bis auf die neuesten Zeiten erstreckt hat. Die Umwandlung des Lebens, die den Germanen in den eroberten Ländern widerfuhr, bewirkte nach und nach eine ähnliche im alten Germanien selbst; und darum ist die

Entwicklungsgeschichte eines der christlichen Völker Europa's im Wesentlichen auch die der anderen. Nun ist aber besonders zu merken, daß wenn der kriegerische Geist im alten Germanien nicht so schnell abnahm, dieß die schlimme Folge hatte, daß je weniger dessen Bewohner gegen Fremde Krieg führen konnten, sie sich desto mehr gegeneinander kehrten. Allerdings sah man die Germanischen Stämme auch vor ihren Eroberungen zuweilen gegeneinander kämpfen *), was ihrer Entwicklungsstufe so natürlich war, als die Fehden der Einzelnen gegen Einzelne. Allein dieser Hader entsprang mehr aus zufälligen Anreizungen; statt daß die Kriege wider fremde Völker, namentlich an den südlichen und westlichen Grenzen, aus der allgemeinen Neigung zum Kriege und aus Eroberungssucht entsprangen; die durch das Beispiel der Römer (und sogar der Gallier, welche ja auch einst als Eroberer in Germanien eingedrungen waren) um so stärker aufgeregt wurde, je öfter es die Germanen in ihrer Urstätte beunruhigte. Als nun das Römerreich einstürzte, änderte sich das. Die Sieger wurden über die Beute uneins, und bekriegten sich fortan mehr aus denselben Gründen einander, die sie früher bloß gegen Fremde antrieben. Wenn sie früher sich einander bekriegten, so galt es nur um Genugthuung für Kränkungen und um die Ehre des Sieges. Nach dem Kampfe schieden sie wieder als Freunde, und die Unabhängigkeit der Besiegten litt selten mehr, als das eigene Gefühl der Schwäche vor dem stärkeren Gegner mitbrachte **). Allein als der

*) wie die Catten und die Hermunduren, Tacit. ann. lib. 13. cap. 57; die Ansibarier, eod. cap. 56; die Bructerer, de mor. Germ. cap. 33.

**) Pomponius Mela sagt von den Germanen (lib. 3. cap. 3): Sie führen Krieg mit ihren Nachbaren. Die Ursachen dazu gibt der Muthwille (libido), und keineswegs die Sucht ihre Herrschaft oder ihre Ländergebiete auszudehnen.

Zweck war zu erobern, da drohete den Beſiegten die Abhängigkeit des fortdauernden Zwanges. Zu ſolchen Eroberungskriegen der Germanen gegen Germanen kam es zuerſt (wie geſagt) auf dem vormahls Römiſchen Boden; aber nachher auch auf dem heimathlichen, wie die Geſchichte des Frankenreiches lehrt. Und wie glücklich die Lage der zurückgebliebenen Germanen gegen die ausgewanderten immer ſeyn mochte, der allgemeine Ausſpruch, daß der Sturz des Römerreiches die Germaniſchen Kräfte in die heftigſte Gährung verſetzte, gilt ebenfalls für ſie, — mit der einzigen Limitation, daß die Gährung bei ihnen ſpäter und unter einem günſtigeren Verhältniſſe der Keimkraft zu dem reizenden Fermente eintrat. Was bedarf es auch zur Erklärung der Periode des Fauſtrechtes weiter, als *) die Erinnerung an die Luſt zu Kriegen und Abentenern, an den Abſcheu vor friedlichen Arbeiten und an das Verſchwinden der fremden Feinde? Darum iſt nichts irriger, als die Greuel des Mittelalters in Deutſchland einer Verderbniß beizumeſſen. Es waren Aeußerungen derſelben Kräfte, die früher in Einigkeit ſich gegen die Römer, ſpäter aber ſich gegeneinander kehrten. Aehnliches können wir noch heute an jedem ſich ſelbſt überlaſſenen Kriegsheere ſehen, denn es an einem äußern Feinde fehlt.

*) Schon im neunten Jahrhundert wurde (in einem Capitulare von Karl dem Kahlen z. B.) gegen die Raubſchlöſſer verfahren. Baluz. tom. 2. p. 195.

Fünf und funfzigster Auszug.

Erster Abschnitt.

In der Prüfung der Wirkungen der Germanischen Siege auf die Sieger selbst kam ich endlich auf das Verhältniß zu höheren Wesen. Um alle Aufmerksamkeit auf die Germanen zu heften, habe ich das Römische bisher als ein Aeußeres behandelt, mich auf unbestrittene Allgemeinheiten beschränkend. Allein in der religiösen Rückwirkung blieben die Römer keinesweges bloße äußere Influenzen. Sie traten mitten unter die Sieger und vereinigten sich mit ihnen zu einem Ganzen. Hier ist also die Stelle, wo man nicht weiter kann, ohne sie für sich zu betrachten. Da sie so gut als die Sieger einen Theil der Masse bildeten, woraus die neueren Europäer sammt ihrer Cultur hervorgegangen sind: so würde eine solche Betrachtung immerhin früher oder später nöthig gewesen seyn. Aber das Religiöse bietet einen besondern Grund dazu; der wenn ich auch einzig bezweckte das Germanische Element allein kennen zu lernen, mich dennoch, wo ich jetzt stehe, zur sorgfältigen Prüfung des Römischen bestimmen müßte.

Kein Scepticism kann gegen die Wahrheit verblenden, daß der Menschheit im sogenannten Mittelalter nur von der religiösen Seite zu helfen war. Fast die ganze cultivirte Welt mit allen ihren verführerischen Reizen war aus ihren Fugen gerissen, den Rasereien zügelloser Triebe preisgegeben. Was anders konnte retten, als die Gottheit selbst? Was sonst als diejenige Eigenheit unserer Natur, die auf jeder Entwicklungsstufe den ersten Rang behauptet?

Es ist ein verdächtiges Merkmahl der neuern Weisheit, daß man für und für nach menschlichen Leibern forscht, denen die Vorstellungen von einem höchsten Wesen fehlen; als ob

ſie unſerm Geiſte nicht ſo angehörten, daß ihre Verdunkelung (bei Erwachſenen) einer Krankheit, dem Wahnſinne oder Blödſinne beizumeſſen ſey. Man entziehe ſich doch der Schwärmerei oder dem Taumel ſo weit, zu erkennen, daß jene Vorſtellungen unſerm Geiſte inniger eigen ſind, als der Geſchmack der Zunge, und daß es thörichter iſt zu zweifeln, ob der Menſch im ſog. Naturzuſtande Ahnungen von der Gottheit habe, als ob die Zunge ſchmecken, die Augen ſehen, die Ohren hören können. Man ſucht die Beantwortung einer Frage außer ſich, die nur in uns zu finden iſt, und in träger Leichtgläubigkeit ſtützt man ſich auf die Berichte von Reiſenden, welche die Aufgaben der Anthropologie durch einen flüchtigen Beſuch der wilden Völker zu löſen wähnen. Wer zu der Meinung kommen kann, daß es unter den cultivirten Völkern ſogenannte Freigeiſter gebe, die an keinen Gott glauben, der wird auch bereit ſeyn, es von Indianern zu berichten, wenn dieſe ſelbſt ihm verſichern, daß es ſo ſey. Ein Anderes iſt, die Worte herſagen, ein Anderes der wirkliche Unglaube. Es verräth eine jämmerliche Kenntniß der menſchlichen Natur, dieſen Unglauben deshalb für wirklich zu halten, weil der Mund ihn verkündet. Iſt der Sprecher nicht wahnſinnig, ſo ſpricht er doch Worte, die für ihn ſelbſt ſo leer ſind als für Andere, Worte, für deren Bedeutung ſeine eigene Denkkraft ſo wenig Stoff hat, als die Denkkraft Anderer *).

*) Es gibt ſchwerlich ein zweites Beiſpiel von Kunde der äußern Welt und gleichzeitiger Unkunde der innern, wie es der Aſtronom Lalande darbot. Er pflegte den Glauben an die Gottheit mit dem Vorwurfe der Beſtialität abzufertigen; was einen merkwürdigen Gegenſatz zu einer Stelle der Cicero'niſchen Abhandlung über die Geſetze bildet, die wie folgt lautet: „Denn was iſt wahrer, als daß niemand ſo dumm anmaßend ſeyn dürfe, in ſich ſelbſt Vernunft und Gemüth anzunehmen, nicht aber in dem Himmel und der Erde? oder zu glauben, daß Dasjenige, was wir kaum durch die höchſte Vernunft begreifen können, ſich ohne Vernunft bewege?“

Jedermann weiß, welchen Einfluß die Germanen den Vorstellungen von höheren Wesen schon in ihren Wäldern gestatteten. Aber Jedermann muß auch einsehen, daß nach den großen Eroberungen sie dessen weit mehr bedurften, und es also kein geringes Glück war, wenn ihnen insofern das Leben der besiegten Römer überaus günstig entgegentrat. Wäre die Eroberung Italiens einige Jahrhunderte früher gelungen, wären etwa die Cimbern und Teutonen nicht auf einen Marius gestoßen, so würde die Bahn der neuern Entwicklung in ein ganz anderes Geleise gekommen seyn. Ohne diese Voraussetzung zu Phantasiespielen zu verfolgen, kann man sie immerhin gebrauchen, an die enge Verkettung der Begebenheiten zu erinnern. Für die Art, wie die neuere Entwicklung wirklich statt gehabt, war es von der ersten Wichtigkeit, daß die Völkerwanderung in eine Zeit traf, worin die gesammte cultivirte Menschheit sich mehr wie je vorher mit religiösen Ideen beschäftigte.

Ist dieß aber der Fall, ist es unbestreitbar, daß die religiöse Richtung der Römischen Welt für die spätere Geschichte so fruchtbar gewesen, so muß auch sehr viel daran liegen, sie vollkommen zu begreifen, und dahin zielt keine Frage schärfer als die nach den Ursachen. Lange vor dem Eindringen der nordischen Sieger sehen wir das Leben der alten Völker im Occidente wie im Oriente sich allmählig so zum Religiösen kehren, als ob jede andere Geistesthätigkeit nutzlos und überflüssig wäre. Wie entstand diese auffallende Veränderung der Köpfe?

Ein ächter Türke würde vielleicht mit dem Spruche antworten „Gott ist groß!" Aber bieten die Reden von der Göttlichkeit des Christenthumes etwas mehr? Sie können so wenig als Antwort auf jene Frage gelten, als es zur Erklärung der Verbreitung von Mohamed's Lehre hinreicht, sich auf Wunderkräfte zu beziehen. Indeß wie unpassend es auch scheinen mag, der Wißbegier des neunzehnten

Jahrhunderts mit Phrasen von der göttlichen Allmacht und Wunderkräften zu begegnen, man darf darum nicht hoffen, was sich bei den Priestern nicht findet, bei den Staatsmännern, den Philosophen oder den Historikern anzutreffen. Wohin man sich wenden möge, hier ist man umgeben von den Ausdrücken „Verfall der Cultur, Luxus, Laster, Verderbniß, Aberglauben", dort von den Sprüchen über göttliche Gnade und den Widerstand des Göttlichen im Menschen und Aehnlichem. Nirgends ist Klarheit, weil der einzige Weg dazu kaum geahnet, oder für zu steil gehalten wurde. Wohl gibt es Versuche genug, die Ausbreitung des Christenthumes zu erklären. Aber diese mußten gerade deshalb mißlingen, weil niemand an den wahren Schlüssel dazu, an die obige allgemeinere Frage gedacht hat. Man höre also meine Antwort darauf.

Einer geringen Umsicht in der Geschichte enthüllet sich, daß es, wie in den neuern, so auch in den alten Staaten und insbesondere im großen Römerreiche eine Volks-Classe gab, die an der Stützung der Cultur wenig Theil hatte. Es mag an eigentlichen Casten fehlen, es fehlt darum diese Classe noch nicht; weil sie mit der natürlichen Ungleichheit der Menschen zu innig zusammenhängt.

Die Individuen solcher Classen sind sich überall und zu allen Zeiten darin ähnlich, daß ihr Geisteszustand sie für eine theokratische Lenkung empfänglich hält. Sie eben sind es, weshalb ein äußerer Cultus so wichtig für die Staaten ist. Sie sind es, die sich am meisten mit dem Religiösen, und zwar aufrichtig und ohne Heuchelei damit beschäftigen; da ihr ganzes geistiges Leben fast nur ein religiöses ist.

Wo man also eines theokratischen Hebels für die Staaten bedarf, da ist er vorzugsweise bei ihnen zu finden. Dagegen ist hier auch das wahre Element für die Widersacher der Staatsreligionen; insofern nämlich dieselbe Empfänglichkeit für Theokratie auch den Neuerern und Reformatoren zugänglich ist.

Nun aber entspricht einer ähnlichen Schwäche im Re-

ligiöſen nie eine ſolche Stärke und Selbſtſtändigkeit in den übrigen Lebensverhältniſſen, daß es den höhern Claſſen ſchwer fallen könnte, in dem Einen wie dem Andern die Stützung und Leitung zu behaupten.

In dieſen einfachen Sätzen ſteckt die volle Erklärung jener merkwürdigen Veränderung der Römiſchen Welt.

Nämlich: ſolange die höheren Stände von der Menge als natürliche Oberen verehrt wurden, war auch die Staatsreligion nicht gefährdet, und die eifrigſten Propheten und Reformatoren konnten nur unbedeutende Secten erzeugen. Als aber ſpäter ſich die alte Ehrfurcht in Verachtung und Abſcheu verwandelte, da mußte ſich das Leben der Niederen von dem Einfluſſe der Höheren in ſeinem ganzen Umfange iſoliren; und weil das Religiöſe nach wie vor das Hauptmoment blieb, ſich darin auch die Löſung am meiſten offenbaren. Die Hinderniſſe der religiöſen Neuerungen verſchwanden, als die mit der Staatsordnung verſchlungene Religion durch ihre Diener mehr entheiliget als beſchützt wurde.

Daß die Löſung auch auf andere Weiſe hätte geſchehen können, z. B. durch einen leiblichen Untergang der höheren Stände oder durch Eroberer, will ich nicht beſtreiten. Es gilt mir nur darum hervorzuheben, daß unter den Möglichkeiten der geiſtige Untergang das Wirkliche war. Manche Cäſaren beſchränkten zwar den Einfluß der Ariſtokraten ſchonungsloſer als fremde Eroberer zu thun pflegen. Allein die Gewalt der Cäſaren entſtand ſelbſt erſt durch das Verderbniß der Ariſtokraten; und obgleich die Cäſaren ſich lieber auf Furcht und Zwang ſtützten als auf die Religion, und ſo die Trennung des Religiöſen von dem Politiſchen mehr und mehr beförderten: die letzte Schuld lag immer an den Ariſtokraten.

Indeß erklärt ſich ſo auch die univerſelle Richtung auf das Religiöſe. Die bloße Löſung von den alten Führern erklärt zwar das regere (unruhigere) religiöſe Getriebe des niedern Volkes, beantwortet aber die Frage nicht: was aus

den Führern selbst wurde; was sie trieben, während die Menge sich nur mit der Religion befaßte. Wogegen der Zusatz von deren geistigem Untergange auch schon zu der Vermuthung leitet, daß ihr Verhalten die allgemeine Richtung eher verstärken als hindern konnte. Dennoch wird er vielleicht manchen Leser überraschen und zu der Frage bringen: aber ist es denn genug, daß sich die Sache so erklären läßt? Gibt es keine andere Beweise für ein so generelles Ereigniß? und was soll überhaupt „geistiger Untergang" heißen? — Ich werde des sonstigen Zweckes dieser Blätter wegen Vieles sagen müssen, was jenen Ausdruck vor dem Vorwurfe der Unbestimmtheit schützt; und bloß um der ersten Ueberraschung zu begegnen, bitte ich zu bedenken, daß mein ganzes Resultat nichts Anderes enthält, als was auch die allen Schulen und Lehrbüchern angehörigen Sprüche von dem Verfalle der Cultur andeuten. Der Unterschied besteht einzig darin, daß ich, statt mit solchen Sprüchen dunkeln und verworrenen Vorstellungen von einem verdorbenen Chaos zu überantworten, zu der Prüfung fördere, was denn eigentlich verdarb.

Eben an der Vernachlässigung dieser Prüfung liegt es, daß man bisher so wenig begriffen hat, was von dem Römischen Elemente in den neuen Entwicklungsprozeß kam. Man erschöpfte sich in Klagen und Deklamationen über das Untergehende, ohne von dem sich gleichzeitig erhebenden Neuen das Geringste zu bemerken; was sich durch die gewöhnlichen Vorstellungen von einem wilden der Vernichtung zueilenden Chaos, wie alle unsere Geschichtswerke (das eines Gibbon nicht ausgenommen) die letzte Römische Welt schildern, nur zu deutlich beweis't. Oder will man etwa die frommen Deklamationen über das Gedeihen des Christenthumes auf eine klare Erkenntniß Dessen, was vorging, beziehen? Wie sollten Die, welche die theokratische Periode der Völker für die höchste halten, in dem religiösen Getriebe der letzten Römer den Anfang der neuen Entwicklung erkennen? Im Gegentheile, die allgemeine Richtung auf das Religiöse aus dem

Wer den Faden meiner Erörterungen ſo weit verfolgt hat, der wird ohne Zweifel nun auch eine nähere Aeußerung über die religiöſe Seite unſerer Vorfahren erwarten, und hören wollen, wie diejenige Eigenheit, welche ſchon in der alten Heimath von den heidniſchen Prieſtern zur Schützung der häuslichen und politiſchen Ordnung benutzt wurde, ſich in den Römiſchen Ländern gegen das Chriſtliche Prieſterthum verhalten habe. Aber dieſer Erwartung kann ich nicht ſofort entſprechen, und muß vielmehr die Entſchuldigung vorbringen, daß ich jetzt an der früher angedeuteten Stelle bin, wo eine neue Conſtruction der Römiſchen Geſchichte nöthig iſt, und daß es, eben zur Schilderung des Einfluſſes des Chriſtenthumes in den Germaniſchen Eroberungen, einer Erklärung über das Römiſche Element bedarf, die man vergebens in unſern Lehrbüchern ſucht. Dagegen gehört es noch hieher, zur Ergänzung obiger (bis zur religiöſen Veränderung reichenden) allgemeinen Schilderung des Germaniſchen Elementes, auf die Modificationen bei den einzelnen Stämmen aufmerkſam zu machen. Ich kann mich nicht auf alle Modificationen einlaſſen, und berühre bloß die jener Stämme, welche als die Vorfahren der heutigen Deutſchen zu betrachten ſind.

Wer einſieht, daß der gefährlichſte Feind das Kriegsglück war, der iſt auch nicht fern von der Vermuthung, daß die Stämme, denen am wenigſten von der großen Beute zufiel, am beſten fuhren; und daß alſo denjenigen, welche die alten Grenzen Germaniens nicht überſchritten, vor allen der erſte Rang gebühre; — oder man müßte etwa das Zurückbleiben in der Heimath auf Schläfrigkeit und Mangel an Keimkraft beziehen wollen, worauf es leider in unſern Tagen nur zu oft zu beziehen iſt. — Darum paßt das Gemälde der durch die Völkerwanderung bewirkten Umwandelung der Germanen auf die Bewohner von Deutſchland nicht ohne folgende Einſchränkungen.

Die Verachtung der friedlichen Thätigkeit nahm freilich auch in der alten Heimath nicht ab. Allein die Lebenskraft

wurde doch nicht so, wie in den eroberten Ländern, in Spiele der Eitelkeit, des Luxus und entnervender Lüste verstrickt. Die Habsucht konnte sich nicht so rasch entwickeln, wo man den Gebrauch der äußern Güter nur für mäßige Bedürfnisse kannte; und der Herrschsucht stand nicht Das gegenüber, was die besiegten Römer darboten. Noch weniger war Verweichlichung zu fürchten. Dagegen sicherte schon das Land an sich, wenn auch die Umwandlung der Sitten schneller erfolgt wäre, als bei einem freien Volke zu erwarten ist. Was Tacitus von dem Boden und Klima Germanien's sagt, paßte unstreitig auch noch lange nach der Völkerwanderung, wenigstens auf die Gegenden nördlich der Donau. Im zweiten Capitel heißt es: man dürfe die Germanen wohl für Urbewohner ihres Landes halten und für solche, deren Blut sich mit keinen Ankömmlingen aus andern Ländern vermischt habe. Denn (heißt es weiter) wer möchte wohl Asien, Afrika oder Italien verlassen, um in Germanien zu leben, dessen Klima so rauh, dessen Boden so ungestaltet und in der Cultur so traurig aussehe, — wenn es nicht sein Vaterland wäre.

Aber eben dieser rauhe Boden war den neuen Keimen viel zuträglicher als die Lustgärten und Paläste Italien's. Er schützte sie vor der Pest, die aus dem Schutte des Römerreiches emporstieg; und deren giftige Influenzen wurden durch die vorgedrungenen gesunden Völker ziemlich geschwächt, bevor sie zu ihren Verwandten in der alten Heimath kommen konnten. Indeß ganz frei davon zu bleiben ging nicht an, weil es Befreundete und Verwandte waren, die jenes Reich erobert hatten. Die Verbindung der Germanischen Stämme hörte nämlich mit ihrer Ausbreitung über Europa so wenig auf, daß im Gegentheile gerade dadurch unser Deutschland mit Italien, Gallien, Spanien und England in die Wechselwirkung gelangt ist, welche sich bis auf die neuesten Zeiten erstreckt hat. Die Umwandlung des Lebens, die den Germanen in den eroberten Ländern widerfuhr, bewirkte nach und nach eine ähnliche im alten Germanien selbst; und darum ist die

Entwicklungsgeschichte eines der christlichen Völker Europa's im Wesentlichen auch die der anderen. Nun ist aber besonders zu merken, daß wenn der kriegerische Geist im alten Germanien nicht so schnell abnahm, dieß die schlimme Folge hatte, daß je weniger dessen Bewohner gegen Fremde Krieg führen konnten, sie sich desto mehr gegeneinander kehrten. Allerdings sah man die Germanischen Stämme auch vor ihren Eroberungen zuweilen gegeneinander kämpfen *), was ihrer Entwicklungsstufe so natürlich war, als die Fehden der Einzelnen gegen Einzelne. Allein dieser Hader entsprang mehr aus zufälligen Anreizungen; statt daß die Kriege wider fremde Völker, namentlich an den südlichen und westlichen Grenzen, aus der allgemeinen Neigung zum Kriege und aus Eroberungssucht entsprangen; die durch das Beispiel der Römer (und sogar der Gallier, welche ja auch einst als Eroberer in Germanien eingedrungen waren) um so stärker aufgeregt wurde, je öfter es die Germanen in ihrer Urstätte beunruhigte. Als nun das Römerreich einstürzte, änderte sich das. Die Sieger wurden über die Beute uneins, und bekriegten sich fortan mehr aus denselben Gründen einander, die sie früher bloß gegen Fremde antrieben. Wenn sie früher sich einander bekriegten, so galt es nur um Genugthuung für Kränkungen und um die Ehre des Sieges. Nach dem Kampfe schieden sie wieder als Freunde, und die Unabhängigkeit der Besiegten litt selten mehr, als das eigene Gefühl der Schwäche vor dem stärkeren Gegner mitbrachte **). Allein als der

*) wie die Catten und die Hermunduren, Tacit. ann. lib. 13. cap. 57; die Ansibarier, eod. cap. 56; die Bructerer, de mor. Germ. cap. 33.

**) Pomponius Mela sagt von den Germanen (lib. 3. cap. 3): Sie führen Krieg mit ihren Nachbaren. Die Ursachen dazu gibt der Muthwille (libido), und keineswegs die Sucht ihre Herrschaft oder ihre Ländergebiete auszudehnen.

Zweck war zu erobern, da drohete den Beſiegten die Abhängigkeit des fortdauernden Zwanges. Zu ſolchen Eroberungskriegen der Germanen gegen Germanen kam es zuerſt (wie geſagt) auf dem vormahls Römiſchen Boden; aber nachher auch auf dem heimathlichen, wie die Geſchichte des Frankenreiches lehrt. Und wie glücklich die Lage der zurückgebliebenen Germanen gegen die ausgewanderten immer ſeyn mochte, der allgemeine Ausſpruch, daß der Sturz des Römerreiches die Germaniſchen Kräfte in die heftigſte Gährung verſetzte, gilt ebenfalls für ſie, — mit der einzigen Limitation, daß die Gährung bei ihnen ſpäter und unter einem günſtigeren Verhältniſſe der Keimkraft zu dem reizenden Fermente eintrat. Was bedarf es auch zur Erklärung der Periode des Fauſtrechtes weiter, als *) die Erinnerung an die Luſt zu Kriegen und Abentenern, an den Abſcheu vor friedlichen Arbeiten und an das Verſchwinden der fremden Feinde? Darum iſt nichts irriger, als die Greuel des Mittelalters in Deutſchland einer Verderbniß beizumeſſen. Es waren Aeußerungen derſelben Kräfte, die früher in Einigkeit ſich gegen die Römer, ſpäter aber ſich gegeneinander kehrten. Aehnliches können wir noch heute an jedem ſich ſelbſt überlaſſenen Kriegsheere ſehen, denn es an einem äußern Feinde fehlt.

*) Schon im neunten Jahrhundert wurde (in einem Capitulare von Karl dem Kahlen z. B.) gegen die Raubſchlöſſer verfahren. Baluz. tom. 2. p. 195.

Fünf und funfzigster Auszug.

Erster Abschnitt.

In der Prüfung der Wirkungen der Germanischen Siege auf die Sieger selbst kam ich endlich auf das Verhältniß zu höheren Wesen. Um alle Aufmerksamkeit auf die Germanen zu heften, habe ich das Römische bisher als ein Aeußeres behandelt, mich auf unbestrittene Allgemeinheiten beschränkend. Allein in der religiösen Rückwirkung blieben die Römer keinesweges bloße äußere Influenzen. Sie traten mitten unter die Sieger und vereinigten sich mit ihnen zu einem Ganzen. Hier ist also die Stelle, wo man nicht weiter kann, ohne sie für sich zu betrachten. Da sie so gut als die Sieger einen Theil der Masse bildeten, woraus die neueren Europäer sammt ihrer Cultur hervorgegangen sind: so würde eine solche Betrachtung immerhin früher oder später nöthig gewesen seyn. Aber das Religiöse bietet einen besondern Grund dazu; der wenn ich auch einzig bezweckte das Germanische Element allein kennen zu lernen, mich dennoch, wo ich jetzt stehe, zur sorgfältigen Prüfung des Römischen bestimmen müßte.

Kein Scepticism kann gegen die Wahrheit verblenden, daß der Menschheit im sogenannten Mittelalter nur von der religiösen Seite zu helfen war. Fast die ganze cultivirte Welt mit allen ihren verführerischen Reizen war aus ihren Fugen gerissen, den Rasereien zügelloser Triebe preisgegeben. Was anders konnte retten, als die Gottheit selbst? Was sonst als diejenige Eigenheit unserer Natur, die auf jeder Entwicklungsstufe den ersten Rang behauptet?

Es ist ein verdächtiges Merkmahl der neuern Weisheit, daß man für und für nach menschlichen Leibern forscht, denen die Vorstellungen von einem höchsten Wesen fehlen; als ob

ſie unſerm Geiſte nicht ſo angehörten, daß ihre Verdunkelung (bei Erwachſenen) einer Krankheit, dem Wahnſinne oder Blödſinne beizumeſſen ſey. Man entziehe ſich doch der Schwärmerei oder dem Taumel ſo weit, zu erkennen, daß jene Vorſtellungen unſerm Geiſte inniger eigen ſind, als der Geſchmack der Zunge, und daß es thörichter iſt zu zweifeln, ob der Menſch im ſog. Naturzuſtande Ahnungen von der Gottheit habe, als ob die Zunge ſchmecken, die Augen ſehen, die Ohren hören können. Man ſucht die Beantwortung einer Frage außer ſich, die nur in uns zu finden iſt, und in träger Leichtgläubigkeit ſtützt man ſich auf die Berichte von Reiſenden, welche die Aufgaben der Anthropologie durch einen flüchtigen Beſuch der wilden Völker zu löſen wähnen. Wer zu der Meinung kommen kann, daß es unter den cultivirten Völkern ſogenannte Freigeiſter gebe, die an keinen Gott glauben, der wird auch bereit ſeyn, es von Indianern zu berichten, wenn dieſe ſelbſt ihm verſichern, daß es ſo ſey. Ein Anderes iſt, die Worte herſagen, ein Anderes der wirkliche Unglaube. Es verräth eine jämmerliche Kenntniß der menſchlichen Natur, dieſen Unglauben deshalb für wirklich zu halten, weil der Mund ihn verkündet. Iſt der Sprecher nicht wahnſinnig, ſo ſpricht er doch Worte, die für ihn ſelbſt ſo leer ſind als für Andere, Worte, für deren Bedeutung ſeine eigene Denkkraft ſo wenig Stoff hat, als die Denkkraft Anderer *).

*) Es gibt ſchwerlich ein zweites Beiſpiel von Kunde der äußern Welt und gleichzeitiger Unkunde der innern, wie es der Aſtronom Lalande darbot. Er pflegte den Glauben an die Gottheit mit dem Vorwurfe der Beſtialität abzufertigen; was einen merkwürdigen Gegenſatz zu einer Stelle der Cicero'niſchen Abhandlung über die Geſetze bildet, die wie folgt lautet: „Denn was iſt wahrer, als daß niemand ſo dumm anmaßend ſeyn dürfe, in ſich ſelbſt Vernunft und Gemüth anzunehmen, nicht aber in dem Himmel und der Erde? oder zu glauben, daß Dasjenige, was wir kaum durch die höchſte Vernunft begreifen können, ſich ohne Vernunft bewege?“

Jedermann weiß, welchen Einfluß die Germanen den Vorstellungen von höheren Wesen schon in ihren Wäldern gestatteten. Aber Jedermann muß auch einsehen, daß nach den großen Eroberungen sie dessen weit mehr bedurften, und es also kein geringes Glück war, wenn ihnen insofern das Leben der besiegten Römer überaus günstig entgegentrat. Wäre die Eroberung Italiens einige Jahrhunderte früher gelungen, wären etwa die Cimbern und Teutonen nicht auf einen Marius gestoßen, so würde die Bahn der neuern Entwicklung in ein ganz anderes Geleise gekommen seyn. Ohne diese Voraussetzung zu Phantasiespielen zu verfolgen, kann man sie immerhin gebrauchen, an die enge Verkettung der Begebenheiten zu erinnern. Für die Art, wie die neuere Entwicklung wirklich statt gehabt, war es von der ersten Wichtigkeit, daß die Völkerwanderung in eine Zeit traf, worin die gesammte cultivirte Menschheit sich mehr wie je vorher mit religiösen Ideen beschäftigte.

Ist dieß aber der Fall, ist es unbestreitbar, daß die religiöse Richtung der Römischen Welt für die spätere Geschichte so fruchtbar gewesen, so muß auch sehr viel daran liegen, sie vollkommen zu begreifen, und dahin zielt keine Frage schärfer als die nach den Ursachen. Lange vor dem Eindringen der nordischen Sieger sehen wir das Leben der alten Völker im Occidente wie im Oriente sich allmählig so zum Religiösen kehren, als ob jede andere Geistesthätigkeit nutzlos und überflüssig wäre. Wie entstand diese auffallende Veränderung der Köpfe?

Ein ächter Türke würde vielleicht mit dem Spruche antworten „Gott ist groß!" Aber bieten die Reden von der Göttlichkeit des Christenthumes etwas mehr? Sie können so wenig als Antwort auf jene Frage gelten, als es zur Erklärung der Verbreitung von Mohamed's Lehre hinreicht, sich auf Wunderkräfte zu beziehen. Indeß wie unpassend es auch scheinen mag, der Wißbegier des neunzehnten

Jahrhunderts mit Phrasen von der göttlichen Allmacht und Wunderkräften zu begegnen, man darf darum nicht hoffen, was sich bei den Priestern nicht findet, bei den Staatsmännern, den Philosophen oder den Historikern anzutreffen. Wohin man sich wenden möge, hier ist man umgeben von den Ausdrücken „Verfall der Cultur, Luxus, Laster, Verderbniß, Aberglauben", dort von den Sprüchen über göttliche Gnade und den Widerstand des Göttlichen im Menschen und Aehnlichem. Nirgends ist Klarheit, weil der einzige Weg dazu kaum geahnet, oder für zu steil gehalten wurde. Wohl gibt es Versuche genug, die Ausbreitung des Christenthumes zu erklären. Aber diese mußten gerade deshalb mißlingen, weil niemand an den wahren Schlüssel dazu, an die obige allgemeinere Frage gedacht hat. Man höre also meine Antwort darauf.

Einer geringen Umsicht in der Geschichte enthüllet sich, daß es, wie in den neuern, so auch in den alten Staaten und insbesondere im großen Römerreiche eine Volks-Classe gab, die an der Stützung der Cultur wenig Theil hatte. Es mag an eigentlichen Casten fehlen, es fehlt darum diese Classe noch nicht; weil sie mit der natürlichen Ungleichheit der Menschen zu innig zusammenhängt.

Die Individuen solcher Classen sind sich überall und zu allen Zeiten darin ähnlich, daß ihr Geisteszustand sie für eine theokratische Lenkung empfänglich hält. Sie eben sind es, weshalb ein äußerer Cultus so wichtig für die Staaten ist. Sie sind es, die sich am meisten mit dem Religiösen, und zwar aufrichtig und ohne Heuchelei damit beschäftigen; da ihr ganzes geistiges Leben fast nur ein religiöses ist.

Wo man also eines theokratischen Hebels für die Staaten bedarf, da ist er vorzugsweise bei ihnen zu finden. Dagegen ist hier auch das wahre Element für die Widersacher der Staatsreligionen; insofern nämlich dieselbe Empfänglichkeit für Theokratie auch den Neuerern und Reformatoren zugänglich ist.

Nun aber entspricht einer ähnlichen Schwäche im Re-

ligiösen nie eine solche Stärke und Selbstständigkeit in den übrigen Lebensverhältnissen, daß es den höhern Classen schwer fallen könnte, in dem Einen wie dem Andern die Stützung und Leitung zu behaupten.

In diesen einfachen Sätzen steckt die volle Erklärung jener merkwürdigen Veränderung der Römischen Welt.

Nämlich: solange die höheren Stände von der Menge als natürliche Oberen verehrt wurden, war auch die Staatsreligion nicht gefährdet, und die eifrigsten Propheten und Reformatoren konnten nur unbedeutende Secten erzeugen. Als aber später sich die alte Ehrfurcht in Verachtung und Abscheu verwandelte, da mußte sich das Leben der Niederen von dem Einflusse der Höheren in seinem ganzen Umfange isoliren; und weil das Religiöse nach wie vor das Hauptmoment blieb, sich darin auch die Lösung am meisten offenbaren. Die Hindernisse der religiösen Neuerungen verschwanden, als die mit der Staatsordnung verschlungene Religion durch ihre Diener mehr entheiliget als beschützt wurde.

Daß die Lösung auch auf andere Weise hätte geschehen können, z. B. durch einen leiblichen Untergang der höheren Stände oder durch Eroberer, will ich nicht bestreiten. Es gilt mir nur darum hervorzuheben, daß unter den Möglichkeiten der geistige Untergang das Wirkliche war. Manche Cäsaren beschränkten zwar den Einfluß der Aristokraten schonungsloser als fremde Eroberer zu thun pflegen. Allein die Gewalt der Cäsaren entstand selbst erst durch das Verderbniß der Aristokraten; und obgleich die Cäsaren sich lieber auf Furcht und Zwang stützten als auf die Religion, und so die Trennung des Religiösen von dem Politischen mehr und mehr beförderten: die letzte Schuld lag immer an den Aristokraten.

Indeß erklärt sich so auch die universelle Richtung auf das Religiöse. Die bloße Lösung von den alten Führern erklärt zwar das regere (unruhigere) religiöse Getriebe des niedern Volkes, beantwortet aber die Frage nicht: was aus

den Führern selbst wurde; was sie trieben, während die Menge sich nur mit der Religion befaßte. Wogegen der Zusatz von deren geistigem Untergange auch schon zu der Vermuthung leitet, daß ihr Verhalten die allgemeine Richtung eher verstärken als hindern konnte. Dennoch wird er vielleicht manchen Leser überraschen und zu der Frage bringen: aber ist es denn genug, daß sich die Sache so erklären läßt? Gibt es keine andere Beweise für ein so generelles Ereigniß? und was soll überhaupt „geistiger Untergang" heißen? — Ich werde des sonstigen Zweckes dieser Blätter wegen Vieles sagen müssen, was jenen Ausdruck vor dem Vorwurfe der Unbestimmtheit schützt; und bloß um der ersten Ueberraschung zu begegnen, bitte ich zu bedenken, daß mein ganzes Resultat nichts Anderes enthält, als was auch die alten Schulen und Lehrbüchern angehörigen Sprüche von dem Verfalle der Cultur andeuten. Der Unterschied besteht einzig darin, daß ich, statt mit solchen Sprüchen dunkeln und verworrenen Vorstellungen von einem verdorbenen Chaos zu überantworten, zu der Prüfung fordere, was denn eigentlich verdarb.

Eben an der Vernachlässigung dieser Prüfung liegt es, daß man bisher so wenig begriffen hat, was von dem Römischen Elemente in den neuen Entwicklungsprozeß kam. Man erschöpfte sich in Klagen und Deklamationen über das Untergehende, ohne von dem sich gleichzeitig erhebenden Neuen das Geringste zu bemerken; was sich durch die gewöhnlichen Vorstellungen von einem wilden der Vernichtung zueilenden Chaos, wie alle unsere Geschichtswerke (das eines Gibbon nicht ausgenommen) die letzte Römische Welt schildern, nur zu deutlich beweis't. Oder will man etwa die frommen Deklamationen über das Gedeihen des Christenthumes auf eine klare Erkenntniß Dessen, was vorging, beziehen? Wie sollten Die, welche die theokratische Periode der Völker für die höchste halten, in dem religiösen Getriebe der letzten Römer den Anfang der neuen Entwicklung erkennen? Im Gegentheile, die allgemeine Richtung auf das Religiöse aus dem

Untergange der höheren Einsicht und der Lösung des niedern Volkslebens von dem höheren zu erklären, muß diesen Forschern als eine böse Lästerung erscheinen. Und doch ist es allein das niedere Volksleben, worin man die ersten Wurzeln der neuen Entwicklung zu suchen hat. Die große Unordnung in der letzten Römischen Welt besteht nur für das schwache Auge des Menschen, das die sich zu einem Ziele durchkreuzenden und verschlingenden Bewegungen hier nicht besser zu verfolgen fähig ist, als in dem chemischen Processe einer Gährung. Indeß so unordentlich dem Chemiker die Bewegungen der Gährung auch vorkommen, er hütet sich an ein wirkliches Chaos zu glauben. Er weiß, daß in dem buntesten Gewühle ein Gesetz der Entwicklung herrscht. Aber bei dem Gewühle der menschlichen Kräfte wird gerade dort nicht daran gedacht, wo es am nöthigsten ist.

Wer die neuere Cultur beurtheilen will, der muß sich vor Allem von diesem Fehler befreien. Mit dem Untergange Roms ging gewißlich das Römische Volk nicht unter. Nur das politische Band wurde vernichtet, die Volksmasse blieb erhalten, und verschmolz mit den Germanen zu einer neuen Entwicklungsreihe. Darum gehört es zur Beurtheilung dieser Reihe eben so, die Charaktere der Römischen Volksmasse zu prüfen als die Charaktere der Germanischen. Allein Jegliches, was dafür geschehen ist, zielt bloß dahin, zu beweisen, daß vor dem politischen Falle auch die Cultur verschwunden war; und damit verstrickte man sich tiefer und tiefer in den Wahn, es sey Alles untergegangen, was eine schärfere Betrachtung verdiene. Wie die Cultur unterging, — daß sie mit dem geistigen Zurücksinken der höheren Stände unterging, und Was damit auf der andern Seite aufging, blieb völlig unbeachtet.

Mein Satz von dem Hervortreten der niedern Stände ist der wahre Anhalt für die Beurtheilung der spätern Römischen Geschichte. Mit dem Emporsteigen der untern Classen über die Schwäche und Verdorbenheit der höheren, veränderte sich im ganzen Reiche

das Leben so sehr, wie es ohne die Einwanderung fremder Völker kaum denkbar ist. Von innen ist keine vollständigere Umwandlung eines Staates möglich, als diese unter den Römern war, lange bevor sich die Herrschaft der Germanen über sie ausdehnte. Wenn die Seele aus dem Körper weicht, so fängt das stürmische Walten der niedern Kräfte an, die früher in ruhiger Abhängigkeit dem höhern Organism dienten. Wo irgend eine Volksmenge zu den Trägern der politischen Ordnung in einem ähnlichen Verhältnisse ist, wie der Körper zum Geiste, da kann für die Prüfung ihres Zustandes nach dem Untergange der Stützen und Führer jene Vergleichung mit Nutzen fortgesetzt werden. Wenn der Geist vom Körper scheidet, so folgt dieser fortan andern Impulsen als zur Zeit der waltenden Lebenskraft, und eine neue Entwicklung erhebt sich aus den Trümmern der alten. Eben so geht es in Völkern mit der rohen Masse. Auch ihr entkeimt, sobald sie sich selbst überlassen ist, eine neue Entwicklung; welche für die folgende Geschichte nicht minder zu beachten ist als eine Entwicklung, die aus einem wilden Jägerleben hervortritt. Wie bei der letztern es darauf ankommt, die Eigenschaften zu prüfen, womit das Volk seine Wälder verließ, so ist bei der erstern auf die Charaktere zu blicken, die der Masse zur Zeit des Unterganges ihrer Führer eigen waren. Indeß unbeschadet des generellen Umfanges dieses Anhaltes habe ich es vorläufig nur mit seiner religiösen Bedeutung zu thun; und es ist nicht zu vergessen, daß, da die Untersuchung des Germanischen Elementes mich dem Römischen auf der religiösen Seite zuerst zuleitete, ich auch hiebei zuerst von dem Anhalte reden mußte, wenn ich ihm keine besondere Rubrik widmen wollte. Bevor ich jedoch über die religiöse Seite fortfahre, füge ich für den Beweis seiner Realität überhaupt noch Folgendes hinzu. Daß so und auf keine andere Weise Rom unterging, dafür bietet sich unter Anderem auch ein wichtiges Argument in der Sprache dar. Es ist nämlich unbestritten, daß lange vor dem Eindringen der Germanen sich die Sprache der Rö-

mer verſchlechterte. Die Verſchlechterung der Sprache iſt aber nicht denkbar, ohne eine Verſchlechterung ihrer Träger, d. h. der höheren Stände, (oder man müßte zeigen können, daß ſelbige eine fremde Sprache, etwa die Griechiſche, angenommen und darin ſich ausgezeichnet hätten). Damit wäre alſo der geiſtige Untergang der höheren Stände nicht minder bewieſen, als mit dem Argumente, daß vor dem Falle des Reiches die Cultur nicht habe untergehen können ohne die Cultur-Träger. Weil es mir indeß darum gilt, die Aufmerkſamkeit auf Das zu lenken, was nicht unterging, ſo erinnere ich an das Phänomen, daß an dem Verderben der Schrift-Sprache einen vorzüglichen Antheil hatte, die Zugeſellung der Wörter und Wortverbindungen des niedern Volkes. Ich rede nicht von Inſchriften auf Monumenten, deren im Alterthume wie heutzutage viele von Perſonen herrührten, die keineswegs zu den Trägern der höhern Sprache gehörten. Nein, in den eigentlichen Büchern der ſpätern Jahrhunderte erſcheinen eine Menge Ausdrücke, die man in den claſſiſchen Autoren vergebens ſucht. Ohne Zweifel ſind nicht wenige von den Barbaren aufgenommen. Aber hätte uns die claſſiſche Zeit ein Werk über die Volksſprache hinterlaſſen, ſo würden wir wohl die meiſten darin antreffen. Die Schriften ſelbiger Zeit gedenken der niedern Sprache nur beiläufig, und dennoch liefern ſie manche Belege. — Jetzt wieder zur religiöſen Seite der Römiſchen Welt.

Wie die Löſung der untern Stände von den höheren die Bedingung des Gedeihens aller religiöſen Neuerungen in dem Römerreiche war, ſo war ſie es auch für das Chriſtenthum. Allein das Licht dieſes Satzes reicht nicht weit genug, und insbeſondere fordert die erſte Trennung des Religiöſen von dem Weltlichen eine Erörterung, die noch niemand verſucht hat. Wähnt man ja, den ganzen Grund durch einige Phraſen von der Toleranz der Römer zu erhellen.

Ich nehme keinen Anſtand, die Widerlegung dieſes Wahnes mit der Behauptung zu beginnen, daß die Römer unſere Toleranz nie gekannt haben; weil ſie das

Religiöse nie so gleichgültig für die Politik achteten als unsere Aufklärer. Wie ungern die Römer Religions-Neuerungen sahen, lehrt fast jedes Blatt ihrer Geschichte; und nur die Brille jener Halbcultur, die sich mit Toleranz zu brüsten pflegt, hat uns gegen die auffallendsten Belege verfinstert. Wie hätte es auch bei einem Volke anders seyn können, dessen öffentliche und häusliche Ordnung sich stäts so sehr auf die Religion stützte? Man lese vor Allem, was Cicero (de legibus lib. II. 8.) von den Gesetzen des Numa sagt. War es doch in sämmtlichen Kriegen die erste Sorge der Römischen Imperatoren, die Götter aus den feindlichen Ländern zu locken. Man durchblättere den Historiker Livius, um vom Anfange bis zum Ende eine Menge anderer Belege zu finden. Im 1. Buche Cap. 31. heißt es von Tullus Hostilius wie folgt. Da (nämlich, als er selbst von der Pest ergriffen wurde) brach zugleich mit dem Körper sein unbezähmter Geist so gänzlich, daß er, der früher nichts für weniger königlich achtete, als sich mit religiösen Ceremonien zu befassen, sich plötzlich jedem Glauben hingab. Zuletzt, fährt der Historiker fort, soll er seine Zuflucht zu einer in den Commentaren des Numa beschriebenen geheimen Ceremonie genommen haben, dabei aber von dem Blitze erschlagen worden seyn, weil er sie nicht gehörig begangen. — Im 30. Cap. des 4. Buches heißt es, es sey (zur Zeit der Stiftung des Tribunates mit consularischer Macht) durch große Dürre eine Viehseuche entstanden, welche gewöhnliche Berührungen auf die Menschen übertragen hätten. Unter diesen Unfällen habe sich das Volk so ungestüm von der Staatsreligion abgewendet, daß man in allen Straßen fremde Ceremonien gesehen. Die Aedilen hätten darauf Befehl erhalten zu wachen, daß nur Römische Götter und auch diese nur nach der Weise der Väter verehrt würden. — Ferner heißt es im 25. Buche Cap. 1: Als Hannibal in der Gegend von Tarent war, sey der Römische Staat (durch den Einfluß der Kriegsschicksale auf die Gemüther) im Religiösen so umgewandelt worden, als

ob plötzlich die Menschen oder die Götter nicht mehr dieselben gewesen. Ueberall sey man auf fremde Ceremonien gestoßen, woraus durch den Krieg verarmtes Landvolk ein förmliches Gewerbe gemacht, bis der Senat sie verboten und die fremden Bücher zu verbrennen befohlen. Endlich lese man die Liebesgeschichte des Aebutius und der Hetäre Hispala im 39. Buche Cap. 16, worin folgende merkwürdige Worte des Consuls Sp. Postumus Albinus vorkommen: „Wie oft ist nicht von jeher unsern Magistraten aufgegeben worden, fremde Ceremonien zu verbieten, deren Priester vom Forum, vom Circus, von der Stadt abzuhalten, deren Bücher aufzuspüren und zu verbrennen, und keine Art Opfer neben den Römischen zu dulden u. s. w.“

Aber auch um und in den Zeiten der Cäsaren war es nicht anders. Der Historiker Dio Cassius erzählt (lib. 40. cap. 47), daß (etwa 50 Jahre vor unserer Aera) die Römische Regierung einen der Isis (als einer medizinischen Gottheit) auf dem Marsfelde errichteten Tempel habe zerstören lassen, weil die Egyptischen Götter den Römern verhaßt gewesen. In den Biographien des Sueronius heißt es (Tib. Claud. cap. 25), August habe die Religion der Gallier (den Druiden-Dienst) den Römischen Bürgern verboten; ferner: unter Tiberius seyen die Feierkleider und Geräthe der fremden Religionen verbrannt worden (Tib. cap. 36); und Claudius habe die Religion der Gallier ganz abgeschafft. Damit verbinde man eine Stelle des Tacitus (Annal. lib. 9. cap. 15), wonach derselbe Claudius im Senate über den Verfall der Staatsreligion klagt und ihn, neben der allgemeinen Apathie, der Ausbreitung fremder Religionen beimißt, — um sich zu fragen, ob es noch der Erinnerung an die Verfolgungen der Christen bedürfe? Wer aber dessenungeachtet diese Verfolgungen als Ausnahmen von der Römischen Toleranz betrachtet, den verweise ich auf eine Stelle der Biographien des Sueton (der Geheimschreiber des Kaisers Hadrian war), die da zeigt, wie wenig die ersten Christen als

ſolche den Römern bekannt waren. In dem Leben des Tiberius Claudius Cap. 25 heißt es nämlich: die Juden, welche auf den Antrieb von Chreſtus (impulsore Chresto) oft tumultuirten, jagte er aus Rom. Die Chriſten wurden nur als Juden verfolgt, und die Juden nur wegen der allgemeinen Abwehrung der fremden Religionen.

Indeß ſo wenig die Römer im Sinne der Neuern tolerant waren, ſo wenig kannten ſie deren Intoleranz. Sie verfuhren beſonnen und ohne Leidenſchaft, weder läppiſchem Schulſtreite noch finſterer Schwärmerei dienend. Ihre Lebenskraft fand zu viel Reiz zu anderer Thätigkeit, als daß ſie ſich dazu hätte verirren können; und an die Ketzergerichte der Chriſtlichen Barbarei war nicht zu denken. Aber eben darum, weil ihre Schritte von ruhiger Ueberlegung geleitet wurden, darf man auch nicht von einer Toleranz träumen, welche die Religion und die Politik für abſolut getrennte Dinge hält.

Es kommt darauf an, genau die Länder, welche Rom (d. h. die Stadt) unmittelbar durch Bevollmächtigte (Proconſuln, Prätoren ꝛc.) beherrſchte, von den Ländern zu unterſcheiden, die zwar zu einem Ganzen mit ihm verbunden, aber übrigens mehr oder weniger frei waren; wie die föderirten Länder (civitates foederatae), die Municipien und die Colonien. In den letztern fuhr man fort die religiöſen Angelegenheiten zu behandeln wie früher; d. h. man zählte ſie, wie in Rom ſelbſt, zu den politiſchen. Inſofern die Römer ſich in deren innere Verwaltung überhaupt nicht miſchten, miſchten ſie ſich auch nicht in das Religiöſe. Allein darum herrſchte dort noch keine Toleranz. Je enger das Religiöſe mit der Politik verflochten iſt, deſto weniger Toleranz iſt zuläſſig. Dieß galt inbeſondere von Italien, wo die religiöſen Neuerungen die Staatsgewalt am meiſten wider ſich hatten. Gegen fremde Religionen, die mit der Römiſchen nahe verwandt waren, wie die Griechiſche, brauchte man nicht ſtrenge zu ſeyn, weil ſie an dem allgemeinen Verhältniſſe des Religiöſen zum Weltlichen nichts änderten. Deſto unerbittlicher war man aber wider den Cultus der Juden.

So stand es, wohl gemerkt, um die Toleranz in Rom und Italien. Ganz anders verhielt es sich hingegen in den Ländern der zweiten Classe, wo die Macht der Römer keine innere Stütze, sondern nur die äußere der Legionen hatte. Dort bekümmerten sich die Proconsuln, Procuratoren ꝛc. umgekehrt um so weniger um das Religiöse, je mehr es von der Römischen Religion verschieden war; und dieselben Römer, welche sich in Italien so intolerant gegen die Juden zeigten, waren durchaus tolerant in Judäa selbst; — weil hier die religiösen Neuerungen zunächst die Jüdischen Priester, und die Römischen Proconsuln, Procuratoren oder Cäsaren um so seltner berührten, als unter den Juden das Religiöse schon längst vom Weltlichen getrennt war, und eine religiöse Neuerung nicht, wie in Italien, nothwendig zugleich eine weltliche seyn mußte.

Indeß gerade diese doppelte Politik der Römer war eine der Haupturſachen des Sturzes ihrer Basis in ihrer eignen Heimath. Gewöhnlich mißt man die Schuld den Folgen bei, welche die Eroberungen in der Herrschsucht, Ehrsucht und Schwelgerei hatten, und übersieht jene Ursache so völlig, daß man in trüber Unkunde Dessen, was wirklich geschah, entweder der Toleranz der Römer Lobreden spendet, oder ihre Politik bewundert, ohne zu ahnen daß eben in selbiger Politik ein stärkeres Gift für Rom und Italien saß als in sämmtlichen eroberten Schätzen. Wie war es vereinbar, in den Provinzen fremde Religionen zu dulden, und sie von Italien und Rom abzuhalten? Die Träger der politischen und religiösen Ordnung mochten gut bleiben oder nicht, bei dem stäten Verkehre mit den vielen eroberten Ländern und ihren verführerischen Reizen konnten die Sieger schwerlich gegen alle religiöse Neuerungen geschützt werden *).

*) Man denke insbesondere auch an die fremden Sclaven, welche in die Römischen Familien kamen. Tacitus sagt darüber: die Sitten der Väter verschwinden allmählig, seitdem in unsern Familien Glieder von Nationen sind, die von der unsrigen verschiedene Religionen (ritus et sacra) oder gar keine haben.

Doch, es gilt nicht so sehr darum zu beweisen, daß überhaupt Aenderungen im Religiösen eintreten mußten, als dessen Lösung von der Politik zu erklären. Denn den Germanen konnte man durch die Religion der Römer nur insofern beikommen, als sie von dem Politischen gesondert war. Mit dem Politischen der Römer (Weltlichem im Sinne der Neueren) waren sie ja in stätem Streite, bis es ihren Schwertern unterlag. Auch bedarf es wahrlich keiner großen Argumentation, daß sich die religiösen Vorstellungen und Gebräuche überall nach der Entwicklung richten; es mithin ebenfalls bei den Römern nicht immer beim Alten bleiben konnte. Völkern einer jüngern Entwicklung offenbaret sich das Göttliche anders als denen einer vorgerücktern. Cicero und Lucian spotteten schon über Formen, die dem ältern Cato noch heilig waren. Aehnliche Ursachen haben auch eine Menge Aeußerlichkeiten des Christenthumes entheiligt. Für die Schwächeren ist eine solche Entheiligung freilich mißlich. Es ist für sie um so mehr eine Verschließung gegen die Strahlen des Göttlichen selbst, als sie sich ihnen nicht in Allem was uns umgibt, zu nähern vermögen; und darum ist auch den untern Classen die Stütze der höhern Einsicht nie nöthiger als bei dem unvermeidlichen Wechsel der Religionen. Nur träume man, wo sie fehlt, nicht von einem völligen Untergange der Religiösität, die ewig ist, wie der menschliche Geist, trotz jeglichem Wechsel der Formen und Systeme. Also, ich widerhole, es gilt darum, zu zeigen, wie die Römer im Religiösen von der Staatsgewalt frei wurden.

Die Scheidung des Religiösen vom Weltlichen lernten sie zuerst auf ihren Siegeszügen kennen; namentlich in Asien und in Egypten unter den Ptolemäern, wo das was Staat hieß, schon lange ein von dem Volke Verschiedenes war; insbesondere aber in Judäa, wo die frühern Eroberer die Scheidung veranlassen mußten. Ueberall wo die Staatsgewalt sich um das Religiöse nicht kümmert, wo sie z. B. auf einer Kriegercaste ruht, werden die Priester ihr Werk für sich fortsetzen, und dadurch um so eher Vorstellungen von der Trennung des

Religiösen und Politischen (des Geistlichen vom Weltlichen), bewirken, je gefährlicher es ist, gegen das Politische anzustoßen. Als die Römer nach Judäa kamen, sahen sie sehr bald, daß ihre Herrschaft dort (wie auch in Egypten) nur durch Kriegsmacht zu behaupten war. Darum hielten sie es für räthlich, alle dieser Stütze nicht widerstreitenden Interessen der Besiegten so wenig als möglich zu berühren; um, da sie selbige Interessen einmahl nicht für sich benutzen konnten, sie auch nicht gegen sich aufzuregen (die Toleranz der Römer). So bestand das Jüdische Priesterthum fort. Die Staatsgewalt verlangte nichts weiter von ihm, als daß es das Volk nicht aufwiegle. Positive Hülfe forderten die Römer nicht mehr, als heutzutage die Türken von den Christen fordern. Demnach war die practische Scheidung des Geistlichen und Weltlichen keine ausschließliche Eigenthümlichkeit des Christenthumes. Weil das Jüdische Priesterthum selbst, auf die politische Richtung verzichten mußte, so mußten es um so mehr die religiösen Neuerer; gegen die jenes Priesterthum eifriger wachte als die Römer. Wenn Trennung des Religiösen vom Politischen ohnehin die unerläßliche Bedingung des Gedeihens aller neuen Religionen unter der Römerherrschaft war, so war sie es gewißlich dort, wo neben der weltlichen Macht eine Priestercaste gegen die Neuerungen wachte. Gerade die Procedur der Jüdischen Priester, die sich anstrengten, das Christenthum als feindlich gegen die Cäsaren zu schildern und den Stifter beschuldigten, daß er nach dem Königsthrone strebe, beweiset, wie wichtig es für jeden Reformator war, in seinen Theorien den Gegensatz zwischen dem Religiösen und Weltlichen hervorzuheben. Und so konnte sich dann auch diejenige Lehre entwickeln, welche den Cäsaren in allen andern Theilen ihres Reiches, wo ihre Macht keine Stützung in der Volksreligion hatte, am besten zusagte; eine Lehre, die, obwohl sie den weltlichen Herrschern nicht so nutzte wie die alte Staatsreligion, ihnen doch um so weniger hinderlich war, je mehr sie die Geister von den irdischen Interessen zu einem überirdischen Gebiete ablenkte, und durch die Ermahnun-

gen zur allgemeinen Menschenliebe und zum Ertragen unverdienter Kränkungen und Leiden für die künftige höhere Welt, dem Gehorsame gegen die Herren dieser Welt das Wort redete.

So lange die Staatsreligion noch etwas Erhebliches neben der Legionen-Macht leistete, gaben die Cäsaren sie auch nicht auf; wenngleich der eine oder der andere sie aus Bequemlichkeit, Schwelgerei oder Unverstand vernachlässigte. Ich sagte vorhin, der Verkehr mit den eroberten Ländern habe die Staatsreligion gefährden müssen, die höheren Stände mochten gut bleiben oder nicht. Nun aber bedenke man, wie deren Verschlechterung darauf wirkte. Wenn beim niedern Volke mehr religiöse Schwärmerei und Sucht nach Wundern den Neuerungen Vorschub lieh, so scheint es bei den höheren Ständen die Wollust und Schwelgerei gethan zu haben. Der erwähnte Vorfall des Aebutius mit der Hispala zeigt, wie es schon vor der Cäsarenherrschaft in Rom aussah. Es ist nicht überflüssig ihn näher zu berühren. Im 39. Buche erzählt der Historiker Livius Folgendes. „Aebutius hatte einen Stiefvater (Titus Sempronius Rutilus), der, weil er sich vor der Rechenschaft über die Vormundschaft fürchtete, seiner gerne los gewesen wäre, oder ihn doch durch irgend ein Band unterwürfig zu halten wünschte; und die Mutter (Duronia) war dem Manne ergeben. Es bot sich ein Mittel zu diesem Ziele in den Bachanalien dar. Die Mutter mußte dem Jünglinge also eröffnen, sie habe während seiner Krankheit das Gelübde gethan, ihn nach der Genesung in die Mysterien des Bacchus einweihen zu lassen. Es gehöre zur Vorbereitung eine zehntägige Enthaltsamkeit. Am zehnten Tage werde dann Mahl gehalten, darauf rein gebadet und eingeweihet (in das Sacrarium eingeführt)."

„Aebutius stand im Verkehre mit einer in seiner Nachbarschaft wohnenden Freigelassenen, Hispala Fecenia, die zwar von Gewerbe Hetäre ihm jedoch aus aufrichtiger Zuneigung anhing, und zwar so sehr, daß sie ihn nach dem Tode ihres Schutzherrn zum alleinigen Erben eingesetzt hatte. Zu dieser

sagte er einst im Scherze, es dürfe sie nicht befremden, wenn er auf einige Tage von ihr Abschied nehme, da er sich in die Mysterien des Bacchus wolle einweihen lassen. Als die Fecenia das hörte, erschrak sie, und erklärte unter Verwünschungen gegen Die, welche dazu gerathen, es würde besser seyn, daß sie vorher beide stürben. Der Jüngling wunderte sich über die Entsetzung und erwiederte, sie möge nicht so arg verwünschen, da seine Mutter und sein Stiefvater es ihm befohlen hätten. Darauf äußerte sie: „Also dein Stiefvater will deine Schamhaftigkeit, deinen Ruf, deine Zukunft und dein Leben verderben? Denn wisse, daß ich im Dienste meiner vormahligen Herrinn sie in den Tempel jener Mysterien begleitet habe, und daß es die Stätte aller Art Verderbniß ist, wozu die eingeweihten Jünglinge den Priestern wie Schlachtopfer überliefert werden; sie beschwöre ihn, sich auf welche Weise es auch seyn möge der Sache fern zu halten." — Und so entließ sie den Aebutius nicht eher, bis er dieß feierlich versprochen hatte."

„Als nun nachher die Mutter wieder von dem Anliegen zu reden begann, antwortete er ihr in Gegenwart des Stiefvaters, daß er keine Lust zur Einweihung habe und davon abstehen wolle. Darauf schrie die Mutter, er scheine sich keine zehn Tage von dem Bette der Hispala trennen zu können, und dieser verworfenen Person wegen achte er weder Vater noch Mutter noch die Gottheit. Das Ende des so zwischen ihm, der Mutter und dem Stiefvater entstandenen Streites war, daß er aus dem elterlichen Hause vertrieben wurde."

„Er begab sich zu seine Muhme Aebutia, welche das Verfahren des Stiefvaters dem Consul Postumus klagte. Letzterer beschied sie nach drei Tagen wiederzukommen, und fragte mittlerweile seine Schwiegermutter Sulpicia, ob sie eine gewisse Aebutia vom Aventinus kenne. Die Antwort lautete, daß es eine brave Person von reinen alten Sitten sey. Der Consul bat seine Schwiegermutter darauf, die Aebutia zu sich rufen zu lassen; und als es geschehen war, fand er sich selbst wie zufällig auch ein. Die Rede wurde dann auf den Bru-

der Aebutius und dessen Sohn gelenkt, und alsbald zerfloß die Schwester in Thränen und bejammerte das Loos des Neffen, der seines Vermögens beraubt worden und jetzt gar aus dem elterlichen Hause weichen gemußt, weil er nichts von obscönen Mysterien wissen wolle."

„Nach hinreichender Unterredung mit der Aebutia ließ der Consul auch die Hispala zu seiner Schwiegermutter kommen. Schon der bloße Ruf zu einer so vornehmen und ehrwürdigen Dame beunruhigte die Hispala sehr; als sie aber bei ihrer Ankunft in dem Vorhofe das consularische Gefolge sammt den Lictoren und den Consul selbst erblickte, vergingen ihr fast die Sinne. Indeß wurde sie eingeführt und unter beruhigenden Zusprüchen aufgefordert zu sagen, was in dem Haine von Simila bei der nächtlichen Feier der Bachanälien zu geschehen pflege. Auf diese Anrede wurde sie von einem so heftigen Zittern befallen, daß sie lange den Mund nicht zu öffnen vermochte. Endlich fand sie die Sprache wieder, aber nur um sich zu entschuldigen, daß sie nichts wisse; was sie dem Aebutius gesagt habe, sey bloß um ihn abzuschrecken gesagt worden. Der Consul ließ aber nicht ab, und brachte sie zuletzt, nachdem sie gebeten hatte, daß man sie doch ihrer Sicherheit wegen an irgend einen Ort außer Italien bringen möge, wo sie ihr übriges Leben bleiben könne, zu folgendem Geständnisse."

„Anfangs sey diese Feier nur den Frauen zugänglich gewesen und auch nur Frauen hätten das Priesteramt verwaltet. Aber die Paculla Minia Campana habe als Priesterinn alles Dieses, angeblich auf Ermahnung der Gottheit, umgeändert, insbesondere Männer zugelassen und als die ersten ihre eigenen Söhne, den Minius und den Herennius Cevrinius. Sie habe auch die Tagesfeier in eine nächtliche verwandelt, und statt dreier Tage jährlich, fünf Nächte monatlich zur Einweihung angesetzt. Seit der Zeit seyen Schandthaten aller Art vorgefallen; und wer sich den wilden Lästen nicht willig überlassen, der sey als Opferthier abgeschlachtet worden. Daß nichts unerlaubt sey, gelte als der höchste Satz

dieſer Religion. Die Männer geberdeten ſich wie beſeſſene Verkünder der Zukunft, und die Frauen pflegten in dem Anzuge von Bachantinnen mit brennenden Fackeln zum Tiberfluſſe zu rennen, ſie in das Waſſer zu tauchen und ungelöſcht wieder herauszuziehen (weil ſie eine Miſchung von Schwefel und Kalk enthielten). Die, welche an eigene Maſchinen gefeſſelt bei Seite geſchafft worden, würden als von den Göttern weggerafft ausgegeben; es ſeyen Solche, welche entweder den Eid oder die Theilnahme an den Schandthaten ſelbſt, oder die Hingebung zur Unzucht verweigert hätten. Die große Zahl der in der Sache Verwickelten ſey bereits zu einem zweiten Volke gediehen, worunter Männer und Frauen aus dem Adel. Seit den letzten beiden Jahren ſey beſchloſſen worden, keine Perſonen über 20 Jahre aufzunehmen. Man wähle diejenigen Lebensjahre, welche die Verirrung und Verführung am leichteſten zuließen."

„Nach dieſem Geſtändniſſe wiederholte die Hiſpala ihre Bitte, ſie aus Italien zu ſchicken. Allein der Conſul räumte ihr einſtweilen ein ſicheres Lokal im Hauſe ſeiner Schwiegermutter ein. Darauf wurde den Senatoren Bericht erſtattet; die ſehr erſchraken, theils für den Staat fürchtend, theils daß einer ihrer Verwandten mitſchuldig ſeyn möge. Indeß ergab ſich, daß die Ausſage nichts übertrieben hatte; und ſchon in der erſten Nacht, nachdem das Volk von der Sache unterrichtet und alle Thore der Stadt mit Wachen beſetzt worden waren, verſuchten ſehr viele Männer und Frauen die Flucht; da ſie aber ergriffen wurden, nahmen ſich manche ſelbſt das Leben. Ueber 7000 war die Zahl der Verſchworenen, und unter deren Prieſtern und Anführern auch jener Minius Cerrinius Campanus. Die, welche bloß den Eid, der ſie zu allen Verbrechen und aller Unzucht verpflichtete, geleiſtet hatten, wurden an der Freiheit geſtraft; die aber, welche bereits darnach gehandelt und Mord, falſches Zeugniß, Verfälſchung von Urkunden, Unterſchiebung von Teſtamenten oder Unzucht verübt hatten, hingerichtet. Und ſo kamen mehr zum Tode als in Feſſeln. Die Weiber wurden den Verwandten

zur Vollziehung der Strafe überantwortet. Wenn kein schicklicher Verwandter da war, so vollzog sie ein öffentlicher Beamter."

„Dem Aebutius und der Hispala Fecenia wurden bedeutende Belohnungen dekretirt, und der letztern insbesondere das Recht ertheilt, einen freigeborenen Bürger zu heirathen, ohne daß die Heirath dem Vermögen oder der Ehre des Mannes schaden solle." —

Aus den Zeiten der Cäsaren selbst wird es hinreichen, die schwelgerischen Feste zu erwähnen, die man sogar dem August vorwarf. Wie Sueton (Oct. August cap. 70) berichtet, soll August ein geheimes Mahl gehalten haben, wobei die Gäste in der Tracht der Götter und Göttinnen erschienen. Diese Entwürdigung der Religion konnte dem Volke unmöglich gefallen, wie auch die Spottverse beweisen, worin August, der als Apoll aufgetreten war, Apollo tortor (der Schinder) genannt wird. Aber eben darum waren den Schwelgern die fremden Religionen willkommen; und so wirkten die höheren Classen mit den niedern insofern zu einem Ziele, als sich beide von der Staatsreligion abwendeten. Im Uebrigen wichen sie freilich sehr voneinander ab. Die höheren Klassen würden sicher keinen Neuerungen huldigen, die ihre Lüste strenger behandelten, als die alte Religion; wogegen das weniger verdorbene Volk sich um so mehr einer strengern Lehre zukehrte, je heftiger sein Abscheu vor dem Leben der Reichen und Mächtigen war. Den letztern schien besonders der Isisdienst zu behagen, statt daß bei den erstern das Christenthum Eingang fand. Es gränzt an's Unglaubliche, wie die religiösen Ceremonien zu den rohesten Lüsten mißbraucht wurden; und die Priester der neuern Secten, die den wilden Trieben den Mantel der Religion anbieten, können vielleicht von den spätern Römern mehr lernen, als von den Lingams-Priestern der Hindus. Man blicke nur auf die Basreliefs voll geflügelter Priape und weiblicher Geschlechtstheile an den Ruinen zu Nismes.

Und von dem Abfalle aus Schwelgerei abgesehen, wie

sollte die Staatsreligion in Kraft bleiben ohne die Mitwirkung der höheren Stände? Dazu verschwand aber das Hauptmotiv, als ihnen die Cäsaren das Regiment nahmen. So sehr diese auch wünschen mochten, mit ihrer Stützung auf die Legionen die der Religion zu verbinden, den entthronten höheren Ständen mußte es lockend scheinen, sich wenigstens im Religiösen der Alleinherrschaft zu entziehen.

Wie konnte endlich ein frommes Gemüth sich in Tempeln erbauen, wo die ärgsten irdischen Scheusale, ein Caligula, ein Nero, ein Heliogabal, ein Caracalla als himmlische Götter prangten? Nicht mit Unrecht heißt es in jenen von Sueton angeführten Spottversen gegen den Kaiser August, daß die Götter aus den schönsten Tempeln und von ihren goldnen Thronen entfliehen, wenn die Menschen sie entheiligen.

Erhellet hiemit, wie die Staatsgewalt allmählig ihre religiöse Stützung verlor, so wird es auch nicht befremden, daß die neue Religion, die sich ohne ja gegen den Willen des Staates erhob, von dessen Organen geschieden und gewisser Maaßen selbstständig blieb. Nämlich insofern die neue Religion Priester an der Spitze hatte, umschloß sie immerhin Menschen mit menschlichen Bedürfnissen, menschlichen Schwächen und menschlichen Wünschen; und weil die Cäsarenmacht eine von allen Religionen unabhängige Stütze hatte, so waren ihr auch die Leiber und irdischen Güter der Christlichen Priester unterthan; was ihr allerdings einen bedeutenden Einfluß auf deren Willen sicherte. Allein in der alten Religion waren die Cäsaren und ihre Beamten selbst die Priester und brauchten keine Priester neben sich durch Zwang, Bestechung oder Ueberredung zu gewinnen.

Im Römischen Reiche kam es nach und nach dahin, daß die wirksamen geistigen Interessen bloß religiöse waren. Die übrigen sanken zu leeren Momenten herab; weshalb es zum allgemeinen Ueberblicke wohl erlaubt ist, sich vorzustellen, daß Jedermann, neben der Eitelkeit und Ehrsucht, nur von Interessen des Leibes und von religiösen bestimmt wurde. Dem geringsten Nachdenken zeigt sich, daß unter sol-

chen Einzelnheiten für die Macht über die Gesammtheit nur zwei Stützen möglich waren; und mit etwas mehr Reflexion begreift man auch, daß diese Stützen sich nicht zu einem einzigen Organism verflechten ließen. Nämlich die auf die Interessen des Leibes gestützte Macht kann nicht selbstständig bleiben ohne Zwang. Gegen eine Zwangherrschaft wird sich aber überall eine geistige Opposition bilden, die bei rohen Völkern einen religiösen Charakter haben muß. Für die Römische Zwangherrschaft wurde das Christenthum zu dieser Opposition; und so ist klar, daß, jemehr es zur Zeit seiner Schwäche der Verschmelzung mit der weltlichen Macht widerstrebte, daran später um so weniger zu denken war. Umgekehrt vermochten auch die Christlichen Oberpriester nicht, die weltliche Macht mit der ihrigen zu verschmelzen. Sobald sie, statt mit religiösen Waffen, mit weltlichem Zwange (mit gedungenen Kriegern z. B.) aufgetreten wären, würden sie an der religiösen Stützung eingebüßt haben. Für eine reine Theokratie paßten die späteren Römer nie. Wie sehr man sich auch dem Religiösen zuwendete, die wilden Triebe ließen es nicht an Aufruhr fehlen; und ohne eine Kriegerschaar würde der heiligste Priester bald seinen Thron verloren haben, wie ruhig auch die äußeren Feinde geblieben wären. Im Mittelalter schien es fast, als ob den Priestern eine Verschmelzung des Weltlichen mit dem Religiösen gelingen könne; doch davon nachher. Hier gilt es um die Beleuchtung des Verhaltens beider Potenzen im Römerreiche. Zu diesem Zwecke fahre ich ferner fort, daß die Cäsaren Jahrhunderte hindurch hauptsächlich durch ihre Soldkrieger herrschten. Früher kannte man die Militairgewalt nur in den eroberten Provinzen. In Rom selbst gebrauchte man sie Anfangs bloß um die wankende alte Einrichtung zu stützen, dann aber wider diese Einrichtung, für die Monarchie. Nichts ist verkehrter als dagegen mit den Worten „Usurpation und Despotie" zu eifern. Warum sollte man das Mittel, was Rom von jeher in der Fremde gebrauchte, nicht in Rom selbst gebrauchen, wenn es keinen andern Aus-

weg gab? Wo die edelern Motive nichts vermögen, da ist rauher Zwang der einzige Ausweg. Die Cäsaren griffen zu dem nämlichen Mittel, wozu man in momentanen Unordnungen in der besten Zeit der Republik gegriffen hatte, zur Dictatur; und die Dictatur wurde nur deswegen eine ewige, weil die Unordnung ewig seyn wollte. Damit sind freilich die Raserein der Cäsaren nicht entschuldigt. Diese wurden keinesweges durch den Zustand der Menschheit hervorgerufen. Aber ohne bewaffnete Söldner war nichts zu machen, und nur dadurch der völlige Untergang Roms noch um ein halbes Jahrtausend zu verhüten. Wie sehr sich einzelne Cäsaren indeß anstrengten zugleich die Stütze der alten Staatsreligion zu erhalten, es konnte nicht gelingen. Das Volk entfremdete sich im Religiösen von seinen Herrschern endlich so sehr, daß selbige entweder auf alle Hülfe der Religion verzichten, oder die neue (wider ihren Willen entstandene) Religion benutzen mußten. Zu dem Letztern entschloß sich Constantin. Ueber diesen Schritt ist viel geschrieben worden. Der Leser mag entscheiden, ob meine Worte überflüssig sind. Durch den Entschluß Constantins wurde die Trennung des Religiösen vom Weltlichen vollendet. So lange das Christenthum verboten oder bloß factisch geduldet war, gehörte zu der Macht der Cäsaren eine religiöse Stützung, die bei aller Schwäche doch keine Lehre von der Scheidung des Weltlichen und Geistlichen über sich hatte. Constantin gab sie für das Christenthum auf. Allein wie kräftig die eingetauschte Hülfe auch war, zu einer ähnlichen Consolidirung des priesterlichen Einflusses mit der Staatsgewalt wie früher, verschwand jede Aussicht. Constantin traf zwar mancherlei hierarchische Anordnungen. Er bestellte Bischöfe, Erzbischöfe und Metropoliten; das heißt, er suchte die vereinzelten religiösen Kräfte durch einen Gesammt-Organism zu concentriren. Aber wie sehr dieß seinen Einfluß auf die Personen der Priester beförderte, da ihre Macht in einer Stimmung des Volkes wurzelte, worüber die weltliche Hoheit nichts vermochte, so blieb das Priesterthum an

ſich, trotz dem Scheine der Unterwürfigkeit, ſelbſtſtändig und ſein Verhältniß zu den Cäſaren eine Art Vertrag. Man hat ſpäter in der Lehre von der abſoluten Geſchiedenheit des Irdiſchen und Ueberirdiſchen die Rechtfertigung dieſer Trennung geſucht. Allein zu Conſtantins Zeiten wagte noch kein Prieſter, eine ſolche Rechtfertigung zu äußern; weil die Cäſaren die Hoffnung zur Wiedervereinigung noch gar nicht aufgaben.

Gerade dieſe verkehrte Anſicht von der Trennung beider Gewalten, daß ſie dem wahren Verhältniſſe des Irdiſchen zum Ueberirdiſchen entſpreche und darum ewig dauern müſſe, wo Vernunft und ächte Religion ſey, iſt das Haupthinderniß der richtigen Beurtheilung der geſammten neuern Entwicklung. Wie weſentlich ſie aber zum Chriſtenthume geachtet wird, beweiſet, daß Katholiken und Proteſtanten darin völlig übereinſtimmen, und daß die kleinen proteſtantiſchen Päbſte ſich einer gänzlichen Verſchmelzung der geiſtlichen Macht mit der weltlichen nicht minder hartnäckig widerſetzen würden als der Pabſt der Katholiken. Dennoch kann der große Stifter des Chriſtenthumes die Trennung nur für eine von den Umſtänden dictirte gehalten haben. Der Geiſt, wodurch ſich die ächte Chriſtuslehre als reiner Ausfluß des himmliſchen Lichtes verkündet, weiß nichts von einem ſolchen Gegenſatze zwiſchen dem Irdiſchen und Ueberirdiſchen, als die Schwärmerei darin gefunden hat; und die finſteren Ermahnungen zum Peinigen und Tödten des Fleiſches ſind mit dem ſchönen Spruche, „daß der Leib der Tempel des Herrn ſey", ſchlecht vereinbar. Jeſus Chriſtus hatte einen doppelten Grund von dem Gegenſatze zu reden. Der eine war die beſchränkende Zwingherrſchaft der Römer, die jeden Eingriff in das Weltliche abſchnitt; der andere, die Uebermacht des Irdiſchen über die Menſchheit ſeiner Zeit. Durch dieſe Uebermacht war das Irdiſche wirklich in einen Widerſtreit mit dem edleren Looſe der Menſchheit gerathen. Was Noth that, war die Hülfe dagegen, und darauf zielten auch die Ausſprüche von Chriſtus. Ohne eine abſolute Verachtung des Irdiſchen, bezweckten

sie nur, es wieder in das rechte Geleise gegen die höheren Interessen zu bringen. Und so konnte Jesus gerade dort, wo es am meisten gebrach, helfen, ohne daß das Weltliche vorerst hinderte (was auch seine Verfolgungen beweisen, die nicht von den Römern, sondern von dem Jüdischen Priesterthume ausgingen.) Selbst im Besitze aller weltlichen Mittel hätte er nichts Besseres thun können, als das Gebiet der höheren Interessen (das Ueberirdische) wieder zu erleuchten. Die ächte Christuslehre fordert mithin die Geschiedenheit des Religiösen vom Weltlichen (Politischen) ganz und gar nicht so als die Kirche. Mit einer Zwangherrschaft ist das ächte Christenthum zwar immer in einer gewissen Opposition; hingegen mit einer weltlichen Macht, die als das wahre Wohl des Volkes bezweckend vom Volke selbst anerkannt wird, innig verschmelzbar, so innig, daß die Diener der Religion zugleich Staatsdiener werden, ohne eine Caste für sich zu bilden. Wie hätte auch der erhabene Kämpfer für die Aufrichtung des einigen Geistes in der verworrenen Scholastik verstrickt seyn sollen, die durch ihre Definitionen von dem Zwecke des Staates alles höhere Leben davon ausschließt? Wie es der Existenz eines einzelnen Menschen zuwiderläuft, die höheren und niederen Interessen in voneinander unabhängige Gebiete zu verweisen, so ist es auch der einer Gesammtheit von Menschen zuwider. Die höchsten Rücksichten sollen überall herrschen, und was den niedern gebührt, das soll ihnen von jenen zuvor zugemessen werden. Die ächte Religiösität ist jemehr die Cultur steigt, desto weniger trennbar von den Interessen für Freiheit, für Ehre, überhaupt von Allem, was zum Lebensglücke gehört; und wer also dem Staatszwecke das Eine nicht absprechen will, der darf auch das Andere nicht davon ausschließen. Dieses Argumentiren geht darauf hinaus, daß eine strenge Sonderung des Weltlichen vom Geistlichen wie theoretisch so auch practisch unmöglich sey. Die Grenzen müssen in einem Nebel von dunkeln und verworrenen Vorstellungen bleiben, wenn sie überhaupt bestehen

sollen. Wie nahe sich die Stützen beider Gewalten practisch berühren, zeigen auch die ewigen Fehden der Christlichen Priester mit den Fürsten; die sich allein darin und in der natürlichen Neigung gründen, wiederzuvereinen, was nie absolut geschieden war. Weil man diese Wahrheit verkannte, deshalb ist Manches in der Geschichte auf consequente Herrschsucht bezogen worden, was allein von der Consequenz der Impulse herrührte.

Zur Recapitulation diene noch Folgendes. Die allgemeine religiöse Richtung der spätern Römer hatte ihren Grund in der Lösung der niedern Volksklassen von der Leitung der höhern, welche diese Leitung durch ihre Verderbniß verloren. Jemehr sich aber selbige Verderbniß in einer Hingebung an das Irdische offenbarte, desto mehr mußte sich die dadurch beleidigte Religiösität des untern Volkes zur ernsten Beschäftigung mit dem Ueberirdischen stimmen; und einer solchen Stimmung konnte keine Lehre besser begegnen, als die von Jesus Christus, die für die Erlösung aus dem Schlamme der niedern Motive, worin die gesammte cultivirte Menschheit mehr und mehr versank, das Ueberirdische zu einem Anhalte darbot, wie keiner vor ihm *).

*) Ohne Zweifel sprach die Christliche Lehre von der Gleichheit vor Gott die Menschen um so mehr an, als sie sich durch die irdische Ungleichheit gedrückt fühlten, und wirkte im Alterthume in ähnlicher Art auf die Sclaven wie in der neuern Zeit auf die Negersclaven. Allein die große Zahl der Sclaven war immerhin klein gegen die ganze Bevölkerung aller Römischen Länder; und deren Zukehrung zum Christenthume fordert deshalb auch eine andere Erklärung.

Des fünf und funfzigsten Auszuges zweiter Abschnitt.

So viel Aufschluß im Obigen auch über das Religiöse des Römischen Elementes liegen mag, es reicht nicht hin dieses Element von allen Seiten zu beurtheilen. Wie zu einem deutlichen Bilde von dem Germanischen Elemente die Darstellung gehörte, was die Germanen überhaupt belebte und bewegte, eben so gehört zum Gemälde des Römischen eine allgemeine Zeichnung des Römischen Lebens. Nun aber gebrauchte ich zur Zeichnung des Germanischen Lebens das politische Band. Dem ganz analog muß ich auch jetzt auf die Sätze von dem Wechselverhältnisse zwischen dem politischen Bande der Völker und ihren Strebungen zurückweisen, und mit der Erklärung beginnen, daß man zur vollständigsten Kritik des letzten Römischen Getriebes bloß von den im vorigen Abschnitte charakterisirten beiden Mittelpunkten auf die Menschen zu schließen habe. Man höre weiter.

Die allgemeine Ansicht dieser Mittelpunkte ergibt, daß eines Theils nur religiöse Interessen und andern Theils nur solche, worauf eine nackte Zwangherrschaft sich stützt, die Welt und die Menschen bestimmten. Daß damit keine hohe Cultur verträglich ist, erhellet von selbst; aber auch dieser Ausspruch bietet den erforderlichen Aufschluß noch nicht. Man muß sich tiefer einlassen.

Ich habe als das wichtigste Merkmahl die allgemeine Richtung zum Religiösen ausgehoben. Dem ist, bevor ich von den übrigen Merkmahlen rede, eine Erörterung zuzufügen, auf die schon Seite 239 vorbereitete. Dort kam nämlich die Vermuthung vor, daß die verdorbenen höheren Stände an sich jene religiöse Richtung eher verstärken als hindern konnten; was bei geringem Nachsinnen zu der Frage führt, inwiefern die ärgste Verdorbenheit mit Religiösität verträglich sey. Mußte nicht eben die Verdorbenheit der höheren Stände — denn nicht bloße Rohheit trat an die Stelle ihrer Tugen-

den — der religiösen Richtung schaden? mußte sie es nicht um so mehr, da diese Stände später nicht so vom Volke geschieden waren als früher? In einer Zeit, wo nun Reichthum und Aemter das Hohe von dem Niedern schied hatte mit dem häufigen Wechsel selbiger Qualitäten auch ein beständiges Emporsteigen und Zurücksinken statt; konnte das ohne Wirkung auf die Religiosität der Masse bleiben? — Um darauf zu antworten, ist das Wort „Verdorbenheit" einer Kritik zu unterwerfen, wovon weder die Deklamationen der Priester dispensiren, noch die Phrase, daß die Verderbniß abergläubig mache.

Unstreitig ist die Cultur der Menschen an ihren religiösen Vorstellungen erkennbar. Gerade in der Verfinsterung der Vorstellungen, die zum Centralen unserer Natur gehören, offenbart sich der Rückfall zur Barbarei; und wie sehr sich die gesunkenen Völker von den rohen durch glänzende Aeußerlichkeiten unterscheiden mögen, die Dunkelheit in jenen Vorstellungen ist beiden gemein. Jene Durchdringung von unserm Verhältnisse zum Universum, welche allein vor Schwärmereien und Wunderglauben schützt, ist den Einen so fremd als den Andern. Wir erheben uns zwar zu den reineren Vorstellungen von der Gottheit nur auf eine negative Weise, d. h. durch Zerstörung der Attribute unserer Phantasie. Allein darum wolle man von dem Negativen eines oberflächlichen Scepticism nichts hoffen. Dieser vermag nichts weiter, als in dem Taumel des täglichen Lebens unsere Blicke von der Tiefe abzulenken; wogegen er bei Ereignissen, die den Taumel brechen, desto jämmerlicher im Stiche läßt, jemehr er früher die Beschäftigung mit dem Ueberirdischen verhindert hat. Wenn der Scepticism unserer Zeit aber nichts wider Schwärmereien und Wunderglauben leistet, so erwäge man, wie sehr die alten Völker in der Kenntniß der äußeren Natur zurück waren. Jeder Physiker des neunzehnten Jahrhunderts könnte die besonnensten Denker der Vorzeit in Staunen und Verwundern setzen. Das eben zeugt für die nüchterne Geisteskraft der Alten (für die Güte des Centralen). Trotz ihrer

Unkunde in der Körperwelt waren sie mehr gegen Wunderglauben und Schwärmereien gestählt als die Neueren mit allen ihren astronomischen, physicalischen und chemischen Entdeckungen. Wie wenig sich auch ihren Sinnen der Zusammenhang der Erscheinungen offenbart hatte, sie waren durch Vernunfterkenntniß inniger davon durchdrungen als wir. Deshalb nannte Plato die Gottheit ein messendes Wesen.

Die Lobredner auf unsere Cultur suchen einen schlagenden Beweis gegen das Alterthum in dessen Berichten über Vorbedeutungen. Unläugbar erzählen die besten Autoren Dinge, die den Spott unserer Jugend erregen. Aber der Werth dieses Spottes ist allein nach seiner Basis zu prüfen, die sich gänzlich auf die Worte der Lehrer beschränkt. Und die Lehrer selbst stützen sich wieder auf eine solche Verschlingung von dunkeln Vorstellungen, die nicht einmahl gegen die Schwärmereien in der Arzneikunde schützt, (wie die Geschichte des Magnetismus nur zu sehr bewiesen hat) geschweige gegen die religiösen. Derselbe Kritiker, der auf die heidnischen Berichte von Vorzeichen mitleidig herabsieht, ist in einem Heere von Vorurtheilen verstrickt, die in unserm Geiste eine viel schwächere Bürgschaft haben, als dem Glauben an ähnliche Zeichen die Argumentationen der eifrigsten Aufklärer übrig lassen. Wenn es aber in unseren politischen Schriften weniger Spuren des Aberglaubens gibt, so ist nicht zu vergessen, daß bei der Trennung des Religiösen vom Politischen in dem neuen Europa der Wunder- und Aberglaube vorzugsweise dem Religiösen folgte. Wo in den alten Völkern das Religiöse mit dem Politischen verflochten war, da mußte es auch in den Schriften so vorkommen. Wie würden unsere politischen Schriften auszusehen, wenn sie zugleich Religionsschriften wären, und deren Verfasser sich so strenge an das Gewand unserer Religion zu halten hätten, als die Römischen Autoren an das der ihrigen gebunden waren?!

Zur klaren Würdigung der späteren Römischen Welt gehört, sich scharf einzuprägen, daß mit der sinkenden Cultur jene schützende Vernunfterkenntniß völlig verschwand,

ohne daß man in der Kunde der äußeren Natur besonders vorrückte, und daß das gesammte Gebiet der Astronomie, Geographie, Physik, Chemie und Physiologie unbekannt genug blieb, jedem Gaukler Raum zu wirklichen Entdeckungen zu verleihen, die er zu seinem trügerischen Spiele benutzen konnte.

Mit den Folgen der intellectuellen Verfinsterung verbinde man Das, was im eigentlichen Sinne „Verdorbenheit" heißt, um den Satz von dem Verhältnisse des Aberglaubens zur sittlichen Verschlechterung seinem Nebel zu entziehen. Es gehört nicht zur Bestimmung der Menschheit, dem Teufel zur Beute zu werden. Bei den gräßlichsten Verirrungen gibt es immer noch eine Stimme, die zur Besserung ermahnt. Wenn eben Die, welche sich mit Greuel bedeckt haben, es sind, denen die Hülfe am meisten Noth thut, so zeugt das Ringen mit Verzweiflung, wovon ein scheußliches Leben nie verschont bleibt, wie tief sie selbst es fühlen. Es ist eine bekannte Klage, daß die schlimmsten Sünder oft am frömmsten auftreten. Mit Unrecht wird dieß schlechthin auf Heuchelei bezogen. Allerdings verhüllet die Larve der Frömmigkeit manche arge Thaten. Aber darum ist die Gottesfurcht bei bösen Menschen nicht überhaupt für Scheinwerk zu halten. Man bedenke doch, daß wer oft und schwer sündigt, auch oft eine schwere Reue empfinden muß, wie sorgfältig er sie auch zu verhehlen oder durch Taumel zu ersticken suche. Die gewöhnliche Anstrengung der Schuldbewußten, sich durch Selbstverfinsterung gegen die Strahlen der höheren Welt zu isoliren, ist eine bloße Ablenkung der Aufmerksamkeit. Gegen die Strahlen an sich vermögen sie nichts; wie schon deren Wirksamkeit im Schlafe beweiset. Und die Gespensterfurcht rührt vielleicht mehr von der Aufregung des belasteten Gewissens durch grauenvolle Träume, als von der Leichtgläubigkeit einer schwachen Denkkraft.

Hienach entscheide man, welches Widerspiel die religiöse Richtung der spätern Römer an den höheren Ständen fand. Ein Schwanken zwischen taumelnder Zügellosigkeit und zer-

knirschender Reue paßt dafür so schlecht, als ein Schwanken zwischen einem oberflächlichen Scepticism und blinder Gespensterfurcht.

Neben der Verfinsterung des Hirnes und der sittlichen Verdorbenheit bot sich aber ein drittes begünstigendes Moment der Religiosität dar, in den beispiellosen Stürmen, welche über das Römerreich einbrachen. Obgleich der Untergang des Römischen nicht so war, wie man sich gewöhnlich vorstellt, so übertraf er doch sicher an Furchtbarkeit Alles was die Geschichte kennt. Mit den Cäsaren und ihren Dienern stürzte er auch die meisten jener Aeußerlichkeiten, welche sich von der alten Cultur erhalten hatten; so daß es den im Sturze Befangenen wohl so vorkommen konnte, als ob der Erdball zusammentrümmere. Und was die etwaigen sog. Freigeister unter ihnen belangt, so frage man sich, welche Gefühle auch in Freigeistern entstehen mögen, wenn Jegliches was Entwicklung und Geschichte heißt, wie durch ein plötzliches Einschreiten von Mächten unterbrochen wird, vor deren Unendlichkeit der Mensch mit seinen höchsten Entwürfen sich unter den geringsten Geschöpfen des Staubes verliert. Die besonnenste Reflexion mit der stäten Wiederholung, daß Alles was geschehe, nach einer von Ewigkeit her begründeten unabänderlichen Ordnung geschehe, kann nicht hindern, daß, wenn die Kräfte des Raumes die ganze Menschheit mit Vernichtung bedrohen, ein sterbliches Haupt sich nicht von den Gedanken an die Plane der Vorsehung aufgeregt, inbrünstig nach einer höheren Stützung sehne.

Des fünf und funfzigsten Auszuges dritter Abschnitt.

Zur bloßen Erklärung der allgemeinen religiösen Richtung dürfte man sich also sehr wohl auf die Worte „Untergang der höheren Stände" beschränken. Um aber mehr

von der Römischen Welt kennen zu lernen ist es keinesweges gleichgültig, zu beherzigen, daß die höheren Stände nur geistig untergingen. Denn, so geringe auch ihr positiver Einfluß auf jene Richtung und den religiösen Charakter der Menge gewesen seyn mag, es verhält sich anders mit den übrigen Charakteren. Wie hätte es ohne Aenderungen abgehen sollen, als sich in das niedere Volksleben die Verdorbenheit des höheren mischte? — Man blicke doch auf die Erscheinungen unserer Zeiten, und beachte, wie widrig die zu den niedern Classen herabgesunkenen Glieder der höhern sich eben unter diesen niedern Classen auszeichnen. Wie sollte auch der Krebs, der sie herunterbrachte, plötzlich verschwinden?! Ueberall wo beim niedern Volke mehr Verdorbenheit als Rohheit ist, da fällt die Hauptschuld auf solche krebsartige Ingredienzien. — Und dennoch blieb bei der großen Masse der Römer vielleicht stäts die Rohheit vor der Verzerrung vorwaltend. Es ist wahr, wie einer Seits der Ueberfluß und Luxus die menschliche Natur verzerrt, so thut es auf der andern die Armuth und der Mangel; weshalb auch dort, wo der größte Reichthum der äußersten Armuth entgegen steht, die Menschheit in den scheuslichsten Zügen erscheint. Aber der höchste Grad der Verdorbenheit und Verzerrung entwickelt sich doch nur auf der Seite des Reichthumes. Nur wo das Aeußere zu einer ähnlichen Ueberwucht über das Innere gelangt, als in dem Gebiete des Luxus möglich ist, nur da, wo die Lebenskraft durch alle jene Reize, die Macht und Cultur zu erzeugen pflegt, überwältigt gehalten und von der Beschäftigung mit dem Centralen abgelenkt wird, weicht die menschliche Natur gleichsam aus ihren Angeln. Wenn hievon sogar die aus Armuth und Mangel entsprungenen Verzerrungen zu unterscheiden sind, so sind es um so mehr die Erscheinungen der bloßen Rohheit, die ja, so lange die Keimkraft unverletzt bleibt, den Hoffnungen von der Zukunft nie wesentlich schaden. — Indeß wo die Vorstellungen vom Guten und Bösen, von Sünde und Frömmigkeit die Köpfe verwirren, wo noch wie unter uns der Maaßstab der religiösen Periode richtet, da fallen

die Ausbrüche jugendlicher Leidenschaft mit den sittlichen Verzerrungen des Alters unter dieselbe Rubrik von Laster, und um eine scharfe Beurtheilung der Germanen muß es da eben so mißlich aussehen, wie um die scharfe Beurtheilung der Römer.

Das Resultat meiner Reflexionen ist, daß den niedern Classen zwar neben der Rohheit in den späteren Jahrhunderten auch die Verdorbenheit nicht fehlte, daß es aber, wie bei dem niedern Volke unserer Zeit, mehr eine Verdorbenheit aus Mangel und Noth als aus Ueberfluß und Luxus war; und daß erst mit dem schnellern und häufigern Zurücksinken der höheren Classen die Bevölkerung der größern Städte generell verdarb. In der Mitte des fünften Jahrhunderts nach Christi Geburt bestand in allen größeren Städten des Römerreiches, in Gallien wie in Spanien und Italien, die ganze Bevölkerung fast nur aus liederlichen Müßiggängern, die sich vom Staate füttern ließen, und ihre volle Zeit entweder im Circus, im Amphitheater, in Trinkhäusern oder an den Gerichtsplätzen zubrachten. Die neue Religion vermochte darüber nichts weiter, als daß man die Spiele fortan Christus und der heiligen Jungfrau weihte, die man früher dem Apoll, der Diana, dem Bachus oder der Cythere geweihet hatte. Salvian, der im fünften Jahrhunderte Bischof zu Marseille war, äußert sich in seiner Schrift de gubernatione dei Capitel 86 folgender Maaßen: „Ist einer unter Euch von „Mord oder von Sünden des Fleisches frei? Seid Ihr nicht „alle mit dem Blute von Unschuldigen befleckt? Gehen nicht „in Rom Knaben und Jünglinge öffentlich in weiblichem Putze „und weiblicher Kleidung umher, um ihre Unschuld feilzubie„ten? Und haltet ihr nicht Den für den ersten Mann, der „die meisten Personen seines Geschlechtes geschändet hat? Den „Heeren folgen Schaaren von Männern, die als Preise der „Tapferkeit zu unnatürlichen Lastern vertheilt wurden. Auch „die Armen und sogar die Sclaven und die Barbaren sind „diesen Lüsten ergeben." — Das war freilich eine religiöse

Straffreyheit. Aber welche Menschen hören so etwas geduldig an? Ausdrücklich sagt Salvian, daß es in allen großen Städten eben so zugehe, insbesondere auch in Trier (was überhaupt lange für ein zweites Rom galt.) Das Unglück der Kriege habe das Sittenverderbniß nur vermehrt *).

Bei einem solchen Gemälde ist es überflüssig, an die ungeheuere Menge von Sclaven zu erinnern, die bloß für den Luxus gehalten wurden. Plinius und Seneca reden von Sclaven-Schaaren, wofür die Herren eines eigenen Nomenclators (eines lebendigen Namenregisters) bedurften. Wenn zur Zeit der Republik ein Senator (Caecilius Claudius) viertausend Sclaven hinterließ, so versichert Athenäus, daß (im dritten Jahrhundert) viele Römer zehn bis zwanzigtausend besessen hätten. Und diese Schaaren wurden so wenig zu nützlicher Feldarbeit gebraucht, daß Italien mit Villen und Lustgärten bedeckt war und ohne Getreide aus andern Ländern Jedermann verhungert seyn würde. Schon Tacitus klagt darüber (Annal. III. 53 u. 54. XII. 43). Eben so Varro (in praefat. ad II. de re rustica §. 3) und Columella (in praef. ad I. de re rustica §. 20). In den Jahren 370 und 377 (unter den beiden Valentinianen) wurden Haufen von Allemannen und Taiphalen als Colonisten an den Po gezogen, um durch eine verständigere Benutzung des Bodens der Hungersnoth zu begegnen.

Indeß, was waren denn die Charaktere des bessern Theiles der Masse? Daß die religiösen Interessen obenan standen, gilt von der gesammten Bevölkerung. Davon mußten also auch die Vorbilder des bessern Theiles zeugen. Aber zum Aufschlusse über alle bewegenden Kräfte ist auch nach den andern Werthvorstellungen zu fragen. Hatten

*) Ist doch im Celsus und im Juvenal zu lesen, daß man die Römischen Knaben durch Infibulation schützen mußte, besonders, wenn sie öffentliche Schulen besuchten.

die religiösen Vorbilder keine kriegerischen Züge, wie die der Völker des Mittelalters? War nichts mehr von der Kriegslust der republicanischen Römer übrig?

Wie günstig die Antwort darauf ausfallen möge, mit den Germanen verglichen, waren die Bewohner aller Römischen Länder unkriegerisch zu nennen. Flavius Vegetius, der im vierten Jahrhundert lebte, sagt in seinem Werke über das Kriegswesen (de re militari lib. I. cap. 7): Alles drängt sich zu Civil-Aemtern; und Mamertinus Gratianus sagt gar in einer im Jahre 362 gehaltenen Rede (Cap. 19), daß man den Kriegsdienst für schimpflich halte. Wie sehr das Christenthum dem kriegerischen Muthe entgegen wirkte, erhellet aus den Schriften des Kirchenvaters Tertullian, der (de corona militis) den Soldaten geradezu räth davon zu laufen. — Wenn Das zum Urchristenthume gehört, so lebt es auch insofern in den Quäkern fort. Die Nordamerikanischen Quäker wollten nicht einmahl an dem Freiheitskriege Theil nehmen, wie sie sich auch jetzt noch hartnäckig weigern in die Reihen zu treten; und da die Regierung ihnen, wie jedem Andern, die Wahl läßt, entweder eine bestimmte Summe Geldes zu zahlen, oder sich persönlich zu stellen, so suchen sie dadurch ihr Gewissen zu retten, daß sie Beides verweigern, aber sobald der pfändende Beamte erscheint, die Geldsumme wie zufällig an einem offnen Orte liegen lassen. Doch hat diese Extravanz bereits Spaltungen bewirkt und den Anhängern der alten Weise von den Gliedern der Secte, die sich von der Vaterlands-Vertheidigung nicht ausschließen, den Spottnamen „Hickory-Quäker" zugezogen. — Ein merkwürdiges Zeugniß für die unkriegerische Natur der spätern Römer und Provinzialen liefert wieder die Sprache. In allen Alt-Romanischen Sprachen heißt nämlich hostis, was in dem Latein der Cäsaren-Herrschaft nur Feind bedeutete, schlechthin das Kriegsheer, wie es im Spanischen noch hueste heißt. Dieß beweiset doch wohl stark genug, daß man keine Krieger mehr kannte als die der feindlichen (Germanischen) Völker.

Wie verhielt es sich dann aber mit der Liebe zur Un-

abhängigkeit, wofür die früheren Römer so große Opfer brachten? Ich antworte unbedenklich: nicht besser als mit der kriegerischen Rüstigkeit. Was die höhere Reflexion dazu thun muß, fehlte zwar auch den Germanen; allein ihr natürlicher Abscheu vor der Dienstbarkeit hatte eine Frische und Kraft und vermochte über ihr ganzes Sinnen und Trachten so viel, daß das Betragen der Römer dagegen als ein knechtisches erschien. Jedoch waren sie darum noch nicht jenen Völkern gleich, deren Gefühl für Unabhängigkeit und Ehre wie im Krime erloschen ist. Wir erfahren aus den Berichten der Reisenden, wie es bei den Hindus, den Chinesen, den Japanesen und andern Asiatischen Völkern, sammt den Negern an der Goldküste, um das Gefühl für Ehre und Freiheit steht. Erzeugte die Herrschaft der Cäsaren nicht Aehnliches unter den Römern? Ich glaube es nicht. Wen die Reflexion nicht zur allgemeinen Bedeutung der Unabhängigkeit erhebt, der bringt bloß den Werth einzelner Facultäten in Anschlag, und darin lassen sich die Menschen Manches abdingen, ohne daß jenes angeborene Gefühl zu verschwinden brauche. Die Despotie der Cäsaren war mehr eine individuelle als eine des Staatsorganism; weshalb ein guter Kaiser hinreichte, die moralischen Wirkungen vieler schlechten Vorgänger zu vernichten. Freilich suchte Diocletian diesen Organism zu schaffen. Aber die ewigen Einbrüche der Barbaren und die gewaltsamen Thronwechsel hinderten die Einwurzelung. Unter den stäten Verzweiflungskämpfen mit tapfern Völkern konnte die Despotie keine läppische Gestalt annehmen, wenn auch die bessere Vergangenheit ferner gewesen wäre als sie war. Das Haupthinderniß lag aber in der Trennung der Religion von der Politik. Wo die Priester einer Lehre, welche die völlige Gleichheit vor Gott verkündete, zu einem Einflusse stiegen wie im spätern Rom, da konnte sich jenes Japanische Ceremoniel nicht entwickeln, wonach man vor dem Herrscher die eignen Kinder Hunde nennen muß. Selbst in Constantinopel kam es tausend Jahre später so weit nicht.

Wie der Zustand aber auch seyn mochte, ich beharre dabei, den Germanen gegenüber waren die Römer der letzten Jahrhunderte weder kriegerisch noch freiheitliebend zu nennen. Arme und Reiche waren gewohnt zu gehorchen; und wenn sie einen Herrn verloren, so suchten sie sich von selbst einen andern. In dem Maaße die religiöse Gewalt und die weltliche sich trennten, theilten die Römer auch ihren Gehorsam, und wo die weltlichen Herrscher sie frei ließen, da übergaben sie sich der Vormundschaft der Christlichen Priester. Unter einer solchen zwiefachen Leitung lebten die Besseren nur in stillen Arbeiten für die Forderungen des Leibes, in dem Genusse der Befriedigung dieser Forderungen und in religiösen Betrachtungen. Offenbar war die Richtung zu friedlichen Arbeiten Dasjenige, was das Römische Element vor dem Germanischen voraushatte; und nächst der Religion ist es auch das Heilsamste was die Sieger von den Besiegten empfangen haben.

Allgemein pflegt man sich, wie gesagt, bei den Berichten von dem Sturze des Römerreiches in beklagende Vorstellungen zu verlieren; was genugsam bekundet, wie sehr man über den Zustand der letzten Römer sowohl als über die durch die Siege der Barbaren darin erfolgte Aenderung in Dunkelheit und Verwirrung schwebt. Die Vernichtung traf hauptsächlich das politische Band und dessen Träger, d. h. die höheren Stände. Die waren aber gerade das Schlechteste des gesammten Getriebes. Im Religiösen war das Volk längst von ihnen abgefallen; und wenn es wirklich noch guten Keimstoff besaß, so war ihm nichts gefährlicher, als die unverändert gebliebene weltliche Abhängigkeit von ihnen. Da also die Germanen an ihre Stelle traten, so konnte der bessere Theil der Römer nur gewinnen; — es sey denn, daß man die Gesundheit der Sieger ihrer rohen Formen wegen für schlimmer achte, als die vom Scheinwerke der Cultur überzogene Pest der Besiegten.

Wer jedoch ähnlichen Constructionen nicht trauet, der

werfe einen Blick auf die Einzelnheiten der Geschichte. Man lese die Gesetze der Cäsaren gegen die Sucht der Römer, die Germanen in Kleidern und andern Aeußerlichkeiten nachzuahmen. Der Rechtsgelehrte Paulus bezeugt (3 sent. 4 §. 2), daß noch zu seiner Zeit (im dritten Jahrhundert) es für schimpflich galt, anders als in Römischer Tracht zu erscheinen. Der Kaiser Honorius erließ hingegen ein scharfes Edikt um das andere (codex Theodos. lib. 14 tit. 10. l. 2. 3. u. 4.), worin er die Germanische Kleidung, insbesondere das Tragen von Thierhäuten und die langen Haare, verbot. Rutilius Claudius Numantianus schrieb (in dem itinerarium lib. 2. V. 49.) über den Stilico: Rom stand den Germanen offen und war überwunden vor seiner Ueberwindung *). — Wir haben im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert in Deutschland etwas Aehnliches erfahren mit den Sitten der Franzosen, mit dem Unterschiede, daß es uns in der steigenden Entwicklung begegnete, den Römern in der sinkenden. — Also hatte sich das Römische Volk, wie im Religiösen zum Christenthume, so auch in seinen Gedanken über das Weltliche eher zu den Germanen gewendet, als selbige die höheren Stände von den Plätzen, deren sie nicht mehr würdig waren, vertrieben. Und dieß gilt keineswegs bloß von den eigentlichen Römern oder den Bewohnern Italien's. Wenn die Klage des Sidonius Appollinaris (epist. lib. IV, 17 ad Arbogast.), daß man an der Wahal (im heutigen Holland) den Pomp der Römischen Sprache nicht mehr höre, beweiset, wie weit die Romanisirung in Gallien gediehen war, so beweiset die spätere Bedeutung des Wortes Gallisch oder gauche = linkisch, ungeschlacht, wie jämmerlich sich die Nationalität der Gallier gegen die eingedrungenen Germanen behauptet hat.

Indeß von Vorbildern abgesehen, dieselben höheren

*) Ipsa satellitibus pellitis Roma patebat
et captiva priusquam caperetur erat.

Stände waren außerdem eine unerträgliche Bürde für das Volk geworden, so daß bereits viele Jahre vor ihrem Sturze manche Römer sich unter den Schutz der Barbaren begaben, um nur einiger Maaßen die Früchte ihres friedlichen Fleißes zu genießen; wie unter Anderen Ammianus Marcellinus, der im 4ten Jahrhundert lebte, und noch kräftiger im 5ten Jahrhundert Salvian schildert; welcher letztere die Vandalen, die Gothen und sogar die Hunnen weit über die Römer erhebt. Auch Isidor versichert in der Chronik von Spanien, daß man bis auf seine Zeiten die Herrschaft der Gothen der Römischen vorgezogen habe; und Mamertinus sagt (Panegyr. Julian.), daß man sich zu Julian's Zeiten glücklich geschätzt habe, von den Barbaren gefangen zu werden. Orosius (l. 7. hist. c. 41) erzählt, daß die Bewohner von Autun in die Wälder geflohen seyen, weil sie die Steuern nicht entrichten gekonnt. Und überaus merkwürdig ist das Gespräch des Priscus (excerpta de legationibus, im ersten Theile des corpus script. hist. Byzant.) mit einem gefangenen Griechen, den er auf seiner Gesandtschaft zum Attila antraf. Dieser war frei gegeben worden, hatte aber keineswegs Lust unter den Scepter des Kaisers zurückzukehren, und drückte sich darüber etwa in folgender Weise aus: „Hier genießt man ohne Furcht und Störung was man besitzt, statt daß man dort entweder beständig den äußern Feinden preisgegeben ist, oder als Opfer einer schlechten Verwaltung untergeht. Die Unterthanen können sich selbst nicht vertheidigen, weil sie keine Waffen tragen dürfen und die Nachlässigkeit oder Schlechtheit Derjenigen, die sie schützen sollen, setzt sie jeder Unbill aus. Die Uebel des Friedens sind dort schlimmer als die des Krieges. Die Mächtigen und Reichen bleiben stäts straflos. Ohne Bestechung lassen sich die gerechtesten Sachen nicht durchsetzen. Die Staatseinrichtungen mögen an sich weise seyn, aber ihre Wirkungen sind verderblich und grausam weil verdorbene Menschen sie beleben." —

Was sich aus dem alten Stoffe noch entwickeln

konnte, ſieht man deutlich genug an dem orientaliſchen Kaiſerthume, das den Türken alle jene Scheußlichkeiten treu vermacht hat, welche deren Politik und das Familienleben ihrer Fürſten beflecken. Wenn wir zur Erklärung der Greuel des Mittelalters im Occidente, und insbeſondere der Greuel der Fränkiſchen Geſchichte, das ſittliche Vermächtniß der Römer gebrauchen, ſo iſt es unbillig, bei den Unthaten der Türken ſofort von ſchlechten Stammracen oder von einer ſchlechten Religion zu reden. Iſt die Geſchichte der Osmanen wirklich ſchwärzer als die der Franken, ſo läßt ſich der Ueberſchuß füglich den Byzantinern zurechnen. Daß die moraliſchen Gebrechen der Barbaren (der Chriſten wie der Muhamedaner) aber nicht allein von dem Verderbniſſe der beſiegten Völker abzuleiten ſeyen, iſt bereits bei dem Germaniſchen Elemente notirt worden.

Da es zur Beurtheilung des Römiſchen Elementes recht eigentlich gehört, genau zu wiſſen, was durch die Siege der Barbaren davon unterging, und wie es ſich dem Germaniſchen zur friedlichern Wechſelwirkung gegenüberſtellte, ſo werde ich jetzt (in den folgenden Abſchnitten), durch die fernere Rechtfertigung des Satzes, „daß dieſes Element für die neue Entwicklung mehr als Reiz denn als Keimſtoff Werth gehabt, und daß in ſelbigem Reize das Chriſtenthum ſammt den friedlichen Gewerben der Kern geweſen", das Gemälde zu vollenden ſtreben.

Bisher habe ich ſtäts von einem allgemeinen Untergange der höheren Stände geredet. Nunmehr iſt es Zeit, klar hervorzuheben, was früher kaum angedeutet worden, daß bloß der geiſtige Untergang allgemein war; daß der ſpätere leibliche Untergang aber nur einen Theil der höhern Stände getroffen hat. Bei dem obigen Ausſpruche, daß die ſiegenden Germanen die Römiſchen Großen von den Plätzen geſtoßen, die ſie zur Schande und zum Unglücke des Ganzen inne gehabt, behielt ich nämlich die Limitation in Gedanken, daß bloß ein Theil dieſer Großen geſtürzt wurde, nämlich der weltliche Theil, alſo gerade Dasjenige, deſſen Un-

tergang in keiner Hinsicht zu bedauern war. Was der neuern Entwicklung Noth that, die geistlichen höheren Stände blieben unversehrt. Und damit ergibt sich, wie wichtig die Beherzigung des Satzes ist, daß die letzte Römische Welt auf zwei von einander unabhängigen Säulen ruhete. — Unsere Lehrbücher leisten dem Glauben an einem völligen Untergang der Römischen Welt zu sehr Vorschub, und nichts ist den klaren Vorstellungen von Dem, was eigentlich geschah, hinderlicher. Allerdings wurde Vieles zerstört, als die nordischen Eroberer einrückten. Ganz unter ging aber nur die weltliche Macht der Cäsaren und was damit zusammenhing. Der priesterliche Organism war stark genug, für sich fortzubestehen, und bestand wirklich fort. — Als die weltliche Macht unter den Germanischen Schwertern erlag, zeigte sich das Verhältniß der neuen Religion zum Staate in seinem wahren Lichte. Die Christlichen Priester hatten ihre Sache bald von der der Cäsaren gesondert, und, mit der Lehre von allgemeiner Menschenliebe den Siegern entgegentretend, überzeugten sich diese leicht, wie wenig ihnen daran lag, ob die Cäsaren oder Germanische Fürsten den Thron besäßen. Und wie die Priester nach den ersten Störungen ohne Mühe entdeckten, daß der Tausch nicht so gar verderblich für ihre Interessen war, und daß die neuen Herrscher vielleicht einst aufrichtigere und eifrigere Anhänger der Kirche seyn würden als die alten: so begriffen die Germanischen Fürsten nach und nach, wie nützlich ihnen ein Bund mit Individuen werden könne, die über die Besiegten einen weit größeren religiösen Einfluß übten, als die heidnischen Priester über die Sieger. Noch mehr mußte es ihnen gefallen, daß die Religion selbst so kräftig zum Gehorsame gegen die neuen Herrscher ermahnte.

Des fünf und funfzigsten Auszuges vierter Abschnitt.

Kann es nicht geläugnet werden, daß sich das Christliche Priesterthum *erhielt*, so gehört es auch zur Beurtheilung der Eigenschaften, womit sich das Römische Element dem Germanischen zu einer neuen Entwicklung gegenüberstellte, dieses Priesterthum zu *kennen*. Bisher hat man aber die religiöse Wirkung der Römischen Welt auf die Barbaren fast allein in der Christlichen *Religion*, d. h. in ihren *Lehren* und *Gebräuchen* gesucht, und gerade das Wichtigste, die Eigenschaften des *Gefäßes*, der *Träger*, kaum beachtet. Das ist es, worüber ich mich noch äußern muß. Nicht über die *Lehre*, sondern über die *Persönlichkeiten der Priester* ist zu reden, um einen Aufschluß über die ferneren Begebenheiten zu liefern, wie ihn keine frühere Schrift liefert.

Es ist eine traurige Wahrheit, daß wo man in der Geschichte der Vorzeit die Germanen dem Christlichen Priesterthume gegenüber sieht, nichts so widrig auffällt als das schlechte Betragen der Priester. Man sollte meinen, eine solche mit dem Christenthume an sich so sehr contrastirende Erscheinung hätte schon längst eine scharfe Erklärung hervorrufen müssen. Allein was sich darüber findet, sind Bruchstücke, lockere Phrasen, die wenig belehren und bloß um die Frage umherflattern. Ich habe eine Antwort dafür, die ich sehr kurz zusammenfassen kann, aber um so weniger ohne einen Commentar lassen darf, als ich just damit die Schilderung des Römischen Elementes zu beendigen wünsche. Sie lautet erstens: *die Christlichen Priester des letzten Römerreiches waren Römer und zwar Römer aus den höhern Ständen*; zweitens: das so in die neuen Staaten übergegangene Priesterthum bestand lange Zeit hindurch nur aus Römern (oder Provinzialen) und nicht aus Germanen. — Jetzt zum

Commentare.

An den Ur-Zustand der Christlichen Kirche war nicht mehr zu denken. Die ersten Christen lebten fast wie in Gütergemeinschaft. Es gab keinen Unterschied zwischen Geistlichen und Laien, und für das Wort Bischof noch keine andere Bedeutung als die wörtliche eines Aufsehers, der von den Gemeinden gewählt wurde. Man hat die Quäker mit diesen Christen verglichen. Besondere Cultur war nicht unter ihnen, aber auch keine Verdorbenheit. Im Gegentheile, ihre Sittenreinheit zog Männer an, welche die Cultur von ihnen schied. Aber schon nach dem ersten Jahrhundert wurden die Bischöfe auf Lebenszeit gewählt. Und darauf entwickelte sich auch schon die Lehre, daß ihre Autorität von Gott herrühre; wodurch sie den Widerstand zu besiegen suchten, den ihre Herrschsucht in der Vorstellung fand, daß sie Creaturen der freien Wahl seyen. So kam das „Von Gottes Gnaden" auf, welches nachher sogar Aebte und Pröbste gebrauchten, wie in den Dokumenten zum 2ten und 3ten Bande von Möser's Osnabrückscher Geschichte zu sehen ist. Andere Beispiele aus dem dreizehnten Jahrhundert sind in einem Werke von Perriot de l'état civil des personnes etc. tome II, als: Herbertus dei gratia Bisuntinus electus etc. und: Nous Renaud par la grace de dieu abbé de Saint-Paul de Besançon etc. (Die weltlichen Machthaber ahmten dieß nach, wenngleich nicht immer in demselben Sinne. Bei einigen mochte es eine Floskel der Frömmigkeit seyn, bei andern die eines Hochmuthes, der im Oriente von jeher herrschte, und auch die Egyptischen Ptolomäer, wie nachher die Cäsaren, verrückte, sich den Namen „Gott" (θεος, divus, aeternitas) beizulegen). Das eigentliche Verderbniß des Christlichen Priesterthumes begann mit seinem größern Einflusse auf das Weltliche; und zwar nicht so sehr durch die allgemeine Wirkung des Reichthumes und der Macht auf die Demuth und Frömmigkeit, als dadurch, daß damit eine Menge schlechter Bewerber um Kirchenämter

angezogen wurden. Was sich früher aus Habsucht, Herrschsucht und Eitelkeit allein zu den Cäsaren und den von diesen abhängigen Aemtern wendete, das wendete sich später auch zur Kirche. Schon vor der Völkerwanderung äußerten sich die Folgen davon in vollem Maaße. Die Lehre des Friedens wurde zu den grausamsten Verfolgungen mißbraucht. Zänkereien über die Dreieinigkeit, über das Homoiousion u. s. w., die uns eben so läppisch vorkommen, als die zwischen Luther und Calvin über das „hoc est corpus meum", waren die Losungen zu den blutigsten Kämpfen, und bewiesen, daß, wo einmahl aus Gründen, die man nicht angeben mag oder aus Mangel an Klarheit nicht angeben kann, eine Erbitterung besteht, der geringste Anlaß zur offnen Fehde hinreicht. Vor Constantin mußten sich die religiösen Eiferer freilich mäßigen, und die Secten-Streitigkeiten, worin der Orient sich längst auszeichnete, führten selten zu Greuelthaten. Aber kaum waren die Priester vom Staate anerkannt, als die Scenen sich änderten. Von nun an wendeten sich die leidenschaftlichsten Bewerber um Aemter um so lieber zur Kirche, da diese ihnen ein freieres Spiel gestattete als das weltliche Regiment. Alle wilden Interessen suchten sich vorzugsweise an die religiösen Spaltungen anzulehnen. Vergebens bemühte sich Constantin selbst (z. B. zu Nicäa) um die Versöhnung. Zwischen ähnlichen Geistern, als fortan das Christliche Priesterthum umschloß, ist so wenig ein aufrichtiger Friede möglich, als zwischen denen der Hölle. Schon unter Theodosius kam es zu Ketzer-Verbrennungen *). Wie hätten die ersten Christen so etwas vermocht? Dazu gehörte, mit den unreinen Impulsen des Lebens der höheren Stände, die zänkische Eitelkeit finsterer Pedanten. Man weiß, daß die späteren heidnischen Philosophen in dem Rufe waren, sie würden eher den Staat aufopfern als ihre Meinungen. Wo dergleichen Leute zur Macht gelangen, da muß man auf Arges gefaßt seyn; und die Christliche Kirche hatte ihrer bereits viele

*) Unten das Nähere!

im Schooße, als Constantin sie anerkannte. Aber weit ärger wurde es, als den Römern der Zugang zu den **weltlichen** Aemtern ganz versperrt war, d. h. als die Germanen diese Aemter selbst in Besitz nahmen oder abolirten. Man beherzige nämlich sehr wohl, daß fast Alles, was von den weltlichen höheren Ständen nicht den Germanischen Schwertern erlag oder nach dem Oriente floh, hinführo sein Unterkommen bei der Kirche suchte; — deren Aemter ja ohnehin den Dienern der weltlichen Macht damahls (ein Jahrhundert nach der Periode, wo man bald Prätor, bald Priester irgend einer Gottheit war) nicht so fremd erschienen als in unsern Tagen.

Was blieb auch einer Classe, die nichts gelernt hatte als Luxus und Ueppigkeit, anders übrig? Die jüngste Geschichte Frankreichs hat ein Seitenstück zu dieser Begebenheit. Ohne das Schicksal der Französischen Auswanderer als eine Strafe zu betrachten, darf man doch deren Unfähigkeit auf eignen Füßen zu stehen, mit der jener Römer vergleichen. Ein nützliches Gewerbe würde sie immerhin vor dem Schlimmsten gesichert haben. Aber es fehlte ihnen an Uebung und Stärke. Der Wille war bei Manchen gut. Grafen und Barone begaben sich als Lehrlinge in die Werkstätten von Handwerkern. In der Grafschaft Mark z. B. arbeiteten Sprößlinge altadeliger Geschlechter in Schnallen- und Knopf-Fabriken. Glücklich pries sich, wer als Sprachlehrer unterkam. Darum ist es gewiß ein schönes Gesetz des Islam, daß jeder Mohamedaner ein nützliches Gewerbe erlernen muß. Vor Allem unsicher ist eine Existenz, die sich einzig auf äußere Habe stützt. Der bloße Gedanke an eine solche Unsicherheit ist schon peinigend genug, besonders in stürmischen Zeiten; und für die alleinige Erlösung davon wäre es wohl kein zu großes Opfer, sich mitten im Ueberflusse um die Erlernung einer Kunst, eines Handwerkes oder des Ackerbaues zu bemühen. Aber noch wichtiger ist es zum Schutze vor dem Uebermuthe, welchen die Glücksgüter so oft in den besten Men-

schen erzeugen. — Was konnte, wiederhole ich nochmahls, den vornehmen Römern anders übrig bleiben, als sich in den Schooß der Kirche zu flüchten, oder sich zu den niedrigsten Diensten bei den stolzen Siegern zu bequemen? Der gemeinste Landmann, der den Pflug zu führen gewohnt war, hatte den größten Vorzug vor den höchsten Beamten, als sie ihre Aemter und Schätze verloren. Wirklich lesen wir in einem Briefe des Bischofs Salvian (epist. 1), daß vornehme Römische Frauen in den Häusern der Germanischen Eroberer als Mägde dienten, um nicht zu verhungern (also nicht als eigentliche Sclavinnen). Jener Brief erwähnt eines Falles in der Stadt Cöln. Es gibt noch jetzt in der Umgegend von Cöln berühmte Römische Namen, z. B. in der Gemeinde Bensberg den Namen Cato. Ich will das nicht ohne Weiteres auf den Sturz der höheren Stände deuten. Dann müßte ich nicht wissen, daß auch die Freigelassenen die Namen ihrer Herren führten, just wie heutzutage in Nordamerika. Aber abgesehen daß Cato ein Cognomen ist und die Freigelassenen nur den Vornamen und den Namen, also von Marcus Portius Cato die beiden ersteren Wörter erhielten — ist ohnehin nicht zu zweifeln, daß wenn berühmte Römische Namen durch Blutsverwandschaft auf unsere Zeiten gelangen sollten, es nur durch Vermittelung der unteren Volksclassen möglich war; da die beim Sturze des Reiches noch berühmten Familien den Siegern ja am meisten ausgesetzt waren, und außer der Kirche bloß in der Dunkelheit der untern Classen Schutz fanden. Man hat auf den Untergang der höhern Stände nie eine ähnliche Argumentation gebaut als ich, und darum überhaupt viel zu wenig darauf geachtet. Ueber den Ursprung der Namen ist schon Manches geschrieben worden; aber über deren Untergang fast gar nichts. Wie kam es, daß die berühmten Römischen Geschlechtsnamen so gänzlich verschwanden, während doch die Germanischen sich nun schon so viele Jahrhunderte

erhalten haben? Wo blieben z. B. die Julier, die Octavier, die Tullier, die Cornelier, die Claudier, die Domitier, die Valerier, die Livier, die Sulpicier, die Flavier? Sollte es richtig seyn, was ein späterer Römischer Schriftsteller sagt, daß sie bereits vor dem Sturze des Reiches verschwunden gewesen, obgleich sie es zu Sueton's und Tacitus Zeiten noch keinesweges waren, so würde dieß meine Argumentation von dem Herabsinken der höhern Stände und der Besetzung der Staatsämter mit Leuten aus den niedern Classen nur unterstützen. Indeß wie dem auch sey, es ist immerhin unbestreitbar, daß beim Eindringen der Germanen alles Vornehme sich entweder nach dem Oriente retten mußte, oder in den Schooß der Kirche, oder in die Dunkelheit des niedern Volkes, und daß die berühmten Geschlechter den Verfolgungen der Germanen am meisten ausgesetzt waren. Ließ man ihnen auch das Leben, so wurde man ihnen doch weder Macht noch Reichthum lassen. Ihre Namen berühmt zu erhalten, war aber schon deswegen schwer, weil die damahligen Römer das Edle fast einzig bei den Barbaren suchten. Und wie die Germanen, theils aus Stolz und Herrschsucht, theils der eignen Sicherheit wegen (um das Entstehen eines politischen Centrums unter den Besiegten zu verhüten) zur Verfolgung des Edlern unter den Römern neigten, so verachtete die Kirche es als Heidnisches. Die Germanen hatten fortan die weltlichen Höhen inne, die Römischen Priester die geistlichen. Die Germanen legten aber überhaupt kein Gewicht auf Geschlechtsnamen, die erst Jahrhunderte später unter ihnen aufkamen; und die Kirche hatte bereits die Sitte, von ihren Gliedern einen Wechsel des Namens zu verlangen. Ohne Zweifel wirkte dieß auf das übrige Volk, — das, wie gesagt, längst einer Seits die Germanen bewunderte und nachahmte, anderer Seits den Priestern folgte. Doch wie gut sich so die Veränderung im Allgemeinen erklärt, die Belege aus der Geschichte der einzelnen Geschlechter würden dennoch nicht überflüssig seyn. In der Zeit, als man wieder anfing das Alterthum zu verehren, traten zwar Familien auf,

die sich für Abkömmlinge jener berühmten Geschlechter ausgaben; allein ihre eignen Namen verrathen keine Spur davon.

Mehr als um die Römischen Namen haben sich unsere Gelehrten darum bekümmert, was sich von den Römischen Instituten unter den Barbaren erhalten habe. Aber auch dafür gibt es nichts Wichtigeres als den Satz, daß an die Stelle der weltlichen Herrscher (an die Stelle der Cäsaren und der bedeutenden Civil- und Militairbeamten) Germanen kamen. Diese brachten, nach der Weise aller Eroberer, ihre eignen Einrichtungen mit; und soweit sie selbst regierten, folgten sie den Römischen um so weniger, je mehr es ihnen gekostet haben würde, sie kennen zu lernen. — Ueberhaupt ist es dem Genusse einer Eroberung an Land und Leuten sehr hinderlich, wenn die Sieger sich nach den Sitten und Gesetzen der Besiegten richten müssen. Das fanden auch neulich die Franzosen. Darum führten sie überall, wo sie konnten, ihre Institute ein. Nun mußten die Besiegten lernen, statt daß bei Conservation der alten Ordnung die Sieger hätten lernen müssen. — Daß einzelne große Städte ihre Römische Gesetzgebung mitten unter den Germanen bewahrten, ist hauptsächlich der Germanischen Abneigung gegen das städtische Leben beizumessen. Wo die Sieger nicht lange verweilen mochten, da wurden sie auch den Besiegten freieres Spiel lassen. —

Es gilt zunächst darum, das Christliche Priesterthum an sich zu kennen. Deswegen spreche ich von dem Untergange der weltlichen höhern Stände auch vorläufig nur insofern er auf die Persönlichkeiten der Priester Einfluß hatte. Später werde ich von dem dadurch veränderten Verhältnisse des Priesterthumes zum Volke reden. Daß die Germanen nach den entscheidenden Siegen über die Römer in große Verirrungen gerathen mußten, brauche ich nicht zu wiederholen; wie es auch überflüssig ist, an die Vergleichung mit Jünglingen zu erinnern, die, ohne Stützung und Leitung im übermüthigen Gefühle der Jugendkraft, mitten unter die verführerischen Reize einer verdorbenen Welt gelangen. Um der-

gleichen Verirrungen zu erklären, bedarf es meiner Analyse der Germaniſchen Naturen nicht. Allein wenn man auf ein Prieſterthum ſtößt, das, nicht etwa zum Dienſte des Dionyſus oder der Iſis, ſondern als Träger einer durchaus auf das Ueberſinnliche gerichteten Religion, die weltlichen Claſſen in Allem, was Ruchloſigkeit heißt, überbietet, ſo fordert das gewißlich eine Erklärung, die ſich nicht von ſelbſt verſteht. Die ganze Geſchichte des Chriſtenthumes führt ſich, — in ſo weit es für die Entwicklung der neuern Europäer von Bedeutung geweſen — auf die Geſchichte des Chriſtlichen Prieſterthumes zurück; und da dieſe wieder davon abhing, was aus dem Römiſchen Elemente, wie es zur Zeit des politiſchen Verfalles war, noch Gutes und Schlechtes werden konnte: ſo erſcheint die Wichtigkeit des oben aufgeſtellten Satzes „Das Chriſtliche Prieſterthum war und blieb Römiſch, und das Schlechte daran hat zu ſeiner äußerſten Quelle die Verdorbenheit der höheren Stände" an ſich außer Zweifel, und es kommt mithin lediglich auf deſſen Beweis an. Wer nun aber dafür das Thema in ſeine Theile zerlegt, dem wird ſich vor Allem 1) die Forderung aufdrängen, näher zu zeigen, inwiefern das Prieſterthum Römiſch geblieben ſey; — weil erſt dann 2) von den Unthaten die Rede ſeyn könne, welche die Geſchichte den Prieſtern aufbürdet, und noch ſpäter erſt 3) von der Beziehung auf die Verdorbenheit der letzten Römer. Hätte ich vor, durch meine Argumente nicht bloß zu überzeugen ſondern factionären Einwürfen zu begegnen, ſo müßte ich ganze Bände allein über dieſe drei Rubriken ſchreiben. Indeß werde ich nie mehr bezwecken, als mich mit meinen Nebenmenſchen über eine beſſere Conſtruction des Geſchichtlichen zu verſtändigen, und dazu bedarf es keiner Folianten. Es liegt wenig daran, ob meine Anſichten von Nachzüglern verdammt werden oder nicht. Für die helleren Köpfe reicht eine leichte Andeutung hin. Sie haben die hiſtoriſchen Data ſo gut vor ſich als ich, und

werden bald ſehen, ob meine Conſtruction mit dem wirklichen Gange der Dinge übereinſtimme, ob ſie alſo in der Sprache der Schule den Namen „pragmatiſch" verdiene. Ich ſuche die Urſache der Begebenheiten auf, wie jeder Andere, der über Geſchichte nachdenkt. Was uns objectiv als das Urſachliche vortritt, das werden wir auch in unſern Mittheilungen ſo behandeln. Je verwickelter die Erſcheinungen ſind, deſto dringender iſt es für einen Redner den Zuſammenhang hervorzuheben. Und die Aufgabe, dem Zuhörer einen ſichern Anhalt für das Studium der Geſchichte zu bieten, iſt keine andere, als das Gerippe der Begebenheiten (das Fundament und Gebälk des Ganzen) auf's deutlichſte ſichtbar zu machen. Ich habe weder die Abſicht Paradoxien zu ſagen, noch jemanden zu kränken. Ich ſchreibe meine Anſichten ſo nieder, wie ſie in meinem Hirne ſind. Was aus der Welt am Ende werden wird, das ſtelle ich andern Kräften anheim als menſchlichen. Ich thue, was ich nicht laſſen kann; für die allgemeine Harmonie mag der Himmel ſorgen, bis es den bekümmerten Prieſtern, Philoſophen und Staatsmännern gelungen iſt, ihn dieſer Sorge zu entbinden.

Alſo nur kurze Bemerkungen werde ich über die drei Rubriken liefern.

Für die Rubrik „das Chriſtliche Prieſterthum war und blieb Römiſch" habe ich Folgendes zu ſagen. Daß bevor die Germanen in das Römiſche Reich eindrangen, die Perſonen der Prieſter Römiſch waren, wird ohne Erörterung einleuchten. Wenn man fremden Barbaren überhaupt nicht gerne Aemter einräumte, ſo mußte dieß vorzugsweiſe von den religiöſen gelten. Für den Krieg kamen zwar Ausnahmen genug vor. Allein das hatte gerade ſeinen Grund in jener Verdorbenheit, welche den Vortheilen der Aemter gierigſt nachringt, deren Mühen und Gefahren hingegen fliehet. (Wie ſehr in unkriegeriſchen Zeiten ſich der nackte Egoism zur Kirche wendet, lehrt die neuere Geſchichte nicht minder, die von Italien und Spanien, wie die von Frankreich, Britannien und Deutſchland, ja von ganz Europa.) Doch moch-

ten die kriegerischen Barbaren auch wenig Lust zu religiösen Aemtern haben, und vielleicht noch weniger Geschick, so lange das Lesen und Schreiben nicht so entbehrlich war wie später.

Nach dem Sturze der Cäsaren änderte sich daran nichts, und schwerlich spürten die rüstigen Sieger damahls schon einen Drang zum beschaulichen Leben. Wiewohl einige Germanische Stämme, z. B. die Gothen, eher Christen waren, als sie nach Italien und Gallien kamen, so schien es doch für einen glücklichen Krieger nicht sehr einladend, Mönch oder Priester zu werden. Die Römer selbst wurden aber gewiß nicht dazu anreizen, in einer Periode, wo sich die Concurrenz um die geistlichen Pfründen durch den Verlust der weltlichen über alle Maaßen vermehrte. Einzelne Ausnahmen zerstören die generelle Ansicht nicht. Aber wer den Ulphilas, wovon die Gothische Uebersetzung der Evangelien herrührt, dahin rechnet, der vergißt, daß dessen Eltern Römer (Griechische Römer) waren, die als Kriegsgefangene unter den Gothen gelebt hatten. Insbesondere geht aus den Schriften des (Bischofs) Gregor von Tours (der im sechsten Jahrhundert lebte) ziemlich deutlich hervor, daß die Christlichen Priester in Gallien nur Römer (oder Provinzialen) waren. Dieser Gregor fragt z. B. (lib. VIII. cap. 15) einen gewissen Vulfiacus *), wie er zu einem geistlichen Amte gekommen, da er ein geborner Longobarde sey.

Erst später begnügten sich die Germanen nicht mehr mit den weltlichen Aemtern, und bewarben sich auch um die geistlichen; indeß, wie natürlich, wieder Anfangs nur

*) Der Sanctus Vulphus Conversus soll dieselbe Person seyn. Er war Vorsteher eines Klosters im Trierschen, und gab sich viele Mühe, die Bewohner der Umgegend von dem Dienste der Diana abzubringen. Es scheint nicht eher gelungen zu seyn, bis man ihr den heiligen Hubertus substituirte, der noch jetzt in den Ardennen eifrig verehrt wird.

um die höchſten. Unter den Biſchöfen von Cöln kommt vor dem ſiebenten Jahrhundert keiner vor, der dem Namen nach für einen gebornen Germanen zu halten wäre. Im ſiebenten Jahrhundert erſcheinen aber die Germaniſchen Namen Ehrengiſel, Cunibert, Bokald, Adelvin; und im achten und in den folgenden keine andere mehr als Germaniſche; wie überhaupt zu den höchſten geiſtlichen Aemtern in Deutſchland ſelten ein Römer oder Provinziale gelangte. Verſchmähte doch im zehnten Jahrhundert ſchon des Kaiſers Otto I. Bruder (Bruno I.) den erzbiſchöflichen Stuhl von Cöln nicht. In den folgenden Jahrhunderten beſaßen ihn unter Anderen die Grafen von Altena, von Berg, von Jülich, von Cleve, von Geldern, von Wied, von Sayn, von Heinsberg, von Hochſtetten, ein Prinz von Baiern und zuletzt ein Prinz von Oeſterreich. — Unter den Biſchöfen von Trier erſcheinen ſchon am Ende des ſechſten Jahrhunderts Namen, die keinesweges Römiſch klingen, wie Mangnerich und Gangrich. Im ſiebenten kommen meiſt Germaniſche Namen vor, wie Sebaud, Modwald, Leutwin, Clotolf, Hildolf, und ſpäter gar keine andere mehr. — Allein unter den Biſchöfen von Mainz bereits im dritten Jahrhundert die Namen Gotthard, Heriger, Ruthar, Ruthbert und Adelhard zu finden, muß ſehr auffallen. Im vierten erſcheinen wieder Römiſche Namen, im fünften Römiſche und Germaniſche, im ſechſten und ſpäter, mit Ausnahme von Sidonius, Bonifacius und Lullus, nur Germaniſche — die vom dreizehnten Jahrhundert an zuweilen vorkommenden Vornamen Chriſtian, Peter, Johann ꝛc. abgerechnet. — Unter den Biſchöfen von Worms kommt im fünften Jahrhundert ſchon ein Carl vor, im ſiebenten ein Chrothold, ſpäter, außer Amandus im achten Jahrhundert, nur Germaniſche Namen. — Unter den Biſchöfen von Speier iſt im vierten Jahrhundert einer Namens Jeſſe, im ſiebenten ein Dragobod; ſpäter erſcheinen nur Germaniſche Namen. — Unter den Biſchöfen von Straßburg des ſiebenten Jahrhunderts ſteht Arbogaſt (ein Irländer), Rothar Sohn Hildrichs.

In Betreff der Zweifel, welche vorzüglich die Namen der Mainzer Bischöfe erregen mögen, erinnere ich an die am linken Rheinufer unter der Römischen Oberherrschaft lebenden Germanischen Stämme. Es ist zwar nicht unwahrscheinlich, daß just an der Rheingrenze die Römer den befreundeten Germanischen Stämmen auf weltliche und kirchliche Aemter Einfluß einräumten. Aber das Vorkommen Germanischer Namen unter jenen Bischöfen zu einer Zeit als die Cäsaren sammt den Senatoren, Consulen, Proconsulen, Procuratoren, Präfecten vom Christenthume noch nichts wissen wollten, ist eher aus einer Feindschaft gegen die Römer als aus der Freundschaft zu erklären. Gab es wirklich schon im dritten Jahrhundert Bischöfe in Mainz, so mußten sie so niedrig stehen, daß sie den Herrschern entgingen. Wie das Christenthum Anfangs überhaupt nur in den niedern Classen und unter der Opposition gegen die Cäsaren und Mächtigen gedieh, so mochte es auch leicht unter den feindlichen Germanischen Stämmen Anhänger finden. Allein an das Ansehen der spätern Bischöfe war nicht zu denken und darum auch nicht an geistliche Pfründen für Germanische Sprößlinge. Immerhin ist es auffallend genug, hier bereits im fünften Jahrhundert, und weit früher als in Trier (als doch die bischöflichen Aemter gewiß nicht mehr unwichtig waren) auf Germanische Namen zu stoßen.

Daß so lange alle Priester geborene Römer oder Provinzialen waren, das Priesterthum Römisch blieb, wird ebenfalls ohne Erörterung einleuchten. Allein wie es ging, als viele der höchsten geistlichen Aemter von Germanen besetzt wurden, das scheint allerdings so etwas zu fordern.

Es ist von selbst klar, daß wenn auch in unserm Deutschland die Römer und Provinzialen schon früh von den geistlichen Aemtern ausgeschlossen wurden, doch in den Ländern, wo ihre Menge überwiegend war, das Gegentheil geschah, namentlich in Italien, in Spanien und in dem südlichen Frankreich. Das reichte aber völlig hin, dem Priesterthume seinen Römischen Charakter zu bewah-

ren. Hierüber würde sich Manches sagen lassen. Ich muß mich indeß kurz fassen. Es kommt darauf an zu erwägen, was der Castengeist überhaupt über unsere Natur vermöge, und dann, was er durch Menschen, wie die späteren Römer waren, über junge Völker vermöge. Hume äußert sich darüber (im 4. Bde seiner polit. Versuche) wie folgt: Die Priester aller Religionen seyen sich so ziemlich gleich; weil der Charakter ihres Standes sowohl das Nationelle als die sonstigen Eigenheiten beherrsche. Dann bezeichnet er diesen Charakter näher. Jedermann fühle zwar von Zeit zu Zeit eine religiöse Stimmung; aber von selbst werde sich kein Gesunder beständig mit der Religion beschäftigen; und wenn also Das, was Stand heiße, dazu antreibe, so widerfahre der natürlichen Richtung Zwang. Die erste Folge davon müsse Heuchelei seyn; d. h. der Mensch werde in manchen Fällen, wo er seiner Natur nach der religiösen Stimmung nicht fähig sey, den Schein davon behaupten. Diese Vorstellung werde selten ohne tiefe Wirkung auf den Charakter bleiben. Ferner seyen die meisten Menschen ehrgeizig; und wer im Ehrgeize allein auf das Religiöse eingeschränkt sey, der werde leicht zu wunderlichen Operationen, zur Beförderung des Aberglaubens, zu einem heiligen Betruge fortgerissen. Drittens hätten die meisten Menschen eine übertriebene Meinung von sich selbst, und wenige vermöchten den Widerspruch zu ertragen. Wer aber in dem Streben lebe, bei der Menge für heilig zu gelten, den werde der Widerspruch leicht zur höchsten Erbitterung bringen. In Religionen endlich, die mit Speculationen und dogmatischen Subtilitäten verbunden seyen, wollten die Priester eine Autorität in der Gelehrsamkeit besitzen, wenn sie auch gewöhnlich in der Beredsamkeit weiter seyen als in der Weisheit. Darum würden die Tugenden der Humanität, der Sanftmuth und Mäßigung, die dennoch manche Priester bekundeten, ihrer vorzüglichen Persönlichkeit zuzurechnen seyn, woran sich die Einflüsse des Standes gebrochen hätten.

Bei solchen Gedanken über das Priesterthum im Allgemeinen, woran jedoch zu tadeln ist, daß sie die Macht des

Entwicklungs-Princips zu sehr verkennen, befasse man sich mit den Besondernheiten des Christlichen Priesterthumes, seiner Lehre, seines Organism und seines Ansehens zur Zeit der Völkerwanderung. Man erwäge, daß Alles was sich von der alten Cultur (im Occidente) erhielt, sich nur unter den Christlichen Priestern erhielt, und daß ihnen ein überwältigender Einfluß auf Jegliches gesichert war, was unter den Barbaren sich zur höhern Entwicklung kehrte, — um deutlich zu begreifen, wie ein Germane, der durch die Weihen in ihren engern Kreis gerieth, ihnen mit seinem ganzen Sinnen und Trachten verfallen mußte. Nur die höhere Entwickelung selbst konnte darin eine Aenderung bewirken, wozu in den nächsten Jahrhunderten keine Hoffnung war. Unstreitig bewarben sich in den spätern Zeiten auch die Germanischen Geschlechter in Italien, Spanien u. s. w. mehr und mehr um die hohen geistlichen Aemter, wie sogar die Namen der Päbste zeigen *). Allein damahls waren sie schon dem von der Geistlichkeit repräsentirten Römischen Elemente so assimilirt, daß sie sich dem Strome ruhig überließen.

Ist man auf diesem Wege zu der Ueberzeugung gediehen, daß das Christliche Priesterthum wirklich Römisch blieb, so wird der Beweis für die zweite Rubrik (der Ruchlosigkeit der Priester) nicht schwer seyn. Wer wüßte nicht, daß im ganzen Mittelalter die Rolle des Betruges und der listigen Grausamkeit den Pfaffen zu Theil wurde? Daher allein rührt es, daß sie auch in unsern Romanen so auftreten. Ueber

*) Bekanntlich war Gregor V. (den der Einfluß des Kaisers Otto III. auf den päbstlichen Stuhl brachte) ein Deutscher; und aus Wippo's Schilderung der Wahl von Kaiser Conrad dem Zweiten ist zu ersehen, wie damahls (1024) fast alle Bisthümer des Deutschen Reichs vom Deutschen Adel besetzt waren, wodurch es nachher, um die Bürgerlichen auszuschließen, zur Einführung der Ahnenprobe kam.

den Zustand ihrer Sitten gleich nach der Völkerwanderung braucht man nur in die Schriften des mehrerwähnten Gregor von Tours zu blicken. Man lese z. B. was dieser Gregor in seiner Fränkischen Geschichte (lib. V. 21) von den Bischöfen Salonius und Sagittarius (die unter dem Franken-Könige Guntram lebten) erzählt. Meuchelmorde und Schandthaten aller Art waren etwas Gewöhnliches. Im 8ten Buche Capitel 19. sagt er von einem Abt Dagulfus, der am Ende des sechsten Jahrhunderts lebte: „Er hat mehrere Morde und Räubereien verübt, aber auch in den Ehebrüchen trieb er es gar zu arg (nimium dissolutus erat in adulteriis)." Dann folgt ein Beleg. „Der Abt hatte ein Verständniß mit einem Weibe, deren Mann er auf des Klosters Grund zu locken suchte, um ihn zu tödten. Da dieß nicht gelang, so erfrechte er sich, dem Manne den Umgang mit seiner Frau unter der Androhung des Todes zu verbieten. Der Arme mußte sein eigenes Haus räumen; aber während der Abt und das verführte Weib einschlummerten, schlich er sich heran, erschlug Beide mit einer Axt und steckte das Lager in Brand." Gregor hält den Vorfall den Geistlichen seiner Zeit zur Warnung vor. Es mußte überhaupt stark kommen, wenn er das Anathem aussprechen sollte; da er nach den ausführlichen Berichten, wie Chlodewig seine nächsten Verwandten aus Herrschsucht meuchlings ermordet habe, ihn dennoch einen vortreflichen Fürsten nennt. Im ersten Buche erzählt er eine sonderbare Geschichte von einem Bischofe Briccius. Dessen Wäscherinn (eine Nonne) wurde schwanger und die Bewohner von Tours klagten deshalb den Bischof an. Um sich zu reinigen, läßt der Bischof das Kind, das erst dreißig Tage alt war, herbeiholen und redet es folgender Maaßen an: „Ich beschwöre dich bei Jesus Christus dem Sohne des allmächtigen Gottes, wenn ich dich erzeugt habe, so sage es." Darauf sprach das Kind: „Du bist nicht mein Vater." Das Volk wollte indeß an das Wunder nicht glauben und darum schritt der geistliche Herr zu einem andern. Er lud eine Last glühender

Kohlen in seinen Schooß und trug sie bis auf das Grab des heiligen Martin, und siehe, Kleid und Körper blieben unverletzt. Auch das hielt das Volk noch für Betrug oder Hexerei. Man jagte den Briccius fort und wählte einen andern Bischof. Der Vertriebene wendete sich nach Rom. Hier konnte er aber nicht so rasch fertig werden. Erst nach sieben Jahren brach er mit Erlaubniß des Pabstes auf, um nach Tours zurückzukehren. Der neue Bischof Justinian war nämlich, wie unser Gregor gläubig erzählt, durch ein Gotteszeichen gestorben. Das Volk habe aber in seiner Bosheit beharrt und in einer zweiten Wahl einen Armentius gewählt. Als Briccius seinem alten Sitze bis auf wenige Meilen nahe war, machte er Halt und da wurde ihm nun durch ein nächtliches Gesicht kund, daß sein Gegner Armentius plötzlich am Fieber gestorben sey. Was man in unsern Tagen auf den Verdacht des Mordes beziehen würde, galt damahls für eine Sehergabe und so nahm Briccius seinen Bischofsstuhl ruhig wieder ein. Gregor will den Briccius nicht als einen guten Menschen schildern. Allein an seiner Unschuld in dieser Sache zweifelt er nicht.

Gewöhnlich überläßt man sich der Meinung, als ob in der allgemeinen Finsterniß und Sittenlosigkeit die Weisheit und Unschuld sich zu dem Christlichen Priesterthume geflüchtet habe, und hält die Zerrüttung der Geistlichkeit für ein späteres Product der durch die Barbaren veranlaßten allgemeinen Verwirrung und der Verdorbenheit der ganzen Welt. Das ist aber eine Umkehrung der Wahrheit, die sowohl gegen die Geschichte als gegen die Anthropologie verstößt; gegen die Geschichte, weil nach ihr die Geistlichkeit bereits vor dem Untergange der Cäsaren verdorben war; gegen die Anthropologie, weil man das Verderbniß der höheren Classen nicht von dem Verderbnisse der niedern, sondern umgekehrt das der niedern von dem Verderbnisse der höheren abzuleiten hat. Die Christlichen Priester waren den Germanen in allem Theoretischen sehr überlegen, was sie auch oft genug zu heiligen Betrügereien geltend machten. Die Germanen hatten freilich

den Vorzug der geistigen und leiblichen Gesundheit. Allein das schützte sie nicht besser als Gesundheit die Knaben vor den bösen Beispielen der Erwachsenen schützt. Wenn das Sittenverderbniß des Klerus später noch ärger war, so rührte es keineswegs von den Barbaren her, sondern daher, daß das Römische Priesterthum den Barbaren gegenüber freieres Spiel hatte als gegen die Cäsaren.

In der That überbot das Betragen der Geistlichen das der weltlichen Stände auch nach den Zeiten Gregor's für und für. Man weiß, wie bitter Karl der Große über die Geistlichen klagte, daß sie die Frömmigkeit der Eltern benutzten, um den Kindern das Erbe zu entziehen und es in den Klöstern zu verprassen, während die rechtmäßigen Eigenthümer im Elende umkämen. Man lese ferner die Berichte seines Zeitgenossen Bonifacius (Winfrid) an den Pabst Zacharias über den Zustand der Geistlichkeit unter den Franken. Der von Otto dem Großen entsetzte Pabst Johannes wurde von ganz Italien, selbst von den Cardinälen laut angeklagt, daß er mit seiner Buhlerinn Theodora den heiligen Pallast in ein Hurenhaus verwandelt, daß er Ehebruch und Incest getrieben, daß er Priester in Pferdeställen ordinirt, daß er die dem Kaiser feierlichst geschworenen Eide gebrochen habe u. s. w. Mit einer der beiden Töchter der Theodora (einer zweiten Messalina), die der Mutter völlig gleich lebten, zeugte der Pabst Sergius den nachherigen Pabst Johannes. Das ging alle Jahrhunderte hindurch so fort. Wer ist so wenig mit der Geschichte bekannt, nicht von dem Pabste Alexander dem Sechsten (Borgia) gehört zu haben, der am Ende des funfzehnten und Anfange des sechszehnten Jahrhunderts lebte, und sammt seinem Sohne durch das Gift umkam, welches für die Gäste bestimmt durch Verwechselung der Flaschen den Mördern selbst zu Theil wurde? Man sehe sich doch im alten Germanien um, ob dessen weltliche Großen Seitenstücke hiezu bieten. Wenn aber dort die Geistlichkeit der Italischen ziemlich nach-

ahmte, so leitet das um so mehr auf den Gegensatz des Germanischen und Römischen.

Doch beziehe man darum nicht Alles auf Verdorbenheit; und obgleich es die Priester in ihren Strafreden gegen die Weltlichen stäts gethan haben, so soll der Historiker sich dennoch nicht abhalten lassen, über ihre Schuld milder zu richten. Insbesondere ist die Unzucht der niedern Geistlichkeit nicht schlechthin der Verdorbenheit beizumessen *). Wenn neben den Beispielen der Großen die Reizbarkeit durch unnatürlichen Zwang erhöhet wird, so darf man sich nicht über wilde Ausbrüche wundern. Schon Gregor von Tours erzählt (im 9. und 10. Buche) von Nonnen im Kloster zu Poitou (Pictavium), die unter Anführung der Chrodieldis, Tochter des Königs Charibert und der Basina (Tochter des Chilprich) die gröbsten Ausschweifungen begingen. Sie hätten das Kloster gestürmt und die Aebtissinn nackt durch die Straße geführt. Als die Ordnung wieder hergestellt worden, wären viele unter ihnen schwanger gewesen. Darunter waren also Fränkische Jungfrauen. — Wie hat nicht der heilige Bernhard die Mönche geschildert! und woher nahm die Hildegardis auf dem Rupertsberge den Stoff zu ihren Klagen und Weissagungen anders als aus dem wirklichen Leben? Es kam so weit, daß man keine Priester ohne Beischläferinnen dulden wollte, aus bloßer Besorgniß vor Unzucht. Aeneas Sylvius (der nachherige Pabst Pius II.) bezeugt dieß von den Friesen in seiner historia de Europa. Man lese ferner Wiarda's Ostfriesische Geschichte 2. Buch 5. Abschnitt §. 30.

---

*) Unsere Moralisten sträuben sich gegen diese Unterscheidung beim Geschlechtstriebe am meisten, weshalb der Satz, daß er an sich so wenig böse sey, als irgend ein anderer Trieb, und es nur werde, wenn er gegen höhere Interessen verblende, wenn er z. B. Verhältnisse verletze, deren Schonung nicht etwa bloß priesterliche Dogmen, sondern die menschliche Vernunft selbst fordert, für die Erziehung, wofür er so viel wirken könnte, wie verloren ist.

Auch in Frankreich und in der Schweiz nöthigte man die Pfaffen, Beischläferinnen zu halten, damit die Ehen und unbescholtene Jungfrauen vor ihnen sicher seyen (Nic. de Clemange de Praes. Simon. Sarpi p. 16 edit. d'Amelot). Daher rührte es, daß endlich das Wort Pfaffenkinder und uneheliche Kinder synonym wurde, wie in Oper. Poggii von Baden in der Schweiz berichtet wird. In Möhsen's Geschichte der Wissenschaften in der Mark heißt es über die niedere Geistlichkeit im 15ten Jahrhundert, daß der Bischof von Brandenburg, Stephan Bödeker, (der gelehrteste unter den Bischöfen) die Geistlichen seines Sprengels als bekannte Hurenböcke apostrophirte. „Wenn ihre Köchinnen schwanger wurden, so rühmten sie sich deß, und einer stand dem andern als Pathe bei." (Dort kommt auch vor, daß Mönche als Konstabler dienten. Als Churfürst Friedrich der Zweite Uckermünde belagerte, habe ihm, während er zu Mittag gespeis't, ein Augustinermönch in's Zelt auf den Tisch geschossen).

Wie widrig uns Dergleichen klingen mag, es entscheidet noch nicht über den sittlichen Zustand, so viel Anlaß es auch zu verworrenen Deklamationen gegeben hat. Es kann nur im Allgmeinen dazu dienen, daß man sich nicht über die Vergangenheit täusche. Ich argumentire daraus so wenig für die Verdorbenheit der Kleriſei, daß ich es für natürliche Erscheinungen der Entwicklung erkläre, worin die gesammte Menschheit war. Schon im Anfange des eilften Jahrhunderts (klagt der Chronikschreiber Ditmar) war in dem westlichen Sachsen alle Zucht fort. Und Adam von Bremen schildert die Sitten der Bewohner von Bremen in jener Zeit noch ärger. Im achten Jahrhundert waren die Sitten der Sachsen nach dem Zeugnisse des heiligen Bonifacius noch musterhaft. Insofern scheint der Entwicklungsreiz, wie auch wieder in den neuesten Zeiten, von den Fränkischen Nachbaren gekommen zu seyn. Wenn man bei diesen aber weiter auf den Einfluß der Sitten in Italien und der Provence stößt, so bleibt es doch unbestreitbar, daß die Kreuzzüge und das Cölibat die Sache zur höchsten Stufe förderten. Joinville,

Begleiter Ludwigs des Heiligen im Kriege gegen die Ungläubigen, erzählt von dicht am Zelte des Königs aufgeschlagenen Bordellen. Es gab am Hofe der Könige von Frankreich einen sogenannten roi de bourdeaulx, der Erlaubniß zu allen Vergnügungen und Ausschweifungen ertheilte. Er erhielt von den Hurenhäusern und den Huren (logis de bourdeaulx et femmes bourdelières) wöchentlich 2 Sous (Marin. II. 219). Die Ehebrecher mußten 5 Sous zahlen. Der Name des Amtes wurde unter Carl VII. unterdrückt, das Amt selbst dauerte fort unter dem Titel des Grand Prêvot de l'hôtel. Im Mittelalter gab es (bis zur Reformation) im Christlichen Europa keine bedeutende Stadt ohne Hurenhäuser, die bald unter der Aufsicht der Geistlichen z. B. des Domprobstes, bald der weltlichen Obrigkeit, bald der Scharfrichter waren. Das in den Kreuzzügen erfolgte Mißverhältniß der beiden Geschlechter soll am meisten dazu beigetragen haben. Man rechnete fast in ganz Europa sieben Weiber auf einen Mann (Meibom. script. rer. German. vol. I. p. 642 u. 644). Es entstand in dieser Zeit (im zwölften Jahrhundert) der Orden der fahrenden Weiber oder der treibenden Mägde, die umherreisend ihre Gewerbe übten. Man sah sie überall in großen Städten, oder wo irgend eine außerordentliche Gelegenheit viele Menschen hinzog. Sogar auf den Kirchenversammlungen fehlten sie nicht *). Auch verdingten sie sich bei den Geistlichen als Haushälterinnen (focariae Köchinnen, von focus Heerd). In den Mädchenhäusern, wie die Bordelle hießen, deren allein in der Londoner Vorstadt Southwark im zwölften Jahrhundert 18 waren, hatten die Mädchen von ihnen selbst erwählte Vorsteherinnen, die den Namen Königinnen oder Aebtissinnen (provenzalisch, baylouno) führten. Astruc (de mirab. veter. lib. I. cap. 7) theilt die Verordnung wegen des

*) Zur Zeit der Troubadours sollen im südlichen Frankreich Männer (unter dem Namen fouteurs) in einem ähnlichen Gewerbe umhergezogen seyn.

Bordelles zu Avignon vom Jahre 1347 mit. Ich glaube im St. Foix gelesen zu haben, daß die Constitutions-Urkunde des Magdalenen-Ordens den Satz enthielt, es solle kein Mädchen aufgenommen werden, die nicht einige Zeit Unzucht getrieben *) (aber mit der strengsten Straf-Androhung gegen die, welche um in den Orden zu kommen, sich der Unzucht ergeben würden). In dem Glossarium des Dufresne (du Cange) heißt es unter dem Worte Gynaeceum, daß über einer Thür des Pallastes des Cardinals Wolsey in London die Inschrift gewesen: domus meretricum domini Cardinalis (Wohnung der Huren des Herrn Cardinals). C. G. Buder (in amoenitat. jur. feud. num. 14) berichtet von der Belehnung mit Einkünften von Hurenhäusern, die geistliche Fürsten ihren Vasallen conferirten. Modestinus Pistoris, ein berühmter Jurist des sechzehnten Jahrhunderts, sagt (Consil. 46 No. 10): „will nicht glauben daß Derjenige, der da Unzucht treibet und „simplicem fornicationem (eine einfache außereheliche Vermischung) exerciret, dadurch zu einem Richter oder Schöppen „untüchtig werde; sonst die Stühle wohl nicht gehörig besetzt „werden würden; denn man gar selten Einen findet, der „nicht in der Jugend, weil er frei und ledig ist, mit freien „Dirnen unterweilen zu thun hat."

Solche Notizen **) können, wie gesagt, wohl den Wahn zerstreuen, daß es in der Vorzeit züchtiger hergegangen als heutzutage, aber weiter leiten sie das Urtheil auch nicht; und über den Faden der unter allen Ausschweifungen fortschreitenden Entwicklung lassen sie durchaus im Dunkeln. Dazu

*) Das erinnert an ein Gesetz im alten Babylon, wornach jede Frau sich ein Mahl im Leben preis geben mußte. Dort war auch ein Gesetz (wie in der Zaleukischen Gesetzgebung der Thurier), daß Abends keine Frau ohne Begleitung ausgehen solle, es sey denn, daß sie huren wolle.

**) Ein leichter Blick in das im ersten Bande bezogene Werk von Meiners lehrt, daß es von mir nicht unbenutzt geblieben ist, d. h. beim Sammeln der Data, aber nicht bei deren Construction.

gehört, außer der Unterscheidung der Verdorbenheit von Verirrung, genau die beiden Elemente zu kennen, mit deren Vereinigung die Entwicklung begann. Zur Kenntniß des Römischen Elementes gehört aber wieder die Kenntniß Desjenigen, was nach Untergang der weltlichen Macht an seiner Spitze blieb, des Christlichen Priesterthumes; und zur Kenntniß dieses Priesterthumes endlich die der höheren Stände; deren intellectueller und sittlicher Zustand allein jene Erscheinungen erklärt, die sich so wenig aus den Eigenschaften der Germanen als aus der Christuslehre erklären lassen. Wäre es mir darum zu thun, die Priester zu lästern, so würde ich nicht, wie geschehen, von ihrer Unentbehrlichkeit für die neue Entwicklung gesprochen haben. Aber diese Unentbehrlichkeit darf unser Urtheil nicht bestechen. Es fehlte zwar nicht an einzelnen guten. Allein die meisten waren von der allgemeinen Römischen Fäule angesteckt. Ohne die Schuld der Zeit den Menschen anzurechnen, muß man es doch wissen, daß so heilsam die Christliche Lehre auch auf die Barbaren wirkte, ihre Träger wenig werth waren. Und wie man der spätern Römischen Welt überhaupt nur des Fermentes für den Germanischen Keimstoff wegen Werth beimessen kann; so gilt dieß insbesondere von dem Christlichen Priesterthume. Wie der Träger des Fermentes in der gewöhnlichen Gährung zugleich der Träger der Fäulniß ist, so umschloß auch das Christliche Priesterthum die verderblichsten Reize; und wie der Fermentstoff an sich keinen Werth hat, so hat auch das Priesterthum nur in sofern Werth gehabt, als es die Germanischen Keime zur Entwicklung reizte. Darum scheint es erlaubt zu vermuthen, daß die Christliche Religion der Erde weder der alten Römischen Welt noch der Priester wegen gesandt worden, nicht um den Himmel mit heiligen Priestern zu bevölkern, sondern allein für die junge Germanische Saat. Dafür zeugt nichts stärker, als daß es trotz dem Christenthume vor wie nach Constantin im Römerreiche immer schlechter wurde. Der Bischof Salvian sagt selbst, daß das Christenthum über die Römer und Provinzialen nichts mehr

vermocht habe, wohl aber über die Barbaren. Und daß in den letzten Jahrhunderten die Priester besser geworden sind, ist von nichts Anderem herzuleiten, als von einer heilenden Entwicklung, der nur der Germanische Keimstoff fähig war; was sich deutlich dadurch bekundet, daß sich an demselben Germanien die Macht des neuen Roms so hoffnungslos brach, wie einst die des alten. In Deutschland waren seit Jahrhunderten nur Germanen zu den höheren und niederen geistlichen Aemtern gelangt. Das konnte nicht ohne Wirkung bleiben. Der Germanische Keimstoff trug endlich den Sieg davon, und dazu wirkten die Deutschen Priester selbst mit, weil in ihnen selbst die Entwicklungskraft die Bande der Römischen Hierarchie besiegte *).

Diese Ansicht harmonirt auch mit den Erscheinungen, welche man das Wiedererwachen der Cultur zu nennen pflegt. Was sich von der alten Cultur in der Römischen Hierarchie erhalten hatte, sollte nur als Reiz für die Germanen dienen. Darum entwickelte es sich in dieser Hierarchie selbst nicht weiter. Im Gegentheile, es verschwand mehr und mehr; während dessen Befruchtung des Germanischen Keimes dunkel fortbrütete und endlich Erscheinungen hervortrieb, die Keinem mehr zuwider waren als der Hierarchie. Dennoch verkennt man diesen Hergang durch und durch. Es ist klar, daß so lange sich noch vorzugsweise Römer im Besitze der geistlichen Aemter befanden, auch die Reste der alten Cultur mehr sichtbar blieben. Die Germanen spürten aber eher Neigung zu jenen Aemtern als zu den Wissenschaften. Und so begab es sich, daß eine Periode kam, worin es um die Wissenschaften weit schlechter aussah, als gleich nach dem Sturze des Römerreiches. Es war offenbar die des Ueberganges zur neuen

*) Den Einfluß des Germanischen Blutes auf das Römische Priesterthum verräth schon der kriegerische Geist der Deutschen Bischöfe, den sie wahrlich nicht vom Römischen Elemente erben konnten.

Cultur. Allein statt sie so zu beurtheilen, verirrt man sich, wie früher bei dem Sturze des Römerreiches, nochmahls zu Klagen über das kranke Untergehende, ohne an das gesunde Aufgehende in den Germanischen Köpfen, die nur durch die geistlichen Pfründen den Wissenschaften näher zu bringen waren, im mindesten zu denken.

Ich schließe den gegenwärtigen Abschnitt mit den auf den folgenden vorbereitenden Worten, daß wenn die Kenntniß des Römischen Elementes, sowohl in Betreff der großen Masse als des Christlichen Priesterthumes, so sehr von der Kenntniß der höhern Stände im sinkenden Reiche abhängt, ein eignes Capitel „über den intellectuellen und sittlichen Zustand der spätern Römer" schwerlich überflüssig seyn könne.

Des fünf und funfzigsten Auszuges fünfter Abschnitt.

Um über den intellectuellen Culturzustand der spätern Römer zu urtheilen reicht es hin, die Schriften anzusehen, die aus jenem Zeitalter übrig sind. Ammianus Marcellinus, der im vierten Jahrhundert lebte und kein Christ war, berichtet (cap. 4. des 30. Buches) von der großen Unwissenheit der Anwälte, daß sie die berühmtesten Rechtsgelehrten nicht einmahl dem Namen nach gekannt, deren Namen wohl für die von Speisen gehalten hätten. Spieler, Wahrsager, Komödianten und Musikanten wurden allen Lehrern der Wissenschaften vorgezogen (lib. XIV. b.). Priscus Rhetor (Excerpt. de leg.) klagt eben so. Gerade auf die Jurisprudenz hatte sich die Lebenskraft der Römer vorzugsweise geworfen und in den feinen Zerlegungen der Verhältnisse, die das Object der Civil-Gesetze bilden, alle anderen Völker übertroffen. Es war deshalb ein unzweifelhaftes Zeichen der geistigen Verschlechterung, daß die späteren Römer

ſich ſogar dieſem Theile der Cultur entfremdeten. In der Arzneikunde hatte ſich Rom zwar nie ausgezeichnet, aber doch die Verdienſte der Griechen zu würdigen verſtanden. Es dauerte freilich lange, ehe die Griechiſche Cultur überhaupt auf die Römer wirkte, weil ihre Lebenskraft gar zu ſehr von Kriegen beſchäftigt wurde; und es iſt erbaulich zu leſen, wie (in dem Werke de re rustica) der ältere Cato (etwa 250 vor Chriſto) über die Arzneikunde dachte. Er verbietet nachdrücklich, daß dem kranken Rindvieh Arznei von einem Weibe gegeben werde. Er läßt die Mittel für eine kranke Kuh nach der Zahl drei zuſammenmiſchen; und Verrenkungen ſucht er durch myſtiſche Wörter und Zauberſprüche zu heben. Allein wenn die Schrift wirklich von Cato iſt, was Einige bezweifeln, ſo kann man ſie doch nicht als ein untrügliches Zeichen der Römiſchen Cultur anſehen, da Cato auch in dem Haſſe alles Griechiſchen der Gegenſatz von Scipio dem Afrikaner ſeyn wollte. Dem ſey indeß wie ihm wolle, zu Cicero's Zeiten war an einem ſolchen Aberglauben ſo wenig zu denken als zu Plinius Zeiten. Es gab zwar auch damahls, wie noch heute, Lächerlichkeiten in der Medicin genug, wie dann beſonders Plinius die Aerzte ſehr tadelt. Aber um den Zuſtand einer Wiſſenſchaft zu beurtheilen, hat man zu prüfen, was die Beſten davon inne haben. Und nun ſehe man zu, wie es um den Aberglauben bei denjenigen Aerzten ſtand, die im vierten und fünften Jahrhundert als die beſten galten; z. B. bei einem Vindician, der Leibarzt des Kaiſers Valentinian war, oder bei deſſen Schüler Theodor Priſcian, der unter manchem Guten behauptet, daß, wer drei Veilchen eſſe, ein Jahr lang vor aller Krankheit geſchützt ſey; ferner: wenn man an Kolik leide, ſo möge man ſich auf einen Stuhl ſetzen und für ſich ſagen: per te diacholon, diacholon, diacholon. Aus demſelben vierten Jahrhundert iſt eine Schrift über Arzneimittel von einem Sextus Placitus Papyrienſis (Fabric. bibl. graec. voll. XII. u. XIII.), worin gegen das viertägige Fieber empfohlen wird, ein Haſenherz am Halſe zu tragen. Darin

heißt es auch, wer einen neugebornen Hund kocht und ganz verzehrt, der ist zeitlebens vor Kolikschmerzen sicher. Wenn jemand das hitzige Fieber hat, so soll man einen Splitter von der Thür nehmen, wodurch ein Verschnittener gegangen, und dabei sagen: ich nehme dich, damit jener vom Fieber befreit werde. Das sind keine Singularitäten; alle medizinischen Schriften der spätern Zeit waren voll von dergleichen Thorheiten. So findet sich in einem Werke eines Marcellus, der Leibarzt des Kaisers Theodosius I. war, die Empfehlung, die Arznei bloß an einem Donnerstage zu bereiten. Ferner: das Gebet am Neujahrstage und wenn die erste Schwalbe gehört werde, solle besonders wirksam gegen Krankheiten seyn. Der Kranke müsse, wenn er Arznei nehme, sich gegen Osten kehren. Um vor triefenden Augen gesichert zu seyn, solle man auf Sternschnuppen achten, und vom Anfange des Fallens bis zum Verschwinden so schnell als möglich zählen; so viel man gezählt habe, so viele Jahre werde man von dem Uebel frei seyn. Zum Schlusse noch von dem Aetius, der im sechsten Jahrhundert am Hofe zu Constantinopel als Leibarzt in hohem Ansehen war. Er hatte, wie alle Aerzte seiner Zeit, zu Alexandrien studirt, compilirte aus guten wie aus schlechten Schriften, und seine Werke sind ganz so, wie sie in Perioden einer gesunkenen Cultur, denen die Erzeugnisse einer vergangenen hohen Cultur zur Benutzung vorlagen, nicht anders seyn können; d. h. unter dem Schlechten findet sich hin und wieder Vortreffliches. Insofern ist auch die Regel „ex ungue leonem“ für die Beurtheilung solcher Perioden nicht brauchbar. Aetius verordnet, gewisse Salben unter den Sprüchen zu bereiten: der Gott Abraham, der Gott Isaak, der Gott Jakob verleihe ihnen Kräfte. Wenn jemanden ein Knochen im Halse stecke, so solle man den Hals mit den Worten berühren: wie Jesus den Lazarus aus dem Grabe und den Jonas aus dem Wallfische rettete, so wandere auch du Knochen heraus; oder mit den Worten: der Märtyrer Blasius und der Diener Christi befehlen dir: komm heraus oder fahre hinunter. In seiner zweiten Rede verordnet er Füchse

und Hiänen lebendig in Oel zu sieden und sich darin zu baden. Im 13. Buche 86. Capitel heißt es unter den Präservativen, daß (unter andern Thieren) Feldhühner, Adler, Papagaien dem Menschen verriethen, wo Medicamente oder Gifte bereitet würden. Der Adler solle gar auf die Giftmischer zufliegen, der Papagei solle Die, welche Gift bereiten oder in's Haus bringen, namentlich beschuldigen, der Pfau die Gifte ausgraben, wenn sie irgendwo versteckt liegen. Sogar Alexander von Tralles im selben sechsten Jahrhundert, der allen spätern Griechischen Aerzten vorgezogen wird, war voll von Aberglauben. Er beschwört Pflanzen, empfiehlt Amulette, insbesondere einen Homerischen Vers gegen die Gicht ꝛc. Und daneben ertheilt er wieder Lehren, die zu den besten in der Medizin gezählt werden; was an den berühmten Arzt Friedrich Hoffmann erinnert, der nicht läugnen wollte, daß, so gering der Einfluß des Teufels auf die menschlichen Krankheiten auch sey, doch bei Denjenigen, die dickes Blut hätten, der Teufel wohl Krankheiten zu erzeugen vermöge.

Ueber diese Verfinsterung in einzelnen Zweigen kann man sich nicht wundern, wenn man erfährt, was damahls für Philosophie galt. Gleichzeitig mit dem Christenthume verbreitete sich vom Oriente her ein Qualm von seltsamen Producten einer kranken Phantasie, was (wie freilich in unsern Tagen Aehnliches) tiefe Weisheit hieß. Der Orient war schon Jahrhunderte vorher davon voll; im Occidente konnte es aber nicht eher Wurzel fassen, bis auch dort die höheren Stände in Trägheit und Trübheit versanken. Wer hätte nicht von den Neuplatonikern, ihren Schwärmereien und ihrem Aberglauben gehört? Der abergläubische Gebrauch des Gebetes in Krankheiten soll zwar bereits von den Aposteln befördert worden seyn. Aber erst als die höheren Stände zum Christenthume traten, was im Oriente weit früher geschah als im Occidente *), wurde der Aberglaube systematisch; und wie man im

*) Plinius klagt schon über die Ausbreitung des Christenthumes in Kleinasien.

zweiten Jahrhundert begann, die Märtyrer und Reliquien zur Kur der Krankheiten zu gebrauchen, so wurden auch schon damahls gewisse Krankheiten, z. B. die Epilepsie und der Aussatz, für dämonische Krankheiten gehalten und mit Exorcismen bekämpft (Greg. Nazianz. orat. XVI. Tertull. apologit. c. 23) *). Christen und Nicht-Christen, Hohe und Niedere waren so ziemlich in demselben Geleise. Als im Jahre 408 Alarich mit seinen Gothen vor Rom erschien, beschloß der Senat, nach einem Toskanischen Zauberer zu senden, damit er ein Gewitter mache. Es soll (nach Zosimus) mit Zustimmung des Römischen Bischofs Innocenz geschehen seyn, obgleich der Zauberer ein Heide war. Weil dieser indeß die Wiederherstellung der Götter auf dem Capitol verlangte, so zerschlug sich die Unterhandlung. Auch wurde ja der Kaiser Justinian durch die Wunder der heiligen Kosmas und Damianus von einer unheilbaren Krankheit befreit, weshalb man ihnen einen Tempel baute (Procop. de aedific. lib. 1. cap. 6). Daß unter Theodosius schon Ketzer hingerichtet wurden, habe ich erwähnt. Es geschah im Jahre 385 zu Trier, im Gebiete des Gallischen Kaisers Maximus. Es waren der Spanische Bischof Priscillian und seine Anhänger; die gelehrt hatten, Christus sey nicht in einem wahren Leibe auf Erden gewesen.

Für eine treue Vorstellung von dem Zustande der Sitten aber reicht es fast hin, auf das Ende der Republik und die ersten Cäsaren zu blicken. Nur muß man einen andern Maaßstab mitbringen, als die Bewunderer des Cicero. Es ist seltsam, wie sehr man sich von dem theoretischen Scheine eines Mannes bestechen läßt, der practisch so auffallend bewiesen hat, wie es um den Grund stand, aus dem seine pomphaften Worte flossen. Ich möchte gerade an dem Ruhme des Cicero unter seinen Mitbürgern zeigen, wie tief Rom

*) Ich bin auf diese Data vorzüglich durch Sprengel's Geschichte der Medicin aufmerksam geworden.

gesunken war, — daß es das Wesen, statt in Werken, in Worten suchte. Aber wie kann das in einer Zeit gelingen, worin die Gelehrten das Privilegium haben feige zu seyn, und auch in großen Gefahren lieber für das Vaterland deklamiren als handeln? in einer Zeit, wo man die Alten zwar bewundern darf, allein jeder Versuch ihnen practisch nachzuleben, ohne Weiteres für Schwindelei und Schwärmerei erklärt wird? Man weiß, wie heroisch der große Cicero in seiner Verbannung war. Wir sehen ein ähnliches Schicksal von vielen Familien unserer Tage mit dem ruhigsten Gleichmuthe ertragen. Und ein Mann, der ein weitläufiges Capitel über die Seelenstärke geschrieben, der das höchste Amt der Welt bekleidet hatte und gewiß nicht mehr Jüngling war, versinkt in Verzweiflung, daß er statt in Rom in Griechenland leben muß. Wie unfähig benahm sich der Held, als er in Asien das Heer anführen sollte? Doch man entschuldige auch Dieses, und sogar die Stimmung, worin er einen Historiker vertraulich bat, sein Lob nicht zu vergessen. Aber wenn man in seiner Schrift vom Redner (I. 8.) liesel, daß nichts so herrlich sey, als das Gewissen der Richter und die Festigkeit des Senates durch Redekünste zu berücken, und von Quintilian (Instit. orat. II. 17) erfährt, daß er in der Sache des Cluentius wirklich die Augen der Richter durch solche Künste gegen die Schuld des Angeklagten verfinstert hat, und endlich in dessen geheimsten Briefen entdeckt, wie er seine Gefühle für Recht und Unrecht überhaupt den Umständen opferte: so erwehrt man sich schwerlich des Erstaunens, daß er noch in allen Schulen der Jugend als ein Muster vorgehalten wird. Es ist nicht meine Absicht, die besseren Seiten Cicero's zu verkleinern, und auch ich messe den größern Theil seiner Fehler der Generation bei, worin er lebte. Allein man übersehe nicht, wie dieß die meisten menschlichen Gebrechen entschuldigt, und noch weniger übersehe man, wie schwierig es ist, auch bei den guten Seiten zu unterscheiden, was der Individualität und was dem Zeitalter angehört. Das Muster-aufstellen mag überhaupt sehr mißlich seyn; aber man sollte sich doch nicht so

weit verirren, unſerer Jugend zur Nachahmung zu empfehlen, was der Römiſche Pöbel zu Sylla's Zeiten bewunderte. Bis auf den heutigen Tag iſt der gefeierte Cicero das Vorbild der Sachwalter, die keinen höheren Ruhm kennen, als einem Schuldigen, der ſich ſelbſt aufgegeben hat, durch Redekünſte das Leben zu retten. Je größer die Schuld, deſto größer iſt die Ehre des Vertheidigers; welche Ehre die Geiſter ſo umnebelt, daß an den Zweck der Gerichte, an das Intereſſe des verletzten Mitbürgers und an die Sicherheit der Geſellſchaft gar nicht gedacht wird. Cicero iſt keiner der Schlechteſten, allein ſein ganzes Rom war ſchlecht, ſo glänzend es uns auch mit Allem, was die Kraft und Cultur der alten Welt hervorgebracht hatte, ausgeſtattet vorkommt. Nicht Wilde oder Halbwilde waren es, welche die Römiſchen Großen zu Tauſenden als Sclaven beſaßen. Es waren Menſchen wie die Herren ſelbſt, es waren Kriegsgefangene, oder Abkömmlinge von Kriegsgefangenen, meiſt aus Ländern, die Rom an Cultur glichen. So lange die Sitten unverdorben waren, wurde die Sclaverei als ein unvermeidliches Uebel behandelt. Aber nachher zwang man aus bloßer Luſt an Metzeleien Tauſende Kriegsgefangene, die nichts verbrochen hatten, wie Beſtien gegen einander zu kämpfen. Es gehörte zu den Gaſtmählern, daß neben den Tafeln der Schwelger ſich einige Fechter mordeten. Anfangs war den Frauen kaum das Sehen der Fechter-Spiele erlaubt. Später traten ſie ſelbſt als Fechter auf. (Tac. Ann. XV. 32 Suet. Domit. 4.) *). Es gab ein Geſetz, daß für den Fall der heimlichen Ermordung eines Römers allen zur Zeit der That mit ihm zuſammenwohnenden Sclaven den Tod drohete. Tacitus erzählt (Ann. XIV 42—48), daß dieſem Geſetze gemäß zu Nero's Zeiten (wegen der Ermordung des Pecanius

*) Jüngſt las ich von der Hinrichtung eines Engliſchen Schiffskapitains in den Vereinigten Staaten, der mehr als 200 Britiſche Auswanderer aufgeopfert hatte, um das hoch verſicherte Schiff zu vernichten.

Secundus) gegen vierhundert unschuldige Menschen (denn der Thäter sey bekannt gewesen) hingerichtet worden. Das Volk habe sich widersetzt, allein Nero habe das Militair gebraucht, um den Beschluß des Senates zu vollstrecken. Was ist das für ein politischer Verein, der sich nur durch solche Mittel erhalten kann?! Aber man lerne die strengen Richter näher kennen und überlasse sich ja nicht den Träumen von Festigkeit und Consequenz. Derselbe Historiker liefert unzählige Beispiele der Verworfenheit eben dieses consequenten Senates. Schon Tiberius fand ihn bei allem Schlechten, was er unternahm, so zuvorkommend, daß es ihn selbst anwiderte, und daß er beim Scheiden aus der Curie oft in die Worte ausbrach: „Oh, über die Menschen und ihre Neigung zur Knechtschaft!“ (Ann. lib. 3. c. 65). Und was hat Rom nicht von diesem Tiberius und seinen Nachfolgern erduldet! Der Biograph Sueton erzählt: bei einem Leichenzuge habe ein Possenreißer der Leiche aufgetragen, dem August zu sagen, daß seine Vermächtnisse an das Volk noch nicht ausbezahlt seyen. Tiberius habe selbigen sofort ergreifen, und nach Einhändigung einer Geldsumme hinrichten lassen, damit er seinem Vater August nun die Wahrheit sagen könne. Mit den Majestätsverbrechen sey es am Ende dahin gekommen, daß man keinen Ring mit dem Bildnisse des August, sogar nicht einmahl eine Münze damit, an irgend einen unreinen Ort, z. B. einen Abtritt, habe mitnehmen dürfen, ohne des Todes angeklagt zu werden. Ja, bei dem Bildnisse des August die Kleider zu wechseln, sey ein Todesverbrechen gewesen. Weder Jungfrauen noch Knaben habe der Wüthrich geschont; und weil es von Alters her verboten gewesen, unreife Mädchen zu erwürgen, so habe der Henker sie vorher schänden müssen. Diese und andere Dinge kommen uns fast unmöglich vor. Aber der Biograph kann nicht sehr übertrieben haben, da im Wesentlichen Tacitus und Dio Cassius mit ihm übereinstimmen. Es ist wahr, Sueton erzählt (vit. Tiberii cap. 48), es sey jemand hingerichtet worden, weil er von einer Statue des August den Kopf herab-

genommen und einen andern darauf gesetzt habe. Tacitus erzählt dagegen die Sache mit Namen und Tag genauer (Ann. I. cap. 74), und sagt, daß der Angeklagte wegen des Majestätsverbrechens freigesprochen worden, allein nicht wegen einer andern zugleich anhängigen Beschuldigung. Auch gibt der Historiker zu verstehen, daß Tiberius, eigentlich wegen der angeschuldigten übeln Nachrede von ihm selbst, erbittert gewesen. Indeß zwei Jahre nachher, bei einem andern Vorfalle, beharrte Tiberius dabei, es als ein Capital-Verbrechen zu behandeln, wenn von (dem heiligen) Augustus irreligiös gesprochen werde (Ann. lib. II. cap. 50). Und daß dem Historiker Cremutius Cordus der Proceß gemacht worden, weil er in seinen Schriften den Brutus und Cassius die letzten Römer genannt, darin stimmt Tacitus mit dem Sueton nicht minder überein. Der Angeklagte kam dem gewissen Tode durch Selbsttödtung zuvor *). Darum traue ich dem Sueton auch bei der Geschichte des Caligula, die in die verlornen Theile von Tacitus Werken fällt. Ohne bei den Verzerrungen zu verweilen, die nicht über den Familienkreis der Cäsaren hinausreichten, sehe ich allein auf Das, was dem Volke und den höheren Ständen begegnete. Sueton erzählt ausführlich, mit welcher Verachtung Caligula den Senat behandelt habe; die Verwalter der höchsten Aemter mußten mehrere Meilen weit zu Fuß seinem Wagen entgegen kommen, und ihm beim Mahle mit Schürzen umgürtet zur Seite stehen. Einen Quästor (Finanzminister) habe er ohne Bedenken mit Ruthen peitschen lassen. Nicht besser sey es den anderen Ständen ergangen. Um sich bei einem Frei-Schauspiele gute Plätze zu sichern, hätten sich einst viele Menschen schon vor Tagesanbruch in den Circus begeben. Das

*) Dieß geschah auch wohl, um den natürlichen Erben das Vermögen zu erhalten, was sonst würde confiscirt worden seyn. Daß es aber dem Tyrannen nicht behagte, davon haben wir gleichfalls Beweise.

damit verbundene Geräusch habe den Herrscher zu dem Befehle erbittert, sie mit Knitteln wegzutreiben, wodurch außer einer großen Zahl aus dem Volke mehr als zwanzig Ritter und eben so viel Frauen aus den höheren Ständen (matronae) umgekommen seyen. Bei Fechterspielen habe er zuweilen in der ärgsten Sonnenhitze die Schirmtücher wegnehmen und die Ausgänge sperren lassen; und alsdann vorzugsweise schwache und alte Personen gezwungen, mit den wilden Thieren zu kämpfen. Auch habe er wohl die Getreide-Magazine verschließen lassen, und dem Volke eine Hungersnoth angekündigt. Als einst die zu den Spielen bestimmten reißenden Thiere nicht reichlich genug mit Nahrung versehen gewesen, habe er den Aufseher selbst den Bestien vorwerfen lassen. Manche angesehene Personen seyen auf die nämliche Art umgekommen; ein Ritter aber, der laut seine Unschuld betheuert, wieder hervorgezogen und vorher der Zunge beraubt worden. Andere habe man mitten durchsägt, und zwar mitunter wohl aus dem Grunde, weil sie nie bei seinem Genius geschworen. Die Eltern zwang er, der Hinrichtung ihrer Söhne zuzusehen, und einem Vater, der sich mit Krankheit entschuldigte, sendete er seine Sänfte. Einen anderen zog er von der Scene der Hinrichtung gleich zur Tafel und suchte ihn auf alle Weise zur Fröhlichkeit und zum Scherze zu reizen. Einen Dichter ließ er wegen eines zweideutigen Verses öffentlich verbrennen. Oft habe man während seines Mahles nahe vor seinen Blicken Folterverhöre halten müssen. Zu Puteoli (dem heutigen Puzzo) ließ er bei der Einweihung einer Brücke Viele aus dem Volke zu sich einladen, und sie dann plötzlich ins Meer stürzen. Sogar Diejenigen, welche sich, um dem Tode zu entgehen, an die Ruder geklammert hätten, seyen auf seinen Befehl zurückgestoßen worden. Keine angesehene Frau sey vor seinen wilden Lüsten sicher gewesen. Mit ihren Ehemännern habe er sie zur Tafel gezogen, und sie beim Eintreten wie ein Sclavenkäufer musternd, denen, die vor Scham die Augen gesenkt, mit eigner Hand den Kopf in die Höhe gerichtet. Dann habe er von Zeit zu Zeit den Speise-Saal mit der

einen oder der andern verlaſſen, und nach der Rückkehr das Vorgefallene einzeln erzählt, lobend oder tadelnd, ſowohl die Vorzüge oder Fehler des Körpers als das Benehmen. — Caligula hat freilich unzweifelhafte Spuren der Geiſteszerrüttung gezeigt, indem er z. B. den Mond zur Umarmung einlud, den Statuen der Götter ſeinen Kopf aufſetzte, und nicht allein ſein Bildniß anbeten ließ, was im Orient die Despoten ſchon lange vorher gethan hatten, ſondern ſich ſelbſt oft zwiſchen die Statuen des Caſtor und Pollux ſtellte, damit er mit dieſen verehrt werde. Aber das zeugt um ſo ſtärker für die Verworfenheit des Volkes, welches dieſem Ungeheuer über drei Jahre gehorchte. Indeß was darf man nicht einer Menge bieten, die gewohnt war, wie Hunde gefüttert zu werden, und deren Würdeträger ſich nicht ſchämten der guten Plätze wegen ganze Nächte hindurch auf den Anfang der Schauſpiele zu warten? Männer die es ſehr gut wiſſen konnten, berichten, daß es keine Kränkung der menſchlichen Gefühle gibt, die ſich nicht ſchon die erſten Cäſaren gegen alle Claſſen öffentlich und ohne Umſtände erlaubt haben. Ueber Nero's Betragen mag wieder das Urtheil des Tacitus zum Anhalte dienen. Ich führe bloß ein Ereigniß an (aus dem 14. Buche ſeiner Annalen). Als Nero (der ſich geradezu rühmte, vor ihm habe kein Herrſcher geahnet, was ihm gegen das Römiſche Volk erlaubt ſey) ſeine Mutter ermordet hatte, und deshalb vor einer allgemeinen Empörung beſorgt war, ſprach ihm einer ſeiner Vertrauten zu, ſich dergleichen Gedanken zu entſchlagen, und nur zur Stadt zu reiſen, wo er Jedermann zu ſeinen Befehlen finden werde. Nero brach wirklich ſofort auf, und wie ging es ihm? Der geſammte Senat kam ihm feſtlich geſchmückt entgegen, eben ſo ein großer Theil des Volkes, und lange Züge von Frauen und Kindern, alle nach dem Geſchlechte und Alter geordnet. Es wurde eine jährliche Dankfeier beſchloſſen, und der Geburtstag der ermordeten Mutter (Agrippina) den unglücklichen Tagen zugefügt. Freilich fehlte es auch damahls nicht an einzelnen Guten; allein ſie waren in der Maſſe von Schlechten

verschwindend. So berichtet Tacitus, daß der Senator Thrasea Paetus bei jenem Beschlusse die Versammlung verlassen habe; aber ohne der Freiheit Anderer zu nützen, sey es ihm selbst nun verderblich gewesen.

Es scheint überflüssig, noch mehr Belege aus den folgenden Jahrhunderten anzuführen. Sie sind ja aus allen Geschichtsbüchern zu entnehmen. Nöthiger ist, nochmahls von der Verwirrung zu reden, worin die theologischen Deklamationen die Maaße des menschlichen Werthes gebracht haben. Eine Handlung an sich, abgesehen von den Motiven, hat wie jede andere Naturerscheinung gar keinen sittlichen Charakter, und und nur insofern wir sie von einer guten oder bösen Absicht ableiten, können wir sie gut oder böse nennen. Nun aber ist es um die Bestimmung, was gut oder böse sey, eine überaus mißliche Sache in einer Zeit, wo der Betrug und die Verläumdung nicht für so schlecht gilt, als die fleischliche Vermischung ohne Erlaubniß der Priester. Unsere Sittenrichter, die von der Entwicklung durch die Folge der Generationen zu wenig kennen, vermengen die Schwächen und Verirrungen der Jugend mit den Gebrechen und Verzerrungen des Alters. Darum ist es ihnen auch nicht schwer sich in dem Wahne zu bestärken, daß die Menschen immer böse gewesen seyen, und meine Charakterisirung des Christlichen Priesterthumes in sich zerfalle. Sie bemühen sich die Greuelthaten der nordischen Culturstürmer auszumalen, um die milden Priester als Lämmer erscheinen zu lassen. Wäre ihnen überhaupt beizukommen, so würde die Bemerkung hinreichen, daß nicht die räumlichen Wirkungen, sondern die Motive über das Teuflische einer Handlung entscheiden, und daß ein roher Krieger, der in wilder Aufregung das Mordschwert schwingt, uns bei Weitem nicht den Abscheu einflößt als der Höfling oder Priester, der ihn von ferneher dazu anreizt. Mir fällt hiebei ein Ereigniß ein, was Livius im 8. Buche c. 18 erzählt. Im Anfange des fünften Jahrhunderts der Stadt (zur Zeit jenes Dictators Manlius, welcher seinen Sohn hinrichten ließ, weil er wider den Befehl des Vaters sich in eine glück-

liche Schlacht eingelaſſen hatte) waren mehrere vornehme Römer an ähnlichen Krankheiten und faſt genau unter denſelben Symptomen geſtorben. Eines Tages kam zu einem der curuliſchen Aedilen (welche die Polizei in Rom verwalteten) eine Magd mit der Erklärung, ſie ſey willens die Urſache der Peſt zu entdecken, wenn man ihr nur zuvor Sicherheit gelobe. Der Aedil berichtete dieß den Conſuln, die Conſuln dem Senate und mit deſſen Einwilligung wurde die Sicherheit zugeſagt. Darauf folgte die Eröffnung, daß Alles von Giften herrühre, die von den Frauen der Geſtorbenen ſelbſt bereitet worden. Wenn man mit ihr gehe, ſo könne man andere, die daſſelbe vorhätten, auf der That ertappen. Man ging mit und traf wirklich einige Frauen (matronas, Damen) am Bereiten von Medicamenten, und bei andern Vorräthe davon. Die verdächtigen Subſtanzen wurden zum Gerichtsplatze gebracht und die Frauen, wobei ſie gefunden worden, etwa 20 an der Zahl, gleichfalls hinbeſcheiden. Zwei von ihnen mit Namen Cornelia und Sergia, beide aus patriciſchen Geſchlechtern, behaupteten, es ſeyen wahre Heilmittel; worauf die Angeberinn ſie aufforderte, davon zu trinken. Nach einer kleinen Weile, während welcher ſie ſich mit den übrigen beſprachen, griffen alle zu, tranken und ſtarben ohne Ausnahme. Es wurden jetzt noch mehrere eingezogen und ſo im Ganzen gegen 170 Frauen als Giftmiſcherinnen verurtheilt. Nicht einmahl eine Unterſuchung wegen Vergiftung hatte Rom bis dahin gekannt; weshalb die Sache für eine Erſcheinung galt, wofür der Menſch ſo wenig eine Erklärung hat als bei ſogenannten Wundern. Man ſchrieb ſie, ſetzt der Hiſtoriker hinzu, mehr einer Art Wahnſinn als der Verdorbenheit zu.

Sechs und funfzigster Auszug.

Niemand hoffe, die gegenwärtige Zeit zu begreifen, ohne in ähnlicher Weise die Keime der gesammten neueren Entwicklung aufzusuchen. Ueber die beiden Elemente an sich läßt sich noch Vieles sagen, was ich nicht berühre, aus Besorgniß, daß die Ausführlichkeit durch die Breite schade. Ich schreite lieber gleich zur Schilderung ihrer Wechselwirkung und Verschmelzung.

Da wir bei jeder Entwicklung an einen Stoff denken müssen, der sich entwickelt, und an einen andern, der zu der Entwicklung reizt, so beginne man mit der Vorstellung, daß auf der Seite des Germanischen Elementes der erstere, auf der Seite des Römischen der andere war. Doch gibt diese Allgemeinheit noch wenig Aufschluß. Will man die Einzelnheiten kennen lernen, so müssen die einzelnen Charaktere beider Elemente gegeneinander gehalten werden; und dafür ist der wahre Leitstern der Satz, daß das gesammte menschliche Getriebe, in rohen Völkern wie in cultivirten, in verdorbenen wie in unverdorbenen, von Interessen beherrscht wird, die selbst wieder von Entwicklungsgesetzen, und nicht schlechthin von zufälligen Neigungen, Launen und Ansichten einzelner Machthaber beherrscht werden.

Also die Interessen der Germanen müssen den Interessen der Römer gegenüber gehalten werden. Für die Schilderung der ersteren habe ich die Vergleichung mit einem rüstigen Knaben gebraucht, der in das Jünglingsalter tritt. Es ist dieß die Periode, worin die äußeren Gegenstände den jugendlichen Geist, der seine Freiheit nur der Unbekanntschaft mit der Welt verdankt, näher ansprechen, und so eine große Umwandlung im Fühlen, Denken und Handeln bewirken. Die Germanen bekümmerten sich vor ihren Eroberungen um das Eigenthum nicht viel mehr als Knaben. Wie diese schätzten

sie die Gesellschaft ihrer Mitbrüder über Alles und die Scholle fast gar nicht, weshalb sie auch unser Wort Vaterland nicht kannten. Nicht der Boden war ihnen der Anhalt für die Vorstellungen und Gefühle, die wir mit diesem Worte bezeichnen. Ihr Kriegsleben gestattete eine Fesselung an die Scholle weniger als ein Nomaden-Leben; weil das Interesse an den Mitkämpfern darin zu überwiegend war. Die Römer mochten von einem Germanien reden; die Germanen selbst redeten nur von Genossenschaften. Und darum hafteten auch ihre Gesetze nicht an dem Boden und seinen Grenzen, sondern an den Personen. Dieser Zustand hatte unstreitig seine schönen Seiten; er konnte aber nicht von Dauer seyn, sobald der Reiz der Römischen Welt der herangereiften Empfänglichkeit begegnete. Wie es bei Jünglingen geht, wenn die Habsucht erwacht, wie dann die von keinem sicheren Centrum gezügelte Lebenskraft zu heftig von dem Interesse an Menschen zu dem Interesse an Sachen gelenkt zu werden pflegt, eben so ging es den Germanen, als sie in den Besitz der Römischen Länder gelangten. Zwar mußte die Gier nach einzelnen Sachen auch früher zuweilen die Gefühle für die Mitbrüder überwältigen. Sehen wir doch überall die Kinder wegen Spiel- oder Naschwerk in Hader gerathen. Allein die allgemeine Sucht nach äußern Gütern entwickelte sich erst mit der Ausbreitung über das Römerreich; da die Anhänglichkeit an die Stammgenossen schon durch die räumliche Trennung litt, ohne daß die Besiegten, welche die Sieger umgaben, sie zu schwächen brauchten.

Wenn zwei verschiedene Völker zu einander treten, so ist nur insofern eine Verschmelzung möglich, als die Interessen es zulassen. Indeß bewirkt die bloße Gleichheit der Interessen die Verschmelzung noch keineswegs. Die Römer und Provinzialen legten bereits seit langer Zeit viel Werth auf äußere Habe und den Boden. Als die Sieger begannen, ihnen darin ähnlich zu werden, so mußte dieß Anfangs die Opposition verstärken. Sodann fehlte auch auf Römischer Seite die Herrschsucht und Ehrsucht nicht; obgleich

nicht jeder Römer oder Provinziale davon so belebt wurde als jeder Germane nach dem großen Kriegsglücke;) was nicht minder starke Spaltungsursachen darbot. Anders verhielt es sich dagegen mit den religiösen Interessen. Die Germanen waren in der Periode, worin die jugendliche Entwicklung diesen Interessen mehr und mehr Vorschub leistet. Der Knabe spielt und kämpft; aber anhaltende Beschäftigung mit dem Uebersinnlichen ist nicht seine Sache. Das gehört zu einer Epoche, die für ihre ersten Stufen eher den Namen der geistlichen als der geistigen verdient. Je weniger die Lebenskraft der Sieger fortan durch kriegerische Thätigkeit beschäftigt wurde, desto mehr warf sie sich auf das Religiöse; und daß es darin nicht zur Opposition gegen die Römer kam, dafür sorgten die Christlichen Priester.

Um die Möglichkeit der Verflechtung des Römischen und Germanischen Elementes im Allgemeinen zu begreifen, reicht es hin, sich vorzustellen, daß wenn einer Seits die Habgier der Sieger zurückstieß, dagegen ihr Schutz wider die Versuche anderer kriegerischen Horden dieselben Interessen der Römer versöhnend ansprach. Die feindliche Wirkung der Herrschsucht und des Stolzes der Germanen wurde aber gemildert durch ihre wirklichen kriegerischen Vorzüge, die man bei aller Verdorbenheit anerkannte. Zudem waren ja die Römer seit Jahrhunderten an die Herrschsucht und den Stolz von Machthabern gewöhnt, die sich als Götter und Heilige verehren ließen; d. h.: die Lebenskraft der Römer und Provinzialen war längst auf ein Gebiet beschränkt, worin sie wohl von der Habsucht, allein kaum von der Herrschsucht und dem Stolze der Germanen berührt wurden. So standen die beiden Elemente, von den religiösen Interessen abgesehen, gegen und zu einander. Um aber auch die Wirkung der letztern aufzufassen, hat man sich zu erinnern, was ich von dem Verhältnisse der Christlichen Priester zu den Eroberern gesagt habe.

Indeß zur völligen Klarheit wird man dennoch nie gedeihen, ohne mit dem theoretischen Satze, daß der Aufschluß

über das Getriebe der Völker nur ein Aufschluß über ihre Interessen seyn könne, die der Praxis nähere Lehre zu verbinden: daß die Volksinteressen und ihre Aenderungen sich am besten an der Prüfung des öffentlichen Bandes und dessen Aenderungen verfolgen lassen.

Wohlan denn: Wie verhielten sich die Germanen (das Germanische Familienleben) zum öffentlichen Bande (zur Staatsgewalt) in den eroberten Ländern? Wie verhielten sich die Besiegten (die Römer und Provinzialen) dazu?

Man wird sehen, wie viel die Beantwortung dieser Fragen für die Construction der wichtigsten geschichtlichen Data leistet.

Was bei den Germanen vor der Völkerwanderung das öffentliche Band bildete, habe ich ausführlich gezeigt; und in Betreff des Römischen vor dem Sturze der Cäsarenmacht, ist auch nichts zuzufügen. Ich wiederhole nur, daß das Römerreich zuletzt auf zwei, bis zu dem Gipfel (dem Throne der Cäsaren) geschiedenen, Säulen ruhte. Eine davon, die weltliche, wurde von den Germanen umgestürzt, die andere, das Christliche Priesterthum, blieb aufrecht.

In der ersten Zeit nach der Völkerwanderung hatte das Christliche Priesterthum auf das Innere des Germanischen Elementes keinen Einfluß; darum konnte es auch keinen Antheil an dem Bande haben, das die Germanen an die Germanen und an ihre Fürsten fesselte. So lange die Masse der Eroberer noch keine Christen waren, änderte sich im Religiösen wenig oder gar nichts; d. h.: ihre Priester unterstützten die Fürsten in der Erhaltung der Ordnung der Genossenschaft wie früher in den heimathlichen Wäldern. Aber die ehemalige Lockerheit des öffentlichen Bandes mußte dennoch weichen vor der bloßen Bedingung, die Eroberungen zu behaupten. Nur hüte man sich, wegen einzelner Gewaltthaten der Anführer von eigentlichem Zwange zu träumen. Die stärkere Concentrirung der Kräfte entstand allein durch das Interesse, welches je-

der Germane an den Früchten des Sieges hatte; und der Vertrag zum wechselseitigen Schutze in dem Errungenen, d. h. der Heerbann, war die einfachste Folge davon. Früher fehlte es an Motiven zu einer solchen Selbst-Auflage und Selbst-Einschränkung, und einzig deshalb blieb das Band lockerer.

Auf der Seite der Römer sah es ganz anders aus. Man kann freilich sagen: sie waren die Besiegten und Zwang war es, was sie an die neue Ordnung schloß. Allein dann vergesse man nicht, daß die Cäsaren gleichfalls durch Zwang herrschten und daß insofern das Neue ein bloßer Personen-Wechsel war. Dazu nehme man, daß die Zwangherrschaft der Germanen, nachdem die ersten Leiden der Umwälzung einmahl verschmerzt waren, vor der Cäsarenherrschaft bei Weitem den Vorzug verdiente. Der wesentliche Unterschied bestand vielmehr darin, daß unter den Römern und Provinzialen die alte geistliche Stütze der öffentlichen Ordnung fortdauerte. Man höre mich näher.

Auch unter der Cäsarenherrschaft war wie gesagt bei dem ausgebildeten Organism der Christlichen Kirche an keine Einheit der Staatsgewalt mehr zu denken. Die Cäsaren lebten mit der Kirche wie in einem Vertrage, trotz allem Scheine der Alleinherrschaft. Indeß so lange die weltliche Macht und ihre Stütze noch nicht nationell von der Stütze der geistlichen Macht geschieden war, standen sich beide auch nicht so einander gegenüber als später. Als die Cäsaren und ihr Anhang untergingen, da waren die Christlichen Priester allein die Vertreter des Römischen gegen das Fremde. Und wer sich bis dahin um die Christliche Kirche auch gar nicht gekümmert hatte, den mußte sie doch fortan anziehen, weil dem Römischen kein anderer Anhalt gegen das Germanische übrig blieb. Darin lag ein Gewinn für das Priesterthum, der, so wenig ihn die Priester selbst Anfangs erkannten, Alles übertraf, was Constantin dafür gethan hatte, ein Gewinn, der ihm nothwendig den Beinamen des

Römischen verschaffen mußte. Was die neuen weltlichen Herrscher auch über die Römische Bevölkerung vermochten, weil die Scheidung zwischen ihrer Gewalt und der geistlichen eine Anlehnung im Nationellen hatte, so war damit eine Basis für künftige offne Kämpfe fertig, welche die Cäsaren nie zu fürchten brauchten. Das Widrige der Cäsaren-Herrschaft gerieth mit der Zeit in Vergessenheit, und damit auch die Erinnerung an die große Erleichterung, welche die Germanen den Bessern unter den Römern brachten. Allein der nationelle Gegensatz dauerte fort, und verlieh dem Priesterthume einen Vorschub, der sich heute noch in der Verschmelzung des Religiösen mit allen anderen Interessen im südlichen Europa, dort, wo die Mehrheit der Volksmasse Römisch blieb, zu erkennen gibt. Ich will diesen Gang deutlicher zeigen, um so mehr, da man ihn bisher gänzlich ignorirt hat.

Wie viel Antheil auch der Zwang an der Germanischen Herrschaft über die Römer hatte, mit deren Priestern kamen sie sehr bald in ein Vertragsverhältniß. Die Germanen begriffen leicht, wie nützlich ihnen die Römischen Priester für die Sicherung ihrer Eroberungen waren. Weil ihnen ihre Schwerter auf die Dauer unzureichend schienen, darum ließen sie sich mit der Kirche in einen ähnlichen Bund ein als Constantin. Eines jeden Vertrages Seele sind die Interessen der Partheien. Das Interesse aller Germanen forderte, daß die Priester ihnen halfen, die Römer und Provinzialen im Gehorsame erhalten. Das Interesse der Priester forderte dagegen, daß man ihren religiösen Einfluß über dieselben Römer nicht störe. Daran reihete sich aber auch der Wunsch, die gesammte Bevölkerung wieder in dasjenige Verhältniß zur Kirche zu bringen, worin sie vor dem Sturze der Cäsarenherrschaft war; das heißt: nicht in einem nackten politischen Vertrage mit den eingedrungenen Germanen zu beharren, sondern sie selbst religiös zu stimmen. Die letzten Cäsaren waren, mit ihrem Anhange, dem Christenthume aus religiöser Stimmung

zugethan. So lange dieß die neuen weltlichen Herrscher nicht waren, mußten die Priester glauben, bei der Umwandlung verloren zu haben; da sie den Vortheil in der nationellen Anlehnung schwerlich gleich würdigen lernten.

Für die richtige Auffassung der Begebenheiten ist es unerläßlich, die Betrachtung der Stützen der weltlichen und der geistlichen Macht fortzusetzen. Aber leider stellen ihnen die bisherigen Reflexions-Producte große Hindernisse entgegen. Wer wüßte nämlich nicht, wie sehr man gewohnt ist, die Entwicklung der geistlichen Macht von den Anstrengungen und Mitteln der Priester selbst abzuleiten? Man erzählt von ihren Kunstgriffen, und wie wenig darin die Reinheit der Christlichen Lehre athmete. Man erzählt, wie sie den Germanischen Fürsten durch die Frauen beizukommen suchten, und wie eifrig sie die Heirathen der heidnischen Fürsten mit Christinnen beförderten; wie sie die Burgundische Fürstinn Chlotilde an den Franken-König Chlodewig brachten, und die Brunehilde, Tochter des Westgothen-Königs Athanagild, an den Franken-König Siegbert; wie sie endlich den Mächtigen schmeichelten, und sie, wenn sie nur Christen wurden, aller Schandthaten ungeachtet „Heilige" nannten. Wirklich ist auch noch jetzt der Brief erhalten (Script. rer. Franc. tom. IV. p. 20—34), worin der Pabst Gregor die ruchlose Brunehild eine heilige, eine göttliche nennt. Eben so nennt der Pabst den bösen König Childebert den sehr frommen, christlichen u. s. w. (tom. IV. p. 16). Und der Erzbischof Remigius zu Rheims schrieb an Chlodewig unter Anderem, daß wenn er nur Christ werde, die Herrschaft über alle seine Feinde ihm nicht entgehen könne; — wie später der Pabst Hadrian Carl dem Großen schrieb, daß, so lange er dem heiligen Peter treu sey, es ihm nicht an Siegen fehlen werde. Außer solchen Bemühungen, die Fürsten abergläubisch (ich wollte sagen: religiös) zu machen, impften ihnen die Priester auch mit dem Prunke der Krönung und Salbung die Lehre ein, daß sie von der Meinung ihrer Genossen, die sie zuerst empor gehoben hat

völlig unabhängig seyen. Daß dabei allein die Rücksichten auf Macht galten, versteht sich von selbst. Verloren die Fürsten diese Macht, so fielen auch die Priester von ihnen ab. Man weiß, wie es den Merowingern ging, als deren Minister allmächtig waren. Das heilige Recht wirkte damahls nicht mehr als in unsern Tagen. Wie Napoleon vom Pabste gesalbt wurde, so wurden es auch die Karolinger, während man die Sprößlinge der alten Könige in Klöster sperrte. Und als die Karolinger die Macht verloren, schützte auch sie die Legitimität nicht; wie besonders an Karl dem Kahlen zu sehen, der in seiner Klagschrift gegen den Erzbischof Wenilo von Sens (libellus proclamat. Caroli Regis, apud Harzheim. Conc. Germ. Tom. II. p. 176) klagt, daß er von der Einweihung zum Könige und der Spitze des Reiches verstoßen worden, ehe die Bischöfe ihn nur verhört hätten.

Indeß indem man darauf die Aufmerksamkeit heftet, übersieht man Dasjenige, wovon die Zeit und ihre Schöpfungen eigentlich weiter getragen wurden. Man kann nicht genug ermahnen, doch in einer dunkeln Zeit der Klugheit der Menschen nicht zu viel beizumessen. Die Römischen Priester waren lange vor der Völkerwanderung wie instinctartig in das Geleise gekommen, was man so oft der Herrschsucht und Consequenz der späteren Päbste zuschreibt. Das innere Uebergewicht des geistlichen Standes über den weltlichen lag in der Natur der Scheidung selbst, und die geographische Ausdehnung ist mehr befördert worden durch die Macht der Cäsaren, welche die Autorität des Römischen Bischofes für alle Länder ihrer Herrschaft proclamirten, als durch Bekehrungseifer. Was ist nicht alles über den allmähligen Aufbau der päbstlichen Gewalt gefaselt worden! und dennoch hat sich bis auf unsere Zeiten ein Dokument erhalten, was die Sache so einfach erklärt. Die Kaiser Theodosius und Valentinianus gaben nämlich ein Gesetz *), dessen Schluß ausdrücklich wie folgt lautet: „Des-

*) Scriptor. rer. Gallic. Tom. I. sub anno 445.

halb verordnen wir hiemit für immer, daß weder die Gallischen Bischöfe noch die Bischöfe anderer Provinzen etwas gegen das Herkommen ohne Genehmigung des Pabstes (papae urbis aeternae) unternehmen dürfen; vielmehr sämmtlich als Gesetz ansehen sollen, was der apostolische Stuhl beschließt oder beschließen wird." Wer darf, wenn dieses Dokument nicht falsch ist, noch von dem allmählig entwickelten Streben der Päbste nach Oberherrschaft über die Christliche Kirche reden? Die Bahn der Päbste ist nicht von ihnen selbst geschaffen worden. Sie fanden sie vor und bewegten sich fast instinctartig darin fort; just wie die späteren Deutschen Römischen Kaiser fast instinctartig die weltliche Oberherrschaft über Europa suchten, weil sie ihre vermeintlichen Vorfahren (die Cäsaren) gehabt. Wie das Ziel des Priesterthumes aber an sich, ohne tiefe Berechnung entstanden ist; so ist auch kein Grund, sich über dessen feine Verfolgung zu wundern. Die sog. Priesterkünste waren so grob und schlecht, als man sie von den spätern Römern erwarten konnte. Wenn auch das Salben der Könige von den Juden in das Christenthum überging, so bedurfte es dessen doch gewißlich nicht, um den Dünkel der Cäsaren, die sich von Anfang an als Götter verehren ließen, zu steigern. Will man den Päbsten und ihren Räthen nicht die Ehre erweisen, sie für die Schöpfer von Entwicklungs-Perioden zu erklären, die von demselben Lebensborne ausgehen, der die ganze Bahn der menschlichen Entwicklung beschreibt, so ist auch keine tiefe Weisheit darin zu finden, daß sie die überaus günstige Lage und Stimmung der Menschheit für ihre Caste benutzten. Die Christlichen Priester dienten der neuen Entwicklung ohne selbst von deren Bahn etwas zu ahnen, und nie fiel es ihnen ein, daß die Theokratie bloß einem Theile der Bahn angehört. Auch hat ihre gerühmte Consequenz nie verhütet, daß sie der wahren Stütze ihrer Macht (der religiösen Stimmung nämlich) überall durch Leidenschaften, besonders durch Habsucht, entgegenwirkten. Ehe ihnen die weltliche Stützung im Geringsten Noth that, trieb sie die Habsucht dazu an. Eben ihre Leidenschaften und ihre (freilich unserer gesamm-

Cultur eigene) Kurzſichtigkeit verſchuldeten es, daß die Völker ſich lange vor dem Ende der theokratiſchen Periode von ihnen abwendeten. Wie empfänglich die Europäer nach der Reformation noch für ein theokratiſches Regiment blieben, iſt wie geſagt an dem Einfluſſe der proteſtantiſchen Pfarrer zu erkennen. Aber das Römiſche Prieſterthum war mit der natürlichen Frömmigkeit der Germaniſchen Völker ſo in Widerſtreit gerathen, daß ſie aus ähnlichen Gründen von ihm abfielen, als einſt die Römer von dem heidniſchen Prieſterthume, das auch durch ſeine Verwalter entheiligt wurde.

Weil wir durch unſere Schulen und Schriften verwöhnt worden ſind, den Gang der Geſchichte überhaupt mehr von der Pfiffigkeit und den Leidenſchaften oder der Weisheit und Kraft einzelner Sterblichen abzuleiten, als von einem über die Menſchheit erhabenen Entwicklungs-Principe, ſo müſſen Diejenigen, welche an der Spitze der Völker ſtanden und ſtehen, für Alles verantwortlich erſcheinen. Darum ergießt man ſich auf der einen Seite in übertriebenes Lob und Tadel gegen die Prieſter und auf der andern gegen die Fürſten. Es iſt ſeltſam: die Ereigniſſe unſerer Tage zeigen doch ſo deutlich, wie wenig die Menſchen über den Lauf der Dinge vermögen; wie die Allermächtigſten an Das, was Intereſſen der Zeit heißt, gebunden ſind, wie ſie nur inſofern Bedeutendes ausführen, als ſie dieſen Intereſſen dienen; ſie zeigen, wie ſchwer es iſt, die wahren Intereſſen der Zeit und damit ihre Richtung zu erkennen, und wie manche Herrſcher die Entwicklung wider ihren Willen, durch Handlungen befördern, die ganz andere Erſcheinungen bezweckten als erfolgen; und dennoch ſoll ſogar das dunkele Mittelalter mehr durch Conſequenz der Menſchen als durch die Conſequenz der Zeit ſelbſt geführt worden ſeyn!!! Ueberall wird die Conſequenz der Zeit und des Entwicklungs-Princips mit der Conſequenz der einzelnen Rollenträger verwechſelt. Man will durch Eigenthümlichkeiten der ephemären Individuen erklären, und ſogar in den Perioden der Barbarei von dem berechnenden Verſtande ableiten, was einzig von den Impulſen ausging,

die unſere Natur überhaupt beherrſchen, und worin ſowohl der Grund liegt, daß auf die Leiber der Väter die Leiber von Söhnen und Enkeln folgen, als daß das Leben der Söhne und Enkel ſich auf eine gewiſſe Weiſe an das Leben der Väter anreihet. Die Mächtigen können freilich mancherlei Experimente mit den Völkern machen. Allein das reicht nie bis zur Umkehrung der Natur. Sie können zwar die Entwicklung ganz unterdrücken, indem ſie z. B. die Leiber vernichten; auch vermögen ſie die Entwicklung zurückzuhalten, dadurch daß ſie die Lebenskraft phyſiſch ſchwächen oder geiſtig ablenken. Aber ein Volk aus der Kindheit plötzlich zur Reife fördern wollen, iſt eben ſo aberwitzig als der Verſuch, einen Knaben plötzlich zum Manne zu machen. Und doch ſpuckt Dergleichen in den Köpfen der Politiker und Gelehrten, die einer Seits hoffen, die Völker des heutigen Europa's zum Mittelalter zurückzuſchrauben, anderer Seits die Neger und Indianer in Europäer zu verwandeln. Die Bearbeiter von lebloſen Stoffen, von Metallen z. B., ſind Beſchränkungen unterthan, die ihnen die Eigenheiten der Stoffe ſtellen, und niemanden fällt es ein, ſie durch Selbſttäuſchung wegzuſchaffen. Allein die Bearbeiter der menſchlichen Naturen wiſſen ſo wenig von dem Feſten und Unveränderlichen darin, daß ſie Alles für möglich halten, was ihnen die Laune eingibt, ſobald ſie einmahl zu einer gewiſſen Macht gekommen ſind. Uebrigens iſt ja für große politiſche Experimente auch das menſchliche Leben viel zu kurz. Und wo irgend ein Eroberer viele Kräfte concentrirt, da kann er ſie wohl gebrauchen zum Zerſtören, aber Völkern eine Richtung zu geben, welche die Vergangenheit nicht vorbereitet hat, iſt ein eitles Bemühen. Dadurch dient er dem Schickſale nur wie ein todtes Werkzeug, d. h. er führt Dinge aus, die das Schickſal zu ganz Anderm gebraucht, als er ſelbſt ahnete.

Sich ſolchen Verirrungen der Reflexion möglichſt entwindend, ſtelle man ſich die beiden Elemente von neuem vor. Zum äußerſten Grunde gehört, was über das Verhältniß der geiſtlichen Macht zur weltlichen überhaupt (von Nationalität und einer beſondern Religion abgeſehen) geſagt worden. Man denke

demnach an die bereits darin wurzelnde Neigung, ſich einander unterzuordnen. Dann erſt erwäge man, ob dieſe Neigung in einer Religion, die über das Weltliche ſo wegwerfend und gebieteriſch ſprach, wie die Chriſtliche, mehr Hemmung als Förderung fand, und füge hinzu, wie der Organism des Chriſtlichen Prieſterthumes ſich ſchon unter den Cäſaren gegen den ganzen Occident verhielt. Endlich denke man an die Veränderung, wodurch die Scheidung der beiden Gewalten zugleich eine nationelle Scheidung wurde. — Es könnte ſcheinen, daß je mehr Germanen zum Chriſtenthume übergingen, deſto mehr jene Anlehnung der Hierarchie an die Nationalität verſchwunden ſey. Allein anderer Seits muß einleuchten, daß ſo etwas nicht ohne das Prieſterthum möglich war, und daß alſo zuvor eben ſelbiges hätte aufhören müſſen ein Römiſches zu ſeyn; was es ſo wenig that, daß es ja in allen Ländern der Erde beim Gottesdienſte der Römiſchen Sprache den Vorzug bewahrt hat. Darum laſſe man ſich durch jenen Einwurf nicht irren, und betrachte den Hergang wie er war.

Was iſt natürlicher, als daß bald nach den Eroberungsſtürmen das Römiſche Element den Vorrang, den es ſich wegen ſeiner Culturreſte vor den Germanen beimaß, da ihm einmahl die offene Gewalt fehlte, auf anderem Wege geltend zu machen ſuchte? Was iſt natürlicher, als daß dieſes Streben ſich in demjenigen Theile, der ihm fortan als Centrum diente, in dem Chriſtlichen Prieſterthume, concentrirte? Wenn die Päbſte und ihre Gehülfen in Italien, in Gallien, in Spanien, in Britannien nach Einfluß rangen, ſo war das hinführo ſo wenig mehr auf ein bloßes prieſterliches Intereſſe zu deuten, als zur Zeit der Cäſaren auf allgemeinen Widerwillen gegen rohe Tyrannei, — ſondern auf den inſtinctartigen Wunſch aller Römer und Provinzialen, durch ſtillere Mittel wiederzuerlangen, was ihnen das Schwert genommen hatte.

Anfangs ſtand mithin das Chriſtliche Prieſterthum ſowohl als Vertreter der Chriſtlichen Religion wie

alles andern Römischen den Germanischen Fürsten gegenüber; und der Friede zwischen diesen Gegensätzen war ein bloßes Klugheitsverhältniß. Die Fürsten fühlten den Werth der Freundschaft der Römischen Priester für den Gehorsam der Besiegten; und die Besiegten fühlten wieder die Wirkung des priesterlichen Schutzes gegen die Leidenschaften der Sieger; weshalb sich wie gesagt auch diejenigen Römer, die das Christenthum nicht liebten, den Christlichen Priestern anschlossen.

Nun erwäge man, was sich aus diesem Zustande von selbst entwickeln mußte. Es ist leicht einzusehen, daß mit der steigenden Bedeutung des Güterbesitzes unter den Siegern auch der Einfluß der Fürsten, denen am meisten von der Beute zugefallen war, stieg. Bedenkt man daneben, wie sehr das Bedürfniß eines festeren Verbandes überall Denen zum Vorschub gereicht, die an der Spitze stehen, so hat man Keime zu einem weltlichen Organism vor Augen, welche die Priester nur zur raschern Entwicklung brachten. Wirklich erzeigten die Christlichen Priester im Mittelalter der weltlichen Macht einen ähnlichen Dienst als früher umgekehrt die letztere (unter Constantin) der geistlichen Macht erzeigt hatte. Wie Constantin, zur Steigerung seines Einflusses auf die Kirche, einzelnen Priestern zum Uebergewichte über die anderen half, so gab es umgekehrt später keinen leichtern Weg, den priesterlichen Einfluß zu steigern, als den für das Christenthum gewonnenen Germanen zum Uebergewichte über ihre Stammgenossen zu helfen. Wenn die Christlichen Priester bei einem Germanischen Fürsten Eingang fanden, so riethen sie ihm auch, sich, nach der Weise der alten Cäsaren, über seine Stammgenossen zu erheben. Dennoch lege man darauf, wie auch auf ihre reelle Hülfe, nicht zu viel Gewicht. Wie empfänglich oder unempfänglich die Fürsten für herrschsüchtige Projecte seyn mochten, an ihrer wirklichen Erhebung hat, wie an der der Priester, mehr die Zeit als die Klugheit und Consequenz der Menschen gearbeitet, und unsere Geschichtsbücher enthalten über den Heerbann, das Lehnswesen, und die Ent-

wicklung der Macht der Fürsten und des Adels ähnliche Ungereimtheiten als über die Hierarchie.

Es muß Jedem begreiflich seyn, daß das Verhältniß, worin die Anführer der Sieger gegen die Besiegten kamen, nicht ohne Einfluß auf ihr Verhältniß zu den Siegern bleiben konnte. Doch durften die Fürsten die Sprache gegen ihre Genossen so schnell nicht ändern. Gegen die Römer und Provinzialen halfen ihnen im Nothfalle ihre Stammgenossen kräftiger als alle Christlichen Priester. Aber woher sollten sie die Hülfe gegen diese Stammgenossen selbst nehmen? Die Priester vermochten mit ihren Ermahnungen zum Gehorsam und den Sprüchen vom Gesalbten des Herrn dort wenig, wo das Christenthum noch auf schwachen Stützen ruhte. Es gab kein anderes Mittel als Theilung. Die Fürsten mußten sich unter einem Theile ihrer Stammgenossen einen stärkeren Anhang verschaffen, um den andern Theil dadurch zügeln zu können; und die alten Germanischen Gefolge, wovon Tacitus berichtet, enthielten dafür allerdings einen Keim, der unter den neuen Umständen einer schnellen Entfaltung fähig war. Nachdem die ganze Volksmasse sich einmahl mit den Anführern in feste Verträge zum Schutze der Eroberten eingelassen und sich mehr an Gehorsam gewöhnt hatte, war es auch nicht schwer, durch größere Verleihungen, größere Dienste auszubedingen. Dasselbe Interesse, was die Germanen zum Heerbann-Dienste bewog, konnte auch zu Lehn-Diensten bringen.

Nur das Interesse am Grundbesitze hatte den Hang zur Ungebundenheit gebrochen. Und damit war auch der Schritt zum Lehnswesen vorbereitet. Es erhellet von selbst, daß, wo einmahl Lohn das Haupt-Motiv ist, Belohnung mit Grund und Boden dauerhafter an den Herrn bindet als bewegliche Güter. Aber das war es nicht allein, was den Lehndienst statt des Solddienstes erzeugte. Wie Gesinde oder wie Miethstruppen ließen sich die Germanen sobald noch nicht fesseln. Dazu konnte es erst später kommen; als die Sieger mit der Dienstbarkeit bekann-

ter waren und es bei der veränderten Lebensweise, die eine Menge neuer Bedürfnisse schuf, den Unbemittelten zu unbequem wurde auf eignen Füßen zu stehen. Unter den Römern und Provinzialen fanden sich zwar Miethlinge genug. Allein in wichtigen Fällen traueten ihnen die Germanischen Fürsten nicht. Auch verstanden diese sich zu wenig auf Finanzkünste, oder sie hatten zu wenig Lust dazu; wofür die Zeit der politischen Aufregungen und Umwälzungen ohnehin nicht günstig war. Dagegen bot sich das Mittel der Boden-Verleihungen von selbst dar. Darauf verfallen auch alle rohen Eroberer, die zu festen Wohnsitzen übergehen; und die Germanen kamen auf demselben Wege dazu, als später die Türken*) und bereits in Urzeiten die Hindus.

Gerade daß der Lehnsnexus nicht etwa bloß das höchste Politische umschlang, sondern überall im öffentlichen wie im Privat-Leben waltete, beweiset sein inniges Verhältniß zur Entwicklung der Völker. Wer, für welchen Zweck es auch war, dauernde Dienste suchte, der mußte sich der allgemein üblichen Form fügen.

In dem Staatsleben können keine andere Motive und Interessen vorkommen, als in der Generation überhaupt herrschen. Allerdings hat es einen bessern Schein, wenn die Menschen mehr aus freundlichen Gefühlen für einander, als aus Liebe zu äußern Gütern sich rühren und regen. So lange der Knabe von dem Werthe der äußern Güter nichts weiß, wird er dadurch auch nicht irregeleitet. Indeß zur fortschreitenden Entwicklung gehört, daß er ihn kennen lerne, und darum sind die Verirrungen der Habsucht nicht zu vermeiden. Sollten die Germanen sich weiter entwickeln, so mußten sie aus dem Zustande, worin sie in ihren Wäldern

*) In der Türkei soll es zwei Classen Lehne geben. Die Großlehn-Träger heißen Zyameten; die anderen Tymarioten, welche vom Staate verliehene Güter von 300 bis 500 Morgen besitzen. Der letzteren zählt man über funfzigtausend.

lebten, heraus. Wie lieblich uns die Kindheit ansprechen möge, wir werden darum doch nicht wünschen, daß unsere Angehörigen stäts Kinder bleiben. Wie aber konnten die Germanen anders aus jenem Zustande heraus, als dadurch, daß ihnen die Objecte der Welt näherrückten? daß Interessen daran entstanden, welche den Wunsch sie zu besitzen, die Gedanken an Eigenthumsrechte, erzeugten? Freilich so wie es gegangen, brauchte es nicht gerade zu gehen. Die Geschichte berichtet von Völkern, die rascher zur höheren Cultur gediehen, als die Germanischen. Allein ohne Interessen an äußern Gütern ist es nicht möglich. Und da diese nun einmahl der Lebensquell des Lehnswesens waren, so ist auch kein Grund, dessen Ursprung von den schwarzen Seiten unserer Entwicklung abzuleiten. Nicht in dem Lehnswesen steckte die Barbarei des Mittelalters, wie so oft behauptet worden. Sie steckte außer den geschilderten Folgen des Kriegsglückes in der einseitigen Richtung der Menschheit auf äußere Güter. Diese nahm die Lebenskraft zu sehr in Anspruch, und verfinsterte gegen andere Rücksichten. Das Uebel an sich ist unvermeidlich, weil es dem Gange der Entwicklung angehört. Aber seine besondere Höhe in unserer Geschichte entsprang aus eben jenen widrigen Folgen des Kriegsglückes. Oder glaubt man etwa, daß an dem wilden Getümmel der Leidenschaften die Lehnsverträge mehr Schuld hatten, als der Abscheu gegen die friedliche Benutzung der Lehne?

Es findet sich eine überaus merkwürdige Stelle in den Commentarien von Julius Cäsar, worin den Germanen ihre Veränderung wie prognosticirt wird. Sie lautet (lib. VI. cap. 22) wie folgt: „Auf den Ackerbau legen sie sich nicht besonders, und ihre Speisen bestehen größtentheils aus Milch, Käse und Fleisch. Auch besitzt niemand ein bestimmtes Maaß von Ackerland, da es keine Eigenthumsgrenzen gibt. Die Aecker werden jährlich bei allgemeinen Zusammenkünften von Magistraten und Fürsten vertheilt; und was jemand dieses Jahr benutzt hat, muß er im

nächsten wieder räumen. Dafür werden viele Gründe angeführt, wie: damit nicht durch Gewöhnung an Ackerbau die Kriegslust verschwinde; damit keine Sucht nach ausgedehnten Besitzungen entstehe, welche die Mächtigen anreize, die Schwachen aus dem Ihrigen zu vertreiben; damit man nicht zu viel Sorgfalt auf die Wohnungen und den Schutz gegen Kälte und Wärme verwende; damit keine Geldgier entstehe, welche Zwietracht und Factionen erzeuge; damit der Sinn für Gleichheit im Volke erhalten werde, indem Jeder sehe, daß auch der Mächtigste keine Vorzüge des Vermögens vor ihm genieße."

Betrachtungen, ob Cäsar diese Gründe wirklich von den Germanen habe, ob sie nicht in dem Hirne eines Römers oder eines Griechen entstanden; ob die Stelle überhaupt nur auf einen Theil der Germanen (die Sueven) passe, und ein anderer Theil geschiedenes Grundeigenthum und feste Wohnsitze gehabt, und (wie Möser glaubt) die Bewohner des nordwestlichen Germanien's (die Sassen) unter den Germanen von Cäsar nicht begriffen gewesen, weil er sie nicht gekannt habe, — solche Betrachtungen würden zu weit von meinem Zwecke abführen, ohne ihm in irgend einer Hinsicht zu nutzen. Ich will die Stelle bloß gebrauchen, um desto eindringlicher auf die Umwandlung aufmerksam zu machen, die durch das Interesse am Boden entstehen mußte. Mag es schon innerhalb Germanien bei einigen Stämmen eine Vorbereitung dazu gegeben haben oder nicht, nach der Völkerwanderung wurde die Vertheilung des Bodens und die Gründung fester Wohnsitze allgemein, und da traf auch alles Das von selbst ein, was, nach Cäsar, die Weisheit einer Germanischen Legislatur hatte verhüten wollen.

Da es mir zunächst darum geht, Klarheit über die Rubriken „Heerbann, Lehnsdienst, Fürsten-Macht, Adelsvorzüge" und die ihnen correspondirende Abhängigkeit und Dienstbarkeit zu verbreiten, so fahre ich folgender Maaßen fort.

Anfangs war die allgemeine Gefahr, die eroberten Güter wieder zu verlieren, für jeden Germanen Reiz genug, ge-

rüſtet zu bleiben; und je länger dieſe Gefahr durch die beſiegten Römer und Provinzialen oder durch neue Eroberer erhalten wurde, deſto länger erhielt ſich auch der Heerbann. Aber jemehr ſie durch einſchläfernde Ruhe in Vergeſſenheit gerieth, deſto mehr bedurfte es anderer Reize. Die Reichen waren begreiflich länger beſorgt und wachſam als die Beſitzer weniger Morgen. Doch nicht nur, daß die Reichen perſönlich länger zum Kriege rüſtig blieben, ihr Reichthum mußte ſie zugleich antreiben, je läſſiger die Aermeren wurden, den für und für abnehmenden Heerbann durch beſondere kriegeriſche Vereine zu unterſtützen und endlich völlig zu erſetzen. Wie hätte dieß nun durch Intereſſen bewirkt werden können, die der Volksentwicklung fehlten? Es war einmahl die Periode, worin das Intereſſe am Grundbeſitze über alle anderen herrſchte. Zur Zeit des Heerbannes waren die Grundbeſitzungen ſeiner Glieder als Staatslehne zu betrachten. Das heißt: wie das Intereſſe am Boden (und nicht höhere Intereſſen, die Früchte einer reifern Cultur) die Seele des Heerbann-Dienſtes war, ſo war es auch die des eigentlichen Lehndienſtes. Und daß im Heerbanne die Reichen mehr Antrieb zur Landesvertheidigung hatten als die Aermeren, war eine eben ſo natürliche Wirkung des belebenden Intereſſes, als daß ein Heerbann-Mann durch Verleihung größerer oder beſſerer Ländereien von der allgemeinen Richtung zu beſondern Dienſten abgelenkt wurde. Ob man einem höhern oder kleinern Herrn diene, ob einer einzelnen Familie oder einem ganzen Volke, das kann Den, der allein auf den äußern Werth der Belohnung ſieht, wenig kümmern.

Es iſt kein Zweifel, daß in den erſten Zeiten der Heerbann noch mit durch jene Gefühle belebt wurde, welche die kriegeriſche Genoſſenſchaft der Germanen in ihren Wäldern beſeelten. Aber ſpäter gewannen die Rückſichten auf äußere Güter zu ſehr das Uebergewicht, was uns ſeitdem ſo wenig verlaſſen hat, daß die halbe Welt heute noch vorzüglich im Reichthume ihren Werth ſucht; wofür man ſich

nicht auf die Brittische Phrase „was ist der Mann werth?“ (d. h. wie viel Geld hat er?) zu beziehen braucht; da ja in jedem Europäischen Städtchen zu bemerken ist, wie man sich mehr bemüht, reich zu scheinen als gelehrt, einsichtsvoll oder tugendhaft.

Es ist nicht meine Absicht, Denen, die bei der neuen Gestaltung hoch über ihre Mitbrüder emporstiegen, Lobreden zu halten. Sie waren gewißlich nicht freier von Leidenschaften als die Uebrigen. Nur ein Thor mag läugnen, daß diese Leidenschaften (die Habsucht, Herrschsucht und Eitelkeit) sich bei der Veränderung nicht wohl befunden hätten. Aber es ist dennoch ein großer Irrthum zu glauben, die Aenderung sey allein von den Leidenschaften der Reichern ausgegangen. Man muß im Gegentheile vermuthen, daß, bevor die Lehnsverfassung hinreichenden Schutz bot, gerade die Reicheren den Verfall des Heerbannes am meisten beklagten, weil sie am meisten dabei bloßgestellt waren; indem sie sich von der Unterdrückung ihrer schwächern Nachbaren schwerlich so viel versprachen, als die Gefahr vor den stärkern zumahl vor den äußern Feinden betrug. Was sollten die Besten unter den Reichen beginnen, als die Heerbanns-Ordnung nicht mehr schützte? Was thut jetzt noch jeder Besitzer großer Güter, wenn ihn der Staat nicht vor Räubern schützt? Er dingt Wächter. So gings auch im Mittelalter; nur daß der Lohn statt in beweglichen, in unbeweglichen Gütern bestand. Ich habe gesagt, die alten Germanischen Gefolge hätten den Keim zur Lehnsverfassung gehabt. Allein auch das schlage man nicht zu hoch an. Wo die Gefolge nicht waren, da wurden sie durch die äußere Lage hervorgerufen, ohne daß es eigenthümlicher Reflexionen oder Analogien bedurfte. Weil die Fürsten die Richtungen der Völker nicht erschaffen, sondern sich in allen ihren Unternehmungen nach dem gegebenen Stoffe bequemen müssen, so ist es auch durchaus verkehrt ihnen vorzuwerfen, den Verfall des Heerbannes und die damit entstandene Ungleichheit der Familien nicht verhütet zu haben. Es blieben ihnen keine anderen

Mittel gegen die Anarchie als ſolche, die den Heerbann ſelbſt nur deſto raſcher vernichteten; wie einſt die erſten Cäſaren, als die alten Stützen des Reiches zu ſchwach waren, neue gebrauchen mußten, welche die alten vollends zerſtörten. Nachdem ſie einmahl zu beſondern Vereinen gezwungen worden, mußte der allgemeine Verein um ſo mehr ſinken, je beſſer die beſonderen gediehen. Und ſobald der Anreiz zur Dienſtbarkeit weniger aus dem Staatsorganism als aus einzelnen Perſonen floß, und die Vergebung der Lehne weniger von der Nation als von der Willkühr einzelner Perſonen abhing, ſo daß der Empfänger, ſtatt ſie (wie früher) als ein Recht anzunehmen, ſie als eine Gnade betrachtete, da konnte die völlige Umwandlung der Verhältniſſe zwiſchen den Untergebenen und Oberen nicht ausbleiben. Aus Wehrmännern wurden Diener, aus Anführern Herren. Und wenn (nach Tacitus) ſchon in der alten Heimath der Germanen das Lob der Fürſten ein Reizmittel zur kriegeriſchen Dienſtbarkeit war, ſo iſt es gewißlich nicht zu wundern, daß es auch ſpäter dazu gebraucht wurde, als der kriegeriſche Geiſt abnahm. Diejenigen, welche die Fürſten durch Lehne auszuzeichnen Grund hatten, wurden ſie auch durch Lob, was damahls ſo wohlfeil war als jetzt *), anzufeuern ſuchen, und eine förmliche Rangordnung war die einfache Folge davon; wofür die Erklärung alſo wieder einzig die iſt, daß die allgemeine Rüſtigkeit zum Kriege verſchwand und nur durch beſondere Reize ein Theil des Volkes auf Koſten des andern rüſtig gehalten werden konnte.

Ohne allen Rang geht es (wie geſagt) in keinem Volke her, ſo lange die Geiſter und Leiber ungleich geboren werden. Aber je größer die wirkliche Ungleichheit wird, deſto ſchroffer muß auch die Rangordnung werden. Nun entſtand nach

*) Wie viel Cultur zur Stiftung von Ordenszeichen gehört, ſehen wir an den Ruſſen, worunter es deren unzählige gibt, die keinesweges von den Czaren herrühren.

der Völkerwanderung einer Seits eine größere Ungleichheit in der Rüstigkeit und Fähigkeit zum Kriege, anderer Seits in dem Besitze von Grund und Boden; und dieser Besitz erlangte allmählig einen Einfluß auf die Werthvorstellungen, den man in den Wäldern der Heimath nicht kannte. Wenn das aber durch die bloße Entwicklung geschah, wenn Jedermann für sich anfing den persönlichen Werth seines Nebenmenschen nach dessen äußern Gütern zu schätzen, wie war es dann vermeidlich, daß die Besitzer der großen Lehne sowohl zum höchsten Range als zum höchsten politischen Einflusse stiegen? Wo der Reichthum allein Werth gibt, da wird eben die freie Volks-Wahl die Reichen am meisten begünstigen. Daß die Regierungsgewalt den durch Güter und kriegerische Rüstigkeit Ausgezeichneten zufiel, war mithin eine so natürliche Folge der Dinge, daß die Ausgezeichneten selbst es nicht zu hindern vermochten. Sich darum in Schmähungen wider sie zu ergießen, ist nicht minder ungerecht, als den Einfluß der Advokaten in den Vereinigten Staaten von Nordamerika (der bloß daher rührt, daß sich niemand um das Studium der Gesetze kümmert, als wer dafür bezahlt wird) ihnen selbst Schuld zu geben. Kann aber die Scheidung der Germanischen Völker in Herren und Knechte, Reiche und Arme, Mächtige und Schwache an sich nicht Object einer Strafrede auf die Fürsten und den Adel seyn, so müssen auch die damit verschlungenen Erscheinungen des Uebermuthes, der Grausamkeit und Habsucht eher gegen das ganze menschliche Getriebe mißstimmen als gegen sie allein.

Was ist nicht über den Ursprung unseres Adels gefabelt worden! Noch immer hört man die Behauptung, daß er nur im Gegensatze der Knechtschaft entstanden sey; weshalb auch die Franken keinen Adel gekannt hätten. Andere wollen ihn dagegen von den „nobiles, principes und duces" des Tacitus ableiten. Es kommt hiebei, wie auch bei dem alten Römischen Adel, darauf an, sich einer einleitenden Betrachtung über die menschliche Gesellschaft überhaupt zu unterziehen. In meiner Abhandlung über die politischen Partheien habe ich gezeigt,

daß ſich mit der Zeit in jedem großen Vereine Vorzüge der Abſtammung entwickeln. Nur denke man nicht ſofort an die Vorzüge unſeres Adels. Das würde ja auch irreleiten, wenn es ſtatt um die Vergangenheit um die bloße Gegenwart gälte. Wie verſchieden iſt nicht der Adel Englands von dem unſrigen, wie verſchieden davon nicht der Portugieſiſche, der Spaniſche und der Ruſſiſche Adel! Wer von dem Erbadel irgend eines Landes oder irgend einer Zeit klare Vorſtellungen ſucht, der muß nothwendig die ſogenannten Ehren-Vorzüge von den Vorrechten unterſcheiden. Das iſt indeß noch nicht genug. In jener Abhandlung iſt zu leſen, wie ſehr die durch die Geſetze an die Geburt geknüpften Folgen von der wahren Baſis des Erbadels verſchieden ſind. Die letztere iſt, wie geſagt, nichts Anderes als das günſtige Vorurtheil und die günſtige Stimmung, welche die Abſtammung von ausgezeichneten Vorfahren erweckt. Und dabei iſt es wieder von der erſten Wichtigkeit zu erwägen, was es ſey, das dieſes günſtige Vorurtheil erzeugt und modificirt? Nichts kann nämlich verkehrter ſeyn, als ſich ohne Weiteres den Vorſtellungen von wirklichen Vorzügen zu überlaſſen, d. h. von Eigenſchaften die wir (unſere Generation) als Vorzüge betrachten. Die Werthvorſtellungen der Menſchen hängen von ihrer Entwicklung ab, und rohe Völker verlangen für ihre Erſten (Vorderſten, Fürſten) andere Eigenſchaften als cultivirte. Ein Volk, das alle Perioden der Entwicklung durchlaufen hat, wird deshalb unter ſeinen edeln Geſchlechtern einige haben, die urſprünglich emporſtiegen, weil ſie die Eigenſchaften Indianiſcher Krieger beſaßen; andere, die frei blieben, während viele in Knechtſchaft geriethen; und wieder andere, die ſich durch Frömmigkeit oder durch Weisheit auszeichneten. Erwägt man ferner, wie die Meinung der Menge von der Exiſtenz der (in den verſchiedenen Perioden) zum beſondern Anſehen gehörigen Eigenſchaften, durch ihre Führer beherrſcht werden kann: ſo muß ſich auch darin eine natürliche Quelle der Adelsvorzüge offenbaren. Im Mittelalter reichte

es für die Völker hin, jemanden für heilig zu halten, wenn der Pabst ihn dafür erklärte. Aehnliche Wirkungen hatten die Erklärungen der Kaiser und Könige, daß einer ihrer Diener zum Adel gehöre. So lange dergleichen Sprüche im Volke Kraft haben, heben sie den Ausgezeichneten auch empor. Jahrhunderte nachher untersuchen wollen, wie der Eine oder der Andere zum Adel gekommen sey, ist nicht minder zu tadeln, als prüfen zu wollen, wie die Menschen zu dem Reichthume gekommen seyen, den sie gegenwärtig besitzen. Es gehört freilich zur wahren Kenntniß der Welt zu wissen, daß nicht Jeder seinen Adel von Eigenschaften seiner Ahnen ableiten kann, die heutzutage als ruhmwürdig gelten. Allein das schwächt die geschichtliche Bedeutung des Adels überhaupt so wenig, als durch die Vermuthung, „daß der Eine und der Andere sein Vermögen unredlich erworben habe," der allgemeine Besitzstand bedeutungslos wird. Immerhin ist es indeß die Volksmeinung, worauf es ankommt. Die Erklärung, daß die Abstammung gewisse Vorzüge in der Meinung des Volkes haben solle, gehört, sie mag von Parlamenten oder von Cabinetten ausgehen, in die Classe der Befehle, jemanden zu achten oder zu lieben. Decretirt eine Volksversammlung jemanden Adels-Rechte, so läßt sich allerdings sagen, daß sie aus der günstigen Volks-Meinung wie aus einer Wurzel hervorgegangen seyen. Aber man vergesse darum nicht, daß, sobald dieselben Menschen, welche den Beschluß faßten, eine ungünstige Meinung von dem Bevorrechteten erlangen, die Vorrechte ohne Wurzel dastehen. Sicher gab es in allen Germanischen Stämmen Familien, die man wegen ihrer Abstammung höher achtete als die übrigen. Wie hätte es in einem so kriegerischen Volke anders seyn können? Gerade bei solchen ist am meisten Gelegenheit sich auszuzeichnen. Deshalb entsteht in ihnen der Adel am ehesten; insofern man dabei allein an die durch Ahnen erzeugte günstige Stimmung für die Nachkommen denkt. Eben so natürlich ist es aber auch, daß zu diesem Adel auf demselben Wege für und für neue Familien hinzutreten. Der von Cäsar und

Tacitus erwähnte Germanische Adel scheint ganz der Art gewesen zu seyn; da seine Vorzüge lediglich auf der freien Stimmung des Volkes ruheten und erbliche Vorrechte sowohl der alten Neigung zur Ungebundenheit als dem lockern politischern Bande widerstritten. Erst als die Germanen mehr Werth auf äußere Güter legten, und die allgemeine Rüstigkeit zum Kriege abnahm, konnte es zu Vorrechten kommen. — An einen solchen Anhalt reihe man nun noch Folgendes, um aufs klarste zu erkennen, wie sich der neuere Adel entwickelt hat.

Man erwäge zunächst, wie die Abhängigkeits-Verhältnisse zwischen den Völkern darauf wirkten. Ueberall wo ein Volk ein anderes in dauernder Abhängigkeit halten will, wird es dessen eigne Spaltung benutzen müssen. Ist selbige nicht schon an sich groß genug, so hat es sie zu vergrößern, dadurch daß es einzelne Familien oder ganze Classen auf Kosten der übrigen begünstigt. Napoleon vermehrte die Macht der Deutschen Fürsten keines andern Zweckes wegen; nur um sie mit dem Volke in Opposition zu bringen und so beide zu paralysiren. Vorerst entsprach es zwar seinen Planen, die Fürsten gegen das Volk zu gebrauchen; aber er nährte dabei sicher die Hoffnung, als ein beständiger Neuerer immer Einfluß genug im Volke zu behalten, es einst umgekehrt gegen die Fürsten gebrauchen zu können. Er erklärte die Fürsten für souverain; d. h. er vernichtete alle Rechte des Volkes und der Stände. Und die Ländertheile des Königreiches Westphalen und des Großherzogthumes Berg ließ er sich und seinen Verwandten zum vollen Eigenthume und zur vollen Hoheit übertragen. („Pleine propriété et souveraineté" sind die Worte.) Der Himmel weiß, was er dabei dachte, schwerlich etwas Anderes, als was jeder orientalische Despat denkt, daß niemand Eigenthum habe als er allein. — Eine ähnliche Politik befolgten die Römer in manchen eroberten Ländern. Sie hoben Fürsten und Könige empor auf Kosten der besiegten Völker, und beförderten außer Rom Vorrechte, die Rom selbst durchaus fremd blieben.

Indeß es gilt um die Anwendung hievon auf die Ge-

schichte unseres Adels, und die gelingt überraschend, sobald man nur auf das alte Franken-Reich blickt. In keinem Gesetze findet sich eine Spur von Adelsrechten unter den eigentlichen Franken; wogegen der Sächsische Adel höher im Wehrgelde stand als der bloß freie Sachse (Capit. leg. Sax. Tit. 2. Art. 1. 3. 14). Woher rührte dieß? Antwort: einzig und allein daher, daß die Franken, zur Sicherung ihrer Herrschaft über Sachsen, dessen Adel auf Kosten der Menge begünstigten. Gerade der Bund, womit der Name „Franken" aufkam, und daß Jedermann stäts gerüstet seyn mußte, die Eroberungen gegen die vielen Feinde und Neider zu behaupten, verhinderte eine schroffe (gesetzliche) Unterscheidung des Adels und des Volkes; während sie in den andern Stämmen schon existirte. Nun bedenke man aber, daß darum die nobiles im Sinne von Tacitus unter den Franken gewiß nicht fehlten, um deutlich zu begreifen, wie es auch bei ihnen nur einer Aenderung in der allgemeinen Rüstigkeit zum Kriege bedurfte, zu derselben Unterscheidung zu gelangen. Daß alle Franken nobiles hießen, schloß die Gradation damahls so wenig aus als heute. Unter den vielen Unfreien (Provinzialen), die nicht gerade Knechte waren, mußte der Name „Franke" so gut adeln, als in Amerika die weiße Haut; wie ja auch frei (Freifrau, Freiinn) allgemein gleich edel wurde. Man erinnere sich doch, wie sich die Franken gegen die Gallische Bevölkerung im Wehrgelde anschlugen, so wird die Ableitung des Französischen Wortes gauche (links, ungeschlacht) von Gallisch nicht auffallen.

Die Fränkischen Könige erlangten natürlich die Vorrechte zuerst; um so leichter, da sie von den Christlichen Priestern unterstützt wurden. Daß aber andere ausgezeichnete Familien nachfolgten, dazu gehörte nichts weiter als die Ursachen, die den Heerbann untergruben und das Lehnswesen beförderten. Und doch schien das mildere Verhältniß des Adels zu den untern Ständen am Niederrheine, an der Maaß und Wahl noch in unsern Tagen zu beweisen, daß er unter den unvermischten Franken nie in

jenem Gegensatze zu dem Volke gewesen, als wo er der Staatsgewalt zur Stütze wider das Volk gedient hat; nämlich in den durch Zwang mit dem Frankenreiche verbundenen Stämmen, den Allemannen, den Thüringern, den Baiern, den Sachsen, den Burgundern, den Gothen ꝛc. Am stärksten mußte das Uebergewicht des Adels da werden, wo er zur Zügelung fremder (nicht Germanischer) Stämme diente, wie in den Marken gegen die Wenden; und davon sind die Spuren noch immer bemerkbar, wie sehr auch die Cultur und das Interesse der Fürsten sie gemildert hat.

* * *

Bei verschiedenen Individuen können einerlei Interessen (Motive, Strebungen) die verschiedensten äußeren Erscheinungen erzeugen; wie auch umgekehrt verschiedene Motive einerlei Handlungen. Leider beachten das unsere Geschichtslehrer zu wenig; und, um es abermahls zu sagen, weil sie überhaupt den Motiven nicht tief nachforschen, so werden sie völlig von den äußern Erscheinungen beherrscht, die man darum auch mit der größten Sorgfalt ausmalt. So wird insbesondere, wie in der Gegenwart die Sachen unsere Aufmerksamkeit zu sehr von den Eigenschaften der Besitzer ablenken, auch in der Beurtheilung der Vorzeit zu viel Gewicht auf den Länderbesitz gelegt. Aengstlich spürt man den Veränderungen nach, die das Getriebe der Menschen darin bewirkte, ohne sich um die inneren Kräfte dieses Getriebes selbst zu kümmern. Sicher darf man das Aeußere der Begebenheiten nicht übersehen. Sind doch oft nackte Natur-Erscheinungen, z. B. Erdbeben, Ueberschwemmungen, bedeutend genug, um so mehr die großen Bewegungen, die von den Menschen ausgehen, Kriege, Verheerungen der Städte und Länder, Eroberungen, Bündnisse, Friedensschlüsse, Grenzverrückungen. Aber wenn die Quellen dieser Bewegungen so wenig enthüllt werden als bisher, wenn man nicht die von dem Entwicklungsgange abhängigen Interessen als Anhalte behandelt, so gestaltet sich die

Geschichte wie ein Chaos, das unser Urtheil über die Vergangenheit wie die Gegenwart mehr verwirrt als berichtigt. Diese Anhalte sind freilich dort schwieriger auszumitteln, wo die Wechselwirkung der beiden Elemente durch fremde Einflüsse gestört worden ist; wie im südlichen und östlichen Europa, wo die Saracenen, Mongolen und Slaven solche Störungen erzeugt haben. Allein im mittlern und nördlichen hat man es nur mit Römischem und Germanischem Stoffe zu thun. Die kleinen Striche in den Pyrenäen, in Schottland und Irland, wo weder Römer noch Germanen hinkamen, mögen unbeachtet bleiben; umsomehr da sie sowohl als die Slavischen Stämme im Osten, tiefer und tiefer mit in den allgemeinen Europäischen Entwicklungs-Proceß gezogen werden.

Zum Beweise meiner Klagen über unsere Geschichts-Lehren nur eine Stelle aus dem viel gelesenen Werke des Herrn v. Rotteck. In dessen allgemeiner Geschichte findet sich im 5ten Bande Seite 374 folgende:

„Karl (der Große) handelte nicht consequent genug; er war getheilt zwischen Allodial- und Lehnssystem, zwischen Herrschafts- und „Freiheits-Principien, darum hinterließ er lauter schwankende Verhältnisse. Er suchte die Schwächung der Aristokratie nicht durch Constitutions-Grundsätze oder constitutionelle Einrichtungen, sondern „durch Regierungsmaximen und Verordnungen zu bewirken; darum „fiel nach seinem Tode wieder Alles zusammen. Um die Aristokratie „der großen Dynasten sowohl als der mächtigen Vasallen entscheidend „zu brechen, hätte Karl — weil das Princip der Urverfassung die „Freiheit gewesen — mit Ernst und Treue dahin arbeiten sollen, die „sinkende Demokratie wieder zu erheben, die veralteten Volksrechte „wieder kräftig zu machen. Er hätte National-Versammlungen halten, oder weil das Reich zu groß war, ein Repräsentations-System „begründen, oder doch, wenn etwa ein solches System zu fein für „seine Zeit war — den Volksrechten eine vom Willen des Königs „nicht minder als von den Gesinnungen der Großen unabhängige „Basis geben, durch ein Gleichgewicht selbstständiger Kräfte das Verhältniß beider befestigen sollen. Aber er that nichts von Allem dem. „Dem Adel setzte er meist nur seine eignen angemaßten Herrscherrechte entgegen, ließ die Volksfreiheiten meist nur als königliche Bewilligungen gelten, machte selbst, wo er zum Allodial-System oder

„Heerbann zurückging, auch diesen seinem persönlichen Interesse, „oder jenem der Krone dienstbar und verdarb die Demokratie daher „in ihrem innersten Lebenskeime. Darum fiel die Masse des Volkes, „welche einmahl gewohnt worden wie ein großes Gefolge gemiß„braucht zu werden, bei der Erschlaffung des Thron-Inhabers ohne „Widerstand in die Gewalt der einzelnen Großen. Das einzig mög„liche Gegengewicht der Adelsmacht war zerstört, diese daher unwider„stehlich und für den König selbst verderblich. So wurde über Karln „oder seine Nachkommen die Strafe der Engherzigkeit oder des Egois„mus, welche die Herrscherplane ihm eingegeben, durch die waltende „Nemesis verhängt."

Bedarf es wohl einer Widerlegung dieser Kritik? Sie fordert von Karln eine Einsicht, die seiner Generation durchaus fremd war, und verkennt die Generation überhaupt. Wie der Herrscher der Franken auch gewesen wäre, er würde nichts von Allem vermocht haben, was Herr von Rotteck für ausführbar hält. Karl konnte dem Heerbanne seine ursprüngliche Natur so wenig wiedergeben, als Brutus und Cassius dem Römerreiche seine Jugend. Herr von Rotteck leiht den Franken Freiheits-Ideen, die sie nie hatten. Ihr Heerbann war Erzeugniß des Interesses an äußern Gütern; dessen weitere Evolutionen nicht möglich waren ohne Gestaltungen, die für uns einen widrigern Schein haben, als das von Tacitus geschilderte alte Germanische Leben. Eben die Veränderung der Werthvorstellungen und die davon abhängige Aenderung in den Volksinteressen bewirkte das Uebel; was ein einzelner Herrscher so wenig verhüten kann, als er den Gang der Entwicklung umzuwandeln fähig ist. Wie auch die Leitung und Erziehung der Jugend seyn möge, einseitige Richtungen, leidenschaftliche Verirrungen sind unvermeidlich. Bei Individuen lassen sich zwar die Aeußerungen davon unterdrücken; allein die innere Disposition wird damit nicht aufgehoben. Wie will man aber bei einem ganzen Volke die Aeußerungen unterdrücken? So weit reicht keine menschliche Macht. Uebrigens würde dieser wohlwollende Zwang die gesunde Entwicklung eines Volkes nicht mehr befördern, als er einem Kinde zur Selbstbeherrschung verhilft. Die verschriee-

nen politischen Evolutionen unserer Geschichte hatten ihre letzte Wurzel in der Sinnesart der Völker*). In einer Zeit, wo die Habsucht das Familienleben wie das öffentliche verwirrte, konnte keine gemeinnützige Einrichtung bestehen. Darum zerfiel sowohl der Heerbann als die Rechtspflege. — Wo Jeder, sey es aus Noth oder aus Leidenschaft, so mit sich selbst beschäftigt ist, daß er sich um seinen Nebenmann nicht kümmert, da ist von Volks-Gerichten nichts zu hoffen. Wie hätte insbesondere die Oeffentlichkeit der Rechtspflege fortdauern sollen, wenn überall die Selbstsucht

*) Dieß ist auch gegen den Vorwurf zu beherzigen, die Adelsrechte seyen nur durch Uebermacht und Gewaltthaten entstanden. Es ist ein unbilliges Verlangen, daß von Lastern der Entwicklungsstufe und des ganzen Volkes der Adel habe frei seyn sollen. Als einst das Interesse an äußern Gütern noch schroffer regierte als heutzutage, griff Jedermann zu. Wer am meisten Einfluß hatte, sey es durch Geburt oder andere Vorzüge, konnte auch am meisten an sich reißen. Die Klagen über Unterdrückung kamen nur von Leuten, denen es an Kraft oder Gelegenheit fehlte, selbst zu unterdrücken. Jener Spruch des Pomponius Mela über die Germanen: „jus in viribus habent" bedeutet ja nichts Anderes. Und daß sich manche Geschlechter durch Raub und Unterdrückung einen Rang erwarben, das zeugt gerade am stärksten gegen die allgemeine Sinnesart der Menschen, wonach der bloße Güterbesitz adelte. Wird doch die Welt für und für durch den Reichthum so geblendet, daß, wo er einmahl ist, dem Gedanken an die Trug- und Wucherkünste, die Kriecherei und den Schmutz, wodurch er erworben würde, kein Raum bleibt. Noch weniger fällt es jemanden ein, auf Inquisition zu dringen, damit der Verarmte das ihm Abgezwackte zurückerhalte. Und trotz Dem darf man nach Jahrhunderten die Adelsrechte aus dem Grunde eines unreinen Erwerbes anfechten?! Nur wo man zur Verläugnung der ewigen Gebote der Menschlichkeit den Besitzstand als ein Heiligthum anspricht, mag daran erinnert werden, daß just der älteste Besitz aus einer Periode stammt, wo es im Erwerben von Hab und Gut sehr unheilig zuging.

herrſchte, die inſtinctartig das Licht flieht? — Wo der Eigennutz allmächtig iſt, da ſtrebt Jedermann ſo wohlfeil als möglich abzukommen. Man ſucht ſich von den Dienſten des Krieges ſo gut freizumachen, als von den Dienſten des Friedens. Juſt in den Perioden, wo es keinen politiſchen Zwang gibt, gelingt dieß den Aermeren am eheſten; da die Reicheren ihres größeren Intereſſes wegen länger Stand halten. Iſt es aber zu wundern, daß dadurch der Einfluß der Reichen wächſt? Iſt es zu wundern, daß wenn ſie einmahl die Reize ihrer politiſchen Rollen, die ſie nur von den Umſtänden gedrängt übernahmen, kennen lernen, ſie ſelbige gerne feſthalten und mehr zu ihrem beſondern Nutzen gebrauchen als zum allgemeinen? Wer um den Commentar hiezu verlegen iſt, der blicke auf unſere Gemeinden. Ueberall wo es an Luſt zur Beſorgung der Gemeinde-Geſchäfte fehlt, entwickelt ſich ein Uebergewicht Derer, die ſich der Laſt unterziehen. Von aller Eitelkeit und Herrſchſucht abgeſehen, dürfen die Reicheren ſchon ihres größeren Intereſſes wegen dem Widerwillen gegen dergleichen Geſchäfte weniger nachgeben als die Aermeren, die in ihrer Armuth einen guten Grund haben, ſich nur um ihren Haushalt zu kümmern.

Der ſtärkſte Beweis für die Allmacht der äußern Habe iſt das Gebot des Mittelalters, in Proceſſen über Geld- und Geldeswerth ſich eines Fürſprechers zu bedienen. Man ſchlug die äußeren Güter ſo hoch an, daß man ſich ſelbſt nicht Ruhe und Faſſung genug zutrauete, wo ſie auf dem Spiele ſtanden. Dieſes Gebot war ein ächt-Germaniſches, und exiſtirte in Deutſchland lange vor der Einführung der Römiſchen Geſetze; wie ja auch das ſchriftliche Verfahren lange vorher bei den Deutſchen Gerichten exiſtirte. Wo man ſich nur hinwenden mag, ſtößt man auf verkehrte Beurtheilungen der politiſchen Phänomene. Wer wüßte z. B. nicht, daß man die Autorität der Römiſchen Geſetze unter uns von Ränken und Machtſprüchen ableitet? Man ſtellt ſich vor, die Völker hätten bei den alten Geſetzen und Gewohnheiten beharren wollen, was ſie

doch keineswegeſ konnten, weil die veränderten Verhältniſſe zu gebieteriſch andere Leitungsregeln forderten. Anfangs gab es bloß Normen, die zwar über die einzelnen Fälle des einfachen Waldlebens entſchieden, aber als Abſtracta kaum beachtet wurden. Unmittelbar aus dieſem Zuſtande geriethen die erobernden Germanen nun plötzlich in eine Menge neuer Verhältniſſe des Römiſchen Lebens. Wie hätte da ihre eigene Jurisprudenz nachfolgen können? Das Bedürfniß umfaſſenderer Geſetze wendete ſich deshalb von ſelbſt nach außen. Ohne Zweifel würde ein Solon nur das Paſſende aus den Römiſchen Geſetzen angenommen haben. Allein der Solon fehlte den Germanen, und ſo erhielten ſie das Paſſende mit dem Unpaſſenden, das Gute mit dem Schlechten. Die Artikel über die Majeſtät der Cäſaren z. B. paßten ſchlecht auf die Germaniſchen Volkskönige. Das mochte auch bald gefühlt werden, und zu Klagen gegen die fremden Geſetze veranlaſſen. Aber da man einmahl keine Germaniſchen zu bieten hatte, die den neuen Verhältniſſen zuſagten, ſo verhallten ſie ohne Wirkung. Nichts trug jedoch mehr zur Adoption der Römiſchen Geſetze bei, als die ſteigende Abneigung wider eine uneigennützige Theilnahme an den Volksgerichten; weil nur eine vollſtändigere Legislation der beſtändigen Vermengung der richterlichen Functionen mit den geſetzgebenden (d. h. der Willkühr) abhelfen konnte. Dieſe Vermengung war weit weniger gefährlich, ſo lange das ganze Volk richtete. Bei Criminalfällen z. B. wurde der Verurtheilte ſchwerlich einem Volksſpruche entgegnen, er habe die Strafbarkeit der That nicht gekannt. Hielt das Volk ſeine That aufrichtig für ſtrafbar, ſo mußte er als deſſen Glied es vorherwiſſen. Freilich ſind auch die Volksgerichte nicht von böſen Einflüſſen frei, um ſo weniger, je mißlicher es um die Individuen und die Familien ſteht. Allein dergleichen Einflüſſe werfen ſich insgemein auf die Entſtellung des Falles. Thaten, die niemand für unerlaubt hält, wird die Leidenſchaft eines ganzen Volkes ſelten zum Verbrechen machen. Eben ſo ſind Lücken in den Civilgeſetzen minder gefährlich,

wo das Volk richtet. Es wäre wahrlich auch übel; da ja so lange die Entwicklung der Menschen und ihrer Verhältniſſe große Veränderungen erzeugt, die Geſetzgebung nicht geſchloſſen ſeyn darf. Erſt wenn die Entwicklung culminirt hat, und die Verhältniſſe ſtationärer werden, können es auch die Geſetze. Darin liegt der Grund, daß ſich die Civil-Geſetze erſt dann recht ausbilden, wenn das Volk im Sinken iſt. D. h.: wenn die Verhältniſſe ſelbſt länger dauern, dann können ihnen auch die Geſetze ſorgfältiger angepaßt werden. Wer alſo von einer vollſtändigen Legislation träumt, der ahnet nicht, welche Zeit er herbeiwünſcht. — Wie ſehr indeß mit dem Verſchwinden der Volksgerichte das Bedürfniß der Scheidung der richterlichen Gewalt von der geſetzgebenden ſteigen mochte, nirgend iſt es gelungen, ihm gehörig zu genügen; das zeigen die Beiſpiele aller Länder, wo Miniſterial-Reſcripte unter dem Scheine von Interpretation in die einzelnen Proceſſe eingreifen. Unter dem großen Napoleon war es um nichts beſſer *).

* * *

Nach dieſer Verfolgung der Aenderungen in dem weltlichen Getriebe, was zunächſt von Germaniſchen Kräften beherrſcht wurde, wäre wieder auf die geiſtliche Macht und das Römiſche Leben zu blicken. Ich wiederhole nicht, was ich über das Streben des Prieſterthumes und deſſen Conſequenz geſagt habe. Der Entwicklung und den natürlichen Richtungen der Völker, und nicht der Klug-

*) Man hat neuerlich darüber geſtritten, ob unſere Zeit zur Geſetzgebung berufen ſey. Beide Theile achten die Entſcheidung einzig von der Fähigkeit zu juriſtiſchen Kunſtwerken abhängig. Und wie ſie wähnen, daß dieſe Fähigkeit allein von Schulen, und einem Schulleben, aber gar nicht von einem Leben in eben den Verhältniſſen zu hoffen ſey, welchen die Geſetze anzupaſſen ſind: ſo kümmern ſie ſich um ſelbige Verhältniſſe überhaupt zu wenig, deren lauten Zuruf zu hören, „daß die bloße Geſtaltung der äußern Lage und Dinge die Menſchen zu einer legislativen Operation zwingen könne, ſie mögen Geſchick dazu haben oder nicht.“

heit einzelner Führer, verdanken wir das Gebäude der Römischen Hierarchie. Freilich war der Organism des Christlichen Priesterthumes wichtig dafür. Aber daran haben ja die Priester weit weniger gearbeitet als Constantin für seine weltlichen Zwecke. Und daß Weiber, Kinder und Jünglinge vom Oberprieſteramte ausgeſchloſſen blieben, iſt doch auch wohl mehr der ernſten religiöſen Stimmung als der Politik beizumeſſen; umſomehr da es immer ſo war, und ſicher bevor man die Allmacht der Hierarchie ahnete. Sogar das Verbot der Prieſterehe hat man als einen Zug der Klugheit bewundert; da doch bereits die religiöſe Schwärmerei der erſten Jahrhunderte in der Enthaltung von Weibern etwas Heiliges ſah, und lange vor Hildebrand die Beſchlüſſe der Byzantiniſchen Synoden die Eheloſigkeit der Prieſter beförderten. Uebrigens iſt und war die tiefe Einſicht von dem Nutzen des Cölibates für die Subordination, dem gewöhnlichſten Häuptlinge von Soldtruppen ſo vollkommen eigen als den Päbſten. Von jeher haben ſich die Prieſter aller Völker an die zwei Seiten geklammert, die über die Menſchen am meiſten vermögen, nämlich an den Magen mit dem Gaumen und an den Geſchlechtstrieb mit der Liebe; weil ſie von jeher begriffen, wie ſehr von der Macht darüber die weltliche Macht überhaupt abhängt. Und ſchon deshalb iſt es irrig, wegen unſerer Faſten- und Ehe-Geſetze die Politik der Römiſchen Prieſter zu bewundern, wenn auch die Sinnesart der Chriſten ihre Empfänglichkeit nicht eher dafür bekundet hätte, als die Prieſter die Redaction übernahmen. Aehnliches gilt von der Beichte.

Welche Dunkelheit die Geſchichte der Hierarchie noch bedeckt, zeigt ſich an der einzigen Frage, wann die Macht der Prieſter am höchſten geweſen ſey. Jede Antwort darauf beginnt mit Jahrzahlen und liefert dann Beiſpiele von dem Einfluſſe der Päbſte. Indeß bitte ich den Leſer zu entſcheiden, ob das zu einer Helle wie die folgende einfache Löſung führt. Meine Antwort lautet nämlich: damahls erreichte die Chriſtliche Theokratie

ihren Gipfel, als das Christenthum auch unter der Masse der Germanen Eingang fand. So lange ihm nur deren Fürsten geneigt waren, beschränkte sich der Einfluß der Christlichen Priester auf die Römische Bevölkerung. Als aber auch die einzelnen Germanen Christen wurden, da dehnte sich jener Einfluß über die ganze Basis der weltlichen Macht aus, was mit der völligen Abhängigkeit der Fürsten von den Päbsten endete. Diese Periode sahen die Fürsten, welche sich zuerst dem Christenthume zuwendeten, so wenig voraus, als die Priester, welche sie tauften. Den Fürsten war es willkommen, daß die Priester sie in den Ermahnungen zum Gehorsam auch bei ihren Germanischen Stammgenossen unterstützten; und der Gegenwart dienend, von der Zukunft nichts ahnend, beförderten sie die Bekehrungsversuche auf alle Weise. Die Priester dienten ebenfalls nur dunkeln religiösen Impulsen oder dem instinctartigen Streben, ihren Einfluß zu vermehren *). Hätten sie die wahre Stütze dieses Einflusses erkannt, so würden sie selbige schwerlich so durch Irreligiosität geschwächt haben als sie thaten. Gerade in Rom und Italien war ja das Betragen der Geistlichen am wenigsten darauf berechnet, die Menschheit religiös zu erhalten. Wie hätte auch in einer so dunkeln Zeit Klarheit über Dergleichen walten sollen? Weder Carl Martell, der die Geistlichkeit eben nicht begünstigte, noch Carl der Große, dem die Ausbreitung des Christenthumes so sehr anlag (weil er, so wenig als früher Constantin und später die Deutschen Kaiser, das erobernde Schlachtschwert zum Schutze der eroberten Länder wirksam genug hielt, und deshalb in Sachsen und Baiern aus demselben Grunde Klöster und Bisthümer stiftete, als nachher die Deutschen Kaiser in den Marken), ahneten, daß sobald ihre Franken einmahl recht Christlich-religiös seyn würden, der Römische Oberpriester den Arm

*) Man blicke doch auf die Missionäre unserer Zeit, deren es ja so viele protestantische gibt, die nicht für eine hierarchische Pyramide arbeiten.

der ersten Könige durch eine kurze Besprechung würde lähmen können; daß z. B. ein bloßer Bannstrahl des Pabstes Gregor des Fünften dem Könige Robert II. von Frankreich (im 11. Jahrhundert) seine treuesten Diener würde rauben können, und zwar nicht etwa wegen eines ruchlosen Wandels, wegen eines gräulichen Verbrechens, sondern weil der König seine Nichte geheirathet *). Freilich hatten die Christlichen Priester auch schon über einzelne Cäsaren eine bedeutende Gewalt; wie das Verfahren des heiligen Ambrosius zu Mailand gegen den Kaiser Theodosius beweiset, dem wegen des Blutbades bei der Erstürmung von Thessalonich der Eintritt in die Kirche versagt wurde. Aber auf die Anhänger der Cäsaren unter den Großen des Reiches, und auf das Militair, wirkte die Christliche Religion minder; und an eine solche religiöse Schwärmerei, wie später unter den Germanischen Stämmen (bei den Kreuzzügen z. B.) war nicht zu denken.

Wer so vorbereitet die neuere Geschichte mustert, der wird sich vor der Verwirrung und den Irrthümern, wovon alle Schriften voll sind, leicht schützen. Er wird sowohl die Natur der weltlichen Macht begreifen als die der geistlichen, und einsehen, wie unter den stillen und offenen gegenseitigen Befehdungen beider die Entwicklung der Völker vorschritt. Dann werden die Sätze, daß die Priester den Despotism der weltlichen Herrscher mäßigten, und die weltlichen Herrscher wieder dem Aberglauben, den die Priester begünstigten, entgegenwirkten, in ihrem Zusammenhange mit den Interessen der Zeitalter aufgefaßt werden, ohne daß man sich einer Seits Träumereien von Heiligkeit und Weis-

*) Jedermann verließ den armen König; nur zwei Diener hielten aus; aber Alles was er berührt hatte, zogen sie durchs Feuer. Kaiser Heinrich III. ließ sich gar vom Erzbischofe von Cöln mit Ruthen peitschen und sich das Tragen der Krone untersagen.

heit, anderer Seits dem Glauben an Teufel in menschlichen Leibern so hingebe, als bisher zur Erklärung der geschichtlichen Erscheinungen nur zu oft geschehen ist.

Insbesondere gilt es für die Geschichte Deutschlands als ein fundamentaler Satz, daß die priesterliche Gewalt und die weltliche in zwei verschiedenen Organismen wirkten. Wie wenig auch die Regel „daß das Christliche Priesterthum die Reste des alten Römischen Lebens repräsentirte" auf Deutschland passen mag; es zeigte sich immerhin dasjenige Volksleben, welches die Deutschen Priester gegen die weltlichen Autoritäten gebrauchten, dem alten Römischen Leben ähnlich genug. Und obgleich das Band mit den Priestern in Italien um so schwächer werden mußte, je mehr Sprößlinge aus dem Deutschen Adel (und nahe Verwandte der weltlichen Machthaber) zu den geistlichen Stellen kamen, so erhielt doch die allgemeine Opposition zwischen dem weltlichen und dem geistlichen Organism in allen Zweigen des letztern viel Römisches. Von Anbeginn an traten nämlich die Christlichen Priester als demokratische Häupter auf, und fuhren auch als solche fort, nachdem das Germanische Element (in der Feudal-Periode) in die schroff gegeneinander gekehrten aristokratischen und demokratischen Theile zerfallen war. Trotz der meist aristokratischen Abstammung stützten sich die Deutschen Bischöfe gewöhnlich auf die demokratischen Interessen. Das thaten zwar die Christlichen Priester in Deutschland überhaupt; aber an den hohen ist es mehr sichtbar, da die Geschichte sich mit kleinen Gemeinden weniger befaßt hat. In den Städten am Rheine z. B., in Straßburg, Mainz und Cöln, beförderten die Bischöfe das Bürgerthum, die bürgerlichen Gewerbe und Freiheiten von frühen Zeiten an, und zwar durch förmliche Verfassungsurkunden; wie z. B. der Bischof Berthold I. den Straßburgern im Jahre 1243 ein Freiheitsbrief ausstellte, und schon ein Jahrhundert vorher (1135) der Bischof Adalbert I. der Stadt Mainz. Gegen die Bedrückungen der weltlichen Großen sahen sich die Geistlichen durch die Religion selbst berufen und je

beſſer ſie waren, deſto mehr folgten ſie dieſem Rufe. Wie ſelten ſie ihn in Deutſchland verkannten, beweiſet das unter Bürgern und Bauern noch herrſchende Sprüchwort, daß unter dem Krummſtab gut wohnen ſey.

Um tiefer in dieſen Gegenſtand einzudringen, erwäge man noch Folgendes.

Seit dem Lehnsweſen gab es auch in Deutſchland nur Herren, Unterherren und Knechte. Die Herren und Unterherren waren entweder weltliche oder geiſtliche oder beides. Zur leichteren Ueberſicht abſtrahire man vorläufig von der Vereinigung beider Gewalten in einer Perſon. Man abſtrahire auch von der Vertrags-Vereinigung der weltlichen und geiſtlichen Herren. Die weltlichen Herren (Kaiſer, Könige, Fürſten) erſcheinen dann geſtützt auf die weltlichen Unterherren (ihre Vaſallen, den Adel) mittelſt des Lehnsverbandes, — der zwar die edlern Rückſichten und Intereſſen nicht ausſchloß, doch hauptſächlich zunächſt von Intereſſen an äußern Gütern, beſonders von Rechten und Vorrechten an Grund und Boden abhing. Ihnen gegenüber erſcheint das untere Volk in einem Zuſtande des erzwungenen Gehorſams, der Knechtſchaft. Die geiſtlichen Herren (Päbſte, Erzbiſchöfe, Biſchöfe und Aebte) aber ſtützten ſich keinesweges ſo auf die geiſtlichen Unterherren (den niedern Clerus) wie die weltlichen Herren auf ihre Vaſallen. Wurde ein König oder Fürſt von ſeinen Vaſallen verlaſſen, ſo war ſeine Macht hin, weil er im untern Volke (von der Bürgerſchaft der Städte einſtweilen abgeſehen) ſo gut wie gar keinen Anhalt hatte. Der Päbſte und Biſchöfe Stütze war dagegen, wie die aller andern Prieſter, im ganzen Volke; und ſo wichtig dem höheren Clerus auch der niedere als Organ ſeyn mochte, er hing nicht völlig von ihm ab; da des Clerus Stütze im Volke die Religion und Religioſität war.

Nun achte man näher auf die Verſchiedenheit der beiden Stützen. Die geiſtliche erſtreckte ſich, wie geſagt, über das ganze Volk, insbeſondere auch über die unteren Claſſen, ſtatt daß die weltliche ſich auf die höheren Claſſen beſchränkte. Noch

wichtiger war aber der innere Unterſchied. Während die weltliche Stütze ſich hauptſächlich aus Intereſſen in Geld und Geldeswerth conſtruirte, erhob ſich die geiſtliche allein aus höhern Intereſſen. Jene Intereſſen waren im Widerſtreite mit dem Wohle der untern Claſſen und hatten deren Willen zum Feinde; wogegen dieſe in allen Gemüthern freundlich wohnten. Selbiger Unterſchied dictirte begreiflich auch den Herrſchern durchaus verſchiedene Rollen. Die weltlichen hatten ſtäts die Gewalt der Schwerter im Hintergrunde. Die geiſtlichen waren hingegen ſchlechthin auf die Kunſt des Ueberzeugens, des Ueberredens, überhaupt auf den Gebrauch friedlicher Mittel angewieſen. Damit erhellet, daß die geiſtliche Herrſchaft in den untern Claſſen völlig ſicher war, ſo lange die unteren Claſſen religiös blieben oder die Prieſter nicht durch Leidenſchaft, Unverſtand oder Irreligioſität ſich ſelbſt entgegenwirkten. Etwas anders verhielt es ſich jedoch mit den obern Claſſen. Inſofern dieſer Richtung ebenfalls auf Herrſchaft (wenn auch nur auf den weltlichen Zweig) ging, waren ſie Rivalen der Prieſter und mit deren allgemeinern Richtung in einem Widerſtreite, den man vergebens durch Diſtinctionen und Beſprechungen zu ſchlichten verſuchte. Mit neuen Anläſſen und neuen Perſonen mußten immer neue Colliſionen entſtehen. Ueberall, wo ſich eine Neigung zur weltlichen Macht äußerte, war auch die umfaſſendere Richtung des Clerus ihr natürlicher Gegner. Daher die erſten Colliſionen zwiſchen ihr und den Kaiſern, Königen und Fürſten; dann die zwiſchen ihr und dem niedern Adel, und zuletzt die zwiſchen ihr und den Bürgern der Städte. Mit den Bauern aber, die nie auf Mitherrſchaft Anſpruch machten, die ſich zum leidenden Gehorſame bequemten, konnten die Prieſter, wie geſagt (von Aufwiegelung, Verführung und Beſtechung abgeſehen), nur durch Mißbrauch ihres Einfluſſes, durch Unverſtand und Irreligioſität in Colliſion gerathen. Im Gegentheile, die Bauern (und Städter ohne beſondere Vorrechte) waren die natürlichen Helfer und Bundesgenoſſen der Prieſter bei ihren Colliſionen

mit dem Adel, den Fürsten und den bevorrechteten Städtern; und Das war es, was der Priester-Herrschaft, neben der von der Religion selbst dictirten Philanthropie, einen demokratischen Charakter verlieh. Wo sie in ihren Collisionen mit den weltlichen Herrschern den einen oder den andern Fürsten, den Adel oder städtische Bürger für sich hatte, da waren die Motive der Hülfe selten rein religiöser Art, sondern meist Rücksichten auf weltliche Zwecke mit im Spiele.

Endlich ist auch von der Complication zu reden, die durch Vereinigung der geistlichen und weltlichen Herrschaft in einer Person entstand, namentlich in den Rheinischen Churfürstenthümern. Die Aufgabe dabei war, die weltliche Stütze in möglichste Harmonie mit der geistlichen zu bringen; was den Druck der höhern Classen auf die niederen nur mildern konnte. Da die Hülfe des Adels und der Städte aber den priesterlichen Fürsten keinesweges gegen äußere Feinde entbehrlich war, so konnten sie sich auch nicht allein von den Vorschriften der Religion bestimmen lassen, und mußten jener Helfer Druck auf die unteren Classen immerhin einiger Maaßen dulden. Dennoch verläugneten sie ihre demokratische Rolle selten gänzlich. Doch hüte man sich ihnen eigentliche Plane der Emancipation beizumessen, wie sie in unserer Zeit vorkommen. Wo es widerstreitende Interessen gibt, da sucht sie der Kämpfer wie instinctartig zu benutzen. Und wie in den Kämpfen zwischen den weltlichen Autoritäten die Kaiser bald die Städte wider den Adel, bald den Adel wider die Städte gebrauchten, und durch mancherlei Concessionen die Freiheit der Städte begünstigten, um nur ein Gegengewicht wider die Fürsten und den Adel zu haben: so verfuhr auch der Pabst wider die Bischöfe, indem er die niedere Geistlichkeit emancipirte und von den Bischöfen unabhängige Capitel, Stifter und Klöster schuf. Um so weniger ist zu wundern, daß die weltlichen und geistlichen Häupter dergleichen Mittel gegen einander versuchten, und daß insbesondere die Kaiser Städte der geistlichen Churfürsten emancipirten, um die Hierarchie zu schwä-

chen; was denn die Churfürsten wieder bestimmen mußte, sich durch Gewinnung des Adels zu entschädigen. Man beherzige dabei die verschiedene Natur der Gewalten. So lange der Adel sehr religiös war, vermochten die Priester mehr als die Könige. Später war bloß das niedere Volk durch den religiösen Hebel zu bewegen; aber dadurch auch um so leichter gegen die weltlichen Fürsten und den Adel zu kehren, weil es sich mit selbigen ohnehin in stäter Opposition befand. Und das einzige Gegenmittel war Verminderung dieser Opposition durch Verminderung des Druckes und Zwanges. Darin liegt der Schlüssel zur Geschichte der wirklichen Verminderung. Die Humanität hat die Gebote der Politik zwar unterstützt. Allein ein flüchtiger Blick in die Vorzeit lehrt, daß dieselben Herrscher hier eifrigst die Freiheit begünstigten, während sie anderwärts für die Knechtschaft wirkten.

Um noch mehr vor der Apotheosirung der Priester zu warnen, füge ich die Bemerkung hinzu, daß obwohl dem Germanischen Elemente der Reiz zur höhern Entwicklung insofern von dem Römischen kam, als sich unter den Priestern einige Beschäftigung mit den Wissenschaften erhielt, die Wissenschaften doch weder die Priester selbst veredelten, noch unter ihrer Pflege zur Veredlung der Völker gereichten, und an sich in dem Zustande beharrten, worin sie, neben den Bedürfnissen der Leiber, nur hierarchischen Zwecken dienten. Ein merkwürdiger Beleg dafür ist, daß bis zum vierzehnten Jahrhundert auf den meisten Universitäten, z. B. in Paris und Montpellier, sogar die Mediciner Geistliche seyn mußten. Erst die Reformation machte die Wissenschaft unabhängig von der Clerisei, wenngleich einzelne protestantische Priester Lust hatten die Vormundschaft fortzusetzen. Aber diese Unabhängigkeit heilte die erbliche Germanische Abneigung gegen die Wissenschaften noch nicht. Noch immer mußten niedere Interessen dazu antreiben; weshalb dann auch der neuern Entwicklung durch Reflexion und Unterricht im Ganzen nur von der ärmern Classe geholfen worden; — sicher kein Vorzug vor

den alten Völkern, worin ſich umgekehrt die Reichen und Mächtigen am meiſten mit den Wiſſenſchaften befaßten; was ſich ohne Zweifel auch an der verſchiedenen Entwicklung der ältern und neuern Sprachen nachweiſen läßt. —

Wünſcht man eine Recapitulation, ſo leſe man Nachſtehendes.

Das politiſche Band der Germanen war gleich nach der Völkerwanderung eine Art Vertrag unter Gleichen zum Schutze ihrer Eroberungen. Die Römer und Provinzialen hielt Zwang in Ordnung. Dazu kam jedoch bald der religiöſe Dienſt der Chriſtlichen Prieſter; weshalb die Germanen mit dieſen ebenfalls im Vertrage lebten. Die Fürſten erlangten ſchon in dem bloßen Vertrage mit ihren Stammgenoſſen dasjenige Uebergewicht, was ſich unter rohen Gleichen durch Ungleichheit im Vermögen erzeugt. Die Chriſtlichen Prieſter begünſtigten dieſes Uebergewicht aus denſelben Gründen, warum Conſtantin das Uebergewicht einzelner Prieſter begünſtigt hatte. Indeß verfiel der Heerbann, weil das allgemeine Intereſſe dafür ſank, und das Lehnsweſen entwickelte ſich mehr und mehr. Damit ſchied ſich die Maſſe der Germanen in Herren und Diener; und die Macht der Fürſten war zwar nicht mehr ſo umfaſſend, weil ſie nicht länger an der Spitze des ganzen Volkes ſondern einzelner Gefolge ſtanden; aber die Volksintereſſen ſchränkten ſie auch weniger ein, wenn ſie faſt einzig von den Intereſſen der Gefolge abhängig waren. Offenbar näherte ſich dadurch das Verhältniß der Fürſten zu derjenigen Maſſe, die nicht Theil ihres Gefolges war, einem Verhältniſſe des Zwanges. Doch da ſich faſt Jeder, der etwas zu verlieren hatte, in den Lehnsverband begab, ſo waren die unterſten Claſſen allein die der Discretion und Religioſität überantworteten. Gehörte der Herr zum Gefolge des Fürſten, ſo that es auch der Vaſall des Herrn. Und ſo lange keine eigentliche Miethstruppen aufkamen, ſo lange nur Lehnsmannſchaft exiſtirte, war das Verhältniß der Fürſten zu dieſer mehr vertragsartig als despotiſch. Soldtruppen konnten aber deswegen ſobald noch nicht aufkommen, weil die Germanen

ſich ſo nicht dingen ließen; weil die Gefolge nicht mehr mit Gaſtmählern und Geſchenken beweglicher Sachen zufrieden waren, ſondern Landgüter verlangten; weil die Fürſten in den Finanzkünſten unerfahren nicht hinreichendes Geld auftreiben konnten; weil der Geldlauf überhaupt ſehr beſchränkt war. Was indeß die Lehnsherrſchaft am meiſten von einer Zwangherrſchaft ſchied, waren die verbreiteten Vorſtellungen, wie weit man überhaupt weltlichen Herren zu gehorchen habe. Im 28. Capitel Buch 2. des Longobardiſchen Lehnrechtes heißt es ausdrücklich, daß man dem Lehnsherrn nicht in ungerechte Fehden oder Kriege zu folgen brauche. Und der zugefügte Grund beweiſet auch, wer davon Vortheil zog. Er lautet nämlich „weil doch wohl niemand verpflichtet ſey, für einen mit dem Kirchenbanne belegten Herrn zu kämpfen". So war es die Chriſtliche Kirche, die eben in der Beförderung des Glaubens, daß man Gott und ſeinen Dienern mehr folgen müſſe als den Fürſten, aller weltlichen Despotie einen unüberwindlichen Damm entgegenſtellte. Dieſer Einfluß der Kirche hielt ſogar ſpäter die Miethstruppen noch hin und wieder in Schranken, wenn die wilden Schaaren der weltlichen Autorität ſpotteten. Zwar fingen, nachdem die Prieſtergewalt in der ſchwärmeriſchen Religioſität des ganzen Occidentes ihre höchſte Stufe erreicht hatte, die Völker allmählig von ſelbſt an, einzuſehen, daß auch die heiligſten Menſchen keine Götter ſind. Aber dennoch haben die Prieſter durch ihr eigenes Betragen und beſonders durch die Sucht, mit der wahren Baſis ihrer Macht (mit der religiöſen Stütze) auch die des Reichthumes und der weltlichen Macht zu vereinigen, jener wahren am meiſten geſchadet, und ſo die religiöſe Mündigkeit der Völker mehr beſchleunigt als die eifrigſten Aufklärer. Wie die Fürſten es waren, welche ſich zuerſt (aus Politik) den Chriſtlichen Prieſtern zuwendeten, ſo waren ſie auch die erſten, die ihnen (aus Politik) abgeneigt wurden. In ihren Colliſionen mit der Hierarchie wurden ſie inne, daß zwiſchen dem Willen der Gottheit und dem Willen der Prieſter ein Unterſchied möglich ſey. Doch dauerte es ſehr lange,

ehe die Völker so weit kamen; und die Fürsten hatten mittlerweile viel von den Priestern zu erdulden. Die bloße Geschichte des Kaisers Friedrich II. liefert die empörendsten Belege *). Erst als die Priester den Mißbrauch ihres Einflusses aufs äußerste trieben und ihre unsinnige Habsucht die Niedrigen wie die Hohen drückte, fing auch das Volk an zu zweifeln, und zwar am nachhaltendsten dort, wo die Germanische Keimkraft am wenigsten geschwächt und die Abneigung gegen menschliche Willkühr und Römische Verderbniß sich am besten conservirt hatte, im alten Germanien. Leider wird diese Erscheinung gar zu sehr verkannt. Wer darin nichts als eine Entwicklungs-Erscheinung sieht, der wird weder die Reformatoren vergöttern, noch ihre Gegner verdammen. Weiß man doch, wie dieß selbst Luthern in der Finsterniß des Jahrhunderts blieb, daß er z. B. ein Kind, dessen kranker Magen in beständigem Hunger war, als vom Teufel besessen, zu ersäufen (in die Mulde zu werfen) befahl; welchem sich allein die elterliche Liebe widersetzte. Ein besonnener Protestant des neunzehnten Jahrhunderts würde ohne Zweifel lieber in dem Bande der katholischen Kirche, wie es jetzt ist, leben, als in dem Zwange, worin die protestantischen Gemeinden von ihren ersten Vorstehern gehalten wurden. —

In dem Maaße der Einfluß der Priester sank, richtete sich die weltliche Macht der Fürsten wieder auf. Allein deren Stützen änderten sich nicht weiter, als daß statt des Lehndienstes mehr und mehr der Golddienst die öffentliche Ordnung schützen mußte. Davon war der einzige Grund, daß der Menschheit, wo sie nicht vom Religiösen beschäftigt

*) Man könnte versucht werden, eben diesen Kaiser gegen meine Lehre von der Culturbahn anzuführen. Allein dann vergißt man sowohl seine Griechische Abstammung, als die Kriterien der Cultur, welche sich an der Klarheit über unser Verhältniß zum Universum offenbaren. Friedrich war, bei allen Vorzügen, der Astrologie so unterthan, wie sein ganzes Zeitalter.

wurde, nur den Interessen in Geld und Geldeswerth folgte. Die Eitelkeit, Ehrgefühl genannt, vermochte bei bedeutenden Gefahren und Anstrengungen im Allgemeinen wenig. Daran lag es auch, daß die Finanzverwaltung später zum Centrum der Staaten wurde, was sie so ziemlich noch ist. Wie es um unsere politische Einsicht steht, verräth sich allein schon durch den Weisheitsschein, der das Axiom der wechselseitigen Unabhängigkeit des Weltlichen und des Geistlichen umgibt; da selbiges doch sein Ansehen lediglich dem langen Kampfe verdankt, worin es den weltlichen Herrschern zum Schilde gegen die Hierarchie gereichte. Froh der Gefahr entgangen zu seyn, halten sie mehr aus alter Furcht daran fest, als aus Scheu, dem Wesen des Christenthumes zu nahe zu treten. Wie gewiß es auch ist, daß die höhere Entwicklung beide Gebiete wieder so vereinen muß, als sie es in der cultivirten Vorwelt waren, in Amerika wie in Europa heißt es Ketzerei, davon zu sprechen.

Wie sehr man dem eigentlichen Faden der neuern Entwicklung stets durch Nebendinge entrückt worden, zeigte ich bereits im ersten Bande an dem übertriebenen Einflusse auf die Cultur, den man bloßen Entwicklungs-Reizen, wie den Kreuzzügen, der Entdeckung des Compasses, des Schießpulvers, der Eroberung Constantinopels von den Türken, der Entdeckung des Seeweges nach Ostindien, der Entdeckung von Amerika, und vor Allem der Buchdruckerkunst, beimißt; wobei die durch die Zeit reifende Fähigkeit, die Entdeckungen für die Cultur zu gebrauchen, völlig vergessen wird. Was hat den Türken die Buchdruckerkunst genutzt? Was nutzt es den Negern, wenn man sie im Schreiben unterrichtet? Wer keinen Drang fühlt, diese Kunst zu Anderm als zu den Annotationen des täglichen Lebens zu gebrauchen, der darf sie doch wohl nicht wegen ihrer Förderlichkeit für die Cultur preisen?! Auch den alten Germanen blieb sie schwerlich ganz unbekannt, als sie mit den Römern in nähere Berührung kamen. Allein da ihr Werth für die Cultur darin besteht, die Constructionen der Gedanken zu erleichtern, so

kann ſie nur Denen helfen, die ſich um ſolche Conſtructionen kümmern. Zu den Reſultaten der Mathematik wird niemand gelangen ohne Zahlen; inſofern iſt die Erfindung der Zahlen eine unerläßliche Bedingung der Cultur. Aber wie viele Menſchen und Völker gibt es nicht, wo die Zahlen bloß zu Unbedeutendem benutzt werden? Wenn ein Volk von allen übrigen durchaus iſolirt wäre, ſo würde auch die Erfindung der Schreibkunſt für deſſen dereinſtige Cultur ſehr wichtig ſeyn. Allein da die innere Regſamkeit, von der Kunſt Gebrauch zu machen, immerhin die Hauptſache bleibt, und die Völker unſerer Erde ſich die Schreibkunſt von jeher ſo leicht mittheilen konnten, daß keins von einem erſten Erfinder etwas Sicheres weiß, ſo ſollten unſere Ethnographen auch nicht ſo viel Gewicht auf die Bekanntſchaft damit legen. Noch weniger entſcheidet die Bekanntſchaft mit der Buchdruckerkunſt, welche zur höhern Cultur nicht ſo unentbehrlich iſt als das Schreiben.

Schlußrede.

Die angekündigten Einzelnheiten liegen nunmehr vor, und ich erwarte, bei dieſen wieder direct an das Publicum gerichteten Worten, an die verheißene Verknüpfung zu einem Ganzen erinnert zu werden. Wenn die Tagebuch-Auszüge als Bruchſtücke anziehend waren, ſo entſprachen ſie allerdings ihrer Beſtimmung. Aber ſie würden es keineswegs vollſtändig thun, wenn ſie nicht zuletzt auf jene Verheißung zurückführten.

Ohne Zweifel iſt der Faden zuweilen wie von ſelbſt ſichtbar geworden und hat dann auch die nähere Aufmerkſamkeit der Leſer beſchäftigt. Allein mein Zweck fordert dieſe Aufmerkſamkeit auf den ganzen Bau erſt jetzt, nachdem die einzelnen Materialien herbeigeſchafft ſind.

Zu der Aufgabe in oder ohne Vergleichung mit andern Ländern den Zuſtand von Enropa zu zeigen, gehörten (wie ſich von ſelbſt verſteht) manche allgemeine Betrachtungen. Und vor allen gehört dazu die Betrachtung, wonach Menſchen und Völker überhaupt zu beurtheilen ſeyen. Dafür ſollten meine Aeußerungen über das Verhältniß des individuellen Lebens zum öffentlichen vorbereiten, insbeſondere die in dem achten und zehnten Auszuge.

Ohne Zwang reiheten ſich daran die vorläufigen Gedanken an die ſogenannten natürlichen, von dem Lande und Klima herrührenden, Uebel unſerer Lage, in dem zweiten, dritten und eilften Auszuge.

Sodann wollte ich zum Nachdenken über den Inhalt des dreizehnten Auszuges leiten, insbeſondere über die Be-

deutung der Wörter „Volkswohl und Lebensglück", und über die Abhängigkeit alles Lebensglückes von einer äußern und einer innern Wurzel.

Im dreizehnten Auszuge hieß es, daß sich für die innere Wurzel die Zufriedenheit und Unzufriedenheit als Probe anzubieten scheine. Darin lag die Aufforderung zu einer andern großen Betrachtung, welcher die Auszüge siebzehn und achtzehn gewidmet worden.

Erst nach ruhiger Prüfung dieser beiden Auszüge, und der klaren Erkenntniß des Verhältnisses der menschlichen Zufriedenheit und Unzufriedenheit zu der höhern Probe, zu dem Streben zum Bessern, konnte die Abhängigkeit der Zufriedenheit von unsern Ansprüchen, und endlich die unserer Ansprüche von der Entwicklung weiter verfolgt werden. Bei den Betrachtungen über Entwicklung und Cultur gab es aber des Verkehrten so viel zu bekämpfen, daß ich meine positive Erklärung über die wahre Cultur und die Bahn der menschlichen Entwicklung bis zum zweiten Bande verschob. Und ich besorge auch so wenig, das Maaß der Polemik überschritten zu haben, daß ich vielmehr die gute Aufnahme des 52. Auszuges einzig von meinem Versuche, „das Falsche aus den Köpfen zu bringen" erwarte.

Diese Aufnahme bedingt dann wieder die Aufnahme der neuen Construction unserer Geschichte in den Auszügen 54, 55 und 56, welche Construction nichts Anderes zum Ziele hat, als den heutigen Entwicklungszustand in seiner Verbindung mit den ersten Keimen zu zeigen.

Was jetzt (nach den geschichtlichen Erörterungen) zu selbigem Ziele noch fehlt, ist: die geschilderten Interessen und Strebungen der jüngst verflossenen Zeit zu den Interessen und Strebungen der Gegenwart zu verfolgen; — worauf, zur Vollendung des Gebäudes, diese unsere gemeinsame äußere Lage, als die andere (äußere) Wurzel unseres Zustandes, gegenübergehalten werden soll.

* * *

Ungern rede ich so oft von den Hinderniſſen, warum man bisher weder in Schulen noch in Cabinetten, weder in Parlamenten noch in Volksverſammlungen zur Klarheit gelangt iſt. Man fühlte zwar, daß alles Familienglück und Staatswohl von den Anſprüchen der Menſchen an das Leben abhängt. Aber eine ſcharfe Prüfung dieſer Anſprüche und ihrer Quellen als Bedingung der Berathung zu behandeln, fiel dem Einen gar nicht ein, dem Zweiten ſchien es zu weitläufig, und wieder Andere hielten es für pedantiſch. In einer ſolchen Finſterniß über den Boden der Intereſſen mußte dann auch ihre von der Folge der Generationen beherrſchte Veränderlichkeit den Ahnungen und Phraſen unterthan bleiben. Eben ſo fühlte man wohl im Allgemeinen die Abhängigkeit des Lebensglückes von der äußern Lage. Aber wie war über deren Bedeutung für unſere Anſprüche in's Reine zu kommen, wenn man die Anſprüche an ſich nicht einmahl ſo viel kannte, die ächte Richtung (den ſog. Geiſt) unſerer Zeit von den gröbſten Schein-Richtungen zu unterſcheiden? Nur eine vertraute Bekanntſchaft mit der innern Wurzel unſeres Zuſtandes darf von der Beſchäftigung mit der äußern (d. h. mit Demjenigen, was unſer Land, ſeiner Ausſtattung von der Natur und den Menſchenwerken nach, für uns werth iſt) ein gutes Reſultat hoffen, ein Reſultat, ohne welches die Schlußfrage, was für unſer Heil zu thun und zu laſſen ſey, unmöglich zu beantworten iſt.

Nochmahls ſage ich, daß ich ungern ſo oft von den Verkehrtheiten rede, die bisher der Wahrheit den Weg vertraten. Allein da ſchon bei den einzelnen Materialien ſo manches Falſche zu bekämpfen war, ſo iſt hier, wo es um die Verbindung der Einzelnheiten zu einem Ganzen gilt, nicht zu erwarten, daß es ohne Polemik abgehe. Ich ſehe mich vielmehr vor allen fernern Schritten, zu einer Proteſtation gedrungen, woraus jeder Leſer ſeine Einladung zur Anſicht der Schlußarbeit abſtrahiren mag.

Erstens muß ich nämlich erklären, daß ich keine Verständigung mit irgend Jemanden hoffe, der noch immer bei der vergangenen Generation nach Licht sucht. Der überzeugendste Beweis, wie sehr sie über die Richtung der Zeit in Dunkelheit und Verwirrung war, ist, daß man dort, wo sich die Kräfte concentrirten, in dem Staatsleben, überhaupt nichts von Richtung wissen wollte, und die Reden darüber wohl auf Neigung zum Aufruhr und zur Anarchie deutete. Trotz der Selbstbewunderung und dem Namen des philosophischen, womit sich das verflossene Jahrhundert belegte, entdeckte es nicht einmahl so viel vom Steigen der Entwicklung, sich von dem Glauben an einen Staatsmechanism zu lösen, der für alle Perioden passe. Und wenn auch hin und wieder ein verdächtiger Schimmer durchbrach, so gedieh er doch nie zu einer Klarheit, die zu einem heilsamen Einflusse auf die Praxis befähigte. Es waren schwache Ahnungen mit unbestimmten Wünschen; was sich zuweilen gegen die Irrthümer auflehnte; und wo es einem theoretisirenden Kritiker gelang, sich selbst an den Hebel der Volkskräfte zu fördern, da ergab sich auch alsbald, wie wenig er sich im Wesentlichen von den Ansichten und Meinungen seiner Gegner unterschied. Wie für das achtzehnte Jahrhundert Friedrich II. so kann zum Beispiele der politischen Einsicht für die jüngste Periode Napoleon Buonaparte dienen. Beide hatten Gegner, die ihnen manche Blößen aufdeckten. Allein keiner ihrer Zeitgenossen darf sich rühmen, daß er im Allgemeinen heller sah als sie. Und was sah denn der übermächtige Napoleon von der Zukunft und ihren Keimen? Sah er mehr, als auch Friedrich gesehen hätte? War es ein anderer Zauber, womit er die Kräfte der Menschen lenkte, als der, den jeder Eroberer in der Bewunderung der Menge und der Jugend findet? Ahnete er etwas von den Interessen, deren Macht von höheren Entwicklungsstufen unzertrennlich ist? — Erst als die Gewalt, welche er der Zeit anthat, gegen den Riesen zurückprallte, als die Völker wie instinctartig gegen ihn auftraten, da erst wandelte ihn der Verdacht an,

daß es die Bahn der neuern Entwicklung ſey, womit er in Widerſtreit gerathen. Da erſt begann er zu fürchten, daß ſeine Rolle keine ſchöpferiſche ſey; daß das Schickſal nur mit ſeinen Planen des Zerſtörens harmonire, und nicht mit denen des Aufbauens. In der moraliſchen wie in der phyſiſchen Welt herrſcht ein ewiger Kampf. Gifte, die unſere Leiber in Aufruhr bringen und reinigen, werden Heilmittel genannt. Der gleiche Name paßt für Phänomene wie Napoleon, wegen ihrer aufregenden und reinigenden Wirkung auf die Völker; wenn auch die Gewaltigen ſelbſt dieſe Wirkung nicht mehr bezwecken, als die Gifte die Heilung, der ſie dienen. Dennoch bekundete der Welteroberer wieder ſeinen geiſtigen Rang, als er ſich über die alle ſeine Entwürfe zermalmende Entdeckung nicht zu täuſchen vermochte. Wo man hell ſieht, kann man nicht fingiren. Wer von uns die Stürme überlebt hat, iſt von der Zeit ſo viel weiter getragen, daß er ſchon darum mehr ſehen ſollte als unſere Väter, deren Schultern uns emporhalten. Allein wie ſchlecht dieſer Vorſchub bisher gewirkt hat, zeigt ſich in der Theorie und Praxis überall. Keiner ſcheint dem neuen Attila in der ſo theuer erkauften Erkenntniß der Dinge näher gekommen zu ſeyn, als Ludwig XVIII.; der trotz den Qualen, welche die Zeit den Seinigen zugefügt hatte, und trotz dem verwundenden Charakter, womit ſie ihn fortwährend zu Reactionen aufforderte, ſich im Ganzen mit einer Beſonnenheit benommen hat, die würdig war, ſeine große Gegnerinn zu entwaffnen und zu verſöhnen.

Hienach darf ich zweitens am wenigſten auf Verſtändigung mit denen hoffen, die ſtarr bei dem alten Maaßſtabe der Hierarchie und der damit verbündeten Politik beharren, und gegen die Zeichen der ſteigenden Entwicklung ſo völlig blind ſind, von allgemeiner Verderbniß zu träumen. Die Zeichen des Steigens eines Volkes können nur Erſcheinungen an den Individuen ſeyn, woaus das Volk beſteht, und was an einem Individuum Merkmahl der höhern Entwicklung iſt,

das muß auch bei einem ganzen Volke dafür gelten. Hierauf stütze ich einen Zuruf, den ich als die kürzeste Probe der Heilbarkeit oder Unheilbarkeit des obigen Wahnes betrachte; nämlich die Aufforderung, rückwärts zu blicken und zu bedenken, wie die Klarheit der Köpfe vor etwa funfzig Jahren sich zu der jetzigen verhalte, und welche Fortschritte seitdem in jedem Zweige der menschlichen Einsicht geschehen sind!

Indeß noch mehr: ich muß mir drittens ausbedingen, daß man weder in Betreff der eigentlichen Norm der menschlichen Entwicklung an sich (Auszug 52) nicht sehr von mir abweiche, noch deren Anwendung auf unsere Geschichte (Auszug 54. 55. u. 56) im Wesentlichen anfechte. — Nur unter solchen Bedingungen lade ich zu meinen fernern Reden über die Gegenwart ein. Was mir nämlich noch zu thun bleibt, ist nichts Anderes als eine weitere Anwendung jener allgemeinen Cultur-Norm auf die jüngste Zeit; und wie sie der Rahmen meiner Auffassung der frühern Geschichte war, so muß sie es auch für die neueste seyn.

Der Schlußrede

zweiter Abschnitt.

Nach dieser Einleitung habe ich wieder an den Satz zu erinnern, daß allein die Interessen den Charakter der Zeiten bestimmen; daß jede Geschichte von Völkern deshalb vor Allem die Veränderung der Interessen zu verfolgen habe,

selbiges aber nicht angehe, ohne auf die Quellen der Interessen und deren Veränderungen zu achten; daß nicht die rechte Geschichte der Menschen und Völker mit ihrer Entwicklungs-Geschichte zusammentreffe.

Darf ich also darauf gestützt annehmen, daß die Interessen des vorigen Jahrhunderts wirklich aus den frühern Blättern deutlich genug hervorleuchten, so kann es jetzt nur noch auf die letzten Veränderungen ankommen, um die Charaktere der Gegenwart (insofern sie von den Menschen und nicht von den Umgebungen abhängen) so vollständig sichtbar zu machen, als zu irgend einem practischen Zwecke nöthig ist.

Ich beginne diese Arbeit mit der Bitte, sich eine Weile zu besinnen, was die heutige Generation wohl mit der vorigen gemein habe.

Es ist klar, daß soweit sich unsere Verhältnisse und Interessen in den Forderungen des Leibes gründen, sie auch schon früher da waren. — Nur wolle man dabei auf die kleinen Variationen, welche die sog. Sittengemälde hervorzuheben pflegen, kein Gewicht legen. Wie in der Vorzeit die Speisen bereitet wurden, ob man sie sitzend oder stehend, mit Gabeln oder mit Messern genossen, ob der Wein aus Gläsern oder aus Schalen getrunken wurde, wie die Kleider und Wohnungen aussahen, das kann man Alles auf das genaueste wissen, ohne über die Beurtheilung der Gegenwart das Geringste zu vermögen. — Indeß läßt sich die Aehnlichkeit der Vergangenheit mit der Gegenwart auch über das Leibliche hinaus verfolgen, und so zu dem Resultate gelangen, daß sämmtliche particuläre Interessen, welche die jetzige Generation kennt, der vorigen nicht minder bekannt waren, und dennoch ein Unterschied zwischen beiden Generationen obwalte, der augenscheinlich alle Berechnungen unserer Politiken wie ihre Köpfe selbst verwirrt.

Worin besteht dieser Unterschied?

Schwerlich gibt es für ganz Europa eine wichtigere Fra-

ge; und darum auch kein niederschlagenderes Zeugniß gegen die neuere Weisheit als, daß bisher so wenig für ihre Lösung geschehen ist. Immer und überall beschränkt man sich auf die Reden von „Aufregung und Spannung", als ob in solchen nebeligen Andeutungen eine Antwort stecke, die doch allein in der Enthüllung der wahren Wurzeln des Unterschiedes stecken kann. Aber zu eben dieser Enthüllung führen leider nur Betrachtungen, die alle Partheien mehr als Bußbetrachtungen fliehen; und die Bemühungen der Journalisten, Politiker, Lehrer und Priester um die Ursachen der Aufregung und Spannung sind nichts als ein eitles Haschen nach einem Geiste, der der rohen Griffe stäts spottet, wo man sich ihm freundlich oder feindlich nähern will. Weder Liberalism noch Anti-Liberalism kann vom Denken dispensiren. Eine auf bloßen Deklamationen ruhende Liberalität ist nichts besser als die trägste Illiberalität; wie schon die stäten Uebergänge der Fanatiker für Freiheit zum eifrigsten Dienste der Tyranney oder Frömmelei beweisen. In dem 44. Auszuge habe ich gezeigt, daß in keinem Staate der Partheigeist und die Neigung zu Neuerungen fehlt. Mit den nackten Wörtern „Factionen und Neuerungssucht" ist also gar nichts erklärt. Warum strebt man nach Neuerungen? Nach welchen Neuerungen strebt man? Wer strebt nach Neuerungen? Wo spalten sich die Interessen der Strebenden? Wer ist für das Bestehende? Warum ist man für das Bestehende? Das sind die Rubriken, die allen Denen entgegentreten, welche den Aufschluß über unsern Zustand von oberflächlichen Phrasen hoffen. Jede Zeit hat ihren Geist, und wer den Unterschied nicht näher bezeichnen kann, dem gebührt der Vorwurf leerer Deklamation so gut, als den Priestern mit ihren Bannformeln von Göttlichkeit und Teufelei, von Heiligkeit und Unheiligkeit, von Christlichkeit und Unchristlichkeit, von Tugend und Laster ꝛc.

Wie weit die Erkenntniß der Charaktere unserer Zeit bisher reichte, zeigt die einleitende Vorrede ausführlich genug. Hier ist nun der Ort diese Erkenntniß positiv weiterzufördern,

und darum zögere ich auch nicht länger, vorzubringen, was ich ſelbſt denn von jenem großen Unterſchiede entdeckt habe.

Die im 52. Auszuge beſchriebene Entwicklungsſcale iſt das Mittel, was mir eine Annäherung zu dem Zeitgeiſte geſtattete, ſcharfe Merkmahle daran zu erſpähen, vor denen die Benennung eines Geſpenſtes, die es bisher verdiente, verſchwindet. Das Hauptmerkmahl iſt jedoch auch ohne ſie ſo auffallend, daß es bei der geringſten Ausdauer von ſelbſt ſichtbar wird. Ich meine: das Ringen nach allgemeiner Klarheit.

Indianer und Europäer begreifen die Lehre, wie ſehr unſer Zuſtand von der Klarheit unſeres Blickes abhängt. Das gemeinſte Sprüchwort lautet: „was ich nicht weiß, das macht mich nicht heiß;“ und deſſen Bedeutung iſt keine andere, als daß unſere Intereſſen zuletzt von unſerer Einſicht abhängen. In dem 52. Auszuge iſt etwas Näheres darüber, und insbeſondere die Erörterung, wie von dem Grade der Helle dieſer Einſicht ihre verſchiedene Triebkraft im Thun und Laſſen abhängt, ſammt der Erläuterung des Satzes, daß die menſchliche Entwicklung nur mit und an der ſteigenden Einſicht weiterſchreitet. Wen das zu der Ueberzeugung führt, daß die höchſte Cultur durchaus bedingt iſt von der Klarheit über alle menſchlichen Intereſſen (weil nur dieſe Klarheit jene Geiſtesherrſchaft gibt, ohne welche für die Worte „hohe Cultur“ nichts als Scheinwerk und Formen übrig bleiben), der wird mir auch beiſtimmen, wenn ich unter jeglichen Charakteren unſerer Zeit dem Drange nach allgemeiner Klarheit den erſten Rang einräume. So weit auf das genaueſte mit dem Leſer verſtändigt, brauche ich ihn zum überraſchenden Fortgange nur aufzufordern, ſich feſt zu verſichern, daß dieſer Drang der großen Aufregung und Spannung nicht fehle, — wofür hoffentlich ein kurzes Beſinnen über deſſen Richtung und Quelle genügen wird.

Ein flüchtiger Blick auf uns ſelbſt lehrt, daß ſeine Richtung eigentlich nichts Anderes iſt, als das Streben, nicht

länger blind den einzelnen Impulsen unterthan zu seyn, vielmehr zu prüfen, was jeder Erregung gebühre, wie viel und wie weit ihr nachzugeben sey — nichts Anderes, als ein Streben unseres Geistes, zur Herrschaft über die Mannigfaltigkeiten, die ihn erregen und bestürmen, zu gelangen, — ein Streben, das allgemeinste Interesse (das Interesse der Harmonie unserer Natur) gegen die particulären Interessen (gegen die Störungen der Ansprüche und Rücksichten niederer Ordnung) zu behaupten.

Seine Quelle zeigt sich aber einerlei mit eben jenem Urimpulse, der unsere Entwicklung überhaupt vorandrängt. In den Einzelnheiten des Lebens herumgerissen hat die Menschheit nunmehr wenigstens so viel von ihnen kennen gelernt, sich von dem Glauben an ihre Allwichtigkeit zu lösen. Dazu konnte es nicht kommen, so lange sie durch ihre Neuheit die Lebenskraft überwältigten. Allen particulären Interessen gebührt, insofern sie eine Wurzel in unserer Natur haben, auch ein gewisser Werth. Aber welcher Werth ihnen gebühre, das ist bloß Dem erkennbar, der sie sämmtlich zu übersehen fähig ist; und einer solchen Fähigkeit geht eine Zeit vorher, worin man sich mit den einzelnen Interessen an sich zerarbeitet. Erst wenn der menschliche Geist damit fertig ist, treibt ihn die Entwicklung an, was er in den Einzelnheiten nicht fand, in dem Ganzen zu suchen.

Der hiemit angegebene Grundcharakter läßt sich jedoch nur in der sorgsamen Erwägung gehörig auffassen, daß der Drang sich bei den verschiedenen Individuen sehr verschieden äußern muß, wie auch daß er bei keinem Individuum alsbald zum Ziele führt, daß bei niemanden unmittelbar auf die Dunkelheit heller Tag folgt. Nur damit ergibt sich der Schlüssel zu den vielen Abweichungen in den Ansichten und Meinungen. — Und fügt man dazu die Bemerkung, daß dunklere Ansichten andere Wünsche und Forderungen erzeugen als hellere, so ergibt sich auch leicht der Schlüssel zu den vielen Variationen

heit, anderer Seits dem Glauben an Teufel in menſchlichen Leibern ſo hingebe, als bisher zur Erklärung der geſchichtlichen Erſcheinungen nur zu oft geſchehen iſt.

Insbeſondere gilt es für die Geſchichte Deutſchlands als ein fundamentaler Satz, daß die prieſterliche Gewalt und die weltliche in zwei verſchiedenen Organismen wirkten. Wie wenig auch die Regel „daß das Chriſtliche Prieſterthum die Reſte des alten Römiſchen Lebens repräſentirte“ auf Deutſchland paſſen mag; es zeigte ſich immerhin dasjenige Volksleben, welches die Deutſchen Prieſter gegen die weltlichen Autoritäten gebrauchten, dem alten Römiſchen Leben ähnlich genug. Und obgleich das Band mit den Prieſtern in Italien um ſo ſchwächer werden mußte, je mehr Sprößlinge aus dem Deutſchen Adel (und nahe Verwandte der weltlichen Machthaber) zu den geiſtlichen Stellen kamen, ſo erhielt doch die allgemeine Oppoſition zwiſchen dem weltlichen und dem geiſtlichen Organism in allen Zweigen des letztern viel Römiſches. Von Anbeginn an traten nämlich die Chriſtlichen Prieſter als demokratiſche Häupter auf, und fuhren auch als ſolche fort, nachdem das Germaniſche Element (in der Feudal-Periode) in die ſchroff gegeneinander gekehrten ariſtokratiſchen und demokratiſchen Theile zerfallen war. Trotz der meiſt ariſtokratiſchen Abſtammung ſtützten ſich die Deutſchen Biſchöfe gewöhnlich auf die demokratiſchen Intereſſen. Das thaten zwar die Chriſtlichen Prieſter in Deutſchland überhaupt; aber an den hohen iſt es mehr ſichtbar, da die Geſchichte ſich mit kleinen Gemeinden weniger befaßt hat. In den Städten am Rheine z. B., in Straßburg, Mainz und Cöln, beförderten die Biſchöfe das Bürgerthum, die bürgerlichen Gewerbe und Freiheiten von frühen Zeiten an, und zwar durch förmliche Verfaſſungsurkunden; wie z. B. der Biſchof Berthold I. den Straßburgern im Jahre 1243 ein Freiheitsbrief ausſtellte, und ſchon ein Jahrhundert vorher (1135) der Biſchof Adalbert I. der Stadt Mainz. Gegen die Bedrückungen der weltlichen Großen ſahen ſich die Geiſtlichen durch die Religion ſelbſt berufen und je

besser sie waren, desto mehr folgten sie diesem Rufe. Wie selten sie ihn in Deutschland verkannten, beweiset das unter Bürgern und Bauern noch herrschende Sprüchwort, daß unter dem Krummstab gut wohnen sey.

Um tiefer in diesen Gegenstand einzudringen, erwäge man noch Folgendes.

Seit dem Lehnswesen gab es auch in Deutschland nur Herren, Unterherren und Knechte. Die Herren und Unterherren waren entweder weltliche oder geistliche oder beides. Zur leichteren Uebersicht abstrahire man vorläufig von der Vereinigung beider Gewalten in einer Person. Man abstrahire auch von der Vertrags-Vereinigung der weltlichen und geistlichen Herren. Die weltlichen Herren (Kaiser, Könige, Fürsten) erscheinen dann gestützt auf die weltlichen Unterherren (ihre Vasallen, den Adel) mittelst des Lehnsverbandes, — der zwar die edlern Rücksichten und Interessen nicht ausschloß, doch hauptsächlich zunächst von Interessen an äußern Gütern, besonders von Rechten und Vorrechten an Grund und Boden abhing. Ihnen gegenüber erscheint das untere Volk in einem Zustande des erzwungenen Gehorsams, der Knechtschaft. Die geistlichen Herren (Päbste, Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte) aber stützten sich keinesweges so auf die geistlichen Unterherren (den niedern Clerus) wie die weltlichen Herren auf ihre Vasallen. Wurde ein König oder Fürst von seinen Vasallen verlassen, so war seine Macht hin, weil er im untern Volke (von der Bürgerschaft der Städte einstweilen abgesehen) so gut wie gar keinen Anhalt hatte. Der Päbste und Bischöfe Stütze war dagegen, wie die aller andern Priester, im ganzen Volke; und so wichtig dem höheren Clerus auch der niedere als Organ seyn mochte, er hing nicht völlig von ihm ab; da des Clerus Stütze im Volke die Religion und Religiosität war.

Nun achte man näher auf die Verschiedenheit der beiden Stützen. Die geistliche erstreckte sich, wie gesagt, über das ganze Volk, insbesondere auch über die unteren Classen, statt daß die weltliche sich auf die höheren Classen beschränkte. Noch

wichtiger war aber der innere Unterſchied. Während die weltliche Stütze ſich hauptſächlich aus Intereſſen in Geld und Geldeswerth conſtruirte, erhob ſich die geiſtliche allein aus höhern Intereſſen. Jene Intereſſen waren im Widerſtreite mit dem Wohle der untern Claſſen und hatten deren Willen zum Feinde; wogegen dieſe in allen Gemüthern freundlich wohnten. Selbiger Unterſchied dictirte begreiflich auch den Herrſchern durchaus verſchiedene Rollen. Die weltlichen hatten ſtäts die Gewalt der Schwerter im Hintergrunde. Die geiſtlichen waren hingegen ſchlechthin auf die Kunſt des Ueberzeugens, des Ueberredens, überhaupt auf den Gebrauch friedlicher Mittel angewieſen. Damit erhellet, daß die geiſtliche Herrſchaft in den untern Claſſen völlig ſicher war, ſo lange die unteren Claſſen religiös blieben oder die Prieſter nicht durch Leidenſchaft, Unverſtand oder Irreligioſität ſich ſelbſt entgegenwirkten. Etwas anders verhielt es ſich jedoch mit den obern Claſſen. Inſofern dieſer Richtung ebenfalls auf Herrſchaft (wenn auch nur auf den weltlichen Zweig) ging, waren ſie Rivalen der Prieſter und mit deren allgemeinern Richtung in einem Widerſtreite, den man vergebens durch Diſtinctionen und Beſprechungen zu ſchlichten verſuchte. Mit neuen Anläſſen und neuen Perſonen mußten immer neue Colliſionen entſtehen. Ueberall, wo ſich eine Neigung zur weltlichen Macht äußerte, war auch die umfaſſendere Richtung des Clerus ihr natürlicher Gegner. Daher die erſten Colliſionen zwiſchen ihr und den Kaiſern, Königen und Fürſten; dann die zwiſchen ihr und dem niedern Adel, und zuletzt die zwiſchen ihr und den Bürgern der Städte. Mit den Bauern aber, die nie auf Mitherrſchaft Anſpruch machten, die ſich zum leidenden Gehorſame bequemten, konnten die Prieſter, wie geſagt (von Aufwiegelung, Verführung und Beſtechung abgeſehen), nur durch Mißbrauch ihres Einfluſſes, durch Unverſtand und Irreligioſität in Colliſion gerathen. Im Gegentheile, die Bauern (und Städter ohne beſondere Vorrechte) waren die natürlichen Helfer und Bundesgenoſſen der Prieſter bei ihren Colliſionen

mit dem Adel, den Fürsten und den bevorrechteten Städtern; und Das war es, was der Priester-Herrschaft, neben der von der Religion selbst dictirten Philanthropie, einen demokratischen Charakter verlieh. Wo sie in ihren Collisionen mit den weltlichen Herrschern den einen oder den andern Fürsten, den Adel oder städtische Bürger für sich hatte, da waren die Motive der Hülfe selten rein religiöser Art, sondern meist Rücksichten auf weltliche Zwecke mit im Spiele.

Endlich ist auch von der Complication zu reden, die durch Vereinigung der geistlichen und weltlichen Herrschaft in einer Person entstand, namentlich in den Rheinischen Churfürstenthümern. Die Aufgabe dabei war, die weltliche Stütze in möglichste Harmonie mit der geistlichen zu bringen; was den Druck der höhern Classen auf die niederen nur mildern konnte. Da die Hülfe des Adels und der Städte aber den priesterlichen Fürsten keinesweges gegen äußere Feinde entbehrlich war, so konnten sie sich auch nicht allein von den Vorschriften der Religion bestimmen lassen, und mußten jener Helfer Druck auf die unteren Classen immerhin einiger Maaßen dulden. Dennoch verläugneten sie ihre demokratische Rolle selten gänzlich. Doch hüte man sich ihnen eigentliche Plane der Emancipation beizumessen, wie sie in unserer Zeit vorkommen. Wo es widerstreitende Interessen gibt, da sucht sie der Kämpfer wie instinctartig zu benutzen. Und wie in den Kämpfen zwischen den weltlichen Autoritäten die Kaiser bald die Städte wider den Adel, bald den Adel wider die Städte gebrauchten, und durch mancherlei Concessionen die Freiheit der Städte begünstigten, um nur ein Gegengewicht wider die Fürsten und den Adel zu haben: so verfuhr auch der Pabst wider die Bischöfe, indem er die niedere Geistlichkeit emancipirte und von den Bischöfen unabhängige Capitel, Stifter und Klöster schuf. Um so weniger ist zu wundern, daß die weltlichen und geistlichen Häupter dergleichen Mittel gegen einander versuchten, und daß insbesondere die Kaiser Städte der geistlichen Churfürsten emancipirten, um die Hierarchie zu schwä-

chen; was denn die Churfürsten wieder bestimmen mußte, sich durch Gewinnung des Adels zu entschädigen. Man beherzige dabei die verschiedene Natur der Gewalten. So lange der Adel sehr religiös war, vermochten die Priester mehr als die Könige. Später war bloß das niedere Volk durch den religiösen Hebel zu bewegen; aber dadurch auch um so leichter gegen die weltlichen Fürsten und den Adel zu kehren, weil es sich mit selbigen ohnehin in stäter Opposition befand. Und das einzige Gegenmittel war Verminderung dieser Opposition durch Verminderung des Druckes und Zwanges. Darin liegt der Schlüssel zur Geschichte der wirklichen Verminderung. Die Humanität hat die Gebote der Politik zwar unterstützt. Allein ein flüchtiger Blick in die Vorzeit lehrt, daß dieselben Herrscher hier eifrigst die Freiheit begünstigten, während sie anderwärts für die Knechtschaft wirkten.

Um noch mehr vor der Apotheosirung der Priester zu warnen, füge ich die Bemerkung hinzu, daß obwohl dem Germanischen Elemente der Reiz zur höhern Entwicklung insofern von dem Römischen kam, als sich unter den Priestern einige Beschäftigung mit den Wissenschaften erhielt, die Wissenschaften doch weder die Priester selbst veredelten, noch unter ihrer Pflege zur Veredlung der Völker gereichten, und an sich in dem Zustande beharrten, worin sie, neben den Bedürfnissen der Leiber, nur hierarchischen Zwecken dienten. Ein merkwürdiger Beleg dafür ist, daß bis zum vierzehnten Jahrhundert auf den meisten Universitäten, z. B. in Paris und Montpellier, sogar die Mediciner Geistliche seyn mußten. Erst die Reformation machte die Wissenschaft unabhängig von der Clerisei, wenngleich einzelne protestantische Priester Lust hatten die Vormundschaft fortzusetzen. Aber diese Unabhängigkeit heilte die erbliche Germanische Abneigung gegen die Wissenschaften noch nicht. Noch immer mußten niedere Interessen dazu antreiben; weshalb dann auch der neuern Entwicklung durch Reflexion und Unterricht im Ganzen nur von der ärmern Classe geholfen worden; — sicher kein Vorzug vor

den alten Völkern, worin sich umgekehrt die Reichen und Mächtigen am meisten mit den Wissenschaften befaßten; was sich ohne Zweifel auch an der verschiedenen Entwicklung der ältern und neuern Sprachen nachweisen läßt. —

Wünscht man eine Recapitulation, so lese man Nachstehendes.

Das politische Band der Germanen war gleich nach der Völkerwanderung eine Art Vertrag unter Gleichen zum Schutze ihrer Eroberungen. Die Römer und Provinzialen hielt Zwang in Ordnung. Dazu kam jedoch bald der religiöse Dienst der Christlichen Priester; weshalb die Germanen mit diesen ebenfalls im Vertrage lebten. Die Fürsten erlangten schon in dem bloßen Vertrage mit ihren Stammgenossen dasjenige Uebergewicht, was sich unter rohen Gleichen durch Ungleichheit im Vermögen erzeugt. Die Christlichen Priester begünstigten dieses Uebergewicht aus denselben Gründen, warum Constantin das Uebergewicht einzelner Priester begünstigt hatte. Indeß verfiel der Heerbann, weil das allgemeine Interesse dafür sank, und das Lehnswesen entwickelte sich mehr und mehr. Damit schied sich die Masse der Germanen in Herren und Diener; und die Macht der Fürsten war zwar nicht mehr so umfassend, weil sie nicht länger an der Spitze des ganzen Volkes sondern einzelner Gefolge standen; aber die Volksinteressen schränkten sie auch weniger ein, wenn sie fast einzig von den Interessen der Gefolge abhängig waren. Offenbar näherte sich dadurch das Verhältniß der Fürsten zu derjenigen Masse, die nicht Theil ihres Gefolges war, einem Verhältnisse des Zwanges. Doch da sich fast Jeder, der etwas zu verlieren hatte, in den Lehnsverband begab, so waren die untersten Classen allein die der Discretion und Religiosität überantworteten. Gehörte der Herr zum Gefolge des Fürsten, so that es auch der Vasall des Herrn. Und so lange keine eigentliche Miethstruppen aufkamen, so lange nur Lehnsmannschaft existirte, war das Verhältniß der Fürsten zu dieser mehr vertragsartig als despotisch. Soldtruppen konnten aber deswegen sobald noch nicht aufkommen, weil die Germanen

ſich ſo nicht dingen ließen; weil die Gefolge nicht mehr mit Gaſtmählern und Geſchenken beweglicher Sachen zufrieden waren, ſondern Landgüter verlangten; weil die Fürſten in den Finanzkünſten unerfahren nicht hinreichendes Geld auftreiben konnten; weil der Geldlauf überhaupt ſehr beſchränkt war. Was indeß die Lehnsherrſchaft am meiſten von einer Zwangherrſchaft ſchied, waren die verbreiteten Vorſtellungen, wie weit man überhaupt weltlichen Herren zu gehorchen habe. Im 28. Capitel Buch 2. des Longobardiſchen Lehnrechtes heißt es ausdrücklich, daß man dem Lehnsherrn nicht in ungerechte Fehden oder Kriege zu folgen brauche. Und der zugefügte Grund beweiſet auch, wer davon Vortheil zog. Er lautet nämlich „weil doch wohl niemand verpflichtet ſey, für einen mit dem Kirchenbanne belegten Herrn zu kämpfen". So war es die Chriſtliche Kirche, die eben in der Beförderung des Glaubens, daß man Gott und ſeinen Dienern mehr folgen müſſe als den Fürſten, aller weltlichen Despotie einen unüberwindlichen Damm entgegenſtellte. Dieſer Einfluß der Kirche hielt ſogar ſpäter die Miethstruppen noch hin und wieder in Schranken, wenn die wilden Schaaren der weltlichen Autorität ſpotteten. Zwar fingen, nachdem die Prieſtergewalt in der ſchwärmeriſchen Religioſität des ganzen Occidentes ihre höchſte Stufe erreicht hatte, die Völker allmählig von ſelbſt an, einzuſehen, daß auch die heiligſten Menſchen keine Götter ſind. Aber dennoch haben die Prieſter durch ihr eigenes Betragen und beſonders durch die Sucht, mit der wahren Baſis ihrer Macht (mit der religiöſen Stütze) auch die des Reichthumes und der weltlichen Macht zu vereinigen, jener wahren am meiſten geſchadet, und ſo die religiöſe Mündigkeit der Völker mehr beſchleunigt als die eifrigſten Aufklärer. Wie die Fürſten es waren, welche ſich zuerſt (aus Politik) den Chriſtlichen Prieſtern zuwendeten, ſo waren ſie auch die erſten, die ihnen (aus Politik) abgeneigt wurden. In ihren Colliſionen mit der Hierarchie wurden ſie inne, daß zwiſchen dem Willen der Gottheit und dem Willen der Prieſter ein Unterſchied möglich ſey. Doch dauerte es ſehr lange,

ehe die Völker so weit kamen; und die Fürsten hatten mittlerweile viel von den Priestern zu erdulden. Die bloße Geschichte des Kaisers Friedrich II. liefert die empörendsten Belege *). Erst als die Priester den Mißbrauch ihres Einflusses aufs äußerste trieben und ihre unsinnige Habsucht die Niedrigen wie die Hohen drückte, fing auch das Volk an zu zweifeln, und zwar am nachhaltendsten dort, wo die Germanische Keimkraft am wenigsten geschwächt und die Abneigung gegen menschliche Willkühr und Römische Verderbniß sich am besten conservirt hatte, im alten Germanien. Leider wird diese Erscheinung gar zu sehr verkannt. Wer darin nichts als eine Entwicklungs-Erscheinung sieht, der wird weder die Reformatoren vergöttern, noch ihre Gegner verdammen. Weiß man doch, wie tief selbst Luther in der Finsterniß des Jahrhunderts blieb, daß er z. B. ein Kind, dessen kranker Magen in beständigem Hunger war, als vom Teufel besessen, zu ersäufen (in die Mulde zu werfen) befahl; welchem sich allein die elterliche Liebe widersetzte. Ein besonnener Protestant des neunzehnten Jahrhunderts würde ohne Zweifel lieber in dem Bande der katholischen Kirche, wie es jetzt ist, leben, als in dem Zwange, wodin die protestantischen Gemeinden von ihren ersten Vorstehern gehalten wurden. —

In dem Maaße der Einfluß der Priester sank, richtete sich die weltliche Macht der Fürsten wieder auf. Allein deren Stützen änderten sich nicht weiter, als daß statt des Lehndienstes mehr und mehr der Golddienst die öffentliche Ordnung schützen mußte. Davon war der einzige Grund, daß der Menschheit, wo sie nicht vom Religiösen beschäftigt

*) Man könnte versucht werden, eben diesen Kaiser gegen meine Lehre von der Culturbahn anzuführen. Allein dann vergißt man sowohl seine Griechische Abstammung, als die Kriterien der Cultur, welche sich an der Klarheit über unser Verhältniß zum Universum offenbaren. Friedrich war, bei allen Vorzügen, der Astrologie so unterthan, wie sein ganzes Zeitalter.

wurde, nur den Interessen in Geld und Geldeswerth folgte. Die Eitelkeit, Ehrgefühl genannt, vermochte bei bedeutenden Gefahren und Anstrengungen im Allgemeinen wenig. Daran lag es auch, daß die Finanzverwaltung später zum Centrum der Staaten wurde, was sie so ziemlich noch ist. Wie es um unsere politische Einsicht steht, verräth sich allein schon durch den Weisheitsschein, der das Axiom der wechselseitigen Unabhängigkeit des Weltlichen und des Geistlichen umgibt; da selbiges doch sein Ansehen lediglich dem langen Kampfe verdankt, worin es den weltlichen Herrschern zum Schilde gegen die Hierarchie gereichte. Froh der Gefahr entgangen zu seyn, halten sie mehr aus alter Furcht daran fest, als aus Scheu, dem Wesen des Christenthumes zu nahe zu treten. Wie gewiß es auch ist, daß die höhere Entwicklung beide Gebiete wieder so vereinen muß, als sie es in der cultivirten Vorwelt waren, in Amerika wie in Europa heißt es Ketzerei, davon zu sprechen.

Wie sehr man dem eigentlichen Faden der neuern Entwicklung stets durch Nebendinge entrückt worden, zeigte ich bereits im ersten Bande, an dem übertriebenen Einflusse auf die Cultur, den man bloßen Entwicklungs-Reizen, wie den Kreuzzügen, der Entdeckung des Compasses, des Schießpulvers, der Eroberung Constantinopels von den Türken, der Entdeckung des Seeweges nach Ostindien, der Entdeckung von Amerika, und vor Allem der Buchdruckerkunst, beimißt; wobei die durch die Zeit reifende Fähigkeit, die Entdeckungen für die Cultur zu gebrauchen, völlig vergessen wird. Was hat den Türken die Buchdruckerkunst genutzt? Was nutzt es den Negern, wenn man sie im Schreiben unterrichtet? Wer keinen Drang fühlt, diese Kunst zu Anderm als zu den Annotationen des täglichen Lebens zu gebrauchen, der darf sie doch wohl nicht wegen ihrer Förderlichkeit für die Cultur preisen?! Auch den alten Germanen blieb sie schwerlich ganz unbekannt, als sie mit den Römern in nähere Berührung kamen. Allein da ihr Werth für die Cultur darin besteht, die Constructionen der Gedanken zu erleichtern, so

kann ſie nur Denen helfen, die ſich um ſolche Conſtructionen kümmern. Zu den Reſultaten der Mathematik wird niemand gelangen ohne Zahlen; inſofern iſt die Erfindung der Zahlen eine unerläßliche Bedingung der Cultur. Aber wie viele Menſchen und Völker gibt es nicht, wo die Zahlen bloß zu Unbedeutendem benutzt werden? Wenn ein Volk von allen übrigen durchaus iſolirt wäre, ſo würde auch die Erfindung der Schreibkunſt für deſſen dereinſtige Cultur ſehr wichtig ſeyn. Allein da die innere Regſamkeit, von der Kunſt Gebrauch zu machen, immerhin die Hauptſache bleibt, und die Völker unſerer Erde ſich die Schreibkunſt von jeher ſo leicht mittheilen konnten, daß keins von einem erſten Erfinder etwas Sicheres weiß, ſo ſollten unſere Ethnographen auch nicht ſo viel Gewicht auf die Bekanntſchaft damit legen. Noch weniger entſcheidet die Bekanntſchaft mit der Buchdruckerkunſt, welche zur höhern Cultur nicht ſo unentbehrlich iſt, als das Schreiben.

Schlußrede.

Die angekündigten Einzelnheiten liegen nunmehr vor, und ich erwarte, bei dieſen wieder direct an das Publicum gerichteten Worten, an die verheißene Verknüpfung zu einem Ganzen erinnert zu werden. Wenn die Tagebuch-Auszüge als Bruchſtücke anziehend waren, ſo entſprachen ſie allerdings ihrer Beſtimmung. Aber ſie würden es keineswegs vollſtändig thun, wenn ſie nicht zuletzt auf jene Verheißung zurückführten.

Ohne Zweifel iſt der Faden zuweilen wie von ſelbſt ſichtbar geworden und hat dann auch die nähere Aufmerkſamkeit der Leſer beſchäftigt. Allein mein Zweck fordert dieſe Aufmerkſamkeit auf den ganzen Bau erſt jetzt, nachdem die einzelnen Materialien herbeigeſchafft ſind.

Zu der Aufgabe in oder ohne Vergleichung mit andern Ländern den Zuſtand von Enropa zu zeigen, gehörten (wie ſich von ſelbſt verſteht) manche allgemeine Betrachtungen. Und vor allen gehört dazu die Betrachtung, wonach Menſchen und Völker überhaupt zu beurtheilen ſeyen. Dafür ſollten meine Aeußerungen über das Verhältniß des individuellen Lebens zum öffentlichen vorbereiten, insbeſondere die in dem achten und zehnten Auszuge.

Ohne Zwang reiheten ſich daran die vorläufigen Gedanken an die ſogenannten natürlichen, von dem Lande und Klima herrührenden, Uebel unſerer Lage, in dem zweiten, dritten und eilften Auszuge.

Sodann wollte ich zum Nachdenken über den Inhalt des dreizehnten Auszuges leiten, insbeſondere über die Be-

deutung der Wörter „Volkswohl und Lebensglück", und über die Abhängigkeit alles Lebensglückes von einer äußern und einer innern Wurzel.

Im dreizehnten Auszuge hieß es, daß sich für die innere Wurzel die Zufriedenheit und Unzufriedenheit als Probe anzubieten scheine. Darin lag die Aufforderung zu einer andern großen Betrachtung, welcher die Auszüge siebzehn und achtzehn gewidmet worden.

Erst nach ruhiger Prüfung dieser beiden Auszüge und der klaren Erkenntniß des Verhältnisses der menschlichen Zufriedenheit und Unzufriedenheit zu der höhern Probe, zu dem Streben zum Bessern, konnte die Abhängigkeit der Zufriedenheit von unsern Ansprüchen, und endlich die unserer Ansprüche von der Entwicklung weiter verfolgt werden. Bei den Betrachtungen über Entwicklung und Cultur gab es aber des Verkehrten so viel zu bekämpfen, daß ich meine positive Erklärung über die wahre Cultur und die Bahn der menschlichen Entwicklung bis zum zweiten Bande verschob. Und ich besorge auch so wenig, das Maaß der Polemik überschritten zu haben, daß ich vielmehr die gute Aufnahme des 52. Auszuges einzig von meinem Versuche „das Falsche aus den Köpfen zu bringen" erwarte.

Diese Aufnahme bedingt dann wieder die Aufnahme der neuen Construction unserer Geschichte in den Auszügen 54, 55 und 56; welche Construction nichts Anderes zum Ziele hat, als den heutigen Entwicklungszustand in seiner Verbindung mit den ersten Keimen zu zeigen.

Was jetzt (nach den geschichtlichen Erörterungen) zu selbigem Ziele noch fehlt, ist: die geschilderten Interessen und Strebungen der jüngst verflossenen Zeit zu den Interessen und Strebungen der Gegenwart zu verfolgen; — worauf, zur Vollendung des Gebäudes, diese unsere gemeinsame äußere Lage, als die andere (äußere) Wurzel unseres Zustandes, gegenübergehalten werden soll.

* * *

Ungern rede ich so oft von den Hindernissen, warum man bisher weder in Schulen noch in Cabinetten, weder in Parlamenten noch in Volksversammlungen zur Klarheit gelangt ist. Man fühlte zwar, daß alles Familienglück und Staatswohl von den Ansprüchen der Menschen an das Leben abhängt. Aber eine scharfe Prüfung dieser Ansprüche und ihrer Quellen als Bedingung der Berathung zu behandeln, fiel dem Einen gar nicht ein, dem Zweiten schien es zu weitläufig, und wieder Andere hielten es für pedantisch. In einer solchen Finsterniß über den Boden der Interessen mußte dann auch ihre von der Folge der Generationen beherrschte Veränderlichkeit den Ahnungen und Phrasen unterthan bleiben. Eben so fühlte man wohl im Allgemeinen die Abhängigkeit des Lebensglückes von der äußern Lage. Aber wie war über deren Bedeutung für unsere Ansprüche in's Reine zu kommen, wenn man die Ansprüche an sich nicht einmahl so viel kannte, die ächte Richtung (den sog. Geist) unserer Zeit von den gröbsten Schein-Richtungen zu unterscheiden? Nur eine vertraute Bekanntschaft mit der innern Wurzel unseres Zustandes darf von der Beschäftigung mit der äußern (d. h. mit Demjenigen, was unser Land, seiner Ausstattung von der Natur und den Menschenwerken nach, für uns werth ist) ein gutes Resultat hoffen, ein Resultat, ohne welches die Schlußfrage, was für unser Heil zu thun und zu lassen sey, unmöglich zu beantworten ist.

Nochmahls sage ich, daß ich ungern so oft von den Verkehrtheiten rede, die bisher der Wahrheit den Weg vertraten. Allein da schon bei den einzelnen Materialien so manches Falsche zu bekämpfen war, so ist hier, wo es um die Verbindung der Einzelnheiten zu einem Ganzen gilt, nicht zu erwarten, daß es ohne Polemik abgehe. Ich sehe mich vielmehr vor allen fernern Schritten, zu einer Protestation gedrungen, woraus jeder Leser seine Einladung zur Ansicht der Schlußarbeit abstrahiren mag.

Erstens muß ich nämlich erklären, daß ich keine Verständigung mit irgend Jemanden hoffe, der noch immer bei der vergangenen Generation nach Licht sucht. Der überzeugendste Beweis, wie sehr sie über die Richtung der Zeit in Dunkelheit und Verwirrung war, ist, daß man dort, wo sich die Kräfte concentrirten, in dem Staatsleben, überhaupt nichts von Richtung wissen wollte, und die Reden darüber wohl auf Neigung zum Aufruhr und zur Anarchie deutete. Trotz der Selbstbewunderung und dem Namen des philosophischen, womit sich das verflossene Jahrhundert belegte, entdeckte es nicht einmahl so viel vom Steigen der Entwicklung, sich von dem Glauben an einen Staatsmechanism zu lösen, der für alle Perioden passe. Und wenn auch hin und wieder ein verdächtiger Schimmer durchbrach, so gedieh er doch nie zu einer Klarheit, die zu einem heilsamen Einflusse auf die Praxis befähigte. Es waren schwache Ahnungen mit unbestimmten Wünschen, was sich zuweilen gegen die Irrthümer auflehnte; und wo es einem theoretisirenden Kritiker gelang, sich selbst an den Hebel der Volkskräfte zu fördern, da ergab sich auch alsbald, wie wenig er sich im Wesentlichen von den Ansichten und Meinungen seiner Gegner unterschied. Wie für das achtzehnte Jahrhundert Friedrich II. so kann zum Beispiele der politischen Einsicht für die jüngste Periode Napoleon Buonaparte dienen. Beide hatten Gegner, die ihnen manche Blößen aufdeckten. Allein keiner ihrer Zeitgenossen darf sich rühmen, daß er im Allgemeinen heller sah als sie. Und was sah denn der übermächtige Napoleon von der Zukunft und ihren Keimen? Sah er mehr, als auch Friedrich gesehen hätte? Wer es ist, anderer Zauber, womit er die Kräfte der Menschen lenkte, als der, den jeder Eroberer in der Bewunderung der Menge und der Jugend findet? Ahnete er etwas von den Interessen, deren Macht von höheren Entwicklungsstufen unzertrennlich ist? — Erst als die Gewalt, welche er der Zeit anthat, gegen den Riesen zurückprallte, als die Völker wie instinctartig gegen ihn auftraten, da erst wandelte ihn der Verdacht an,

daß es die Bahn der neuern Entwicklung sey, womit er in Widerstreit gerathen. Da erst begann er zu fürchten, daß seine Rolle keine schöpferische sey; daß das Schicksal nur mit seinen Planen des Zerstörens harmonire, und nicht mit denen des Aufbauens. In der moralischen wie in der physischen Welt herrscht ein ewiger Kampf. Gifte, die unsere Leiber in Aufruhr bringen und reinigen, werden Heilmittel genannt. Der gleiche Name paßt für Phänomene wie Napoleon, wegen ihrer aufregenden und reinigenden Wirkung auf die Völker; wenn auch die Gewaltigen selbst diese Wirkung nicht mehr bezwecken, als die Gifte die Heilung, der sie dienen. Dennoch bekundete der Welteroberer wieder seinen geistigen Rang, als er sich über die alle seine Entwürfe zermalmende Entdeckung nicht zu täuschen vermochte. Wo man hell sieht, kann man nicht fingiren. Wer von uns die Stürme überlebt hat, ist von der Zeit so viel weiter getragen, daß er schon darum mehr sehen sollte als unsere Väter, deren Schultern uns emporhalten. Allein wie schlecht dieser Vorschub bisher gewirkt hat, zeigt sich in der Theorie und Praxis überall. Keiner scheint dem neuen Attila in der so theuer erkauften Erkenntniß der Dinge näher gekommen zu seyn, als Ludwig XVIII.; der trotz den Qualen, welche die Zeit den Seinigen zugefügt hatte, und trotz dem verwundenden Charakter, womit sie ihn fortwährend zu Reactionen aufforderte, sich im Ganzen mit einer Besonnenheit benommen hat, die würdig war, seine große Gegnerinn zu entwaffnen und zu versöhnen.

Hienach darf ich zweitens am wenigsten auf Verständigung mit denen hoffen, die starr bei dem alten Maaßstabe der Hierarchie und der damit verbündeten Politik beharren, und gegen die Zeichen der steigenden Entwicklung so völlig blind sind, von allgemeiner Verderbniß zu träumen. Die Zeichen des Steigens eines Volkes können nur Erscheinungen an den Individuen seyn, woaus das Volk besteht, und was an einem Individuum Merkmahl der höhern Entwicklung ist,

das muß auch bei einem ganzen Volke dafür gelten. Hierauf stütze ich einen Zuruf, den ich als die kürzeste Probe der Heilbarkeit oder Unheilbarkeit des obigen Wahnes betrachte; nämlich die Aufforderung, rückwärts zu blicken und zu bedenken, wie die Klarheit der Köpfe vor etwa funfzig Jahren sich zu der jetzigen verhalte, und welche Fortschritte seitdem in jedem Zweige der menschlichen Einsicht geschehen sind!

Indeß noch mehr: ich muß mir drittens ausbedingen, daß man weder in Betreff der eigentlichen Norm der menschlichen Entwicklung an sich (Auszug 52) nicht sehr von mir abweiche, noch deren Anwendung auf unsere Geschichte (Auszug 54. 55. u. 56) im Wesentlichen anfechte. — Nur unter solchen Bedingungen lade ich zu meinen fernern Reden über die Gegenwart ein. Was mir nämlich noch zu thun bleibt, ist nichts Anderes als eine weitere Anwendung jener allgemeinen Cultur-Norm auf die jüngste Zeit; und wie sie der Rahmen meiner Auffassung der frühern Geschichte war, so muß sie es auch für die neueste seyn.

Der Schlußrede

zweiter Abschnitt.

Nach dieser Einleitung habe ich wieder an den Satz zu erinnern, daß allein die Interessen den Charakter der Zeiten bestimmen; daß jede Geschichte von Völkern deshalb vor Allem die Veränderung der Interessen zu verfolgen habe,

ſelbiges aber nicht angehe, ohne auf die Quellen der Intereſſen und deren Veränderungen zu achten; daß mithin die rechte Geſchichte der Menſchen und Völker mit ihrer Entwicklungs-Geſchichte zuſammentreffe.

Darf ich alſo darauf geſtützt annehmen, daß die Intereſſen des vorigen Jahrhunderts wirklich aus den frühern Blättern deutlich genug hervorleuchten, ſo kann es jetzt nur noch auf die letzten Veränderungen ankommen, um die Charaktere der Gegenwart (inſofern ſie von den Menſchen und nicht von den Umgebungen abhängen) ſo vollſtändig ſichtbar zu machen, als zu irgend einem practiſchen Zwecke nöthig iſt.

Ich beginne dieſe Arbeit mit der Bitte, ſich eine Weile zu beſinnen, was die heutige Generation wohl mit der vorigen gemein habe.

Es iſt klar, daß ſoweit ſich unſere Verhältniſſe und Intereſſen in den Forderungen des Leibes gründen, ſie auch ſchon früher da waren. — Nur wolle man dabei auf die kleinen Variationen, welche die ſog. Sittengemälde hervorzuheben pflegen, kein Gewicht legen. Wie in der Vorzeit die Speiſen bereitet wurden, ob man ſie ſitzend oder ſtehend, mit Gabeln oder mit Meſſern genoſſen, ob der Wein aus Gläſern oder aus Schalen getrunken wurde, wie die Kleider und Wohnungen ausſahen, das kann man Alles auf das genaueſte wiſſen, ohne über die Beurtheilung der Gegenwart das Geringſte zu vermögen. — Indeß läßt ſich die Aehnlichkeit der Vergangenheit mit der Gegenwart auch über das Leibliche hinaus verfolgen, und ſo zu dem Reſultate gelangen, daß ſämmtliche particuläre Intereſſen, welche die jetzige Generation kennt, der vorigen nicht minder bekannt waren, und dennoch ein Unterſchied zwiſchen beiden Generationen obwalte, der augenſcheinlich alle Berechnungen unſerer Politiken wie ihre Köpfe ſelbſt verwirret.

Worin beſteht dieſer Unterſchied?

Schwerlich gibt es für ganz Europa eine wichtigere Fra-

ge; und darum auch kein niederschlagenderes Zeugniß gegen die neuere Weisheit als, daß bisher so wenig für ihre Lösung geschehen ist. Immer und überall beschränkt man sich auf die Reden von „Aufregung und Spannung", als ob in solchen nebeligen Andeutungen eine Antwort stecke, die doch allein in der Enthüllung der wahren Wurzeln des Unterschiedes stecken kann. Aber zu eben dieser Enthüllung führen leider nur Betrachtungen, die alle Partheien mehr als Bußbetrachtungen fliehen; und die Bemühungen der Journalisten, Politiker, Lehrer und Priester um die Ursachen der Aufregung und Spannung sind nichts als ein eitles Haschen nach einem Geiste, der der rohen Griffe stäts spottet, wo man sich ihm freundlich oder feindlich nähern will. Weder Liberalism noch Anti-Liberalism kann vom Denken dispensiren. Eine auf bloßen Deklamationen ruhende Liberalität ist nichts besser als die trägste Illiberalität; wie schon die stäten Uebergänge der Fanatiker für Freiheit zum eifrigsten Dienste der Tyranei oder Frömmelei beweisen. In dem 44. Auszuge habe ich gezeigt, daß in keinem Staate der Partheigeist und die Neigung zu Neuerungen fehlt. Mit den nackten Wörtern „Factionen und Neuerungsfucht" ist also gar nichts erklärt. Warum strebt man nach Neuerungen? Nach welchen Neuerungen strebt man? Wer strebt nach Neuerungen? Wo spalten sich die Interessen der Strebenden? Wer ist für das Bestehende? Warum ist man für das Bestehende? Das sind die Rubriken, die allen Denen entgegentreten, welche den Aufschluß über unsern Zustand von oberflächlichen Phrasen hoffen. Jede Zeit hat ihren Geist, und wer den Unterschied nicht näher bezeichnen kann, dem gebührt der Vorwurf leerer Deklamation so gut, als den Priestern mit ihren Bannformeln von Göttlichkeit und Teufelei, von Heiligkeit und Unheiligkeit, von Christlichkeit und Unchristlichkeit, von Tugend und Laster ꝛc.

Wie weit die Erkenntniß der Charaktere unserer Zeit bisher reichte, zeigt die einleitende Vorrede ausführlich genug. Hier ist nun der Ort diese Erkenntniß positiv weiterzufördern,

und darum zögere ich auch nicht länger, vorzubringen, was ich selbst denn von jenem großen Unterschiede entdeckt habe.

Die im 52. Auszuge beschriebene Entwicklungsscale ist das Mittel, was mir eine Annäherung zu dem Zeitgeiste gestattete, scharfe Merkmahle daran zu erspähen, vor denen die Benennung eines Gespenstes, die es bisher verdiente, verschwindet. Das Hauptmerkmahl ist jedoch auch ohne sie so auffallend, daß es bei der geringsten Ausdauer von selbst sichtbar wird. Ich meine: das Ringen nach allgemeiner Klarheit.

Indianer und Europäer begreifen die Lehre, wie sehr unser Zustand von der Klarheit unseres Blickes abhängt. Das gemeinste Sprüchwort lautet: „was ich nicht weiß, das macht mich nicht heiß;" und dessen Bedeutung ist keine andere, als daß unsere Interessen zuletzt von unserer Einsicht abhängen. In dem 52. Auszuge ist etwas Näheres darüber, und insbesondere die Erörterung, wie von dem Grade der Helle dieser Einsicht ihre verschiedene Triebkraft im Thun und Lassen abhängt, sammt der Erläuterung des Satzes, daß die menschliche Entwicklung nur mit und an der steigenden Einsicht weiterschreitet. Wen das zu der Ueberzeugung führt, daß die höchste Cultur durchaus bedingt ist von der Klarheit über alle menschlichen Interessen (weil nur diese Klarheit jene Geistesherrschaft gibt, ohne welche für die Worte „hohe Cultur" nichts als Scheinwerk und Formen übrig bleiben), der wird mir auch beistimmen, wenn ich unter jeglichen Charakteren unserer Zeit dem Drange nach allgemeiner Klarheit den ersten Rang einräume. So weit auf das genaueste mit dem Leser verständigt, brauche ich ihn zum überraschenden Fortgange nur aufzufordern, sich fest zu versichern, daß dieser Drang der großen Aufregung und Spannung nicht fehle, — wofür hoffentlich ein kurzes Besinnen über dessen Richtung und Quelle genügen wird.

Ein flüchtiger Blick auf uns selbst lehrt, daß seine Richtung eigentlich nichts Anderes ist, als das Streben, nicht

länger blind den einzelnen Impulsen unterthan zu seyn, vielmehr zu prüfen, was jeder Erregung gebühre, wie viel und wie weit ihr nachzugeben sey — nichts Anderes, als ein Streben unseres Geistes, zur Herrschaft über die Mannigfaltigkeiten, die ihn erregen und bestürmen, zu gelangen, — ein Streben, das allgemeinste Interesse (das Interesse der Harmonie unserer Natur) gegen die particulären Interessen (gegen die Störungen der Ansprüche und Rücksichten niederer Ordnung) zu behaupten.

Seine Quelle zeigt sich aber einerlei mit eben jenem Urimpulse, der unsere Entwicklung überhaupt vorandrängt. In den Einzelnheiten des Lebens herumgerissen hat die Menschheit nunmehr wenigstens so viel von ihnen kennen gelernt, sich von dem Glauben an ihre Allwichtigkeit zu lösen. Dazu konnte es nicht kommen, so lange sie durch ihre Neuheit die Lebenskraft überwältigten. Allen particulären Interessen gebührt, insofern sie eine Wurzel in unserer Natur haben, auch ein gewisser Werth. Aber welcher Werth ihnen gebühre, das ist bloß Dem erkennbar, der sie sämmtlich zu übersehen fähig ist; und einer solchen Fähigkeit geht eine Zeit vorher, worin man sich mit den einzelnen Interessen an sich zerarbeitet. Erst wenn der menschliche Geist damit fertig ist, treibt ihn die Entwicklung an, was er in den Einzelnheiten nicht fand, in dem Ganzen zu suchen.

Der hiemit angegebene Grundcharakter läßt sich jedoch nur in der sorgsamen Erwägung gehörig auffassen, daß der Drang sich bei den verschiedenen Individuen sehr verschieden äußern muß, wie auch daß er bei keinem Individuum alsbald zum Ziele führt, daß bei niemanden unmittelbar auf die Dunkelheit heller Tag folgt. Nur damit ergibt sich der Schlüssel zu den vielen Abweichungen in den Ansichten und Meinungen. — Und fügt man dazu die Bemerkung, daß dunklere Ansichten andere Wünsche und Forderungen erzeugen als hellere, so ergibt sich auch leicht der Schlüssel zu den vielen Variationen

in den Wünſchen und Forderungen; — was endlich zu der Vermuthung bringt, daß alle Veränderungen in den Intereſſen der vergangenen Generation zuletzt von dem einen Grundcharakter, von demſelben Drange nach allgemeiner Klarheit, ableitbar ſeyen.

Vor dem Verſuche der wirklichen Ableitung wolle der Leſer indeß an die Analogie zwiſchen der individuellen Entwicklung und der Volksentwicklung zurückdenken, wohl an die Unruhe und das Stürmiſche, was wir an Jünglingen ſehen, die ſich im Ringen nach einer höheren Entwicklungsſtufe zerarbeiten. Auch dabei erſcheint immer ein gewiſſer Drang nach Klarheit als der Heerd, wovon die Entſchlüſſe und Anſtrengungen ausgehen. Aber wie dieß anwendbar iſt auf ganze Völker, ſo iſt es nicht minder der fernere Satz, daß der Jüngling ſo lange ſtäten Stürmen und Verirrungen ausgeſetzt bleibt, bis er die Klarheit errungen hat; — woraus unwiderleglich folgt, daß keins der neuern Völker Europa's aus ſeinen Leiden befreit werden könne, bevor Die, welche am Hebel ſeiner Kräfte ſtehen, zu jener Erkenntniß der menſchlichen Verhältniſſe gedeihen, ohne welche weder Klarheit noch Ruhe in ihren eignen Köpfen, geſchweige in dem Volksgetriebe, was ſie lenken, möglich iſt.

Die Argumentation, daß unſere Gebrechen keine Zeichen des Sinkens ſeyen (wie die, worüber einſt Tacitus ſeinen verzweifelnden Unmuth äußerte), mag für das Germaniſche Blut einen Zauber haben, der ihr bei allen Partheien Anhänger verſchafft. Aber ein Jeder, der ſich an ihr labt, ſoll auch bedenken, welche practiſche Gebote ſie dictirt. D. h.: wer unſere Zeit ernſtlich mit dem Jünglingsalter vergleicht, der ſoll auch beherzigen, daß immer das erſte Mittel wider die Verirrungen der Jugend die Bekehrung bleibt, und daß, wie beim Jünglinge ſo bei ganzen Völkern, dieſelbe Entwicklung, welche die Periode der gefährlichen Stürme herbeiführt, gerade in

deren Heerde, dem Drange nach Klarheit, die Seite darhält, wo das Heilmittel anzubringen ist. Und wer meine Ueberzeugung theilt, daß just in diesem vielfach verkannten Drange der Stern der bessern Zukunft schimmert, dem liegt damit auch die letzte, (in der Vorrede nur angedeutete) Rechtfertigung meines Unternehmens vor, sammt dem Beweise, wie wenig es mit factionären Richtungen gemein hat. Ich wende mich allein an die Besonnenheit und Ueberlegung, und kann darum keine andere Gegner haben als ihre Gegner. Wer bloß in dem Alltäglichen nüchtern und verständig ist, und gerade in dem Wichtigsten den Leidenschaften folgt, über den vermögen meine Argumente freilich nichts. In einer Menge von Millionen fehlt es nie an Wahnsinnigen und Blödsinnigen und noch weniger an Leidenschaftlichen und Trägen, die dem Wahnsinne und Blödsinne nahe stehen. Solche Unheilbarkeiten sind nicht ohne Wirkung auf die Politik, und umgekehrt wirken die politischen Interessen auf sie zurück; und darum bin ich auch darauf gefaßt, eben mit der Provocation auf den Verstand und die Verständigung, als den äußersten Angel unseres Looses, auf manche Widersacher zu treffen. Aber ich freue mich, daß ihre Zahl so rasch abnimmt. Woran bisher alle menschliche Anstrengung und Weisheit scheiterte, an unserer Erlösung von den Fesseln der particulären Interessen, die vollbringt jetzt die Zeit selbst mit wenigen Strahlen, welche sie in die Köpfe ihrer Creaturen sendet. Nicht Menschenwerken, sondern allein der Entwicklung verdanken wir es, daß auch dort, wo man sonst nur Hindernisse der wahren Cultur zu sehen glaubte, in dem Adel und der Clerisei, die Germanische Keimkraft schöne Blüthen verheißt. Darin besteht der Unterschied zwischen den höheren Ständen der steigenden und den der sinkenden Völker. Zu welchen Klagen man auch noch gereizt werde, unter den Deutschen wird die Keimkraft siegen, und zwar nicht gegen die Richtung der höheren Stände, sondern in den höhern Ständen selbst. Dafür bürgt die allgemeine Empfänglichkeit für Licht und Wahrheit, die in den

unvermiſchten Germaniſchen Völkern wohl Individuen, aber nicht ganzen Claſſen fehlt.

Der Schlußrede

dritter Abſchnitt.

Doch damit ſich niemand vor meinen Träumen von einer goldnen Zukunft fürchte, lade ich widerholt zur genauen Betrachtung der Gegenwart ein; wovon das Geſammt-Reſultat die Ueberzeugung ſeyn wird, daß Alles, was das Geiſtige unſerer Generation von dem der vergangenen unterſcheidet, theils in der Richtung jenes Dranges nach allgemeiner Klarheit ſelbſt zu ſuchen iſt, theils in der durch die Annäherung zur Klarheit bereits erfolgten Umwandlung der andern Intereſſen.

Zur Richtung des Dranges nach Klarheit ſelbſt gehört unſtreitig das lebendige Intereſſe an Dem, was ihm förderlich oder hinderlich ſcheint. Und wer an ſeiner Eigenthümlichkeit noch zweifelnd es von dem Streben nach Belehrung früherer Zeiten nicht unterſcheiden kann, den lenke ich bloß auf den Widerwillen, der ſich in allen Zweigen des Denkens und Empfindens gegen Machtſprüche und Autoritäten zu äußern beginnt. Wenn ſich früher der Forſchungstrieb von gewiſſen Gebieten ruhig zurückweiſen ließ, ſo will die jetzige Generation keine Schranken mehr anerkennen, als die, welche dem eignen forſchenden Auge als natürliche Schranken vorkommen.

Zwar äußerte ſich im Religiöſen ſchon vor Jahrhunderten eine Abneigung gegen Autoritäten. Allein eine nähere Prüfung lehrt, daß es keineswegs eine generelle war; da ja der proteſtantiſche Artikel von dem freien Forſchen und

freien Glauben durch dieſelben Prieſter, die ihn aufſtellten, mannigfach beſchränkt wurde. Und ſo führt die nämliche Prüfung bald zu der Warnung, die Abneigung gegen menſchliche Leitung und Autorität überhaupt, nicht mit der bloßen Abneigung gegen offenbare Irreleitung und Mißbrauch der Autorität zu verwechſeln. Ein Widerſtreben dagegen hat mit dem Symptome der Reife nichts gemein. Wären die Sitten und Handlungen der Römiſchen Prieſter beſſer geweſen, hätte ihre Habſucht nicht den Ablaß für die Zukunft erzeugt und damit Privilegien zu den ſcheuslichſten Verbrechen, ſo würde die Menſchheit noch lange unter ihrer Leitung geblieben ſeyn. Nur wer auf eignen Füßen ſtehen kann, verſchmähet die Stützung Anderer. Zwar ſtimmt auch wohl die Eitelkeit und der Taumel zu Emancipations-Verſuchen; aber Dergleichen iſt weder allgemein noch von Dauer.

Von den frühern Zeichen des Widerwillens gegen politiſche Autorität gilt Daſſelbe. Sie wurden, von Wem und wodurch es auch ſey, hervorgereizt, nicht durch Mündigkeit hervorgetrieben. Eine ſolche politiſche Mündigkeit verirret ſich ſo wenig zur Ungebundenheit, als die religiöſe zur Irreligioſität. Und ähnliche Vorwürfe als die Hierarchie, treffen auch die Organe der weltlichen Macht, wenn ſie, durch deren Mißbrauch oder ungeſchickten Gebrauch, in den Völkern Strebungen zur politiſchen Emancipation hervorreizen, die vor der Reife nur Verzerrung und Unheil gebären.

Ich beharre demnach dabei, daß der Drang nach Belehrung unter uns einen Umfang habe, den unſere Vorfahren nicht kannten; überlaſſe jedoch die Muſterung, wie ihm die von der Vorzeit ſtammenden religiöſen und politiſchen Inſtitute freundlich oder feindlich begegnen, den Leſern; — um ſo mehr, da ich nicht eher von unſerer äußern Lage (wozu ich, wohl bemerkt, jene ererbten Inſtitute ſo gut rechne, als das der äußern Natur gegebene Gepräge) näher ſprechen darf, bevor ich die vollſtändigen Umriſſe Desjenigen gezeichnet habe, was an dem Zuſtande der gegenwärtigen Menſchheit von ihrem eigenen Innern herrührt; mit andern Worten: be-

vor ich auch die übrigen Eigenheiten dieſes Innern, die ſich ja ſämmtlich als Producte des Ringens nach Klarheit darſtellen ſollen, hervorgehoben habe.

Die geſtiegene Einſicht hat freilich auch die particulären Richtungen und Intereſſen, die ſchon früher exiſtirten, etwas verändert. Aber davon darf abſtrahirt werden; da es zu jenen Umriſſen hinreicht, von den ganz neuen Richtungen und Intereſſen zu reden. Unter dieſen verdient nun aber den erſten Platz ein Merkmahl unſerer Zeit, was ſie ſo hoch über die Vergangenheit emporhält, daß es den Verdacht des allgemeinen Verderbniſſes ſelbſt von dem ſchwachen Urtheile lärmender Bußprediger erſchüttern ſollte. Es iſt die Theilnahme an dem Looſe unſerer Nebenmenſchen.

Die Gefühle des Mitleides fehlen zwar auch dem wildeſten Räuber der Wüſte nicht. Sogar das Geſieder des Waldes ſchaart ſich zuſammen, wenn Einem ihrer Art ein Schrei der Noth entfährt. Allein eine ſolche Theilnahme vermag nichts über die allgemeine Richtung. Die Freundſchaft der Wilden verſtummt bald, wie die der Kinder, wenn die Begierden des Leibes damit in Widerſtreit gerathen; wie ſich das freundlichſte Spiel der Hunde durch den nackten Zauber eines Biſſens in den grimmigſten Hader verwandelt. Eben weil das Intereſſe an dem Looſe unſerer Nebenmenſchen eins der erſten Kriterien der Cultur und Humanität iſt, ſo konnte nur Eitelkeit und Selbſttäuſchung einer Zeit Humanität und Cultur zuſprechen, die der Eigennutz ſo umſtrickte, wie das vorige Jahrhundert. Um Das auf das deutlichſte einzuſehen, werfe man doch einen Blick auf jene Stelle des Volksgetriebes, wo ſich die Kräfte concentrirten; d. h. man prüfe die Rückſichten, wonach die Regierungen verfuhren, man frage warum die Kriege, insbeſondere die Colonial-Kriege geführt wurden; warum die Räubereien der Barbaresken von denſelben Europäern *) geſchützt wurden, die den Mantel der Humanität ſo gerne umhingen als

*) Noch bis auf die jüngſte Zeit konnten die Hanſeſtädte von den Briten keine Schutzbriefe gegen die Barbaresken erlangen.

die anderen. Wer hierin aber nur eine Klage wider den fiscalischen Geist der Cabinette hört, dem rufe ich eine Erscheinung ins Gedächtniß, wovor auch jede Apologie der Völker verstummt. Washington war unstreitig ein Wesen, dessen Gesinnungen und Handlungen für das Wohl der Menschheit ihm die aufrichtigste Verehrung der Nachwelt sichern. Und dennoch verzweifelte auch er an der Humanität seiner Zeit so sehr, daß er (in seinem Vermächtnisse) den Amerikanern eindringlichst empfahl, in dem Betragen ganzer Völker auf keine anderen Motive als die des Eigennutzes zu rechnen. Es ist klar, daß wenn der Eigennutz alle Einzelnen beherrscht, er auch ihre gemeinsamen Unternehmungen beherrschen muß. Washington wurde persönlich so wenig vom Eigennutze beherrscht, als je ein Lenker der Staaten vor ihm. Auch konnte es ihm nicht entgehen, daß er gerade deshalb so sehr geliebt und geachtet war; was wieder bewies, daß seine Mitbürger die edleren Interessen nicht völlig verkannten. Und dennoch bot ihm der Zustand der großen Mehrheit keine andere Aussicht, als daß der letzte Hebel des Ganzen sich bloß durch Selbstsucht bewegen lasse. Seichte Lästerung mag hieraus einen Beleg mehr gegen die Amerikaner ziehen. Ich aber wähle die Amerikaner darum zum Beispiele, weil just an ihnen am besten zu erkennen ist, was den Volks-Lenkern und ihren Theorien, und was dem Volke selbst zur Last fällt*). Wer ein Beispiel in Europa fordert, der blicke auf Britannien. Ist doch dieses Land vor allen im Rufe der Gewinnsucht; was ebenso allein daher rührt, daß, wo die

*) Wie auch die Nordamerikaner wider die Träume von hohen politischen Tugenden in der neuern Menschheit ein schlagendes Argument in der Erscheinung liefern, daß ihre Männer von Bildung so gerne an dem Spiele des Europäischen Rang- und Hof-Lebens Theil nehmen. Wird es doch ihren ersten Beamten nicht sauer, die halbe Lebenszeit als Gesandte in Europa zu verbringen; und wenn ich nicht irre, so ist ein Sohn eines ehemaligen Bundes-Präsidenten in Diensten des Russischen Kaisers.

neueren Völker freier waren, sie auch ihre eigennützige Natur mehr offenbarten; statt daß bei den unfreien die fiscalischen Theorien der Cabinette dafür zeugten.

In Nordamerika haben sich die in Europa entstandenen fiscalischen Theorien zwar modificirt, aber nur insofern sie das Familienleben zu sehr drückten und zum Widerstande reizten. Und man wähne ja nicht, daß es dazu anderer Interessen bedurft habe, als der gewöhnlichen des vorigen Jahrhunderts. Dem instinctartigen Familienleben dünkt die Wohlfahrt des ganzen Staates nie so unabhängig von der des einzelnen Bürgers, als unsern Finanzmännern; und wie eigennützig dieses Familienleben auch bisher geblieben ist, so schroff in Streit mit allen edelern Interessen, als unsere abgeschlossenen Finanztheorien, war es nie. Aber darum apotheosire man es nicht, und wolle doch diejenige Theilnahme an dem Loose der Nebenmenschen, welche sich jetzt regt, nicht in einer Periode suchen, wo der Menschenraub unter allen Europäischen Völkern, die Schiffe hatten, als ein tadelloses Gewerbe galt *). Dazu gehörte ein allgemeines Vorschreiten der Entwicklung, welches in sämmtlichen Völkern der Germanischen Keimkraft so ziemlich gleichzeitig statthat. — Der menschliche Geist muß sich zuvor in den Strebungen niederer Ordnung sättigen; erst dann kann er sich ihnen so weit entwinden, daß sich das Interesse am mitlebenden Menschlichen frei über das Interesse an leblosen Sachen erhebt.

Es ist unnöthig, zu wiederholen, warum die Regierungstheorien jenen fiscalischen Charakter erlangten, daß schon von Alters her die Noth den äußern Gütern einen Werth verliehen habe, der die edleren Interessen sogar in der vollen Stärke der höchsten Cultur überwältigen müsse; daß, ob-

*) Was alle seefahrenden Europäer an der Küste von Afrika bis ins achtzehnte Jahrhundert verübt haben, reicht ohne Commentar hin, die Träume von der bessern Natur unserer Voreltern zu zerstreuen.

gleich dieſe Theorien urſprünglich aus der Unfähigkeit zu politiſchen Reflexionen und einer Bedrängniß, die dennoch der Reflexionen bedurfte, hervorgingen, ſie doch nur da zu der heutigen Verzerrung kommen konnten, wo das Practiſche caſtenartig vom Theoretiſchen geſchieden iſt; daß jemehr ſich die politiſchen Theorien von der wirklichen Welt entfernen, ſie deſto monſtröſere Producte gebären, die wieder um ſo hartnäckiger von ihren Anhängern vertheidigt werden, je iſolirter auch dieſe von dem practiſchen Getriebe ſind. — Ich habe bloß meinen Glauben an die geſtiegene Humanität vor dem Verdachte der Schwärmerei zu ſchützen; und dazu genügt es Gottlob, den Leſer zu bitten, ſich ſelbſt und ſeine Nebenmenſchen mit der kurzen Frage zu prüfen, was man jetzt zum wahren Lebensgenuſſe fordere. Die Triebe des Leibes werden zwar immer ihr Recht behaupten, und deshalb auch die Hoffnungen auf einen Himmel auf Erden immer zu den Phantaſien gehören. Aber daß die regere Empfänglichkeit für das Menſchliche nicht in dieſelbe Rubrik fällt, bekundet aufs klarſte das Phänomen, daß die Reichen und Wohlhabenden mehr und mehr in dem Genuſſe ihres Ueberfluſſes durch die Gedanken an die ſie umgebende Noth geſtört werden. Man erforſche doch, ob dabei bloß ſelbſtſüchtige Beſorgniſſe obwalten, oder ob etwa die Charaktere der Noth ſo viel gräßlicher ſeyen, als in den frühern Jahrhunderten. Ich habe als Reſultat gefunden, daß die Zahl der Bedrängten zwar mit der Bevölkerung ſehr geſtiegen ſey, aber daß Das, was die Bedrängniß an ſich ſteigere, nicht ſo ſehr von neuen äußern als innern Urſachen (veränderten Anſprüchen) herrühre, die ſich bisher der Beobachtung ziemlich verbargen. Und darum muß ſich auch meine Erklärung jenes Phänomens dem ſicherſten Vorzeichen einer beſſern Zukunft zuwenden, nämlich dem wachſenden Uebergewichte des Intereſſes an dem Menſchlichen über die Intereſſen an den andern irdiſchen Objecten. — So kehren die Völker durch das Licht wieder in das Geleiſe zurück, worin ſie vor Jahrtauſenden die Natur durch

dunkle Gefühle leitete. Die alten Germanen erschienen bei aller kriegerischen Wildheit humaner als ihre Nachkommen; d. h. sie schätzten den Menschen höher als die Sachen; sie hingen mehr an ihren Freunden und Stammgenossen als an dem Boden und der Habe. Aber es war der Vorzug eines Kindes vor dem Jünglinge. Das von der Hand der Natur geleitete Leben der Kinder spricht uns lieblicher an, als die irren Versuche des Jünglings in eigner Kraft zu wandeln. Und dennoch ist sein Entwicklungsstand höher. Wohl ihm, wenn er auf dem langen Wege nicht vor der Reife untergeht, und wohl uns, daß ein gnädiges Geschick den Germanischen Keimstoff in seiner weit längern Bahn bis zu der Periode beschützt hat, wo der Stern der helleren Einsicht ihm die Klippen zeigen kann. —

* * *

Doch ich komme zu einer andern Frucht des Ringens nach Klarheit, die noch mehr verkannt wird als die vorige. Es ist die allgemeine Sehnsucht der Germanischen Europäer nach einem größern Wirkungskreise.

Wenn der beschränkte Blick nur particuläre Interessen entdeckt, so können auch nur particuläre Interessen den Thätigkeitstrieb beschäftigen. Wer wüßte nicht, wie sehr noch das practische Streben der jüngsten Vorzeit auf äußere Habe ging oder auf Spiele der Eitelkeit, was freilich Ehre hieß. Erst mit der hellern Erkenntniß, wie leer und schaal die in diesen Richtungen lockenden Preise sind, und wie jämmerlich unser Ruf in das irdische Getümmel erscheint, wenn man das ganze Leben hindurch nur um sie gerungen hat, erst damit konnte jener Trieb eine Richtung gewinnen, worin er mehr und mehr den Namen des Unternehmungsgeistes verdient.

Darin offenbart sich eine zweite Analogie zwischen der gegenwärtigen Generation und den alten Germanen. Die

alten Germanen wurden von keinen particulären Interessen umstrickt, weil sie sie nicht kannten. Darum äußerte sich ihr Thätigkeitstrieb freier und umfassender, als bei ihren Nachkommen. Nennt man ihn aber deswegen Unternehmungsgeist, so ist wohl zu beachten, daß es seinem weiten Umfange zu sehr an bestimmten Zielen fehlte, und er in dem Maaße einer Neigung zu Abenteuern glich, als ihre Wißbegier einer bloßen Neugier. Erst später als sich die unstäte Neugier zur beharrlichern Wißbegier steigerte, verlor auch der abenteuerliche Thätigkeitstrieb (nachdem er sich in Vertheidigungs-Kriegen an Ausdauer gewöhnt hatte) die Unstätigkeit, welche ihn früher von der Verfolgung friedlicher Interessen abhielt. Immer galt es jedoch Einzelnheiten, einzelnen Zwecken; und in der jüngsten Periode war es, wie gesagt, die Richtung auf äußere Habe und auf die Phantome der Eitelkeit, was den Unternehmungsgeist umstrickte. Nur die Frucht des Strebens nach allgemeiner Klarheit (statt nach isolirten Kenntnissen) vermag solche Fesseln zu lösen; und wer unserer Generation ein Vorschreiten in dieser Klarheit beimißt, der kann auch nicht blind seyn für die Aenderung des Thätigkeitstriebes.

Der Schlußrede

vierter Abschnitt.

Schon eine unbefangene Würdigung dieser Aenderungen in den Geistern muß lehren, daß, wie auch die äußere Lage sey, das Lebensgetriebe der Europäer nicht mehr nach alter Weise fortgehen könne. Aber damit kennt man das Getriebe selbst noch nicht. Dazu gehört, mit der Prüfung des

innern Menschen eine genaue Kunde der äußern Lage zu verbinden. Und bei dem ersten Schritte, den Leser hierin zu unterstützen, stoße ich leider wieder auf eine Masse von Hinderndem, was mehr oder weniger überall der Wahrheit den Weg versperrt. Auch Denen, welche, statt an Verderbniß der Menschheit zu glauben, die Charaktere des Steigens zugeben, dürfte jene Combination schwer fallen; und mein nochmahliger Uebergang zur Polemik ließe sich allein damit rechtfertigen. Aber ich stütze mich auf den triftigeren Grund, daß, insofern unsere Bedrängniß überhaupt heilbar sey, das völlige Verkennen ihrer wahren Ursachen gewißlich als eine Mit-Ursache erscheine, die wohl eine besondere Betrachtung verdiene. — Ich füge also den Vorbereitungen in den frühern Blättern dafür noch Folgendes hinzu.

Alle, die sich mit der Erklärung unseres Zustandes (wie von menschlichen Zuständen überhaupt) befassen, müssen die Ursachen entweder in den Menschen selbst oder in den Umgebungen suchen; sie mögen sich dieser Abtheilung deutlich bewußt seyn oder nicht. Die Klagen über den Luxus aus dem Wahne, daß unsere Bedrängniß daher rühre, gehören offenbar zu den Klagen über die Menschen selbst. Ohne Zweifel ist auch dieser Wahn der Wahrheit hinderlich; aber neben Dem, was die Bekämpfung des Glaubens an eine allgemeine Verderbniß dagegen leistet, darf ich mich hier auf die bloße Erörterung beschränken, daß unser Luxus (sey er wie er wolle) keinesweges den der früheren Entwicklungsperiode übertreffe. Vorher erlaube man mir jedoch kürzlich die Meinung zu widerlegen, welche statt aus dem Luxus auf Verderbniß zu schließen, im Gegentheile darin ein Merkmahl der hohen Cultur erblickt.

Allerdings gehört es zu einer hohen Cultur, vielerlei Aeußerlichkeiten zu kennen; und unbestreitbar ist es auch, daß die natürliche Entwicklung im strengsten Sinne (die von einem Stammpaare durch bloße Fortpflanzung ohne alle Einflüsse von andern Menschen statthat) keinen großen Luxus in den niedern Stufen zeigen kann. Aber

man beherzige doch, daß eine solche natürliche Entwicklung eine Fiction ist, und daß in der Wirklichkeit junge Völker so gut zum Luxus verführt werden als junge Individuen, — welches den Schluß von Luxus auf Cultur in seiner ganzen Trüglichkeit darstellt. Es ist ferner unbestreitbar, daß die bloße Erweiterung der Kenntnisse auf Mancherlei Werth legen muß, was der Unwissende nicht achtet. Und weil in demselben Entwicklungs-Zuge die äußeren Dinge sogar eine überwältigende Bedeutung erlangen können, wovon der Wilde nichts leidet, so haben auch Schwärmer die Wildheit, wegen ihres Mangels an Bedürfnissen, als einen beneidenswerthen Naturzustand gepriesen. Allein diese Tadler ahneten so wenig wie jene Lobredner des Luxus, daß die Ueberwältigung nur den mittleren Culturstufen eigen ist, und gerade auf der höchsten Stufe die äußeren Dinge in dem wahren Werthe erscheinen, der ihre Uebermacht wiederaufhebt. Weil so und nicht anders die äußeren Dinge die Bedeutung wieder verlieren, welche eine niedere Cultur ihnen beimißt, darum gibt es kein sichereres Zeichen der Cultur-Schwäche als die Habsucht und Prunksucht. Was aber dennoch der Zögling der ächten Cultur von der Sinnenwelt mehr fordert als der Wilde, dazu verhilft ihm seine geistige Ueberlegenheit so leicht, daß er minder von seinen Bedürfnissen abhängt als der genügsamste Indianer. Hat die ächte Cultur also weniger Bedürfnisse als die Halbcultur, so ist es auch absurd, die Staffel der Bedürfnisse für eine Scale der Cultur zu halten. Manche, die dieß bei den Individuen anerkennen, fehlen dagegen bei ganzen Völkern, und fallen in die Verirrung, ein Maaß, das zum Messen der Einzelnen offenbar untauglich ist, bei einer Gesammtheit tauglich zu finden. Daß man den Wilden seiner geringeren Bedürfnisse wegen für freier als den Cultivirten hält, rührt hauptsächlich von unserer Europäischen Unbeholfenheit, und von dem Dünkel, der just selbige für eine wesentliche Eigenschaft der Cultur erklärt. Ein kurzes Verweilen in der ländlichen Natur des innern Amerika's reicht zur Zerstörung die-

innern Menschen eine genaue Kunde der äußern Lage zu verbinden. Und bei dem ersten Schritte, den Leser hierin zu unterstützen, stoße ich leider wieder auf eine Masse von Hinderndem, was mehr oder weniger überall der Wahrheit den Weg versperrt. Auch Denen, welche, statt an Verderbniß der Menschheit zu glauben, die Charaktere des Steigens zugeben, dürfte jene Combination schwer fallen; und mein nochmahliger Uebergang zur Polemik ließe sich allein damit rechtfertigen. Aber ich stütze mich auf den triftigeren Grund, daß, insofern unsere Bedrängniß überhaupt heilbar sey, das völlige Verkennen ihrer wahren Ursachen gewißlich als eine Mit-Ursache erscheine, die wohl eine besondere Betrachtung verdiene. — Ich füge also den Vorbereitungen in den frühern Blättern dafür noch Folgendes hinzu.

Alle, die sich mit der Erklärung unseres Zustandes (wie von menschlichen Zuständen überhaupt) befassen, müssen die Ursachen entweder in den Menschen selbst oder in den Umgebungen suchen; sie mögen sich dieser Abtheilung deutlich bewußt seyn oder nicht. Die Klagen über den Luxus aus dem Wahne, daß unsere Bedrängniß daher rühre, gehören offenbar zu den Klagen über die Menschen selbst. Ohne Zweifel ist auch dieser Wahn der Wahrheit hinderlich; aber neben Dem, was die Bekämpfung des Glaubens an eine allgemeine Verderbniß dagegen leistet, darf ich mich hier auf die bloße Erörterung beschränken, daß unser Luxus (sey er wie er wolle) keinesweges den der früheren Entwicklungsperiode übertreffe. Vorher erlaube man mir jedoch kürzlich die Meinung zu widerlegen, welche statt aus dem Luxus auf Verderbniß zu schließen, im Gegentheile darin ein Merkmahl der hohen Cultur erblickt.

Allerdings gehört es zu einer hohen Cultur, vielerlei Aeußerlichkeiten zu kennen; und unbestreitbar ist es auch, daß die natürliche Entwicklung im strengsten Sinne (die von einem Stammpaare durch bloße Fortpflanzung ohne alle Einflüsse von andern Menschen statthat) keinen großen Luxus in den niedern Stufen zeigen kann. Aber

man beherzige doch, daß eine solche natürliche Entwicklung eine Fiction ist, und daß in der Wirklichkeit junge Völker so gut zum Luxus verführt werden als junge Individuen, — welches den Schluß von Luxus auf Cultur in seiner ganzen Trüglichkeit darstellt. Es ist ferner unbestreitbar, daß die bloße Erweiterung der Kenntnisse auf Mancherlei Werth legen muß, was der Unwissende nicht achtet. Und weil in demselben Entwicklungs-Zuge die äußeren Dinge sogar eine überwältigende Bedeutung erlangen können, wovon der Wilde nichts leidet, so haben auch Schwärmer die Wildheit, wegen ihres Mangels an Bedürfnissen, als einen beneidenswerthen Naturzustand gepriesen. Allein diese Tadler ahneten so wenig wie jene Lobredner des Luxus, daß die Ueberwältigung nur den mittleren Culturstufen eigen ist, und gerade auf der höchsten Stufe die äußeren Dinge in dem wahren Werthe erscheinen, der ihre Uebermacht wiederaufhebt. Weil so und nicht anders die äußeren Dinge die Bedeutung wieder verlieren, welche eine niedere Cultur ihnen beimißt, darum gibt es kein sichereres Zeichen der Cultur-Schwäche als die Habsucht und Prunksucht. Was aber dennoch der Zögling der ächten Cultur von der Sinnenwelt mehr fordert als der Wilde, dazu verhilft ihm seine geistige Ueberlegenheit so leicht, daß er minder von seinen Bedürfnissen abhängt als der genügsamste Indianer. Hat die ächte Cultur also weniger Bedürfnisse als die Halbcultur, so ist es auch absurd, die Staffel der Bedürfnisse für eine Scale der Cultur zu halten. Manche, die dieß bei den Individuen anerkennen, fehlen dagegen bei ganzen Völkern, und fallen in die Verirrung, ein Maaß, das zum Messen der Einzelnen offenbar untauglich ist, bei einer Gesammtheit tauglich zu finden. Daß man den Wilden seiner geringeren Bedürfnisse wegen für freier als den Cultivirten hält, rührt hauptsächlich von unserer Europäischen Unbeholfenheit, und von dem Dünkel, der just selbige für eine wesentliche Eigenschaft der Cultur erklärt. Ein kurzes Verweilen in der ländlichen Natur des innern Amerika's reicht zur Zerstörung die-

ser Ansicht hin, welche freilich in der östlichen Hemisphäre wohl nie verschwinden wird.

Doch Das beiläufig. Näher hieher gehört, sich zu überzeugen, daß der Luxus unserer Generation zum mindesten nicht höher ist, als der der vergangenen. Was ist Luxus? Bloße Aenderung der Ansprüche und Bedürfnisse ist sicher noch kein Steigen des Luxus. Indeß auch kein Steigen des Luxus kann es heißen, wenn die niederen Classen sich mehr und mehr dem Geschmacke der höheren nähern. Wer sieht nicht ein, wie oft gegen diese Sätze gefehlt wird?! Was wahres Bedürfniß und was Luxus sey, ist zwar schwer zu sagen, da die wirkliche Grenze nicht scharf genug ist. Allein wer in der Klage über Luxus ihm die Schuld an der allgemeinen Bedrängniß beimißt, der denkt offenbar an eine Verschwendung; und so geht seine Meinung eigentlich dahin, daß unsere Generation verschwenderischer sey als die vergangene. Wie will man aber nun ernstlich versuchen, so etwas durch geschichtliche Belege zu rechtfertigen? Oder erinnert man sich denn gar nicht mehr jener Zeit, worin alle Welt von den Haarkräuslern abhing, wo kein Rath zu Stande kommen konnte, bevor diese Unentbehrlichen die Köpfe zurecht gesetzt? Weiß man denn nichts mehr von den theuern Kleiderstoffen, den goldnen Knöpfen, den Spitzen, dem Geschmeide und den Edelsteinen, ohne die keiner der sog. Honoratioren auszugehen wagte? Hat man nie von den Pluderhosen erfahren, wozu über hundert Ellen Stoff verwendet wurden? Man lese doch die Nürnberger Nachrichten von 1707. Fünf Ellen wollenes und zwanzig Ellen seidenes Zeug war noch sehr mäßig. Ein Paar Hosen kosteten einem Edelherrn nicht selten mehr als die gesammten jährlichen Einkünfte eines Dorfes. Von allen Kanzeln predigte man damahls, wie gegen den Rauf- und Sauf-Teufel, so auch gegen den Kleider-Teufel, und besonders gegen den Hosen-Teufel. Wem fallen nicht die so theuern als geschmacklosen Schnitzwerke und Schnörkeleien an Thüren, Schränken, Stühlen und andern Hausgeräthen ein? Wenn jetzt hin und wieder jemand mehr Silber in Geräthen

besitzt als in der Kasse, so mußte früher jeder wohlhabende Bürger oder Bauer Schränke voll zinnerner und kupferner Gefäße zur Schau stellen, die vielleicht nie berührt wurden. Auch auf Speisen und Getränke, auf Lustgärten und Blumen wurden übermäßige Summen verwendet. Und so zeigt sich denn der Glaube an einen gestiegenen Luxus noch irriger, als der an die gestiegene Unkeuschheit und Völlerei.

Einen merkwürdigen Gegensatz zu dem Versuche, unsere Bedrängniß von der Verderbniß abzuleiten, bilden die Klagen über Volksnoth. Sie messen die Schuld zwar nicht den Bedrängten selbst bei; aber für den Beweis der überall waltenden Unklarheit und Verwirrung zeugen sie gleich stark. Ich brauche nur auf den 44. Auszug zu verweisen, falls jemanden meine Furcht vor der Befangenheit der Köpfe übertrieben scheint. Indeß wie treu man diesen Auszug auffassen möge, sein Inhalt reicht nicht einmahl hin zur Beurtheilung unserer äußern Lage, geschweige zur Beurtheilung der Menschen an sich und des dahinschlägigen Geredes von ihrer Verderbniß. Insofern die Verschlimmerung des Zustandes der höheren Classen (selbigem Auszuge nach) von der Concurrenz der niedern herrührt, würde sie begreiflich auch dann nicht fehlen, wenn jener höhern Classen Ansprüche, sowohl als die äußere Lage der Europäer im Ganzen — unverändert geblieben wären. Nun ist aber die Concurrenz der Niedern um die Subsistenzmittel der Höheren nicht das einzige Neue; sondern, völlig von der äußeren Lage und ihrer Umwandlung abstrahirt, gehört dazu vor Allem die in den früheren Abschnitten geschilderte Umwandlung der Geister. Und daß man dafür gerade dort blind ist, wo man es am besten sehen sollte, daran denke ich zunächst, wenn ich das Verkennen unseres Zustandes als eine Miturſache unserer Bedrängniß aufführe.

Eben jene Merkmahle der gestiegenen Entwicklung sind es, die bisher entweder verkannt oder gar nicht gesehen wurden. Und wie sollte eine Verständigung

über deren Antheil an unſerer Bedrängniß möglich ſeyn, wenn man ſich nicht einmahl über deren Exiſtenz an ſich verſtändigen kann? Recht eigentlich zum Zwecke des gegenwärtigen Abſchnittes zielt die Frage nach den letzten Gründen dieſes Verkennens. Hier iſt meine Antwort darauf.

Es rührt zunächſt daher, daß juſt Diejenigen, wovon das Licht erwartet werden muß, zu einer ruhigen ausdauernden Prüfung ſo wenig fähig oder geneigt ſind. Und daran iſt wieder Mancherlei Schuld. Erſtlich iſt Schuld, daß ihnen das herandringende Neue feindlich vorkommt. Gelehrte, Prieſter, Beamte und Fürſten, alle werden von den neuen Regungen mehr oder minder bedrohet und beläſtigt. Und wenn ſie auch dieſe Regungen der Germaniſchen Entwicklung als deren reine Sprößlinge in ſich ſelbſt fühlen, ſo muß ſie das ſtürmiſche Drängen immerhin in ihren beſondern Verhältniſſen, in ihren Syſtemen und Dogmen, in den Rückſichten auf Ehre und Würde, und endlich in den Intereſſen von Geld und Geldeswerth, zu ſehr beunruhigen, als daß ihnen eine klare Auffaſſung leicht wäre. Vorzüglich unter den Prieſtern ſind Die, welche von allgemeiner Verderbniß ſprechen, weil ſie den Wechſel der religiöſen Formen (und ſogar die Läuterung der religiöſen Vorſtellungen) auf Irreligioſität deuten. Unter den Fürſten und Beamten ſind die meiſten Jener, welche in der allgemeinen Unruhe nur Neigungen zum Aufruhre ſehen; und unter den Gelehrten Die, welche den Sturz ihrer Syſteme für den Untergang der Cultur halten.

Dann aber erwäge man zweitens, wie ſehr dieſe Hinderniſſe der beſonnenen Prüfung vermehrt werden, wenn die erſten Vorſchritte darin dem Prüfenden mit Vorwürfen gegen ihn ſelbſt verbunden ſcheinen. Hatte ich doch ſchon bei den Reden über die Noth der höheren Stände zu fürchten, daß die Erwähnung ihres Druckes auf das niedere Volk als ein Vorwurf wirke. Wie wäre darum der Schein von Vorwürfen zu vermeiden, wenn man vor den Prieſtern über die Gebrechen der Religionen, vor den Gelehrten und Allen, die ſich für Das, was Cultur heißt, von Standeswegen ver-

antwortlich dünken, über Verwirrungen und Verzerrungen der Gefühle und Begriffe klagt? Eben so werden die Regenten und Beamten geneigt seyn, die Klagen über Gesetze und Staatsverwaltung für Vorwürfe zu nehmen. Mithin hält sich Jedermann durch die Wahrheit, welche aufzudecken so sehr wichtig ist, beleidigt, und wird lieber den verkehrtesten Deklamationen huldigen als vermeintlichen Kränkungen.

Doch die Hauptschuld steckt (drittens) in noch Anderem.

Ich habe öfter gesagt, daß die Entwicklung der Völker instinctartig geschehe (wie die eines zum Jünglinge und Manne heranreifenden Knaben), *insofern* nämlich als die neuen Richtungen und Interessen erst *entstehen* müßten, bevor sie Gegenstände des Nachdenkens (der Reflexion) werden könnten (wie auch die Sprachen eher durch unmittelbare Impulse geschaffen würden, als die Reflexion sie weiter ausbilde). Das heißt mit andern Worten: der *Boden*, woraus die Richtungen und Interessen der Völker ursprünglich hervorgehen, ist nicht der des *beschaulichen* (speculativen, reflectirenden) Lebens, sondern der des *practischen*. *Wer sie also fühlen will, der muß diesem practischen Getriebe selbst angehören.* Durch das bloße Fühlen ohne Nachdenken gelangt zwar niemand zur Klarheit. Allein, da es noch thörichter ist, *über Richtungen und Interessen, die man nie empfunden hat, von Reflexionen und Deductionen* Aufschluß zu erwarten, so stellt sich der Hoffnung auf Abhülfe unserer Noth *von der hellern Einsicht*, d. h. von unsern Culturträgern, kein größeres Hinderniß entgegen, als die schon im 26. Auszuge besprochene *Scheidung des Denkens und des Handelns*. Der Einwurf, daß diese Scheidung der Entwicklung genutzt habe, widerlegt die Wahrheit nicht, daß sie mit einer *hohen* Entwicklung unvereinbar ist, und daß, wie eigenthümlich sie auch den *Mittelstufen* sey, nur Finsterniß und Irrthum sie für etwas an sich Gutes halten könne, was immer fortbestehen müsse. Die Schulen mögen zeigen, daß die Scheidung durch eine überirdische Fügung der Dinge ohne menschlichen Plan

entſtanden iſt. Aber der Beweis, daß ſie zu der höchſten Cultur gehöre, iſt ein trauriger Beweis, wie weit ſie ſelbſt von der höchſten Cultur entfernt ſind. In der natürlichen Ungleichheit der Menſchen liegt es zwar, daß es immer und ewig Individuen geben wird, die ein faſt inſtinctartiges Leben führen, die ſelbſt nicht nachdenken, und wenn ſie des Nachdenkens bedürfen, ihre Zuflucht zu den Nebenmenſchen nehmen. Anderer Seits werden auch ſchon die Gebrechen des Leibes Manchen von dem practiſchen Getriebe ablenken und dem denkenden Leben zukehren. Allein durch eine geregelte Erziehung, ohne Rückſicht auf die Anlagen der Individuen, ganze Völker in denkende unpractiſche und in nicht denkende practiſche Claſſen zu zwängen, das iſt ein Verfahren, welches vor dem Maaßſtabe der Gottheit, wovor ſich jegliche Widerſprüche löſen, gerechtfertigt werden mag, aber vor der Kritik wahrhaft cultivirter Menſchen nur Entſchuldigung findet, wo die Natur ſelbſt Claſſen geſchaffen und einige als zum Nachdenken unfähig geſtempelt zu haben ſcheint. Dennoch geſchieht es überall; und die Anſichten, welche unſer irdiſches Daſeyn als eine bloße Berufsſache behandeln, der man ſich ohne Nachtheil für den innern Werth widmen oder nicht widmen könne, befördern hier ein practiſches Getriebe, was vom Denken faſt ſo fern iſt als das Getriebe der Biber, der Bienen und Ameiſen, und dort ein reflectirendes, das in ſeiner Iſolirung vom practiſchen für deſſen Leitung kaum tauglicher iſt, als das Brüten der Mönche. Noch immer ſpricht man von einer gelehrten Erziehung, von einer kaufmänniſchen Erziehung, von einer militairiſchen, von einer techniſchen, u. ſ. w. Und wenn die Gelehrten ſpotten, daß ſich ihnen unter dem Namen von Akademien nackte Anweiſungen zum Erwerbe zur Seite ordnen, ſo iſt ihnen mit vollem Rechte zu entgegnen, daß ihre Anweiſungen zu ſog. höheren Dingen für nichts ſchlechter taugen, als für das Leben auf dieſer Erde. Von der Lehre, daß das Denken nicht minder zum Leben gehöre als das Eſſen und Trinken, wiſſen auch die

Gelehrten nichts. Sie treiben ihre Gelehrsamkeit so gut als einen Beruf, wie der Kaufmann seinen Handel; und wer etwa eine Ausnahme macht, und nicht studirt, um irgend ein Amt zu führen, der geräth in den Verdacht noch unpractischer zu seyn als die Gelehrten selbst.

Indeß, ich gestehe es, alles Dieses entfernt sich zu wenig von allgemeinen Klagen; und nur die klare Darstellung, wie sich die bejammerte Scheidung zur Enthüllung unserer Bedrängniß und ihrer Heilung verhalte, kann mich vor Tadel schützen. Man höre also weiter.

Je weniger die practische Volksclasse selbst denkt, desto mehr bedarf sie der Hülfe der Denkenden. Nun aber sind die Denkenden von dem practischen Getriebe so geschieden, daß von Allem, was darin Neues vorgeht, sie gerade zuletzt Kunde erlangen. In dem practischen Getriebe entstehen, wie gesagt, die neuen Richtungen und Interessen (weil die Entwicklung practisch weiterschreitet). Bevor sie zum deutlichen Bewußtseyn gedeihen, sind die davon belebten Menschen getriebene, ohne zu wissen wodurch, und bedürfen der Leitung. Allein wie die denkende Classe zu dieser Leitung taugt, beweiset sich am schlagendsten damit, daß sie just aus der Unfähigkeit der Masse, sich selbst Rechenschaft zu geben und anzuzeigen, was sie wolle, den Schluß zieht, ihre Regungen seyen nur Regungen der veränderlichen Laune, d. h. eigentlich ein Nichts, was keine Beachtung verdiene. Man weiß, daß auch die religiösen Bewegungen der vorigen Jahrhunderte von den practischen Classen ausgingen, und daß die im Reflexionsleben befangenen nachfolgten, und zwar meist aus ganz andern Motiven als den Impulsen der Menge. In der niedern Entwicklung haben überhaupt die Reflexionen mehr den Charakter der furchtsamen Schlauheit und wirken der unmittelbaren Sprache der Natur zu vielfach entgegen. Wir sind darüber noch nicht hinaus; und die Erscheinung, daß die Regierungen die Bedürfnisse und Forderungen der Völker so schwer begreifen, findet seine

vollſtändige Erklärung in der Scheidung des Theoretiſchen und Practiſchen, worin ſich die neueren Völker zerquälen. Die Regenten und Beamten können einmahl die Theorien nicht entbehren; und um zur Kenntniß der Theorien zu gelangen, gab es bisher keinen anderen Weg als den allgemeinen der Gelehrten, der von dem practiſchen Getriebe zu ſehr iſolirt. Daher rührt es, daß eine beſondere Auszeichnung der Beamten durch Gelehrſamkeit ſie gewöhnlich der Iſolirung der Gelehrten von den Forderungen des bewegten Lebens nähert; wogegen diejenigen Beamten, welche ſich mehr an das Leben halten, ſelten zu tiefern Reflexionen reichen als die übrigen Glieder der thätigen Welt. Die eifrigſten Gelehrten vergraben ſich am meiſten in Theorien und Syſteme. Und ſind dieſe Theorien und Syſteme dann den neuen Regungen der Menſchheit fremd, ſo wird ein Redner über die letzteren eher bei den Samojeden Gehör finden als bei den Gelehrten. Wenn aber auch die Gelehrten und Beamten nach und nach von Dem berührt werden, was mit den nebeligen Worten „Geiſt der Zeit" angedeutet zu werden pflegt, ſo geſchieht es doch ſo ſpät, daß ſie, in ihrem Berufe, das öffentliche und Familien-Leben durch die Producte ihrer Reflexionen zu leiten, für und für mit Theorien auftreten, die, wie gut ſie für frühere Entwicklungs-Perioden paſſen mögen, die Forderungen der neueſten ſchlecht beachten. Je mehr ſich der Menſch durch Theorien von dem practiſchen Getriebe iſolirt, deſto weniger wird die Zeit auf ihn wirken. Die Zeit geht dann vorwärts und der Theoretiker bleibt ſtehen. Darin liegt der Grund, daß unſere Jugend, die nicht ſo ſchnell in iſolirende Theorien verſtrickt werden kann, ihre Erzieher und Lehrer (obſchon nicht an Gelehrſamkeit doch) an Brauchbarkeit für die Welt überholt; freilich um bald ſelbſt wieder von der jüngern Generation überholt zu werden. Und zugleich erklärt ſich damit, warum der ſchon im 44. Auszuge beklagten Erſcheinung, daß in allen Angelegenheiten, welche die cultivirte Vorwelt ledig-

lich der Berathung der Alten vorbehielt, unter den Neueren die Jüngeren das große Wort haben, auch von denjenigen Alten nicht widerstanden wird, die ihr Nachdenken keineswegs auf die Jugendjahre beschränkten. Ich wiederhole die Bitte, das Alter, welches Römer und Griechen zur Verwaltung der Staatsämter forderten, mit dem zu vergleichen, was unsere Institute, in Europa wie in Amerika, dafür fordern. Sahen wir doch jüngst in Frankreich die Deputirten-Kammer sich mit den Zöglingen der Schulen in eine Art berathender Verbindung setzen. Wo ist ein ähnliches Beispiel in der Römischen oder Griechischen Geschichte? So lange die Ursachen fortdauern, müssen es auch die Wirkungen, und wo die Alten für das was Noth thut unbrauchbar sind, da darf man den Jüngern nicht zürnen, daß sie ihnen vorgreifen.

Wie ungünstig aber schon der generelle Anblick unserer schroffen Scheidung des Denkens vom Handeln ist, die nähere Betrachtung zeigt noch Schlimmeres. Wäre es auch wahr, daß die Gelehrten nur vom Practischen isolirt seyen, um desto ruhiger den Theorien nachzuspüren, und nicht um des Unterhaltes wegen so viele Zeit dem sich ewig wiederholenden Unterrichte zu widmen, so würde es immerhin nicht minder wahr bleiben, daß ein so einseitiges Leben, und wenn es Jahrhunderte währte, von den höchsten Interessen gerade am wenigsten erwärmt werden könne; wie treflich es ihm übrigens gelingen möge, Steine, Pflanzen und Insecten zu ordnen, Chinesische und Indische Wörterbücher zu machen, das Schreibzeug der alten Römer auszumitteln, oder sich in das Hirn eines Kirchenvaters oder eines juristischen Glossators hineinzudenken. Doch es gehört nicht zu meinem Zwecke, alle Verzerrungen und Verirrungen der neuern Gelehrsamkeit zu mustern. Es gilt nur darum zu beweisen, wie wenig von ihr für die Verbesserung unseres Zustandes zu hoffen sey. Man erinnere sich, daß ich diesen Abschnitt mit der Erklärung begann, darin (was auch früher schon vorgekommen seyn möge) eigends und allein von dem Verkennen unserer Bedrängniß als einer

ihrer ersten Miturſachen reden zu wollen. Ich ſprach dann zunächſt von dem Verkennen der innern Urſachen (insbeſondere jener neuen Impulſe und Intereſſen). Und das führte mich weiter zur Schuld an dem Verkennen; die ich hauptſächlich unſerer Trennung des reflectirenden Lebens vom practiſchen beimaß. Die Schilderung des Verhaltens dieſer Trennung zu unſerer Bedrängniß konnte alſo Anfangs auch nicht über die inneren Urſachen hinaus. Aber die vollſtändige Schilderung fordert es dennoch; und hier iſt der Punkt, wo ich dafür die erſchöpfende Frage aufwerfen muß: Was wiſſen die reflectirenden Claſſen von den Wurzeln unſeres Zuſtandes überhaupt? nicht bloß von der innern Wurzel (und jenen neuen Richtungen) ſondern auch von der äußern Wurzel, oder von der äußern Lage? — Doch vergeſſe man nicht, daß meinen Reden über das Verkennen der innern Wurzel ſchon deren Enthüllung ſelbſt vorangegangen war, die rechte Enthüllung der äußern Wurzel hingegen erſt ſpäter ſtattfinden wird, und daß inſofern alſo die Antwort auf die polemiſche Frage noch nicht vollſtändig ausfallen kann. Zur Einleitung aber von Allem, was darauf zu antworten iſt, gehört der Rückblick auf die im 26. Auszuge berührte ſonderbare Spaltung unter den über die Intereſſen der Völker und Staaten Reflectirenden (die nur in der Iſolirung beider Theile vom practiſchen Getriebe entſtehen konnte), in Folge deren ein Theil ſich allein mit der menſchlichen Natur befaßt, ohne über die äußere mehr zu reflectiren als die Menge, der andere Theil (die Statiſtiker und Staatsökonomen) ſich umgekehrt allein mit den äußern Dingen zerarbeitet, ohne über den innern Menſchen mehr zu denken als die Menge. Daraus ergibt ſich nämlich, daß man bei der ſpeciellern Kritik der über die innere Wurzel unſeres Zuſtandes (und die inneren Urſachen unſerer Bedrängniſſe) herrſchenden Irrthümer von den Statiſtikern und Staatsökonomen ganz abſehen darf, und bei der ſpeciellern Kritik der Irrthümer über die äußere Wurzel wieder von dem andern Theile (den Prieſtern, den Philoſophen, den Hiſtorikern und den Juriſten)

Jetzt zur Antwort auf die polemiſche Frage ſelbſt.

Aus den Vorſchlägen für die Hülfe leuchtet ſie leider deutlich genug vor, — wie ſich ja faſt immer an der Praxis eines Mannes am deutlichſten deſſen Theorie oder Theorie-Loſigkeit offenbart.

Die Verwirrung iſt ſo groß, daß an die Abhängigkeit unſeres Zuſtandes von einer innern und äußern Wurzel kaum im Allgemeinen gedacht wird. Man gehe ſämmtliche neueſte Reden und Schriften durch, und überzeuge ſich, daß, wie abweichend die Anſichten und Meinungen auch ſind, doch alle darin übereinſtimmen, die Hülfe ſchlechthin bei der innern Wurzel zu ſuchen, ohne daß die äußere Lage, wie die Beſchaffenheit des Europäiſchen Continentes ſie gibt, zur geringſten Prüfung gelangt. Hält doch Jedermann den Spruch unſerer Schulen, daß unſer Land Alles darbiete, was der Menſch zu ſeinem Glücke bedürfe, für einen fundamentalen, der keinen Zweifel geſtatte. Die Prieſter, die Beamten und die Gelehrten denken darin gleich; und wie verſchieden ſie auch ſonſt über den Sitz des Uebels urtheilen, ſie bilden ſich ſämmtlich ein, inſofern überhaupt Hülfe möglich ſey, müſſe ſie von religiöſen oder politiſchen Inſtituten kommen. An dieſer Einſeitigkeit iſt aber nichts Anderes Schuld, als daß die Geiſter mit dem, was ihre Leiber erhalten muß, völlig unbekannt ſind. Wenn ſie nicht dem Materiellen, woraus die äußeren Güter, wovon ſie ſelbſt leben, hervorgehen, ſo gänzlich fremd wären, als ſie ſind, ſo würden die Prieſter nicht durch Religion und Moral, und die Beamten nicht durch nackte Geſetze zu helfen wähnen, wo die Hülfe nur von dem Boden zu ziehen iſt. Sind doch Geſetze nichts als Beſchlüſſe der Menſchen, und ſo wenig bloße Beſchlüſſe etwas über das Wetter vermögen, ſo wenig vermögen ſie über die Urſachen der Europäiſchen Bedrängniſſe, inſoweit daran die allgemeine äußere Lage ſchuld iſt. Iſt dieſer Ausſpruch aber unangreifbar, ſo darf man auch von Jedem, der ſich ein Urtheil über

unſern Zuſtand anmaßt, die vorläufige Unterſuchung fordern, ob die äußere-Lage nicht wirklich mit ſchuld ſey. Allein ſo überflüſſig ſie den Prieſtern dünkt, die jegliches Heil von Gebeten erwarten, ſo dünkt ſie es unſern politiſchen Volksrednern, die nur von neuen Geſetzen träumen, als ob es mehr um Regulirung der Lebensverhältniſſe, als um dieſe Verhältniſſe an ſich und ihre erſten Bedingungen gehe; oder gar, als ob eine Legislation als ſolche, als ein juriſtiſches Kunſtwerk, für das menſchliche Wohl und Wehe von Bedeutung ſey. Ein ſchlichter Landmann begreift ſehr gut, daß bei der beſten Verfaſſung die Bedürfniſſe des Leibes ſich nicht von ſelbſt beſtreiten. Auch beginnt er zu begreifen, daß der Bemittelte ſich ſeiner Habe nicht freuen kann, ſo lange er ſich von einer Menge Armer umlagert ſieht, deren Armuth nicht einmahl durch eine neue Güter-Vertheilung zu heben iſt. Und dennoch glauben unſere Volksredner, das Alles werde ſich von ſelbſt geben, wenn nur einmahl eine Aenderung in den Geſetzen durchgeführt ſey. Ohne Zweifel ſind wichtige geſetzliche Reformen nöthig. Allein um dafür wirken zu können, muß man unſern Zuſtand vollſtändig kennen; und dazu gehört eine Kunde ſeiner äußern Wurzel, die den neuern Politikern ſtäts zu ferne blieb. Daß unſere Generation ſo unfähig zur Legislation iſt, rührt nicht von einem Gebrechen, was ſich in Juriſten-Schulen heilen läßt, ſondern von jener Unkunde der Gelehrten im practiſchen Getriebe, dem die Geſetze anzupaſſen ſind; weshalb auch die Vorſchläge zur Bildung von Geſetzgebern, ſtatt auf die Errichtung von gewöhnlichen Schulen, auf die Vereinigung des practiſchen Lebens mit dem theoretiſchen gehen ſollten.

Was iſt von einer politiſchen Weisheit zu halten, der, indeß die Verarmung der edelen Geſchlechter, trotz der grauſamſten und unnatürlichſten Mittel des Einſperrens der jüngern Glieder in Clöſter und Caſernen, des Ausſtoßens auf Abenteuerei, für und für zunahm, dennoch nie ein Scrupel aufſtieg, ob nicht etwa das beſtändige Coloniſiren zur geſunden Entwicklung der neuern Menſchheit ſo weſentlich

gehöre als zu der der alten? Und tritt nicht dieselbe Verwirrung der Vorstellungen auch in den sog. philanthropischen Bestrebungen der Culturträger vor? Man will die Verbrechen durch bloße Besserung des innern Menschen verhüten, ohne wider die äußeren Reize, die täglich fortfahren die Sittlichkeit, wo sie noch besteht, zu untergraben, das Mindeste zu versuchen. Man hofft, verdorbene Menschen durch moralische Experimente zu einer geistigen Gesundheit zurückzufördern, in einer äußern Lage, die vor unsern Augen mehr und mehr die unverdorbenen verdirbt.

Wenn aber an die äußere Lage nicht einmahl bei den Vorkehrungen gegen die gröbsten Ausbrüche gedacht wird, nicht einmahl bei denen, wozu der Hunger fortreißt, wie sollte man denn an eine Bedrängniß denken, welche, während die Leiber noch erträglich gepflegt werden, die Geister allmählig verdirbt, und auch reine Familien allmählig dem Zustande nähert, woraus jene Ausbrüche wie von selbst hervorgehen?! Die Vorschläge dagegen gehören bei unsern Philanthropen in das Gebiet der Schwärmerei. Man könnte freilich versucht seyn, es der Trägheit und Kargheit beizumessen, womit sich das Mitleid so gut als möglich abfinden muß. Allein wie bequem und karg eine Philanthropie auch ist, die lieber den Himmel um Abhülfe bittet, statt selbst zu helfen, und desto sentimentaler über das Elend in der Ferne jammert, je weniger dabei zu besorgen ist, zur practischen Linderung aufgefordert zu werden, so trifft doch die schwerste Anklage immerhin die Unklarheit über die Wurzeln unserer Gebrechen; was sich schon allein dadurch beweiset, daß alle Plane, die drückende Armuth überhaupt aus den Staaten zu verbannen, ohne Umstände als Phantasien verspottet werden, — und noch mehr dadurch, daß unsere Staatsmänner bei den Worten „Gefahr für die politische Ordnung von der Noth" nur auf „die Bettler und Diebe" blicken. Sie wissen daß Bettler und Diebe nicht leicht einen Staat umstürzen, und sehen darum gegen Das, was Pöbel heißt, eine überschwengliche Garantie des alten Geleises in

den höhern Ständen. Aber ſie beachten nicht, wie die Noth die Baſis der höhern Stände ſelbſt zerrüttet hat, ſo daß es bald für den Namen kaum Anderes geben wird, als was der Tag emporhebt; und, was noch drohender iſt, daß die ſteigende Entwicklung, in den eignen Gemüthern der Wohlhabenden, ihren unglücklichen Mitbrüdern einen Verbündeten erzieht, der ſchlecht geſtimmt iſt, den Ausbrüchen der Verzweiflung mit jener ſchonungsloſen Gewalt zu begegnen, die ähnlichen Ausbrüchen in den früheren Jahrhunderten begegnete. Wer mag dann auf den Bänken der Richter ſitzen, wenn ihm als Geſchwornen vorgeworfen wird, daß er ſelbſt Parthei ſey, daß er den verhungernden Räuber nur verurtheile, um ſeinen Biſſen zu ſchützen, und dem Beamten die Recuſation entgegenſchallt, daß ſein Sold das Schwert der Gerechtigkeit in ſeiner Hand zum kalten Werkzeuge der Zertretung des mit ihm und ſeinem Geſammtwohle ſtreitenden individuellen Wohles verwandele?

Die letzte Bemerkung bringt mich von der verkannten äußern Lage wieder auf die verkannten innern Impulſe, worüber ich (für die obige Frage) noch Dieſes zu ſagen habe. Weil die reflectirenden Claſſen theils die neuen Richtungen überhaupt nicht ſo (urſprünglich) fühlen, als Die, deren Lebenskraft nicht von Theorien beſchäftigt wird, theils Das was ſie fühlen, in keinen beſſern Reflexionskreis ziehen können, als in den verzerrten ihres Standes, darum werden gerade ſie, in dem Ringen nach allgemeiner Klarheit, am meiſten zu einſeitigen Forſchungen und Beſtrebungen abgelenkt, und die von der Zeit geborne und belebte Theilnahme am Menſchlichen gelangt eben bei ihnen am leichteſten in falſche Richtungen; wie wir leider an Prieſtern und Politikern ſehen, die durch ihre Vorſtellungen von dem Wohle der Geſammtheit in Widerſtreit mit den natürlichſten Forderungen des individuellen Lebens gerathen. Sehr viele fühlen aber von den neuen Impulſen gar nichts, und dieſe träumen dann bloß von Neigung zum Aufruhr, von Schwärmerei, faſt bei Jeglichem, was reine Folge des Dranges nach Belehrung und des erhöhten Intereſſes am Looſe der

Menſchheit iſt. An den Wirkungen des mit der geſtiegenen Einſicht geſtiegenen Thätigkeitstriebes endlich werden auch ſelbſt Die irre, welche ſich wegen ihrer milden Auslegung der Gegenwart zu den Liberalen zählen. Unſere Gelehrten und Beamten ſind zwar nicht alle Braminen und Mandarinen. Manche mögen dem practiſchen Getriebe näher gerückt ſeyn; aber doch ſicher nicht ſo nahe, diejenigen Bewegungen zu begreifen, welche von der äußerſten Quelle alles Practiſchen, von dem Thätigkeitstriebe, ausgehen. Darum verſtehen ſie die Völker juſt in der wichtigſten Eigenheit am wenigſten, und wenn ſie irgendwo zu Fictionen flüchten und von Unbeſtändigkeit, Neuerungsſucht, Ehrſucht, und Abenteuerei reden, ſo thun ſie es bei den Wirkungen, welche unſere Entwicklung dieſem Triebe entlockt. — Dem füge ich noch folgende Commentirung hinzu.

In dem Maaße die hellere Erkenntniß unſeres Verhaltens zur Welt das Intereſſe am Menſchlichen der Ueberwältigung niederer Intereſſen entzieht, muß ſich auch überall das Verlangen verſtärken, wenigſtens bei äußern Gütern die Colliſionen mit unſern Nebenmenſchen zu vermeiden. Wenn früher dieſes Verlangen nur belebt wurde durch beſondere Zuneigung für beſtimmte Perſonen, ſo wird es jetzt mehr und mehr belebt durch allgemeine Menſchenliebe; und wenn man früher nach den äußern Gütern griff, ohne ſich um Andere als Freunde und Verwandte zu kümmern, ſo erſcheinen uns jetzt mehr und mehr alle Menſchen als Verwandte und Freunde. Zu einer ſolchen Entwicklung des Geiſtes gehört nun aber auch die Erleuchtung, daß der Vorzeit keine Macht gebühre, uns an eine eigennützige Richtung zum Unglücke unſerer Mitmenſchen zu feſſeln. Dieſelbe Entwicklung verwirft zwar eine allgemeine Gütergemeinſchaft und ſchützt das Eigenthum aus höheren Gründen, als die jüngern Entwicklungsſtufen vermochten. Allein ſie widerſetzt ſich zugleich jeglichen Ausdehnungen und Deutungen menſchlicher Inſtitute und Regeln, die mit dem unmittelbar von Gott und der Natur ſtammenden Ur-Anſpruche auf Exiſtenz im Wider-

ſtreite ſind, namentlich jenen juriſtiſchen Folgerungen aus den von der Vorzeit geſchaffenen Wortbegriffen, welche von der Heiligkeit des Eigenthumes die Ermächtigung fordern, bei dem größten Ueberfluſſe den armen Mitbruder dem Hungertode zu überlaſſen. Wir ſind zwar erſt an der Schwelle des Lichtes; allein es taucht in der geſammten Europäiſchen Menſchheit heller und heller die Vorſtellung auf, daß man der unverſchuldeten Noth und dem Mangel an dem Unentbehrlichen nicht zumuthen dürfe, in dem frommen Glauben an die Unverletzbarkeit des Ueberfluſſes eines Geſättigten und Schwelgenden zu verhungern.

Wo ſich das Innere der menſchlichen Natur ſo verändert, da kann, ich ſage es abermahls, das ſie umgebende Aeußere unmöglich unverändert bleiben. Bei der geſtiegenen Theilnahme an dem Looſe der Mitmenſchen erklärt ſich die Neigung unſerer Zeit, über das Gebiet des Privatlebens hinauszuſchreiten, ſchon aus der Menge der Leidenden und der in dieſem Gebiete zu ſehr verſiegenden Hülfe. Indeß das iſt es nicht allein. Von dem regern Gefühle der allgemeinen Verwandtſchaft abgeſehen, verlangt die weitere Entwicklung auch einen weitern Spielraum; und wenn früher die Lebenskraft durch die Beſchäftigung in einer Richtung von allen übrigen Richtungen völlig iſolirt wurde, ſo iſt es jetzt anders. Keine noch ſo intereſſante Einzelnheit kann ſie fortan ſo feſſeln, daß ihr die Sperrung der ganzen übrigen Welt gleichgültig wäre. Darum muß, jemehr es ſolcher Sperrungen gibt, es auch deſto mehr Stoff zur Unzufriedenheit mit dem Beſtehenden geben. Jemehr ſich überhaupt die Anſichten vom irdiſchen Daſein erweitern, deſto mehr müſſen die beſonderen Zwecke an Werth verlieren, deſto mehr muß die Wichtigkeit einer für alle Zwecke geeigneten Lage einleuchten. Und wenn ſich in früheren Jahrhunderten der Thätigkeitstrieb (wo er nicht durch die nächſten Bedürfniſſe gebunden war) ausſchließlich einzelnen Intereſſen (oft ſog. Liebhabereien) widmete, ohne daß an ſeine allgemeine Baſis gedacht wurde, ſo wird er fortan vorzugsweiſe auf die Gründung und Sicherung einer ſolchen allgemeinen

Basis gelenkt — aus keinem andern Motive, als weil sie ihm als erste Bedingung der Annäherung zum Vorbilde seiner irdischen Existenz erscheint.

Jene Impulse zu einem weitern Kreise des Lebens und Wirkens gehen an sich keineswegs auf fremde Länder. Im Gegentheile, am natürlichsten ist's, Anfangs in der Nähe zu suchen. Wie das Vorbild des bessern Zustandes auch sey, ohne besondere Ablenkungen sucht es der Mensch Anfangs in seiner Heimath, in seinem Dörfchen z. B. Erst wenn er es darin nicht findet, forscht er in einem größern Raume, und gelangt nur so über die Grenzen großer Reiche hinaus. Derselbe natürliche Gang umschließt mithin ein dauerndes Umhertappen und Experimentiren, wobei Verirrungen und Mißgriffe unvermeidlich sind. Und eben daraus erklärt sich's, warum der Drang zum Auswandern so oft mit der Neigung zu politischen Neuerungen zusammentrift. Auch in frühern Jahrhunderten äußerten sich in den Europäischen Völkern politische Strebungen, wie es seit der Entdeckung von Amerika nie an Auswanderungen gefehlt hat. Allein wie man beim früheren politischen Experimentiren nur particuläre Zwecke verfolgte, so waren es auch nur particuläre (religiöse oder nicht religiöse) Interessen, die zum Auswandern bestimmten. Jetzt hat hingegen das Experimentiren für eine allgemeine Regulirung der Lebensbasis begonnen, und darin steckt jetzt auch ein Hauptantrieb zum Auswandern. Die particulären Interessen wirken zwar immer mit; der Eine verspricht sich ein besseres Gebiet für seinen Handel, der Andere für sein Handwerk, der Dritte sucht fruchtbare und wohlfeile Aecker; wieder Andere hoffen gewissen Europäischen Leiden zu entgehen. Doch sogar bei Denen, wobei dergleichen Rücksichten durchaus vorherrschen, fehlt die Sehnsucht nach jener allgemeinen Basis zu einem freien Blicke um sich und in sich selten gänzlich.

Aber leider verleitet die Dunkelheit, worin sich das Alles noch äußert, und der Umstand,

daß die getriebenen Menschen selbst sich über das Treibende nicht Rechenschaft geben können, die Politiker, es schlechthin für ein Nichts, für Launen zu erklären; wiewohl es doch niemanden einfällt, das Schwärmen der Bienen für Laune und Aufruhr zu halten.

Wenn sich die Politiker der Vorzeit wenig um die Auswanderung kümmerten, so mag zu ihrer Entschuldigung dienen, daß sie nicht jedes particuläre Interesse beachten konnten, und daß die Bedeutung der Interessen für den höchsten Hebel sowohl von ihrer Gewalt über die davon beseelten Individuen, als von der Zahl dieser Individuen abhängt. Aber den jetzigen Politikern kommt das nicht zu Statten; und wenn es überhaupt zur Rolle der Volkslenker gehört, zum hellsten Bewußtseyn zu fördern, was in dem instinctartigen Leben geboren wird, so sollten sie vor Allem erkennen, daß die Auswanderungen und Colonisationen in der Ferne schon darum so sehr als möglich zu begünstigen sind, um obige Sehnsucht aus der Richtung auf politische Experimente im Vaterlande abzubringen. Ohne dieß werden die bestgemeinten, liberalsten Maaßregeln das Verderben zerstörender Explosionen so wenig verhüten, als die Mittel des Absolutism. Zum Beweise dieses Ausspruches könnte ich mich auf den Zuruf beschränken, doch zu beherzigen, wie enge der Raum im westlichen Europa werden müsse, wenn jene Sehnsucht alle Völker ergreift, was den nördlichen und mittleren sicher bevorsteht. Allein so kurz darf ich die Rubrik „Ueber die Gestalt, worin den heutigen Europäern die äußere Welt entgegentritt" nicht abfertigen. Das gegenwärtige Capitel aber glaube ich nicht besser schließen zu können, als diese meine Schrift selbst, gegen die Empfindlichkeit Derer, die darin nur Vorwürfe erblicken möchten, durch eine eigene Deprecation zu schützen.

Es ist zwar kaum möglich, in der Kritik der menschlichen Verirrungen den Schein des Vorwurfes zu vermeiden. Wo wir tadeln, verfallen wir gar zu leicht in eine vorwerfen-

de Weiſe und es koſtet oft viel Anſtrengung ſie zu mäßigen. Aber um wahrhaft zu belehren und durch Belehrung zu beſſern, darf man ſich dieſe Mühe nicht verdrießen laſſen. Indeß wie ſelten wird das beachtet! Gehört doch zum traurigſten Argumente gegen die neuere Cultur und Weisheit der bittere Ton, auf den man in jedem Zweige der Literatur ſtößt. Wegen Irrthümer, die mit der Güte der Geſinnungen nichts gemein haben, den Werth eines Menſchen ſo behandeln, als ſo manche Kritiker thun, das zeugt entweder von einer natürlichen Bösartigkeit oder von der Schwäche eines eiteln Pedanten, der den menſchlichen Werth da ſucht, wo er am wenigſten ſteckt. Selbſt wo es um die einfachſten Fragen geht, kann kein gutes Reſultat erfolgen, wenn die zur Prüfung und Berathung Berufenen ſich mit Vorwürfen beſtürmen. Wie ſollte es in dieſer überaus verwickelten Angelegenheit möglich ſeyn?! Ich weiß ſehr wohl, daß auch die Sprache meiner Tagebuch-Auszüge hin und wieder vorwerfend klingt. Allein das wird um ſo minder ſtören, als ſchon die allgemeine Erklärung „daß ich unſere Gebrechen der Entwicklung beimeſſe" einer beleidigenden Nebenwirkung vorbeugt. Dennoch wünſche ich hier, wo ich meinen Mitmenſchen gerade gegenüber ſtehe, einer ſolchen widrigen Nebenwirkung noch nachdrücklicher zu begegnen.

Ich freue mich, daß unſere Geſchichte ſelbſt dieß ſo ſehr erleichtert. Fern ſey es von mir, die Flecken anderer Völker zu berühren, um einem National-Dünkel zu huldigen. Ein heiliges Volk ſind die Deutſchen nicht; und ihre Geſchichte hat auch bisher keine Blüthen und Früchte geliefert, welche der höchſten Entwicklung angehören. Aber die Klarheit über die Gegenwart verlangt doch, die Vergangenheit nicht für ſchwärzer zu halten als ſie war. Und vor Allem wichtig iſt es, Meinungen und Anſichten von der Vergangenheit zu zerſtören, die in der Gegenwart ein verderbliches Mißtrauen unter den verſchiedenen Ständen befördern. Einzig zu dieſem Zwecke richte ich an ſämmtliche Deutſchen die Aufforderung, ſich durch eine kurze Vergleichung mit andern

Völkern zu überzeugen, wie wenig wir uns unſerer Geſchichte zu ſchämen haben. Freilich gewähren auch die Gemälde unſerer Vorzeit für ein Auge des neunzehnten Jahrhunderts keinen heitern Schein. Aber welcher rüſtige Mann kann auf ſeine eigene Jugend zurückblicken, ohne auf Mancherlei zu ſtoßen, das ihm mißfällt? Und wer quält ſich wegen Verirrungen der Jugend, der ſich bewußt iſt, den Kern geſund hindurch gebracht zu haben? Ich wende dieß unbedenklich auf die Deutſchen an. Es gibt wenige Familien auf Erden, worin nicht das eine oder das andere Glied an geiſtigen Schwächen oder ſittlichen Gebrechen leidet. Aber wie deshalb niemand die ganze Menſchheit verdammen wird, ſo bietet auch unſere Geſchichte nichts dar, was ganze Stände, geſchweige das ganze Volk, als verdorben notire. Ohne alle Deuteleien fallen die härteſten Vorwürfe unter die Rubrik der Verirrungen einer jungen Entwicklung, die in jeder Periode und in jeder Claſſe ihren Keimſtoff unverſehrt bewieſen hat. Wir erfahren durch die unverdächtigſten Zeugniſſe, wie in dem großen Probelande dieſes Stoffes, in Nordamerika, die Deutſchen auftreten. Auch iſt es ſehr verkehrt, unſere bisherige politiſche Indifferenz ſo zu tadeln wie gewöhnlich. Dieſe Unentſchiedenheit wird am Ende der geiſtigen Geſundheit und Stärke eben ſo heilſam ſeyn, als eine lange phyſiſche Indifferenz (die Cäſar an den alten Germanen pries) der Geſundheit und Stärke der Leiber. Die Meinungen unſerer Väter dürfen uns auch hierin nicht irren. Die Beſten vermochten nicht zu ſehen, was jetzt Jedermann ſichtbar iſt. — Aber es iſt nicht genug, ſich den falſchen Urtheilen über uns im Allgemeinen zu entziehen; faſt noch wichtiger iſt es, ſich zu überzeugen, wie ſich die einzelnen Claſſen zu einander verhalten. Was läßt ſich dem Adel vorwerfen, das nicht ein gemeinſamer Fehler der höheren Stände überhaupt, alſo unſerer Entwicklung und Cultur iſt? Und muß nicht der ſchärfſte Cenſor einräumen, daß trotz aller Fehler, die man an den Gelehrten und Beamten ſieht oder zu ſehen glaubt, ſich dennoch bei ihnen das höhere geiſtige Leben (wenn

anders das Reflectiren, Nachdenken, dieſe Benennung verdient) vorzugsweiſe fand? Wie ſteht es ferner um die Prieſter? Man braucht nicht an die Zeiten zu erinnern, worin ſie die Pfleger des Geiſtigen waren, worin das Religiöſe allein das Geiſtige (Geiſtliche) hieß. Indem ich die Träger des Religiöſen von dem Religiöſen an ſich unterſchied, bereitete ich zugleich auf die Unterſcheidung unter den Trägern ſelbſt vor. Ich habe gezeigt, daß alle Schuld, welche dem Chriſtenthume aufgebürdet worden, auf Rechnung ſeiner Träger fällt, und damit kam ich auf die Verdorbenheit der höheren Stände unter den Römern und ihren Uebergang in das Chriſtliche Prieſterthum. Ich freue mich hier wiederholen zu können, daß gerade durch die Beimiſchung der friſchen Germaniſchen Keimkraft das Chriſtliche Prieſterthum ſehr gewonnen hat. An dieſer Beimiſchung brachen ſich auch diejenigen Plane, welche unſer Europa und ſeine geſammte Zukunft zu einem Lama-Dienſte erniedriegen wollten. Man weiß, wie ſehr ſich die Deutſche Geiſtlichkeit von jeher gegen die Römiſche Herrſchſucht und Habgier geſträubt hat. Inquiſition und Ablaßhandel empörten faſt alle Deutſchen Prieſter, ſie mochten mit Luther und Calvin einſtimmen oder nicht. Wer erinnert ſich nicht noch der Beſtrebungen der letzten geiſtlichen Churfürſten und des Ems'er Vereines gegen fremden Mißbrauch der Deutſchen Religioſität? Welcher Art auch die fremden Schranken waren, das Germaniſche Blut beſiegte ſie; und insbeſondere gibt es in der jetzigen Generation unter den Prieſtern aller Confeſſionen Männer, denen particuläre Intereſſen und leere Formen keine Feſſel ſind, wo es um die wahren Forderungen des Heiles ihrer Mitmenſchen gilt. — Wie das ganze Volk unter falſchen Beſchuldigungen leidet und keine Claſſe verſchont geblieben iſt, ſo haben ſich auch die Fürſten zu beklagen. Kann es auffallen, wenn ſie mißtrauiſch wurden, als ſie ſich ſo verkannt und verläſtert ſahen, wie manche Flugſchriften ſie verkennen und verläſtern? Es iſt noch nicht zu ſpät, ſich über ſolche Producte der Leidenſchaft und Unklarheit zu verſtändigen. Wie wäre

es möglich, daß die Fürsten so frei und sicher unter uns umherwandelten, wenn das Volk wirklich glaubte, was jene Schriften ihnen aufbürden? So wenig das ganze Deutsche Volk sich seiner Geschichte zu schämen hat, so wenig haben es die Fürsten. Man vergleiche doch nur die Geschichte ihrer Familien mit der der Fürsten des Auslandes. Man gehe die Jahrhunderte durch. Man sehe sich einmahl in Deutschland nach Seitenstücken um zu den Greueln der Merowinger und Capetinger, zu den Greueln der Fürsten von Spanien, von Italien, von England, von Schottland, von Rußland. Wo ist das Seitenstück zu einer Bluthochzeit, zu den Dragonaden? Wie rein ragt die Reihe der Deutschen Kaiser unter den Reihen der Fürsten anderer Länder hervor. Auch unter den Römischen Cäsaren gab es einzelne gute. Aber warum gibt es unter der großen Zahl der Deutschen Kaiser keinen einzigen schlechten? — aus keinem andern Grunde, weil sich das Schlechte nirgend an der Spitze der Gesundheit behauptet. Die Fürsten der unvermischten Germanen sind keine ephemere Creaturen eines Eroberers. Die lange freie Entwicklung des Volkes hat sie allmählig emporgehoben; und weil, trotz aller Gebrechen und Verirrungen, der Kern der Germanischen Keimkraft in Deutschland gesund geblieben ist, darum gibt es dort auch keine Fürstenfamilien, die sich ihrer Geschichte zu schämen hätten. Es ist gewiß, daß die Deutschen Germanen nimmer würden ertragen haben, was die Spanier, die Franzosen und die Engländer von ihren Fürsten ertrugen. Allein eben so gewiß ist, daß kein Deutscher Fürst, ohne völlige Umwandlung seiner Natur, zu einer Spanischen, Französischen und Englischen Tyrannei wäre fähig gewesen. Jedermann ist einleuchtend, daß alle Klagen gegen das Staatsregiment nicht die Persönlichkeit unserer Fürsten, sondern die Theorien treffen. Woher kommen aber sämmtliche Staatstheorien anders als aus unsern Schulen, die wie Jeglichem im Volke, so auch den Fürsten die Rathgeber liefern? Möchte man doch die unwiderlegliche Wahrheit beherzigen, daß es für die Vergleichung der Deutschen mit den

Franzoſen, den Briten, den Spaniern, den Italienern keine andere Baſis gibt, als das Verhältniß des Germaniſchen Keimſtoffes zu der Römiſchen Beimiſchung. Allein für und für befördern leichtſinnige Schwärmer die Phantaſie, als ob Alles von den Anſtrengungen einer einzigen Generation, insbeſondere von der Erziehung und Geſetzen abhänge, — über die Keime und deren Abhängigkeit von den frühern Generationen ſo luftig weggaukelnd, daß ſie ſogar die Indianer und Neger durch bloße Erziehungskünſte in Europäer zu verwandeln hoffen. Kein Wunder, wenn ſie die Argumente von einer keimlichen Verſchiedenheit der Europäer ſelbſt, für lächerliche Grillen halten, und darum auch, trotz ihrer Phraſen von Nationalität, eine ſorgfältige Würdigung des Antheiles, den an den Anlagen der neueren Europäer die Beimiſchung der alten Römiſchen Volksmaſſe hat, verabſcheuen.

Die Römiſche Entwicklung hatte ihre Bahn durchlaufen, und wenn es auch unter den letzten Römern und Provinzialen manche Individuen gab, die ſo gut Träger von unentwickeltem Keimſtoffe waren als die Germanen, ſo iſt es doch unbeſtreitbar, daß man das letzte Römiſche Leben nur inſofern als ein veraltetes denken kann, als es darin weit mehr Individuen gab, deren Keimkraft in der Folge der Generationen erloſchen war. Was der alte Keim noch vermochte, ſehen wir an den Byzantinern. Wenn wir aber unter dieſen während eines vollen Jahrtauſends keine Verwandlung bemerken, die man Verjüngung nennen, und dem Zuſtande der Keimkraft von Völkern, die uns unzweifelhaft jung vorkommen, zur Seite ſtellen kann: ſo ſind wir auch nicht berechtigt, ohne Weiteres eine ähnliche Verwandlung durch die Vermiſchung mit den Germanen im Abendlande anzunehmen. Am ſtärkſten erinnert an dieſen veralteten Keimſtoff, daß in den Gegenden, wo die Römiſche Bevölkerung überwiegend blieb, ſich bis auf den heutigen Tag das Römiſche Prieſterthum gegen Das, was Zeitgeiſt heißt, fortbehauptet; und den Reflectionen darüber möchte wohl der Gedanke nicht ſo völlig fremd ſeyn, daß die allgemeine Neigung zum Cölibate, un-

ter den spätern Römern, dem Sinken der Entwicklung sowohl als ihrer letzten Bestimmung, dem neuen Germanischen Keime bloß als Ferment zu dienen, vorzüglich entsprochen habe.

Wem es ernstlich darum geht, sich von dem Wahne zu befreien, daß an dem bedrängten Zustande der Deutschen ihre eigne Schlechtheit schuld sey, der muß sich in andere Betrachtungen einlassen, als die lärmender Journalisten. Diese Betrachtungen zu erleichtern, ist der Zweck meiner Construction der geschichtlichen Phänomene. Leider aber ist ihr schlimmstes Hinderniß, daß, während man bei Pflanzen und Thieren die Kraft des durch die Generationen fortwirkenden Keimstoffes anerkennt, und bei Pferden, bei Rindern, bei Hunden und bei Eseln, das größte Gewicht auf die Abstammung legt, man sie bei Menschen als bedeutungslos behandelt, — wie es scheint, einzig um sich vor den Forderungen eines sorgsamen Forschens in der Wirklichkeit, mit der Lehre von der Freiheit des Willens und vom guten und bösen Principe, in das bequeme Gebiet der Phantasien zu flüchten. Nicht ohne eine gewisse Besorgniß vor den Anhängern selbiger Lehre füge ich meinen Ableitungen aus dem Germanischen und Römischen Elemente noch hinzu, daß sich die Güte der menschlichen Keimkraft am besten am Thätigkeitstriebe prüfen lasse. Fast instinctartig wird dieß auch im gewöhnlichen Leben (bei Thieren und Menschen) angenommen. Wo bloß Schläfrigkeit und Trägheit ist, spricht Jedermann von Mangel an Lebenskraft. Worüber alle Reize der Erde nichts mehr vermögen, Dem trauen wir auch keine Empfänglichkeit, keine Keimkraft mehr zu. Und bei der Beurtheilung von Individuen findet es auch Jedermann natürlich, zu prüfen, ob vielleicht nur eine vorübergehende Unterdrückung, oder Uebereizung obwalte, oder ob die Empfänglichkeit selbst (in der Wurzel) verschwunden sey. Warum sollte es bei der Beurtheilung einer Menge Individuen, eines Volkes, nicht eben so seyn?! Bei Völkern ist aber vor Allem darauf zu sehen, ob die gesammte Generation, oder bloß Einzelne

im Zustande der Erschlaffung seyen. In jeder Periode der Volksentwicklung gibt es einzelne Träge, über die keinerlei Reiz zur Thätigkeit etwas vermag. Allein wenn die ganze Generation unter den schönsten Reizen der ländlichen Natur lieber in Bettelei und Schmutz lebt, als in rüstiger Benutzung der Gaben, welche die Erde einer mäßigen Anstrengung vorhält, so drängt sich die Vermuthung auf, daß die Entwicklung überhaupt im Sinken sey; mit andern Worten: daß die Keimkraft ihren Lauf vollendet habe, oder vor der Zeit unheilbar erkrankt sey. Welche Verirrungen und Greuel die Geschichte von den in ihrer Heimath gebliebenen Germanen zu berichten habe, von einer allgemeinen Erschlaffung der Keimkraft, wie im untergehenden Römerreiche, weiß sie nichts. Das gelangt bei der Vergleichung mit Ländern, deren jetzige Bevölkerung mehr vom alten Römischen Samen als vom Germanischen herstammt, sofort außer Zweifel. Dort sind freilich auch die eingewanderten Germanen zum Theil unheilbar erkrankt. Aber das Hauptübel leitet immer auf den abgelebten Römischen Stoff. Auf solche Ansichten stütze ich den Glauben, daß, wenn in andern Ländern die verkehrten Richtungen mehr aus Dem herrühren, worauf man mit den Worten „böser Wille" hindeutet, (aus verzerrten Trieben und aus Mangel an einer zur Heilung der Schäden fähigen Keimkraft) sie in Deutschland mehr aus der Unreife der Entwicklung hervorgehen, und hier also weniger zu kämpfen sey gegen bösen Willen, als gegen die Gebrechen der Einsicht.

Der Schlußrede

fünfter Abschnitt.

Ueber die Gestalt, worin den Europäern und den Deutschen insbesondere die äußere Welt entgegentritt.

In den vorigen Abschnitten habe ich zu zeigen gesucht, was sich in den Menschen selbst regt, und wohin sie entweder instinctartig oder mit hellerem Bewußtseyn streben. Ich gelobte nämlich in der Ankündigung, erstens, die Ansprüche unserer Generation an das Leben aufzudecken, und zweitens, ihnen die äußere Welt entgegenzuhalten. Wenn jenes nun gelungen ist, und die Ursachen der allgemeinen Spannung, insofern sie in den Menschen selbst wurzeln, hinreichend enthüllt sind, so wird man zum Schlusse auch die folgenden, der andern Hälfte meiner Aufgabe gewidmeten, Blätter (wofür meine früheren Reden über die äußere Lage bloße Vorbereitungen waren) einiger Aufmerksamkeit würdigen.

Es kann seltsam scheinen, vor Völkern, deren Blicke bisher so krampfhaft auf die äußere Welt gerichtet waren, die im Familienleben wie im Staatsleben den Angel des Glückes nur außer sich suchten, denen der Schatz als das Centrum aller Kräfte und die Schatzmeister als deren höchste Lenker galten, noch die Wichtigkeit der äußern Güter demonstriren zu wollen. Allein man vergesse nicht, daß es gerade die Habsüchtigen sind, welche den wahren Werth der äußeren Güter am meisten verläugnen. Daß ohne anhaltendes Denken darüber keine Klarheit möglich ist, erhellet von selbst. Und darum genügt es auch zum Beweise der allge-

meinen Dunkelheit zu beweisen, daß die reflectirenden Classen in Dunkelheit sind. Nun ergab sich schon früher (im vierten Abschnitte z. B.), daß von denjenigen (über die Interessen der Völker und Staaten) Reflectirenden, welche sich allein an der menschlichen Natur halten (den Priestern, Philosophen, Historikern und Juristen), die Klarheit nicht zu erwarten ist, weil sie über die äußeren Dinge überhaupt zu wenig nachdenken. Danach würde also zu dem obigen Beweise nur fehlen, auch der übrigen (der Statistiker und National-Oekonomen) Lichtlosigkeit zu zeigen; — was durch ein eben so kurzes Argument geschehen könnte, wenn ich keine weiteren Gründe hätte, über das Object dieses Abschnittes zu reden. Ich brauchte nämlich bloß zu sagen „der Werth der äußern Güter hänge zuletzt von unsern Bedürfnissen und Ansprüchen ab"; und darum könne ihn gewißlich niemand kennen, der den Born unserer Ansprüche, d. h. den innern Menschen, nicht kenne; mit andern Worten: wie den Priestern, Philosophen, Historikern und Juristen der wahre Werth wegen vernachläßigter Beschäftigung mit der Außenwelt verborgen bleibe, so bleibe er es den Statistikern und National-Oekonomen wegen vernachläßigter Beschäftigung mit der innern Welt.

Indeß mit dem Beweise, daß Andere die Klarheit nicht bereits gefunden haben, ist es keinesweges genug. Meine Aufgabe fordert die Klarheit selbst. Und weil ich mich deshalb tiefer in die Materie und auf die einzelnen Irrthümer darin einlassen muß, so mag das kurze Argument bloß dazu dienen, die Aufmerksamkeit des Publicums nur so viel von den Lehren der National-Oekonomen abzuziehen, als zur Auffassung meiner näheren Aeußerungen nöthig ist. Zu diesen gehört aber vorerst noch einige Polemik, — um mir gleichsam den Boden für meine Constructionen zu verschaffen. Und einzig darum nehme ich den Faden der Klage über die bisherige Verwirrung wieder auf; indem ich den Leser bitte, vor Allem an die absurden Resultate zurückzudenken, zu welchen sie (gemäß dem 53. Auszuge) in der

Berechnung des National-Vermögens verführt hat und noch immer verführt. Im Anſchauen der todten Maſſen verloren berechnen unſere Staatsökonomen deren Werth nach dem gewöhnlichen Maaßſtabe der Märkte; und ſelbigen ſogar dann noch für einen abſoluten Maaßſtab haltend, wenn die offenbarſte Noth ihn geſchaffen hat, jubeln ſie über Reichthum, ſobald ſie nur eine große Summe herausbringen, ohne je nach der Zahl Derer, die davon leben müſſen, zu fragen. Im Gegentheile, wenn ſie darauf blicken, ſo geſchieht es, um ſich noch ärger zu täuſchen; indem ſie, ſtatt in irgend einem Falle von der Verdoppelung der Kopfzahl auf Abnahme des Wohlſtandes zu ſchließen (was ſie doch in den einzelnen Familien ſo oft bewirkt), daraus immer und ewig eine Steigerung folgern. Ich habe ſicher nicht übertrieben, wenn ich ſie mit den Scholaſtikern verglich, die auch ihren Scharfſinn an Particularitäten übten, ohne ſich um deren allgemeine Baſis zu kümmern. So plaudert und ſchreibt man für und für über Natur- und Kunſtprodukte; aber die Verwirrung iſt ſo heillos, daß man nicht einmahl über das Verhalten beider zu den Forderungen des Leibes ins Reine kommen kann, geſchweige zu denen des Geiſtes; die bei den meiſten Finanzmännern ohnehin für ein Nichts gelten, wie die Reden davon für Phantaſterei.

Jeder Europäer, er mag zu den reflectirenden Claſſen gehören oder nicht, begreift ſo viel von der Sache, daß ſowohl den Naturgütern als den Kunſtproducten ein gewiſſer Werth gebührt. Man fühlt zu deutlich, daß die Natur uns wenigſtens einen Platz zum Stehen und Liegen verleihen müſſe, und ſolange es der Chemie nicht gelingt, alle beliebigen Stoffe in Speiſe und Schutzmittel gegen Wind und Wetter zu verwandeln, auch noch etwas mehr. Anderer Seits fühlt man eben ſo deutlich, daß wir mit den beſten Naturgütern allein ſchlecht ausreichen, und daß, ſo lange keine Feen ſich unſer annehmen, die menſchlichen Arbeiten, Fertigkeiten und Künſte, ſelbſt in den ſchönſten und reichſten Fluren, nicht überflüſſig ſind. Aber wenn es hiezu noch keines ſchar-

fen Nachdenkens bedarf, so muß man leider gestehen, daß die Speculationen der Staatsökonomen (die, wie gesagt, die einzigen sind, welche sich unter den Politikern und Gelehrten mit der äußern Wurzel unseres Zustandes befassen) uns kaum darüber hinaus gefördert haben.

Eine kurze Recapitulation unseres Entwicklungsganges kann das folgender Maaßen commentiren.

Was die alten Germanen von dem Werthe der Naturgüter begriffen, zeigt ihre Behandlung des heimathlichen Bodens. Darin änderten sie sich zwar, als sie das Römerreich eroberten; jedoch nicht einmahl so weit, zum mindesten die zur Bestellung der fruchtbarsten Aecker unentbehrlichen Arbeiten von ihrer Verachtung gegen friedliche Beschäftigungen auszunehmen. Dieselbe allgemeine Verachtung gibt aber auch Aufschluß, wie viel man von der andern Quelle der äußern Güter, der menschlichen Betriebsamkeit überhaupt, begriff.

Nur die Noth, die Habsucht, die Herrschsucht und die Eitelkeit konnte später unsere Vorfahren bewegen, ihre Vorurtheile (in einzelnen Fällen) zu verläugnen; allein an eine generelle Vertilgung war nicht zu denken. So fanden z. B. die Wissenschaften bloß Eingang wegen ihrer Unentbehrlichkeit zum Religiösen, zur Politik und zur Heilung der Krankheiten; und selten bequemten sich Diejenigen selbst dazu, welche mächtig oder reich genug waren, Andere dafür zu dingen. Mit den übrigen Beschäftigungen ging es nicht besser.

Unter solchen Impulsen sind wir practisch und theoretisch vorwärts gediehen, und ihnen verdanken wir auch (neben den Anlagen) unsere Cultur.

In den Theorien bekundet sich dieß dadurch, daß die höchste Aufgabe aller Lehrer über National-Wohlstand sich nie auf etwas mehr, als nackt auf eine große Masse äußerer Güter gerichtet hat. Ueber den Werth der äußern Dinge an sich sannen sie nicht tiefer als die Menge. Und wie ein Geizhals fortfährt, Schätze auf Schätze zu häu-

fen, ohne nach dem Gebrauche zu fragen, der doch allein über den Werth entscheidet, so richten sich auch die Vorschläge unserer Staatsökonomen nur auf eine todte Anhäufung derjenigen Stoffe, die im gewöhnlichen Verkehre am meisten gelten. Nicht einmahl an die Vertheilung dieser Stoffe denkt man; und wenn ein Gewerbe oder eine Operation nur rasch Reichthümer ins Land bringt, so beachtet man weder, ob sie Wenigen zufallen, noch ob die erwerbenden Menschen selbst durch die Art ihres Lebens und Ringens schlechter werden. Wie die Theorien auch sonst divergiren, darin unterscheiden sie sich nicht. Und weil Gold und Silber von jeher die ersten Repräsentanten der Güter waren, so mußten auch alle Theorien zuletzt darauf gehen, und konnten bloß in den Wegen dazu variiren. So lange der Handel am schnellsten zum Zwecke zu fördern schien, riethen die Staatsökonomen zum Handel. Später riethen sie aus dem gleichen Grunde zu Fabriken und Manufacturen. Der Bergbau und die sog. Schwarzkunst (Goldmacherei) aber hielt begreiflich jederzeit die Aufmerksamkeit gefesselt. Und wenn man endlich auch mehr von der Benutzung des Bodens sprach, so leitete dabei nicht minder die alleinige Rücksicht auf Geld.

Eben so laut zeugt von jenen Impulsen die Praxis. In der Heimath wie in der Fremde strebten die Europäer nur auf dem kürzesten Wege nach Gold und Silber. Deshalb traten sie auch in Afrika, in Ostindien und in Amerika stäts in der Rolle von Schacherern und Glücksrittern oder Räubern auf; wie die gesammte Colonial-Politik bis auf den heutigen Tag eine bloße Schacherer-, Glücksritter- oder Räuber-Politik geblieben ist. Einer solchen colonisirenden Benutzung der fremden Länder, wie die Griechen und Römer sie übten, wirkt neben der Verachtung des Ackerbaues noch mehr die instinctartige Liebe für die heimathliche Scholle entgegen. Die Lehrer, Priester und Beamten (die Physiokraten nicht ausgenommen) erheben sich über diese Verachtung höchstens durch Phrasen, die sie den alten Völkern nachlallen; da sie, wie alle andern sog. Hono-

ratioren, fortfahren, sich lieber zu den lästigsten Schreibereien zu bequemen, als zu dem leichtesten Geschäfte der Landbebauer, — die endlich, zur festen Abschließung der Caste, sich sogar selbst verachten. Die instinctartige Liebe zur heimathlichen Scholle aber stempeln gerade unsere Priester, Lehrer und Politiker zu einer schönen Tugend, sie in bethörendem Wort-Schwalle für Patriotism erklärend; indeß ihre Handlungen für und für bewiesen, daß es auch bei ihnen auf die Summe ankommt, um, wie der Adel, die Kaufleute und Künstler, durch Verziehen nach Osten und Westen, Norden und Süden, den vermeintlichen Patriotism zu suspendiren.

Einzig und allein der Instinct, und keineswegs Reflexionen und Theorien, hat einen Theil unserer Generation aus diesem Geleise erlöset. In Nordamerika ist es, wo die Menge ohne alle Leitung der Staatsmänner, Priester und Lehrer, ja in offenbarem Widerstreite damit, zuerst dahin gediehen ist, die fremden Länder anders als Glücksritter und Schacherer zu benutzen. Und diese Thatsache mag dann auch den letzten Zweifel an meinem Ausspruche besiegen, daß unsere bisherigen Reflexions-Producte — die hinter dem practischen Getriebe so weit zurück sind, jenes Vorschreiten der Amerikaner für Abenteuerei zu halten — nicht mehr Belehrung über die äußere Wurzel unseres Zustandes bieten als vorhin über die innere. —

Eben darum, weil die bisherigen Reflexionen so weit zurück sind, hat Jeder, der die Belehrung wünscht, sich an sich selbst zu wenden, und mit der Prüfung zu beginnen, was ihm persönlich Noth thue. — Das Volk besteht nur aus Individuen, und was jemand als letzte Basis für sich selbst erkennt, das muß sie auch für Andere seyn.

Die folgenden Blätter enthalten das Resultat meines Versuches, womit ich den des Lesers zu unterstützen hoffe. —

Ohne tiefes Grübeln ergibt sich beim ersten Schritte, daß da die Pflege des Leibes die Grundbedingung un-

seres ganzen irdischen Waltens ist, die Forderungen dafür nicht durch Phrasen von höheren Interessen (sie mögen von Priestern, Moralisten oder Politikern ausgehen) abgefertigt werden können. — Bei einer einzelnen Familie glaubt niemand an Wohlstand und Blüthe, wenn deren Glieder sich der bloßen Erhaltung der Leiber wegen zerquälen und zerkümmern müssen; um so weniger gereicht es unserer Generation, die so sehr mit Weisheit prahlt, zur Ehre, daß der Schulwitz ihr das Blühen einer Gesammtheit vorgaukelt, deren Individuen mehr und mehr im Elende versinken *). — Soll mithin die äußere Lage der Europäischen Menschheit allseitig untersucht werden, so muß es zunächst in Bezug auf die leiblichen Bedürfnisse geschehen; und dafür gibt es schwerlich eine bessere Methode, als den Umfang der Untersuchung durch nachstehende Fragen in zwei Rubriken zu sondern.

Erste Frage: Lassen sich die leiblichen Bedürfnisse der Europäer **ohne** die Benutzung der fremden Länder und des Oceans bestreiten?

---

*) Hat doch die neuere Weisheit diese Gaukelei sogar mit dem Grunde ausgestattet, das Privateigenthum sey, wie die Rechte der Individuen überhaupt, erst mit dem Staate entstanden. Allein die Zänkereien, ob es ein Naturrecht gebe oder nicht, d. h. ob man ohne ausdrückliche (geschriebene oder nicht geschriebene) Anerkennung der Mitmenschen vorzüglichere Ansprüche auf äußere Dinge und Verhältnisse haben könne als sie, darf man den Schulen überlassen. Die Familienväter, welche den Staat practisch stützen und vertheidigen (ohne daß jene Schultheorien auch nur einen einzigen Mitkämpfer liefern) kennen keine andere Motive dazu, als sog. privatrechtliche. Nur ihrer individuellen und Familien-Interessen, und nicht eines politischen Phantoms wegen, werden sich besonnene Männer zur Gründung eines Staatsverbandes bequemen, wo es noch nicht ist, und wo es ist, für dessen Erhaltung kämpfen. Damit wären doch wohl die lächerlichen Reden von einer bessern Legitimität der öffentlichen Rechte als der Privatgerechtsame hinreichend widerlegt.

Zweite Frage: Was ist von selbiger Benutzung zu hoffen?

Diese Rubriken umfassen sichtbarlich alle Erwerbsarten, die man gewöhnlich in die zwei großen Classen der sog. Ur-Production (worin die Benutzung des Bodens den ersten Rang hat) und der Industrie und des Handels theilt. Nun ist es aber zur Fesselung der Aufmerksamkeit der Leser keineswegs gleichgültig, in welcher Ordnung man deren Inhalt durchgehe. Es ist vielmehr am räthlichsten, darin der Stimmung unserer Generation zu folgen, d. h. sich zuerst zu Demjenigen zu wenden, worin sie selbst die Linderung und Heilung ihrer Noth zu suchen geneigt ist. Und dafür wäre denn wieder zu erwägen, daß die Europäer, besonders die westlichen, noch immer ihr Heil hauptsächlich in der Industrie und dem Handel suchen. Denkt doch bei der zweiten Frage fast niemand an etwas Anderes; — eben weil wir die fremden Länder bisher nur für Industrie und Handel benutzt haben, und die ganze Urproduction sich auf Minenbau, Pelzjägerei und den Anbau der sog. Colonialwaaren beschränkte; wie verschwindend es sammt und sonders auch gegen Das ist, was das ungeheuere Areal dem Ackerbau und der Viehzucht verheißt.

Die Beantwortung der ersten Frage werde ich darum mit der Prüfung unserer Hoffnung von der Industrie und dem Handel beginnen. Aber dieß nicht allein; ich werde unmittelbar nachher auch Das, was von selbigen Hoffnungen zum Gebiete der zweiten Frage gehört, prüfen. Das heißt: bevor ich mich mit der andern Classe der Erwerbe, nämlich mit den Hoffnungen von der Urproduction und der bessern Benutzung unseres Bodens in irgend einer Hinsicht befasse, werde ich alle Beziehungen der Industrie und des Handels, die inländischen wie die ausländischen berühren; — einzig deswegen, weil es, wie gesagt, unserer Neigung entspricht, — weil wir von jeher lieber für den Handel und die Industrie (oder Abenteuerei) in die Fremde zogen, als in der Heimath den Ackerbau zu wählen. Gegen den Ackerbau

in der Fremde aber iſt unſere Abneigung noch heftiger; weil er nicht ohne (definitive) *) Auswanderung möglich iſt. Und darum mag ich auch keinem Leſer zumuthen, zu erwägen, was davon für unſere Bedrängniß zu hoffen ſey, bis jegliche Ausſicht in der Heimath durchmuſtert worden.

Alſo voran ſtelle ich die Frage, was für unſere leiblichen Bedürfniſſe von der Induſtrie und dem Handel ohne die fremden Länder und den Ocean zu hoffen ſey. Sie wird ſich ſo ziemlich durch die Prüfung beantworten, ob das gegenwärtige Europa für ſeine Induſtrie ſammt Handel die fremden Erdtheile entbehren könne; oder mit andern Worten, wie es Denjenigen Europäern, die von dem Handel und der Induſtrie leben, bei einer dauernden Sperre der Meere gehen würde.

Mir gilt es hauptſächlich um Deutſchland. Allein man kann über deſſen Zuſtand nicht urtheilen, ohne auf das übrige Europa zu blicken; und dafür erſcheint es wieder als die beſte Einleitung, zunächſt auf Britannien zu ſehen, und ſich zu fragen, wie es dieſem wohl gehen möchte, wenn ſeine Induſtrie ſammt dem Handel von den fremden Erdtheilen, (von Süd- und Oſtindien, von Afrika und Amerika) ausgeſchloſſen würde. Daß bei einem gleichzeitigen Ausſchluſſe von unſerm Continente ſein Ruin unvermeidlich wäre, iſt zu offenbar. Aber nach allen Berichten über ſeine Ausfuhr müßte ihm auch die erſtere Maaßregel allein verderblich werden. Beträgt doch ſeine gegenwärtige Ausfuhr an die Vereinigten Staaten von Nordamerika bereits die Hälfte des vollen Abſatzes an den ganzen Europäiſchen Continent (über 300 Millionen Franken im Jahre 1833). Zeigen ſich alſo die fremden Erdtheile der Britiſchen Induſtrie und dem Britiſchen Handel ſchon beim erſten

*) Bekanntlich pflegten ſich die Pflanzer von ſog. Colonial-Waaren nur auf eine temporäre Abweſenheit gefaßt zu halten. Faſt alle dachten ſchnell reich zu werden und dann wieder heim zu kehren.

Blicke unentbehrlich, so braucht man in Betreff der übrigen Europäischen Länder nur an das Experiment Napoleon's zurückzudenken. So unvollständig die Sperre der Meere auch blieb, und so viel Ersatz auch der Continent dafür in dem Verbote wider die Britischen Producte fand, sie ist dennoch von Unzähligen verwünscht worden; und würde es weit mehr seyn, wenn die großen Kriege (die Lebenskräfte beschäftigend und ablenkend) unser Gefühl für dieses particuläre Leid nicht herabgestimmt hätten. Die Frage, ob der Continent im Allgemeinen dabei mehr gewonnen als verloren habe, ist freilich noch nicht durch Verwünschungen und Klagen entschieden. Ein bloßer Wechsel der Güter kann sie auspressen; und es gibt allerdings auch viele Familien, welche die Continental-Sperre bereichert hat. Allein wer nicht so arg in die fiscalischen Irrthümer unserer Zeit versenkt ist, den gewaltsamen Wechsel der Güter für das Volksglück bedeutungslos zu halten, der wird auch jene Klagen nicht mit dem Spruche abfertigen, das Ganze habe nichts verloren. Die Freude der Fabrikanten und Manufacturisten, welche durch die Verbote gegen die Britischen Waaren gewannen, compensirt sich schlecht mit dem Jammer derjenigen Familien, die durch die Sperre der Meere verdarben. Uebrigens würde es auch sehr verkehrt seyn, von der Summe des verminderten Britischen Absatzes ohne Weiteres auf den Gewinn der Industrie des Festlandes zu schließen. Unser Absatz über Meer versiegte; allein die Fabrikanten und Manufacturisten, welche diesen verloren, waren keineswegs sofort fähig, dem Continente zu liefern, was früher die Engländer geliefert hatten. Wer weiß zudem nicht, was eine bloße Störung in den Wegen des Absatzes schadet? Wer aber schon in der verminderten Consumtion der Britischen Waaren einen Gewinn des Continentes sieht, der frage sich, ob er den ruinirten Familien zugeflossen sey. Und wer in dem Ausschlusse der Colonial-Waaren eine heilsame Ersparniß entdeckt, der erwäge doch, ob es ein Gewinn sey „kein Geld auszugeben", wenn damit zugleich der Reiz verschwindet, es zu erwerben.

Ich wage nämlich unumwunden auszusprechen, daß die meisten der als überflüssig verschrieenen Colonial-Producte zu den Hauptreizmitteln gehören, die den dürftigen Europäer zu seinen schlecht lohnenden Arbeiten anspornen. Just die sog. Luxusartikel, der Kaffee, der Zucker, der Pfeffer, der Taback ist es, was, neben den geistigen Getränken und den Putzsachen in das Leben der großen Mehrheit noch einiges Wohlbehagen bringt, und sie dafür zu arbeiten anreizt. Ohne sie würden die Glieder sich allein mit dem hungernden Magen abfinden, wofern nicht die Sclavenpeitsche sie antriebe. Wahrlich es ist der fiscalischen Richtung des neuern Staatslebens würdig, jeden Genuß der äußern Güter als überflüssig zu streichen, um nur deren Masse zu vermehren. Und es ist unserer bizarren Moral-Theorien würdig, sich mit dem Spruche, daß man um so freier sey, je weniger Bedürfnisse man habe, gegen alle Reize zum Leben zu kehren, und, der höchsten Unabhängigkeit wegen, das Leben selbst erlöschen zu lassen.

Indeß es geht nicht um die Vorzeit, sondern um die Gegenwart; und die Frage ist also, wie die Continental-Sperre jetzt auf die Europäischen Länder und insbesondere auf Deutschland wirken würde.

Seit zwanzig Jahren ist die Industrie des Continentes sehr gestiegen. Das heißt: Die Zahl Derer, die davon leben wollen, ist sehr gestiegen; was nicht sowohl der Sperre gegen Britannien beizumessen ist, als dem Zuwachse der Bevölkerung und der Schulbildung, die dem Stande der Ackerthiere, worin noch immer unsere Landleute im Allgemeinen sind, mehr und mehr Individuen abhold macht. Und wenn es unbestreitbar ist, daß die Britischen Manufacturisten und Fabrikanten längst von den fremden Welttheilen abhängen, so schreiten ihnen die anderen Europäischen Staaten zu rasch nach, als daß die Besorgniß jener, diese gar nicht angehen solle. — Vielmehr ist zu fürchten, daß falls auch das ganze Christliche Europa unter einem Scepter oder einer gemeinsa-

men Zollordnung wäre, die Sperre der fremden Welttheile ihm dennoch verderblich werden würde; Britannien möchte von dem Verbande ausgeschlossen seyn oder nicht; — weil der gehemmte Absatz unseres Continentes an die Fremde jetzt noch weniger durch den Ausschluß der Britischen Producte auszugleichen wäre als früher. — Wie überaus mißlich steht es nun aber um eine solche Bedingung! Wäre die Zollordnung auch wirklich einmahl eingeführt, in Kriegen würde sie sich schwerlich aufrecht halten; geschweige bei einer dadurch entstandenen Sperre der Meere. Man würde bald dem Impulse der Natur nachgeben, und in einer generellen Noth zunächst für sich selbst sorgen. Die einzelnen Staaten würden sich gegen einander abschließen, um die Bedrängniß ihrer Fabrikanten und Manufakturisten nicht noch durch fremde Concurrenz erhöht zu sehen. Kurz, der Verkehr zwischen dem einen und dem andern Lande möchte besonderer Rücksichten wegen frei bleiben oder nicht, auf die Dauer einer allgemeinen Handels-Freiheit ist nicht mehr zu rechnen, als auf einen ewigen Frieden. Was aber bei diesen trüben Aussichten unseres ganzen Continentes für Deutschland insbesondere zu fürchten ist, erhellet aus der Ueberlegung, wie sehr sein Absatz von Industrie-Waaren an das übrige Europa sich auf den Handel des letztern mit den fremden Welttheilen stützt. Wer wüßte z. B. nicht, daß das Meiste, was nach Holland geht, für die Colonien bestimmt ist? Aehnliches gilt von Spanien und Portugal. Und niemand wolle glauben, daß bei einer künftigen Sperre der Meere die Britischen Lieferungen für den Continental-Verbrauch vorzugsweise von der Deutschen Industrie gefordert werden würden. Dafür gibt es, wie gesagt, jetzt überall zu viele Manufakturen und Fabriken.

Mit dieser Argumentation will ich lediglich den Ausspruch begründen, daß wir von der Industrie und dem Handel im Falle der Ausschließung von fremden Welttheilen für unsern Zustand keine Besserung zu hoffen haben.

Und wenn sie dazu hinreicht, so wäre es nunmehr, um mit den Hoffnungen von der Industrie und dem Handel überhaupt ins Reine zu kommen, an der Reihe zuzusehen, was denn der unbeschränkteste Verkehr mit der Fremde verheiße. Damit ist aber so schnell fertig zu werden, daß ich von den auch hiegegen drohenden Störungen (worüber Deutschland so wenig und andere Staaten so viel vermögen) nicht einmahl zu reden brauche. Nämlich was der Europäischen Industrie bevorsteht, wenn sie sich bei einem ewigen Frieden ihrem Ideale am glücklichsten nähert, das zeigt sich auf's deutlichste an eben jenem Lande, welches in diesem Geleise allen andern voran ist: an Britannien. Was haben ihm seine mächtigen Flotten, was seine hundert Millionen Hindus, was seine sämmtlichen Colonien geholfen? Ist nicht gerade in Britannien, wo man sich am meisten auf die Industrie und den Handel verlassen und gestützt hat, die Noth am größten? Und dennoch wähnen die Deutschen Finanzmänner in demselben Geleise unser Vaterland von seiner Noth zu befreien?! —

Doch es ist vorauszusehen, daß meine ganze Argumentation dem einen oder dem andern Leser zu schwankend dünken wird, weil sie sich nicht gerade auf Zahlen stützt, — die in der Politik leider nur zu oft wie in Privatsachen, statt zur Ueberzeugung, zur Abschreckung von der Untersuchung und zum Zugestehen des Facit gedient haben. Und wahrscheinlich wird man ihr eine Tabelle über die Ein- und Ausfuhr entgegenstellen wollen. Dieser Methode würde nämlich entsprechen, erstlich den gesammten Europäischen Industriewaaren-Absatz an fremde Erdstriche auszumitteln, zweitens den Antheil der einzelnen Staaten daran, insbesondere die Antheile Britannien's und der Länder des Deutschen Zollvereines. Dann müßte der Absatz Britannien's an den Europäischen Continent im Allgemeinen und an die Zollverein-Länder insbesondere ausgeworfen werden; — um so zu dem Schlusse zu leiten, daß unser Land mehr fremde Industrie-Producte

verbrauche, als inländische an die Fremde abſetze. — Wäre die gewöhnliche Folgerung aus dieſem Schluſſe „daß nämlich, ſo lange er wirklich wahr ſey, ſich auch der Wohlſtand des Landes durch die einfache Steigerung ſeine Induſtrie befördern laſſe", unangreifbar, ſo würden meine Reden über die Abhängigkeit der Induſtrie (der Continental-Induſtrie überhaupt wie der Induſtrie Deutſchlands insbeſondere) von der Sperre der Meere allerdings durch ſchlagende Berechnungen zu widerlegen ſeyn. Allein es ſteht ganz anders. Für die ſchwierige Frage, was für eines Landes Wohlſtand durch bloße Steigerung ſeiner Induſtrie zu thun ſey, iſt eine ähnliche Bilanz völlig unzureichend. Fragt ſie ja offenbar nicht allein, ob ein Land noch mehr Induſtrie-Producte liefern könne, um die fremden Producte mehr und mehr abzuhalten, ſondern vor Allem, wie die Induſtrie, welche es bereits beſitzt, ſeine Bewohner belohne. Was helfen die ſchönſten Webereien, wo die Weber ſelbſt bei den größten Anſtrengungen nichts erübrigen?! Und wenn ein Staat ſeine Induſtrie ſteigert, ohne ſich darum zu kümmern, ſo könnte es ſich leicht begeben, daß er an dem Abſatze ſeiner Naturalien überſchwenglich verlöre, was er an den Ausgaben für fremde Induſtrie-Producte erſparte. Um dieß auf Europa und Deutſchland anzuwenden, erwäge man, daß, wie die Natural-Producte den Menſchen nirgend von ſelbſt zufallen und ihre Erzielung ſo gut Erwerbthätigkeiten fordert als die von Induſtrie-Waaren, ſo auch eine Stockung im Abſatze jener die Familien nicht minder drückt als eine Stockung im Abſatze dieſer; daß mithin, wenn die Fremde durch Mangel an Abſatz von Induſtrie-Waaren vom Ankaufe unſerer Naturalien abgehalten würde, ein Theil der Bevölkerung wieder einbüßen müßte, was der andere gewänne. Man erwäge weiter, daß inſofern in allen Ländern unſeres Continentes und in allen Erwerbsarten Noth iſt, das Steigern des Umfanges einer Erwerbsart in einem Lande den andern Ländern ſchadet, und ſie entweder zu rivaliſirenden Anſtrengungen in derſelben Er-

werbsart oder in den übrigen Erwerbsarten antreibt, — um aufs klarste zu erkennen, wie wenig die Prüfung, was für das Heil eines Europäischen Staates durch Beförderung irgend einer Erwerbsart zu thun sey, von dem Zustande der übrigen Europäischen Staaten absehen dürfe; und daß am Ende Alles darauf ankommt, ob sich der Zustand sämmtlicher Europäer durch bloße Einwirkung auf die verschiedenen Erwerbsarten (und ohne die Occupation fremder Länder) verbessern lasse. Insofern dieß nicht angeht, sind jegliche Anstrengungen der Staatsregierungen für die Vermehrung des National-Vermögens eben so wohl Versuche, sich zum Schaden Anderer zu bereichern, — wie es das Ringen nach Reichthum unter den Privatpersonen ist. Und dann können auch dergleichen Anstrengungen nur unter der Bedingung für ein Land günstig wirken, daß ein anderes, den ihm davon drohenden Schaden abzuwehren, zu träge oder zu ungeschickt bleibe. —

Hiemit betrachte ich eine Hälfte der beiden Rubriken als durchforscht; und je trostloser das Resultat ausgefallen ist, desto stärker muß sich die Aufmerksamkeit für die Prüfung der andern Hälfte spannen, für die Prüfung, was von einer bessern Urproduction, oder, um sich an deren Hauptzweige zu halten, von einer bessern Benutzung des Bodens zu hoffen sey.

Daß ich vorläufig nur von dem heimathlichen Boden rede, ist unnöthig zu erinnern. Aber weniger unnöthig dürfte es seyn, den Eingang der Betrachtung so zu wählen, wie der einfache Uebergang von der angedeuteten Lage der Industrie und des Handels ihn anbietet. Nichts ist nämlich natürlicher, als bei dem Anblicke von Familien, deren Erwerb und Existenz bedroht ist, zu fragen, ob denn kein anderer Erwerb für sie möglich sey. Und insbesondere läßt sich die steigende Concurrenz in der Industrie und dem Handel kaum ansehen, ohne

zur Ueberlegung gereizt zu werden, ob es kein Mittel gebe, dem zu steuern, d. h. zu andern Erwerben abzuleiten. Doch auf unsere Politiker scheint dieser Reiz nicht zu wirken. Wie überhaupt, so bleiben sie auch hierin zu sehr hinter dem instinctartigen Leben zurück. Und welche practische Antworten auf jene Frage das instinctartige Leben auch darbiete, die Männer der Reflexionen und Theorien werden nicht davon berührt. In den meisten Fabrik- und Manufaktur-Gegenden Deutschlands hat die Noth zu einer Benutzung des Bodens gebracht, die man nur als eine Zerstörung der Wälder beklagen kann. Und wer auf angestellte Versuche Gewicht legt, der mag sich am Niederrheine, besonders im Herzogthume Berg erkundigen, ob die Fabrikanten sich bei selbiger Bearbeitung besser befinden, als bei ihren Gewerben. Daß es die Bedrängniß mildert, wenn ein hungernder Schmied von einem Boden, den die Natur zu Wäldern bestimmt hat, durch Düng-Operationen, die der unreinsten Hindus würdig wären, Gemüse hervorlockt, soll nicht bestritten werden; auch nicht, daß, wie es leider einmahl steht, dazu nicht noch mehr ermahnt werden müsse. Nur wolle man von dieser Seite keine eigentliche Cur gegen die zu große Concurrenz in der Industrie hoffen.

Wie anders es in Amerika aussehe, verlangt keine schwierige Analyse. Der Tarif-Streit hat sie deutlich genug gegeben. Mit Recht erklärt man es für eine blinde und verderbliche Anhänglichkeit an Europäische Richtungen, in einem Lande, das viele Millionen mit seinem fruchtbaren Boden ernähren kann, und für das Familienleben wie für das Staatsleben die beste Basis darhält, Manufacturen und Fabriken zu befördern, die Tausende in enge Räume zusammendrängen, die heitere Geschäftigkeit in Gier verwandeln, und die ungleiche Vertheilung der Güter bis zur Verzerrung steigern. Ein jeder Staat muß zwar in Betreff seiner dringendsten Bedürfnisse von fremden Ländern unabhängig seyn, und mindestens Das von Manufacturen und Fabriken besitzen, was zum Kriege gehört. Aber in einem Gebiete, wo die gewöhnliche Acker-

arbeit einen Ueberfluß von Producten erzielt, wofür die Europäer ihre Waaren so gerne umtauschen, eine Verbesserung darin zu suchen, die Menschen von dem rüstigen Wirken in der freien Natur ab- und zu Spinnereien und Webereien zu lenken, die den Einen übermäßig bereichern und Andere dem Verhungern aussetzen, das kann nur Wahnsinn heißen, es mag noch so viel Theorie und Methode dabei seyn. Selbst wo es große Lager von Mineralien gibt, von Eisen z. B. wie im Missouri-Staate, sollte deren Benutzung nicht durch Auflagen und Sperren begünstigt werden. Und gegen die stationären Deklamationen, daß die Industrie und Künste zu schützen seyen, wäre bloß zu fragen, ob man in einem Lande, wo ein Jeder leicht von selbst leben kann, wenn er nur das Gewerbe wählt, wozu die Natur einladet, Die, welche es thun zum Vortheile Anderer, die es nicht thun, besteuern und beschränken dürfe; — Falls die Argumente, daß überall, wo die Schätze in der Tiefe der Erde von der Bearbeitung der Oberfläche abhalten, der innere Mensch schlecht gedeihet, nichts gegen die blinde Gier der neuern Völker vermögen. Den Amerikanern ist zu gratuliren, daß sie den Irrweg erkannt haben und jetzt, mit Schonung der durch die falschen Staatsoperationen verlockten Familien, den Tarif allmählig herabsetzen; wie sehr auch Diejenigen dagegen eifern, welche in dem Blühen der Manufacturen und Fabriken eines Landes ein Blühen der Cultur sehen, und in Europa die jüngste Continentalsperre der Vervollkommnung unserer Manufacturen und Fabriken wegen preisen, ohne zu bedenken, daß das Experiment Tausende zu Unternehmungen verführte, denen nichts Schlimmeres begegnen konnte als der Friede.

Indeß was in Nordamerika heilsam ist, ist es noch nicht in unserer Hemisphäre. Und es wäre eine arge Uebereilung, den Satz, daß es den Amerikanern gleichgültig seyn könne, ob die Spitzen und Bänder, womit ihre Frauen sich schmücken, in dem einen oder dem andern Erdtheile gemacht würden, auf Europa zu übertragen. Aber gerade der

Glaube, daß die Manufacturen und Fabriken unserm Europa unentbehrlich seyen, hat seine Wurzel in der mehr oder weniger dunkeln Ahnung von der ungünstigen Antwort auf die Frage, womit wir uns beschäftigen, nämlich, daß von einer bessern Benutzung des heimathlichen Bodens, weder für die Bedrängniß der von der Industrie und dem Handel lebenden Bevölkerung, noch für die Ackerbauenden selbst der rettende Anker zu hoffen sey.

Diese Ahnung zur klaren Ueberzeugung zu fördern, ist zu meinem Zwecke unerläßlich, und dafür weiß ich Gottlob einen Weg, an den noch kein Staatsökonom gedacht hat. Bekanntlich gehen deren Reden und Deklamationen über die Erwartungen vom heimathlichen Boden auf die zwei Vorwürfe, 1) daß so viele Strecken ganz unbenutzt liegen, 2) daß die wirkliche Benutzung zu unvollkommen und fehlerhaft sey.

Nun kann ich aber eben diesen Vorwürfen Etwas entgegenstellen, was ihnen das Vertrauen eher raubt, als man sich auf ihr Inneres einläßt; dadurch nämlich daß ich zeige, wie jegliche Lehrer und Politiker, die sich damit beschäftigen, über den die gesammte Materie beherrschenden Punkt völlig weggleiten. Man höre mich an.

Wer keine träumerischen Erwartungen weder von der Industrie und dem Handel noch von der Schatzgräberei hat, und hell einsieht, daß überall und immer das Loos der Völker zuletzt von dem Boden, und Dem was darauf wächst, abhängt, der muß auch einsehen, daß es für die Beurtheilung unserer äußern Lage keine wichtigere Frage gibt, als, wie leicht oder wie schwer es sey, einen solchen Strich Landes zu erwerben, der seinen Besitzer bei mäßiger Anstrengung ernährt. Ja eben diese Frage ist die ächte Probe der Armuth und des Reichthumes unseres Erdtheiles; da insofern uns das Meer und fremde Länder versorgen und wir vom eignen Boden minder abhängen, wir ihn auch minder

werth halten. Und dennoch erkannte man davon bisher so wenig, daß unsere Staatsökonomen für und für um so mehr Reichthum eines Landes herausrechnen, je theuerer die Aecker sind. Was an dieser Werthhöhe schuld sey, ob es von einem Ueberflusse an Geld und Luxus oder von einem Ueberflusse an hungrigen Menschen herrühre, kommt nie in Betracht *).

Gäbe es keine andere Zeichen für die Schwäche unserer politischen Weisheit, so müßte man es allerdings dem bösen Willen beimessen, daß fortwährend die luftigsten Untersuchungen von dieser einzig und allein entscheidenden Probe ablenken. So z. B. ist es noch immer gewöhnlich, den Zweifel, ob der Boden Europa's in einem gehörigen Verhältnisse zu den Bedürfnissen seiner Bewohner stehe, mit der Berechnung abzu-

---

*) Die Politiker haben sich schon längst mit der Berechnung des Reichthumes der Länder befaßt. In der neuesten Zeit ist ein Haupt-Motiv dazu die Steuerlast. Aber überall zerarbeitet man sich mit dunkeln Allgemeinheiten. Das gilt insbesondere auch von dem Streite, ob die öffentlichen Lasten in Nordamerika höher seyen als in Frankreich, und von den Schriften, welche die öffentlichen Lasten Frankreichs mit denen von Preußen vergleichen. Der Eine vergleicht bloß nach der Kopfzahl, und sagt: in diesem Lande fällt auf den Kopf eine Steuer von soviel Thalern, in jenem Lande eine größere, ohne überhaupt das Vermögen in Betracht zu ziehen. Der Andere spricht zwar von dem Vermögen, aber nur von dem Vermögen des ganzen Staates. Der härteste Vorwurf bleibt jedoch der mehrmahls berührte, daß bei der Schätzung des Werthes der Güter niemand daran denkt, sich zuvor nach dem Maaßstabe umzusehen. Ohne Scrupel gebraucht Jedermann den gewöhnlichen Maaßstab der Märkte, wie er durch die Gier und die Noth, oder durch Ueberfüllung und Stockung in den verschiedenen Ländern geschaffen wird. Aus einem auf diese Weise erlangten Facit vom Gesammt-Reichthume schließt man dann auf die Kraft der Individuen zu Staatslasten, ohne sich um die Klagen über Theuerung der ersten Lebensbedürfnisse zu kümmern.

fertigen, was er erzeugen könne. Ich verweile nicht bei dem Einwurfe, daß wenn (nach dem gänzlichen Ruine des Handels und der Industrie) alle Bewohner Deutschlands schlechthin auf den Boden angewiesen würden, eine neue gleiche Vertheilung desselben auf den Kopf keine zwei culturfähige Morgen bringen würde; daß mithin zur bloßen leiblichen Erhaltung die Menschen, der kümmerlichen Benutzung jedes Plätzchens wegen, so zusammengedrängt und ohne Bewegung in der freien Natur bleiben müßten, wie die Rinder und Ochsen in den Ställen der Landwirthe. Die Absurdität läßt sich schneller aufdecken, wenn man einräumt, daß der Europäische Boden im Ganzen zur Erhaltung der Leiber hinreiche, aber auch sofort daran erinnert, wie wenig er es in seiner ungleichen Vertheilung thut. Jedermann begreift, daß es auf die Größe der fruchtbaren Strecken an sich so gut ankommt, als auf die Zahl der davon zu Ernährenden. Allein außer der Fruchtbarkeit und Größe gibt es eine andere Qualität des Bodens, die, obwohl sie von den Menschen herrührt, nicht minder wichtig ist als jene natürliche. Es ist die des Rechtes und des Eigenthumes. Darum habe ich oben nicht umsonst gesagt, daß bei den Worten „äußere Lage der Europäer" auch auf das Gepräge zu blicken sey, welches ihr die Menschen hinterlassen haben. Es ist überraschend, wie der Unverstand seine Jünger in den entgegengesetztesten Rollen so oft auf einerlei Ziel hintreibt. Es fehlt nie an Schwärmern, welche die heiligsten Producte der Vergangenheit den Phantomen der Gegenwart aufopfern möchten. Aber daß just die ärgsten Gegner dieser Bestrebungen ihnen durch Unverstand und Leidenschaft Vorschub leisten, ist weit gefährlicher. Gerade Die, welche am krampfhaftesten am Eigenthume hängen, welche von ihrem Erbe nicht das Geringste entbehren wollen, sind es, die den Klagen über Mangel an Boden mit den Deklamationen über die Größe von ganz Europa und seinen vielen noch unbenutzten Plätzen begegnen, ohne zu bedenken,

daß eben damit die Armen auf Gebiete verwiesen werden, die sie nicht anrühren dürfen, bevor eine neue Gütervertheilung die alte Ordnung der Rechte und des Eigenthumes völlig umgestürzt hat. Die Leidenschaft blendet überall. Wie die Habsucht lieber das Unvereinbarste zu vereinigen trachtet, als für einen Gewinn einen andern zu opfern, so geht es auch den fanatischen Streitern für das Alte. Allein es ist mehr Grund über die Cultur als über Leidenschaft zu jammern, wenn unsere Staatsökonomen, die in ihren Berechnungen des Volksvermögens die ungleiche Vertheilung überhaupt nicht beachten, sich auch bei ihren Projecten zur bessern Benutzung des Bodens nicht darum kümmern, und somit just das größte Hinderniß übersehen, oder es für ein durch Gesetze leicht zu beseitigendes Uebel halten. Und so sprechen in der That, wie dort die Gier der Besitzenden, so hier die Theorien der Politiker das Streben der Besitzlosen auf. Denn eben die geringe Achtung vor erworbenen Rechten und vor dem Eigenthume, welche die Operationen unserer Staatsökonomen athmen, öffnen dem ärgsten Revolutions-Schwindel Thür und Thore. Ihre Deklamationen für die Aufhebung der Grundlasten und ihre Vorschläge, die Eigenthümer des Bodens direct oder indirect zu zwingen, keinen Fleck unbenutzt zu lassen, sind von den wildesten Beschlüssen der Französischen Revolutionsmänner im Wesentlichen nicht verschieden. Auch diese gebrauchten das Gespenst der Gesammt-Wohlfahrt, die Rechte und das Wohl der Individuen zu zertreten, wie sie der sog. allgemeinen Freiheit (ihrer Republik) wegen die Freiheit der Einzelnen bis in die innersten Gedanken verfolgten.

Indeß ich bitte zu jener Probe zurückzugehen. Wer darf es läugnen, daß obgleich der Handel und die Künste sammt vielen andern Erwerben bisher weit geachteter waren als der Landbau (d. h. als die körperliche Thätigkeit auf Aeckern, Wiesen und in Wäldern), der Werth des Bodens dennoch eine

Höhe hat, welche die große Mehrheit von ſeiner Erwerbung ausſchließt? Wie heißt der Ort in Deutſchland, Frankreich oder England, wo man durch gewöhnliche Ackerarbeit in einem ganzen Menſchenalter ſo viel erwerben kann, den Kindern ein vor dem Hunger ſicherndes Grundſtück zu hinterlaſſen? Unſere Vernunft wird es immer als einen Satz des Rechtes und der Billigkeit anerkennen, daß die Arbeit ihren Lohn finde, und der Spruch: „wer arbeitet ſoll auch eſſen!" gilt der Theorie nach ebenfalls in Europa. Aber in der Praxis war es längſt mit ihm aus. Wo der Bodenwerth zu einer Höhe geſtiegen iſt, wie unter uns, da hält der verdienſtloſe Beſitz die Arbeit in unerbittlichem Joche, ſo daß von den Früchten der Aecker gerade Die am wenigſten genießen, welche ſie mit ihrem Schweiße hervorlocken. Schon die ungleiche Vertheilung vermag dieſe Verzerrung zu bewirken. Wo aber gar abſoluter Mangel iſt; wo die ganze Maſſe der Güter gegen die Bedürfniſſe Aller ſo im Rückſtande bleibt wie in Europa, da iſt an keine gründliche Cur der Armuth und ihrer ſcheuslichen Folgen zu denken. Wo der Gegenſatz der Armuth und des Reichthumes einen ſolchen Vorſchub in der äußern Natur hat, da muß der Pol des Reichthumes fortfahren, den andern für und für zu überwältigen, — bis endlich beide aus den Angeln weichen und das Ganze einer wilden Umwälzung verfällt. Das Steigen der Cultur kann dieß nur beſchleunigen; wie in verdorbnen Leibern die edelſten den Lebensproceß ſteigernden Arzneien die Auflöſung nur raſcher herbeiführen. Wo der todte Beſitz eine Uebermacht über die lebendigen Kräfte hat wie in Europa, da müſſen die ſinnreichſten Erfindungen um ſo mehr Elend erzeugen, als ſie einer Seits bloß von den Reichen benutzt werden können, und anderer Seits die Arbeit der Armen (in Fabriken wie auf Aeckern) entbehrlicher machen als die der Thiere.

Und was antworten unſere Politiker auf dieſe Beſchwerden?

Ein Theil zuckt die Achſeln und ſpricht mit den Prieſtern von der Unvollkommenheit alles Irdiſchen, von unver-

meidlichen Gebrechen und Leiden, von Ungenügsamkeit und schwärmerischen Wünschen.

Nun aber frage ich ferner, wie verhält sich dazu der Bericht, daß es in Nordamerika unzählige Striche gibt, wo das Gegentheil statt hat? wo trotz den vielen neuen Maschinen die roheste Körperarbeit in wenigen Monaten den reichsten Acker erwirbt? Und dennoch wähnt man, während die Wahrheit dieses Berichtes mehr und mehr außer Zweifel gelangt, das stäts steigende Gefühl unserer Bedrängniß durch verbrauchte Formeln zu beherrschen?!

Doch dieselbe Erscheinung in der westlichen Hemisphäre fordert auch den andern Theil unserer Politiker heraus, welcher zwar keine Resignation predigt, aber die Hülfe immerhin nur innerhalb der Heimath sucht. Das heißt: wie sie einer Seits die Lehre zerstört, daß unser Nothstand eine Ur-Mitgift der Menschheit sey, so leistet sie einen nicht minder wichtigen Dienst gegen sämmtliche Theorien und Meinungen, die bei aller sonstigen Divergenz darin übereinkommen, die Heilung allein von der Anstrengung der Europäer abhängig zu halten, ohne daß es von der äußern Natur das Geringste weiter bedürfe, als was sie in der Heimath anbiete. Mit deutlichern Worten: sie wirkt gegen alle Verzerrungen und Irrthümer Aller, die sich mit den Interessen der Staaten und Völker befassen; — nicht nur gegen Die, welche durch religiöse Läuterungen und Gebete helfen wollen, sondern auch gegen Jene, welche die Reform der weltlichen Gesetze als Panacee betrachten, und drittens gegen Die, welche von Künsten der National-Oekonomie die Rettung hoffen. Sämmtlichen bezeichneten Rathgebern ist nämlich, trotz der übrigen Verschiedenheit ihrer Wege, der eine große Irrthum gemein, daß sie unser irdisches Loos überhaupt zu sehr von uns selbst abhängig glauben. Und obwohl die Statistiker und Staatsökonomen von einem tiefern Studium des innern Menschen nichts für die Politik erwarten, und ihre Forschun-

gen ausschließlich den äußern Dingen zukehren, sie sind dennoch bewußtlos in dem gleichen Irrthume verstrickt; da sie ja just wie die anderen unser Heil hauptsächlich in unsern eignen Kräften suchen und, wie die Juristen z. B. es von legislativen Fähigkeiten, so sie es von wirthschaftlichen Experimenten, von Kunstgriffen, Kunstfertigkeiten und besserer Verwendung der Körperkräfte hoffen. Eben die öfter beklagte Verwirrung, worin man unsere Entwicklung und Cultur des Geistes völlig von uns selbst abhängig wähnt, worin man von einer völligen Umwandlung der Triebe und Neigungen durch bloße Künste des Unterrichtes und der Legislation träumt, ohne nach den durch die Natur und die Vorzeit gestellten Bedingungen in den Anlagen zu fragen, die ist es auch, welche unsern Politikern vorgaukelt, daß es in Betreff der Bedürfnisse der Leiber so wenig auf den unmittelbaren Vorschub der Natur ankomme. — Doch muß ich vorläufig wieder von der Abtheilung Politiker, die, im Gegensatze zu der von der innern Welt zu sehr abgewendeten, die wissenschaftliche Behandlung der äußern (selbiger Bedürfnisse wegen) entweder für ganz unnöthig achten oder gemächlich der Section „National-Oekonomie" überlassen, abstrahiren, und, um hier nur die Verbindung dieser generellen Verwirrung mit den Lehren der National-Oekonomen zu zeigen, meine Bemerkungen über ihre Spuren in den übrigen politischen Lehren verschieben, — bis ich von dem Verhalten der äußern Lage zu andern als bloß leiblichen Bedürfnissen (und den Vorschlägen zur Verbesserung unseres Zustandes durch Beförderung der edelern Interessen) zu reden habe.

Ich fahre also in der Kritik der staatswirthschaftlichen Theorien folgender Maaßen fort. Die Staatsökonomen sind, wie sich von selbst versteht, weit entfernt, an einen Zustand zu glauben, wie ich ihn schildere, und insbesondere glauben sie auch gar nicht daran, daß es zur Aufgabe, alle Europäer mit Ueberfluß zu beglücken, einer Spanne Bodens mehr bedürfe, als wir besitzen. Ich habe aber bereits gezeigt, was von ihren Vorschlägen zur Benutzung uncultivirter Strecken zu halten ist, in Ländern, wo jede Strecke ihren zähen Herrn

hat, daß sie entweder auf den stillen Gedanken an Aufhebung des Eigenthumes oder auf gar keinen Gedanken zu beziehen sind. Ich habe auch daran erinnert, daß die meisten Vorschläge, die Einträglichkeit des in wirklicher Benutzung befindlichen Bodens durch bessere Gesetze zu steigern, auf eine ähnliche Vernichtung der individuellen Rechte gehen. Dieß mehr zu commentiren, ist nicht meine Absicht. Ich kann dem unbefangenen Urtheiler einen Standpunkt anweisen, woher sich, wenn auch nicht das Detail doch, die Summe aller von jenen Vorschlägen zu erwartenden Früchte schneller übersehen läßt. Dazu genügt es nämlich zu zeigen, wie weit, wenn auch jegliche innerhalb der heimathlichen Grenzen zur Cur der Armuth mögliche Reformen bis zum Aeußersten — bis zu einer neuen Gütervertheilung — getrieben würden, wir dennoch hinter den Nordamerikanern zurückbleiben müßten. Und dafür genügt es wieder, auf die kleine Morgenzahl hinzuweisen, welche bei einer gleichen Vertheilung aller fruchtbaren Striche den einzelnen Köpfen zufallen würde. Deutschlands Areal beträgt schwerlich über 160 Millionen Rheinische Morgen (von 150 Quadratruthen). Somit würden etwa vier Morgen auf jeden Kopf kommen. Nun aber sind darin Seen, Flüsse, Berge, Schluchten, Sand- und Moorstrekken inbegriffen. Dagegen blicke man auf die Größe und Fruchtbarkeit der Vereinigten Staaten, und erwäge, wie leicht es dort ist, Hunderte Morgen zu erwerben, deren Einträglichkeit in Europa fabelhaft klingt, — um die stationären Phrasen unserer Journalisten zu würdigen, daß Deutschland Alles besitze, was man von der Natur verlangen könne.

Gerade diese Analyse, — wobei ich noch von den den Amerikanern zugänglichen Schätzen des Oceans abstrahirte, — ist auch die rechte Weise die sog. Radicalen zu bekämpfen. Die Anatheme der Priester vermögen nicht mehr darüber, als die Strafreden der Moralisten oder die Deductionen der Juristen. Wie unsere Ahnen die früheren Eigenthümer des Europäischen Bodens zwangen, mit ihnen zu theilen, so werden sich auch die Besitzlosen der heutigen Zeit nicht durch

Gewissensscrupel abhalten lassen, ihre Uebermacht zu gebrauchen, sobald sie einmahl da ist. Nichts als die Ueberzeugung, daß jetzt in dieser Richtung viel zu wenig, in einer andern dagegen überschwenglich zu erreichen ist, kann die uns drohenden Greuel verhüten. Indeß wie soll die Menge zu einer solchen Ueberzeugung kommen, wenn ihre Führer sie hartnäckig zurückweisen?! Wie darf man von der Menge fordern, daß sich der Drang nach Verbesserung ihrer Lage nicht gegen die Heimath und deren Institute kehre, wenn die Priester, Lehrer und Politiker selbst für und für erklären, daß nur in der Heimath die Verbesserung zu finden sey?!

Es ist fast possierlich, wie, trotz dem absoluten Mangel an Boden und der ungleichen Vertheilung des vorhandenen, die Staatsökonomen doch allein durch Culturkünste helfen wollen. Behüte mich Gott, von einer bessern Benutzung des heimathlichen Bodens abzurathen, insofern sie ohne Kränkung des Rechtes möglich ist. Gewiß läßt sich durch Beschützung und Wiederbepflanzung der verwüsteten Wälder Manches thun, und noch mehr durch Anlagen für die Bewässerung ganzer Länder, durch künstliche Becken an erhabenen Stellen und Canäle, durch Artesische Brunnen u. s. w. Aber davon Alles zu erwarten, ist keine geringere Verirrung, als die Derer, welche in todten — zu Dem, was ein Gesetz-Codex heißt, zusammengestellten — Buchstaben das Lebensöl suchen. Was auch die bessere Benutzung des heimathlichen Bodens vermöge, damit der Wohlstand, der noch da ist, nicht vollends verschwinde, man hoffe darum von bloßen Wirthschaftskünsten keine Cur der bereits eingetretenen Armuth. Wenn diese Hoffnung Jedermann thöricht erscheinen muß wo der Boden überhaupt fehlt, so sollte man nur beherzigen, wie viele Menschen es in unserm lieben Deutschland gibt, die keine Scholle besitzen, und dabei eine Weile über die früher enthüllte wahre Probe der Armuth, die Schwierigkeit des Armen

zum Beſitze einer ernährenden Strecke zu kommen, nachdenken. Was verſchlägt es ihm, daß die Einträglichkeit der Aecker zunimmt, ſo lange dieſe Schwierigkeit bleibt wie zuvor? So lange ſich nicht ganz ohne Aecker ernten läßt, müßte doch billig die Aufgabe, dem Armen zu Aeckern zu verhelfen, den Verſuchen, deren Fruchtbarkeit zu ſteigern, vorhergehen.

Der Wahn, durch Cultivations-Künſte erſetzen zu können, was an Grund und Boden fehlt, iſt es auch, der die Urſache der Verarmung unſeres Adels im Dunkeln hält. Wie iſt es möglich, reich zu bleiben, wenn, ohne andere Einkünfte als vom Boden, die Familien ſich ſtäts erweitern, nicht aber die Aecker und Wälder? So erzeugt die Kopfzahl die Noth, welche darauf wieder umgekehrt mit beſchleunigter Wirkung die Kopfzahl vermindert; und an dem Ausſterben des Deutſchen Adels iſt unbeſtreitbar die Verarmung mehr ſchuld, als alle Fehden und religiöſen Schwärmereien. Dieſelbe Verarmung iſt es, welche jetzt auch das Ausſterben des höhern Bürgerſtandes beſchleunigt. Freilich hebt die Zeit immer wieder Familien aus den niedern Plätzen empor. Aber das iſt ein ſchlechter Troſt für die untergehenden, von den politiſchen Folgen zu ſchweigen. Ein flüchtiger Blick in die Regiſter der Heirathen und Geburten lehrt, daß ich nicht über Hirngebilde klage. In den Regiſtern der Stadt Cöln (am Rheine) z. B. finden ſich ſchon ſeit Jahren faſt allein die Namen von Handwerkern und Armen. Gegen dergleichen Erſcheinungen verhallen die Ermahnungen und Vorſchläge unſerer Staatsökonomen wie leere Töne. Ehe ſich vor Jahrhunderten der Deutſche Adel zur Auswanderung nach Oſten entſchloß, ſind ohne Zweifel die damahls bekannten Wirthſchafts-Künſte nicht unbenutzt geblieben, wie unter Anderem Waldgeſetze beweiſen, wovor die neuere Staats-Weisheit erröthen muß. Aber wie ſehr wir unſere Vorfahren auch in dieſen Künſten übertreffen mögen, man glaube darum nicht von dem Mittel dispenſirt zu ſeyn, wozu ſie ſich bereits in einer Periode

bequemten, als das Wort Vaterland einen weit mächtigern Zauber übte als jetzt. Und was auch mit vereinten Kräften zur bessern Benutzung des heimathlichen Bodens noch geschehen könnte und sollte, man wolle in einer Zeit, wo es so schwer fällt, von den fruchtbarsten Aeckern zu ernten, was die Zinsen des Capitalwerthes und die öffentlichen Lasten deckt, nicht hoffen, durch bloße Cultivirung der Sand- und Moor-Strecken unserm Vaterlande eine goldene Zukunft zu verschaffen. Sind ja in ganz Deutschland — wo nicht Industrie-Plätze und Residenzen eine Ausnahme bewirken — die Dörfer der Bauern um so schlechter, je schlechter der Boden ist, den sie bearbeiten.

* * *

Der Leser wird sich beim Rückblicke auf die Ordnung dieses Abschnittes erinnern, daß ich mit der Prüfung begonnen habe, was sich in Europa und Deutschland insbesondere für die dringendsten Forderungen des Leibes darbiete. Ist es mir gelungen, ihn zu der Erkenntniß zu fördern, wie mißlich es darum schon seit Jahrhunderten aussah (so wenig man auch die wahre Wurzel begriff) so darf ich ihn nunmehr einladen, auf das Verhalten derselben äußern Lage zu den höhern Ansprüchen an das Leben zu merken, und namentlich auch zu den der Gegenwart eigenen, der Vorzeit unbekannten, Richtungen.

Wo gibt es einen dieser Ansprüche, der in Europa nicht zu verläugnen sey, sobald man nur in das practische Getriebe gelangt? Die trostlosen Erfahrungen davon sind es, was heutzutage stärker zur Isolirung von der Welt auffordert als in der Vorzeit die religiöse Schwärmerei. Wo man unter Menschen tritt, begegnet man ihren Convulsionen, wie die Noth und Gier sie mehr und mehr gebären und entwickeln. Wer sollte sich in den Augenblicken der Ruhe und Besinnung nicht nach einer Erlösung sehnen? Wer kann ein Leben als ein Gut schätzen, das stäts mit Gemälden von Elend und Jammer umgeben ist? Und wie verhalten sich zu einer solchen Gegenwart die Aussichten in die Zukunft? Wer

kann in einem Lande, wo die Elemente der Zwietracht ſchon des eineingenden Raumes wegen in beſtändiger Polariſation bleiben, an einen dauernden Frieden glauben? Und was iſt die wirkliche Dauer eines Friedens werth, wofür man zum voraus nicht die geringſte Bürgſchaft hat? Je geiſtiger die Menſchen ſind, deſto mehr denken ſie an die Zukunft. Und den Eltern hat für ihr Sinnen und Walten die Natur das Loos der Kinder als Hauptziel aufgeſteckt. Wie viele Familienväter gibt es nun aber in Europa, die für ihre Kinder ein Gebiet belohnender Thätigkeit erblikken, das den Leib vor den Entbehrungen der Armuth und den Geiſt vor Verſtrickung in lichtſcheue Operationen ſichert? Wahrlich, wenn es ſo fortgehen ſoll, ſo wäre es beſſer, daß der Himmel, ſtatt uns mit dem Steigen der Entwicklung und der Cultur neue Anſprüche einzuflößen, lieber die hoffnungsloſe Ausſicht für die alten durch ewige Blendung entzöge.

Und dennoch können ſich Stimmen von ſog. Gelehrten erheben, welche die Gebrechen der äußern Lage als vortheilhaft für das Innere erklären, und von „feinern Gütern" reden, die für den Mangel am „rohen Materiellen" überſchwenglich entſchädigten!!! Wenn einſt ſchwärmeriſche Mönche ſo ſprachen, ſo iſt es eher der damahligen Entwicklung heilſam, als Heuchelei zu nennen. Aber läßt ſich das Nämliche heute ſagen, wenn jene Gelehrte ſelbſt bekunden, wieviel die Rückſichten auf kümmerlichen Unterhalt über ihr vermeintliches geiſtiges Leben vermögen? wenn ſie ihre Kräfte verdingen und verpfänden, um nur zu erlangen, was ſie ſo ſehr zu verachten ſich den Schein geben? Fürwahr, es ziemt einem Gelehrten am wenigſten, aus bloßer Eitelkeit Gebrechen zu verhüllen, die obgleich die Gegenwart ſie nicht geſchaffen hat, doch von ihr die Heilung fordern. Der erſte Vorſchritt zu dieſer Heilung iſt gerade das laute Geſtändniß, daß, wie der Himmel die neuere Menſchheit vorzüglich durch Vorhalten von Brod für den Leib in das geiſtige Gebiet gelockt hat, ſo auch jetzt noch faſt Alles was darin geſchieht, des

Brodes wegen geschieht; weil die gemeinsame äußere Lage dazu zwingt.

Indeß, wie sehr sich die Zahl Derer, welche unsern Zustand mit dem Nebel des Dünkels zu verdecken suchen, vermindere, und wie selten jemand so schamlos seyn möge, die allgemeine Bedrängniß seinen Nebenmenschen als heilsam zu wünschen: man folgere daraus nichts gegen meine Klagen über das Verkennen ihrer Ursachen. Und da man sogar in Betreff der Beschwerden, die der Leib und der Magen stellt, nicht zur Klarheit kommen kann, was von den Menschen und was von ihrer äußern Lage herrührt, so ist es gewißlich nicht zu wundern, daß es noch mißlicher steht um die Erkenntniß der Ursachen der geistigen Uebel. Alle, welche diese Uebel als vorhanden einräumen, sind hinsichtlich der Quelle in völliger Verwirrung; indem sie, wie oft gesagt, der innern Wurzel (den Menschen) zurechnen, was nur der äußern beizumessen ist. Wie die Staats-Oekonomen, deren Theorien sich um die höheren Interessen gar nicht kümmern, die bessere Verpflegung der Leiber von einer bessern Abrichtung zu Gewerben und Kunstfertigkeiten hoffen, ohne den gerühmten Ueberfluß an ernährendem Boden zu bezweifeln: so blicken auch Die, welche von jenen Interessen reden, allein auf die Menschen selbst. Die Einen sprechen von einer religiösen und sittlichen Besserung; die Anderen von einer politischen, von bessern Gesetzen und gesetzlichen Einrichtungen. Und wieder Andere erwarten Alles von einer bessern Erziehung und einem besseren Unterrichte. Zur Vollendung meiner Kritik sämmtlicher Vorschläge werde ich nun auch darüber die bisher verschobenen Bemerkungen vorbringen.

Ich habe nicht Lust mit Reformatoren zu streiten, die ihre Vorbilder aus dem Mittelalter nehmen. Und, was insbesondere die Priester betrift, die vom Tödten des Fleisches reden, so wäre ihnen zu antworten, daß, statt bei halben Mitteln beständigen Rückfällen ausgesetzt zu seyn, es räthlicher scheine, die irdische Existenz auf Einmahl zu vernichten; da

juſt der mönchiſche Zwang es ſey, der, wenn er das Leben ſelbſt nicht zerſtöre, die Triebe zu einer Kraft ſteigere, woran ſämmtliche moraliſche und religiöſe Experimente ſcheitern. Auch über die Verſuche durch politiſche Beſchlüſſe und Regulirung der Lebensverhältniſſe zu helfen, wo die Verhältniſſe in ſich krank ſind, habe ich nichts mehr zuzufügen. Das Einzige worüber ich noch reden muß, ſind die Hoffnungen von einer beſſeren Erziehung und beſſeren Schulen.

Ich brauche nicht von neuem zu betheuern, daß auch ich unſer Heil zuletzt von der Einſicht erwarte. Geht doch mein ganzes Streben auf Beförderung einer hellern Erkenntniß unſeres Zuſtandes. Inſofern bin ich alſo mit Allen, die auf beſſere Erziehung dringen, einig. Allein in den Mitteln und Wegen weiche ich völlig von ihnen ab; indem ich jeglichen Vorſchlägen unſerer Erzieher das entgegenhalte, woran ſie am wenigſten denken, unſere Armuth.

So lange es in Europa ſo ſchwer iſt, die Leiber zu verſorgen, wird es für die Geiſter nur eine kümmerliche Abfindung geben, und insbeſondere wird die Erziehung der Abrichtung für die nächſten Bedürfniſſe unterthan bleiben. Sobald das Kind geboren iſt, heißt es: was ſoll es werden? bei welcher Frage an nichts weiter gedacht wird, als an die Abrichtung für ein Gewerbe oder für einen Beruf; und wie es niemanden einfällt, einen Beruf oder ein Gewerbe anders als des Einkommens oder der Eitelkeit wegen zu wählen, ſo kehrt ſich auch, trotz allen verhüllenden Phraſen, gerade die ſog. gelehrte Erziehung nur darauf.

Wer kann aber jene Einſicht, die Europa vor dem Untergange ſchützen ſoll, von einer Erziehung erwarten, wie ſie unſern Aerzten, Juriſten und Prieſtern zu Theil wird? von einer Erziehung, die juſt in den Jahren aufhört, worin ſie recht beginnen ſollte? Die Beſſeren unter ihnen fühlen ſelbſt zu gut, daß es ganz anders mit ihnen hätte gehen ſollen. Allein ſie fühlen es nur, um ſich darüber zu betrüben, daß ein Verhängniß den Gang leitete, gegen das ſie nichts vermochten. Und wenn die Väter die Gebrechen ihrer eignen

Erziehung noch so hell erkannt haben: wie selten ist es ihnen vergönnt, ihre Kinder davor zu bewahren? Aerzte und Juristen sind innig überzeugt, daß die Erziehung für ihre Fächer weit über die gewöhnliche Zeit reichen muß. Aber was sonst als Armuth hindert die Wirksamkeit dieser Ueberzeugung? Die Noth zwingt dem Baume Früchte ab in einer Zeit, die gänzlich der Blüthe angehören sollte, jämmerliche Früchte, die unendlich zurückstehen vor denen, welche er bei glücklicher Pflege später von selbst darbieten würde.

Wenn Europa aber sogar für die rechte Erziehung der beschränkten Zahl seiner Gelehrten und Beamten zu arm ist, wie sollten denn die Plane, dem ganzen Volke zu jener rettenden Einsicht zu helfen, gelingen? Wie wenig sich auch die Reichen in Deutschland und Europa überhaupt bisher um die höhere Ausbildung bemühet haben, die Besserung von dieser Seite würde jetzt nichts verschlagen, weil der Reichthum zu sehr abgenommen hat. Und mitten im Frieden steigt die Verarmung so rasch, daß ohne vorläufige Hülfe dagegen, eine gründliche und allgemeine Reformation in der Erziehung unmöglich ist.

Ich bestreite keinesweges, daß große Völker nicht aus lauter Weisen bestehen können. Allein was wollen die Phrasen von Beförderung der Einsicht, wenn diese Einsicht gerade mit Dem nichts gemein hat, wovon das Wohl der Individuen und Familien so sehr abhängt als das der Staaten? In unserm Europa bedarf sogar die kleinste Gruppe der Gesetze. Das läugnet niemand. Aber die besten Gesetze nutzen nichts, wenn die Menschen sie nicht kennen. Auch das läßt man gelten. Und dennoch beharret man überall dabei, daß nur Der sich um die Gesetze zu kümmern brauche, welcher seine Kunde Andern verkaufen will. Bei dem mäßigsten Vermögensstande ergibt sich die Erfahrung, wie übel es ist, sich in Rechtssachen nicht selbst rathen zu können. Ein großes Vermögen ist aber ohne diese Bedingung seiner Verwaltung und Erhaltung eine Quelle von ewigen Störungen und Aergernissen. Und der alte Spruch, daß es schwerer sey den

Reichthum zu bewahren, als ihn zu erwerben, ſtützt ſich ohne Zweifel (wenngleich nicht allein) auf den Umſtand, daß mit der Vermehrung der Güter ſich auch die Berührungen mit der Welt vermehren, daß insbeſondere die Güter die Ränke der Habſüchtigen anziehen, ohne die dagegen ſchützende Einſicht zu ſteigern. Dennoch ſorgen die Inhaber von Millionen lieber für die Auszeichnung in unbedeutenden Formen und Spielereien als für den Unterricht in einem Gebiete, das man um ſo beſſer kennen muß, je breiter man darin angeſeſſen iſt.

Redete ich von *vielen* ſolcher Millionäre, ſo könnte mir allerdings zugeflüſtert werden, daß ich mit der frühern Behauptung „es ſey eher gegen die Armuth als gegen die Mängel der Erziehung zu wirken" in Widerſpruch gerathe. Allein ſo iſt es nicht. An die Erziehung der *Reichen* erinnere ich bloß deswegen, um den Verdacht *übertriebener* Forderungen abzuwehren. Und einer etwaigen Gegenargumentation, daß alſo doch dabei ſtatt der Armuth unſere Irrthümer und Vorurtheile anzuklagen ſeyen, beuge ich mit der einfachen Bemerkung vor, daß als der eigentliche Träger dieſer Irrthümer immer wieder unſer Gelehrtenſtand erſcheine; und darum auch an keine beſſere Erziehung der *Reichen* zu denken ſey, bevor in jenem Stande eine Aenderung vorgehe. Die Gelehrten können aber für keine univerſelle Erziehung bei Andern wirken, ſo lange ſie ſelbſt einſeitig erzogen werden. Und ihre einſeitige caſtenartige Erziehung muß fortdauern, ſo lange ihre Armuth fortdauert, d. h. ſo lange die Armuth Derer fortdauert, die ſich dem Gelehrtenſtande zu widmen pflegen.

Wer dieß noch nicht überzeugend findet und an den Hoffnungen von einer beſſern Erziehung feſthält, den frage ich, woher die Anleitung dazu denn komme ſolle, wenn einzig Köpfe darüber richten, deren eignes Vorbild im Streben nach Kenntniſſen am wenigſten auf ein *Kennen der Gegenwart* hinweiſet. Wer von einem Erzieher, der mit der größten Anſtrengung nach den Geſetzen der alten Völker von Aſien und Afrika forſcht, auch die Kunde der Geſetze ſeiner

Zeit und ſeiner Heimath fordern wollte, der würde mit einer Verwunderung angeſtaunt werden, als ob er von Geſetzen im Monde rede. Wenn aber die Unkunde in den Geſetzen der Menſchen unfrei macht, ſo thut es noch mehr die Unkunde in jenen Geſetzen der Natur, wovon die Geſundheit abhängt. Und wie verhält ſich nun dazu unſere Erziehung? oder, mit beſtimmtern Worten, wie verhält ſich dazu die Fähigkeit Derer, die über unſere Erziehung entſcheiden? Wird es etwa als eine allgemeine Qualification zum Gelehrtenſtande betrachtet, in dieſen wichtigen Geſetzen nicht ungelehrt zu ſeyn? Sind nicht im Gegentheile die berühmteſten Gelehrten (die nicht gerade ſelbſt als Aerzte leben), ſobald ſie erkranken, von der Weisheit eines offenbaren Quackſalbers abhängiger als von ihrer eignen? Ueberall hört man den Spruch „ohne Geſundheit iſt kein Heil auf dieſer Erde"; und dennoch ſetzen auch Die, welche ſich bis zum Tode mit den Wiſſenſchaften befaſſen, nicht einmahl ein Paar Jahre daran, die erſten Bedingungen der Geſundheit kennen zu lernen; wiewohl ſie ſich damit zu den meiſten Derer erheben würden, welche im unreifen Alter nicht mehr darauf verwenden, um die von der Autorität des Lehrers angenommenen Sätze ſo ſchnell als möglich zu einem Gewerbe zu gebrauchen, das ihnen zu einer ſorgfältigen Kritik weder Muße noch Ruhe läßt. Wahrlich, der rohe Indianer iſt inſofern freier als die gelehrteſten Europäer, die an keine Plane denken dürfen, welche über den Bereich ihrer Aerzte hinausgehen. Tacitus erzählt vom Cäſar Tiberius, daß er über Jeden geſpottet habe, der nach dem dreißigſten Lebensjahre nicht des fremden Rathes für ſeine Geſundheit entbehren könne. Es iſt kein Zweifel, daß die früheren Römer ſich mehr um ihre Leiber kümmerten als wir. Und juſt darin vermuthe ich den Grund, daß das Gewerbe der Aerzte bei ihnen nicht ſo gedieh als unter uns. Mit der ſteigenden Cultur hätte auch jene Sorgfalt ſteigen ſollen. Aber es ging umgekehrt. Je mehr ſich den alten Völkern das Gebiet der Arzeneikunde aufſchloß, deſto mehr wurde heſſen

Durchforſchung auch bei ihnen Berufsſache; d. h. particuläre Intereſſen mußten dazu antreiben. Und zur Selbſtberuhigung flüchtete man, wie in unſern Tagen, zu der Phraſe „das Gebiet ſey zu groß, um zur allgemeinen Erziehung zu gehören, man müſſe allein dafür leben.“ Und in dem doppelten Wahne, als ob ein Davon-Leben ein Dafür-Leben ſey, und als ob man zur Beſchützung der eignen Geſundheit alle Gebrechen kennen müſſe, die nur bei den Pariahs vorkommen können, überließ man es einer Claſſe, die nach den kurzen Lehrjahren weit mehr für ihren Unterhalt als für ihre Einſicht zu ringen hat, Männern die in ihrer Praxis zwar auf manche merkwürdige Phänomene ſtoßen, aber, bei dem beſten Willen, zum Nachdenken darüber lange nicht die Muße haben, als die bequemen Patienten, welche durch ererbten Reichthum vom Erwerben dispenſirt ſind.

Damit endlich die Verzerrung alle Phaſen durchlaufe, müſſen ſogar diejenigen Gelehrten, welche ſich um das Studium der Natur Tag und Nacht bemühen, ſich eifriger für die Lebenserſcheinungen an Pflanzen und Inſecten intereſſiren, als für die an Menſchen; ſo daß oft die erſten Naturforſcher ſich in Krankheiten (auch wenn ſie die Functionen des Hirnes nicht ſtören) ſo wenig ſelbſt zu rathen wagen, als der unwiſſendſte Landmann; ein erbauliches Seitenſtück zu der Section, die ſich unermüdet an den Geſetzen der Völker der Vorwelt und der Fremde abarbeitet, ohne die der Gegenwart und Heimath eines Blickes zu würdigen.

Doch iſt immerhin der Unterſchied zu beachten, daß wenn die ſpäteren Römer und Griechen durch Trägheit und Luxus zu dem Axiom kamen, man könne nicht neben den Staatswiſſenſchaften auch noch die Arzeneikunde ſtudiren, die neueren Völker durch die Armuth dazu gekommen ſind; — weil die Armuth unſern Gelehrtenſtand urſprünglich geſchaffen und ſeine Glieder auch ſtäts gezwungen hat, ſich auf einzelne Zweige zu beſchränken. Wie bald würde ſich das ändern, wenn eine hinreichende Zahl von Deutſchen mit einer Erziehung, wie ſie gegenwärtig ihre Heimath bietet, ſich in eine

äußere Lage verſetzt fände, wo von den Forderungen des Leibes kein Widerſpruch gegen die Lehre zu beſorgen wäre, daß das Fort-Denken eben ſo zum Fort-Leben gehöre als das Eſſen und Trinken, und daß bei Männern die Anleitung zur geiſtigen Thätigkeit (der freilich der Zwang Europäiſcher Schulen ſo fremd bleiben müßte als die Iſolirung von der practiſchen Welt) nicht vor dem 30. Lebensjahre durch Rückſichten auf äußere Habe geſtört werden dürfe.

Doch damit mich niemand überſpannter Wünſche verdächtige, bringe ich dem Leſer nochmahls in Erinnerung, daß meine geſammte Kritik unſerer Erziehung wie unſeres geiſtigen Lebens überhaupt vorerſt nichts weiter bezweckt als die Täuſchungen zu bekämpfen, welche davon die Heilung unſerer Bedrängniß hoffen. Man recapitulire den Inhalt dieſes Abſchnittes. Um das Verhältniß unſerer äußern Lage zu unſern Bedürfniſſen zu zeigen, unterſchied ich vor Allem die Bedürfniſſe der Leiber von denen der Geiſter; und ſuchte dann zu zeigen, was die Heimath und die Fremde (in dem bisherigen Geleiſe) dem Einen und dem Andern verheiße. Ich fand, daß der Handel und die Induſtrie ſelbſt bei dem glücklichſten Gedeihen nicht retten könne, und eben ſo wenig die Bodencultur in der Heimath. Darauf muſterte ich die ſonſtigen Vorſchläge gegen das Uebel, namentlich die gewöhnlichen Hoffnungen von einer beſſern Erziehung. Und ſo iſt mir zuletzt von dem ganzen Gebiete, worauf ſich die Blicke nach Hülfe werfen können, nur eine einzige Richtung übrig geblieben. Man wird nämlich nicht vergeſſen haben, daß ich bei der Durchforſchung der Anerbietungen der äußern Welt (nach den gewählten beiden Rubriken) erklärte, von denjenigen Anerbietungen der Fremde, die nicht ohne definitive Auswanderung zu benutzen ſeyen, vorläufig abſtrahiren zu wollen. Nachdem nun jede andere Ausſicht vergeblich geprüft worden, iſt hier der Ort, dem Leſer zuzumuthen ſeinen Widerwillen gegen den einzigen noch ungeprüften Vorſchlag, die beſſere Benutzung des Bodens in der Fremde ſo weit zu beſiegen, als zu einer nur einiger Maaßen unbefangenen Beurtheilung

unſeres Zuſtandes nöthig iſt. Hier iſt der Ort, ihn zu der Erkenntniß aufzufordern, wie keineswegs Lieblings-Ideen, ſondern lediglich eine genaue Muſterung des Heimathlichen, mich über deſſen Grenzen hinaus geleitet hat. Gegen die Beſorgniſſe vor abenteuerlichen Projecten aber bitte ich doch zu beherzigen, daß die Europäer ja ſchon ſeit Jahrhunderten ihre Augen auf die fremden Welttheile heften, und ſich zu beſinnen, wie ungereimt es ſey, die Vorſchläge, ſelbige Welttheile für den Handel und die Induſtrie mehr und mehr zu benutzen, mit vollem Beyfalle aufzunehmen, den Vorſchlag ihren Boden zu benutzen dagegen abenteuerlich zu nennen. Oder fürchtet man ſich wirklich nicht vor dem Vorwurfe der Nachwelt, daß unſerer Zeit das Reiſen in die Fremde wegen des Handels, der Schatzgräberei und des Naturalien-Sammelns vernünftig ja rühmlich geſchienen, die Errichtung friedlicher Stätten des Ackerbaues aber unvernünftig und lächerlich?

Nur eine Erlöſung auf Augenblicke von der Schwäche, die Alles, was von der gedankenloſen Gewohnheit abweicht und den dumpfen Schlummer des ſog. cultivirten Lebens ſtört, zurückweiſet, reicht hin, das Verhältniß jenes Vorſchlages zu unſerm Zuſtande zu ahnen. Daß die neueren Europäer an den fremden Ländern den Boden ſo wenig ſchätzen und benutzen, was die alten Völker ſo ſehr thaten, hat ſeinen Haupt-Grund in dem verſchiedenen Verhalten der alten und neuen Cultur zu dem Ackerbau. Menſchen, die in ihrer Heimath den Ackerbau nicht achteten, konnten auch die fremden Länder dafür nicht ſchätzen, und ſo entging uns der wahre Maaßſtab unſerer großen Entdeckungen im Weſten und Oſten gänzlich. Erſt ſeitdem einer Seits das Geleiſe, worin wir ohne Reflexion durch die Geldgier gerathen ſind, im Stiche läßt, und anderer Seits die Reflexion fähig geworden, das Verhältniß aller Gewerbe zum irdiſchen Daſein zu würdigen, lenkten ſich die Blicke mehr und mehr zur Boden-Cultur. Und wenn ſie auch Anfangs nicht über die heimathlichen Grenzen hinaus konnten, ſo war damit doch die Bürgſchaft da, daß es ſpä-

ter geschehen werde. Möchte man diesen Entwicklungsgang nur dort begreifen, wo ihm verkehrte Theorien den Weg vertreten. Möchte man insbesondere die neuerlichen Auswanderungen aus den höhern Classen, statt der kindischen Abfertigung mit dem Worte Auswanderungsfieber, daher erklären und auf ein wirkliches Vorschreiten in der Erkenntniß des Berufes der gegenwärtigen Generation beziehen.

Ich habe wahrlich nicht vor, irgend eine Linderung, die sich unsern Bedrängnissen anbietet, weder zu verschmähen noch zu verkleinern; und wie ich früher den Ermahnungen zur bessern Benutzung des heimathlichen Bodens beistimmte, wo das Recht sie nicht verhindert, so bin ich auch hier nicht fernern Versuchen, die fremden Länder für unsere Industrie und den Handel zu benutzen, entgegen. Ich strebe einzig und allein, die Blindheit für die wichtigste Benutzungsart zu heilen. Und zu diesem Zwecke fordere ich nun auf, ernstlich zu bedenken, daß je länger wir in selbiger Blindheit beharren, die bisherigen Benutzungsarten selbst mehr und mehr versiegen, weil für die darin steigende Zahl der Concurrenten die gesammte Erde zu klein wird. In einer Zeit, worin die meisten Familienväter so um sich her spähen, als ehemals nur die Verwalter der Finanzen ganzer Staaten, in einer Zeit, wo die großen Meere sicherer und leichter befahren werden, als die besten Straßen des Festlandes, ist auf ausschließende Privilegien zur Ausbeutung fremder Fundgruben nicht weiter zu rechnen. Und auf das alte Geleise beschränkt, müssen sich die Europäer überall, wie in der Heimath so in der Fremde, im Neide und Hader zerarbeiten. Wer das nicht zu läugnen wagt, vielmehr eingesteht, daß auch die Deutschen Fabrikanten und Kaufleute sich sogar in den Polarzonen, statt als Stamm- und Sprach-Verwandte freundlich zu bewillkommnen, als lästige Nebenbuhler hassen müssen, dem kann ich dagegen von dem neuen Geleise, ohne die geringste Uebertreibung, rühmen, daß darin just die Zahl der Concurrenten den größten Vortheil für alle erzeugt. Darauf weise ich auch nach-

drücklichst hin, indem ich dem einen so sehr vernachlässigten Mittel gegen die Europäische Noth eine Quelle von Hülfe beimesse, die zur Zerstreuung jeglicher Besorgnisse vor Katastrophen überschwenglich ist. Ist es Schwärmerei, wenn ich auf solche Wahrheiten den Zuruf stütze: „hört auf, meine Deutschen Mitbrüder, Euch in Eurem Vaterlande zu zanken und zu zerren, und ohne Euch mit Versuchen zu quälen, die für die heimische Zwietracht neue Nahrung aus der Ferne ziehen, greift gemeinsam nach dem Boden, den Euch der Himmel anbietet, und Ihr seyd in einer Bahn, worin eben die Offenheit und Geselligkeit Allen einen Gewinn bereitet, den in andern Bahnen die Heimlichkeit und selbstsüchtige Absonderung selten wenigen Einzelnen erringet?" Ist es Schwärmerei, wenn ich nach der ausdauerndsten Prüfung auf solche Wahrheiten die Warnung an unsere Politiker stütze, nicht länger durch Palliativ-Curen, als da sind, die Zersplitterung des Grundbesitzes, die Beschränkungen in dessen herkömmlichem Gebrauche, die Vernichtung alter Real-Rechte, — des Scheines einer kaum über den Augenblick reichenden Hülfe wegen — unsern Zustand noch ärger zu machen? Oder ist es Schwärmerei, wenn ich selbige Wahrheiten der Jugend mit der Ermahnung vorhalte, schon der Ruhe der Eltern wegen das Vaterland mit ihren politischen Experimenten zu verschonen, und, statt nach den Lehren der revolutionären Weltverbesserung in der Heimath als wilde Zerstörer, in der Fremde als besonnene Schöpfer aufzutreten?

Die Erkenntniß, daß unsere äußere Lage bei unserer jetzigen innern Entwicklung die wirkliche Besetzung der unbewohnten Länder durch die Völker (und nicht bloße Cabinets-Occupationen) fordert, ist es, wovon allein das Loos der cultivirten Menschheit abhängt. Ich habe die Deutschen zur Besetzung des Raumes in Nordamerika eingeladen. Aber das darf die Hauptsache nicht verdunkeln. Jene Erkenntniß ist die Hauptsache; und somit verwahre ich mich gegen die Meinung, als ob es mir bloß um Nordamerika oder gar einen klei-

nen Theil Nordamerika's gehe, mit einem Nachdrucke, der nur gegen den Blödsinn unwirksam seyn kann. Man soll zur Einsicht kommen, daß bei dem gegenwärtigen Entwicklungsstande das Vaterland seinen eigentlichen Werth wieder in den lebenden Mitmenschen hat, daß darum fortan der Deutschen Germanen Vaterland wieder überall sey, wo sie in hinreichender Zahl ein starkes Gedeihen finden *). Man soll von der Einsicht durchdrungen werden, daß die erste Bedingung eines solchen Gedeihens (wie alles frischen Lebens überhaupt) der geeignete Reiz zum Leben, d. h. zur Lebensthätigkeit, ist, und daß es für den cultivirten Menschen — dessen Cultur keine todte Wort-Cultur ist — keinen bessern Reiz zur heitern Thätigkeit gibt, als der Himmel selbst in dem großen Garten seiner unverwüsteten Schöpfung darhält. Je mehr ich nachsinne, desto wahrscheinlicher dünkt es mir, daß gerade deshalb stäts so schöne Strecken unserer Erde unbesetzt bleiben, damit es den Kräften der höhern Cultur nicht am würdigsten Objecte der Thätigkeit fehle. Obgleich der Europäische Boden die Keime der neuern Entwicklung so viele Jahrhunderte hindurch beschützt und gepflegt hat, die rechten Blüthen können sich doch nur da entfalten, wo die in der alten Heimath, wie in einer großen Pflanzschule, zueinander gedrängten Individuen den ihrem reifern Leben angemessenen Raum gewinnen; — was freilich jene Theoretiker nicht ahnen, die den Europäischen Boden nach dem Vorbilde von China besetzen möchten. Wie es für den Men-

*) Schon unsere Zinsgesetze beweisen, daß in Europa nie ein Spielraum für die Familien-Thätigkeit war, wie er jetzt im innern Nordamerika ist. Und die Römischen wie die canonischen Gesetze gegen den Zinswucher bekunden, daß auch in der Vorzeit mehr aus Noth Gelder geborgt wurden als für gewinnreiche Unternehmungen. Im innern Nordamerika hingegen gibt man zehn bis dreißig Procent für ein Darlehn und behält dennoch doppelt soviel Früchte davon für sich selbst. Wo trift man Aehnliches in Europa?

ſchen von hoher Cultur überhaupt keinen Widerſtreit zwiſchen dem Leiblichen und Geiſtigen gibt, ſo leiten ihn auch die Forderungen des Leibes auf daſſelbe Gebiet der Wirkſamkeit, was immer das edelſte für die Rückſichten des Geiſtes bleibt. Die Länder der Erde und ihre natürlichen Reize nach den Normen unſeres Hirnes friedlich zu benutzen und zu beſtellen, das wird der Beruf der cultivirten Menſchen ſeyn, ſo lange die Erde Erde und die Menſchen Menſchen ſind. Je öfter dieſer Beruf verkannt wird, deſto traurigere Erſcheinungen muß die Geſchichte liefern; und wo ſich in dem Getriebe cultivirter Völker Stockungen zeigen, da iſt ſtäts der erſte Blick zu werfen auf das Verhalten ihrer Cultur zu dieſem der Menſchheit von der ewigen Vernunft vorgezeichneten Wege.

Und das gilt denn auch von unſerm Deutſchland, welches nur unter der Bedingung zu retten iſt, daß Alles was ſich dem Coloniſiren in der Fremde widerſetzt, als von unreifen Perioden herrührende Reſte abgeſtreift wird. Die Einſicht, daß die wahre Cultur etwas Lebendiges iſt, und jegliches edlere Leben in einer harmoniſchen Thätigkeit des Geiſtes und Körpers beſteht, muß die Zwietracht zwiſchen dem Practiſchen und Denkenden heilen, und die Erkenntniß, daß dort kein Blühen der Cultur ſeyn könne, wo das Leben überhaupt nicht blühe, muß den Wahn zerſtören, als ob trotz aller Bedrängniß der Leiber ein Gedeihen der Geiſter möglich wäre. Dann wird man auch einſehen, daß die Cultur nicht anders zu befördern iſt als das Leben ſelbſt; wie von einer Pflanze nur dadurch gute Früchte zu erringen ſind, daß man für das allgemeine Gedeihen der Pflanze ſorgt. Wer ihr durch einſeitige Reizung Früchte abnöthigt, der verdirbt die Keimkraft des Stammes und erlangt doch meiſt eine verkümmerte Ernte. In dem bisherigen Geleiſe ſind wir leider zu oft durch einſeitige Reizungen zu Cultur-Blüthen gekommen, die, wie ſehr ſie auch überſchätzt werden, das Leben, was ſie hervorbrachte, krank und elend ließen. — Indeß wie ſollte dieſer Ausſpruch zu Theorien paſſen, deren Anleitung zur höhern Cultur juſt denjenigen Zug, welcher die Ba-

ſis alles männlichen Werthes iſt, Klarheit und Kraft, am wenigſten achten, und auch die poetiſche Stimmung nur da finden, wo die Wirklichkeit ſo jämmerlich oder langweilig iſt, daß ſich der Unternehmungstrieb in das Gebiet der Phantaſien und zu den Spielen mit Buchſtaben flüchten muß?!

Alſo nicht die Auswanderung nach Nordamerika iſt das Endziel dieſes Werkes. Es ſoll, der Ankündigung treu, den Deutſchen zur hellen Erkenntniß ihres Zuſtandes helfen. Und nun möge der Leſer zuvor entſcheiden, ob ich den rechten Weg dazu gewählt habe, und ob der Standort, wohin er leitet, wirklich den richtigen Ueberblick geſtatte. Alsdann kann ich auch die fernere Entſcheidung von ihm erwarten, ob der Satz „daß wir uns nicht länger in vielen Millionen auf dem kleinen Raume unſerer Heimath zuſammendrängen dürfen, ohne uns um die übrigen Länder der Erde anders als in Schulen zu kümmern" mehr als eine einfache practiſche Folge des theoretiſchen Reſultates ſey. Einzig und allein um dem, jener Erkenntniß entſprechenden, practiſchen Drange ein Object vorzuhalten, komme ich auf meine Schilderung des innern Nordamerika's zurück. Weil mir einſtweilen keine vorzüglichere Gegend bekannt iſt, darum rathe ich zu Anſiedelungen im Miſſiſippi-Gebiete. Und das iſt auch der Grund, warum ich hier noch einige Bemerkungen zufüge, die ſich darauf beziehen.

* * *

Den beſten Beweis, was Nordamerika für Europa und insbeſondere für die Deutſchen werth iſt, liefert die Erſcheinung, daß dort ſogar diejenigen Kräfte gedeihen, die in dem alten Vaterlande wenig oder nichts verſprachen. Sie beweiſet aber auch, daß das Elend in Deutſchland nicht den Menſchen ſondern ihrer äußern Lage beizumeſſen iſt. An den Küſten und tief im Innern, faſt in jedem Winkel des ungeheuern Gebietes, herrſcht nur eine Meinung über den Fleiß der

Deutschen Colonisten. Franzosen, Engländer, Schotten, Irländer und Holländer, alle sind in diesem Lobe einig. Und ein solches Lob gilt Individuen, welche in der Heimath von seichten Lästerern als der Auswurf der Faulheit und Abenteuerei bezeichnet werden. So lange nicht die Mehrheit des ganzen Volkes schlecht und verdorben ist, muß die Oeffentlichkeit allein gegen ähnliche Verläumdungen helfen. Und es ist kaum zu begreifen, wie Jemand sich in Deutschland gegen das gleiche Recht seiner Nachbaren, auch ihn zu wägen und zu würdigen, durch einen bloßen Qualm von Dünkel geschützt wähnen und die Oeffentlichkeit so wenig fürchten kann, Tausende seiner Nebenmenschen der Faulheit und Arbeitsscheu zu beschuldigen, während er selbst nichts thut als ernten ohne säen oder doch der gierigsten Habsucht dient, und weder der Mitwelt noch der Nachwelt das geringste Interesse für sein Daseyn einflößt.

Indeß wenn es auch wider diese Art Gegner der Colonisationen keiner Waffen mehr bedarf, es fehlt nicht an anderm Widerspruche, der bei der redlichsten Gesinnung dem Vaterlande zu nutzen, sich immerhin gegen die Richtung nach Nordamerika sträubt, — wovon das Hauptmotiv die stille Besorgniß ist, das drohende Uebergewicht der reichen Vereinigten Staaten über unser armes Europa nicht noch zu beschleunigen. Weil, wie gesagt, selbige Besorgniß sehr oft mit ächter Philanthropie verbunden ist, so halte ich es nicht für überflüssig, dagegen folgende freundliche Erinnerungen vorzubringen.

Vor Allem bitte ich zu erwägen, daß ihre eigentliche Basis die zwei Vorstellungen sind: erstens hänge das Steigen der Bevölkerung der Vereinigten Staaten vorzüglich von der Zahl der Europäischen Einwanderer ab, und zweitens das Steigen ihres Wohlstandes und ihrer Cultur, insbesondere das ihrer Industrie, von den Kräften und Talenten der Einwanderer. Nun aber ist nichts falscher als Beides.

Was die erstere Vorstellung betrift, so ist es unbestritten, daß (die letzten vier Jahre ausgenommen) in keinem Jahre

über funfzehntausend Köpfe eingewandert sind. Vergleicht man damit den Gesammt-Zuwachs der Bevölkerung, der in den jüngsten zwanzig Jahren schon mehr als zweimal hundert tausend Köpfe jährlich betragen hat, so leuchtet Jedermann ein, daß die inländische Fortpflanzung jetzt keines Europäischen Zuschusses mehr bedarf. So wichtig dieser Zuschuß Anfangs auch war, die Vereinigten Staaten werden nach zwanzig bis fünf und zwanzig Jahren eine Bevölkerung von fünf und zwanzig Millionen, nach vierzig bis funfzig Jahren eine von funfzig Millionen und nach sechzig bis siebzig Jahren eine Bevölkerung von achtzig bis neunzig Millionen haben, wenn auch keine Seele mehr einwanderte. Man träume bei dieser Berechnung doch nicht von ungewissen Hypothesen. Sie stützt sich allein auf die Annahme, daß, wo das Leben so leicht ist als in Nordamerika, auch keine Stockung in der Fortpflanzung zu fürchten sey. Ohne alle verwickelte Betrachtungen reducirt sich der bisherige Zuwachs auf Ursachen, die das ganze gegenwärtige Jahrhundert hindurch fortwirken werden. In Europa klingt Dergleichen freilich seltsam. Aber wo ist in Europa auch ein Strich, auf dem die bloße Fortpflanzung den Wohlstand seiner Bewohner erhöhet? Dieß ist dagegen in den Mississippi-Ländern so sehr der Fall, daß eine Gesellschaft von Colonisten, deren einzelne Familien sich einmahl auf einem Besitzthume von einigen hundert Morgen eingerichtet haben, für die Vermehrung des Vermögens nichts weiter zu thun braucht, als sich eifrig auf die Fortpflanzung zu legen. Und so wäre mithin Amerika das wahre Gebiet für unsere Theorien von der Allmacht der Kopfzahl, und keinesweges die Länder, wo die Menschheit in dem Widerstreite mit der Natur so weit gediehen ist, daß nichts sicherer zur Verarmung führt als die Fruchtbarkeit der Ehen.

Nicht minder verkehrt ist die andere Vorstellung, daß der Reichthum und die Cultur der Nordamerikaner, insbesondere ihre Industrie, durch die fortdauernden Einwanderungen getragen werde. Ihrer Industrie ist jetzt die Hülfe der

Briten so entbehrlich als die der Deutschen und Franzosen. Das heißt: man glaube ja nicht, daß die Amerikaner unfähig seyen alles Das selbst zu verfertigen, was sie aus Europa beziehen. Weil sie ihre Kräfte vortheilhafter verwenden können, darum überlassen sie so manche Productionen den Europäern. Weil die Natur ihres Landes die Arbeit so hoch belohnt, das ist der Grund, warum sie sich mit so vielen kärglichen Erwerben der Europäer nicht befassen. Eben deshalb ist aber auch von der Einwanderung Deutscher Fabrikanten zum Ohio, Missisippi und Missouri nichts für den Absatz Deutscher Producte zu besorgen. Und ich habe hier zu wiederholen, daß im Gegentheile die in Europa zurückbleibenden Fabrikanten dadurch Rivalen verlieren; weil die meisten Ankömmlinge an jenen Strömen zur Benutzung des Bodens übergehen, und die Erzeugnisse Derer, welche bei ihrem alten Gewerbe beharren, verschwindend sind gegen die mit der steigenden (vom Boden lebenden) Bevölkerung gleichzeitig steigenden Masse der Bedürfnisse. Der Absatz der Europäer kann nur beschränkt werden durch die Industrie der Atlantischen Staaten, und selbige ist ohnehin in einem Zuge, den allein die Ablenkung zur Agricultur zu hemmen vermag. Eben das Leben in diesen Atlantischen Staaten ist es aber, was die Europäischen Bilder von dem Nordamerikanischen Gesammt-Getriebe verwirret. Die von den Amerikanischen Küsten ausgehenden Erscheinungen halten nemlich die Oberflächlichkeit so gefangen, daß man von dem ächten Marke im Innern so wenig entdeckt, eine Bevölkerung, wovon bereits über drei Viertheile vom Boden leben, noch immer ein Handelsvolk zu nennen, weil es vor funfzig Jahren so hieß. Und darum verzeihe man es mir, wenn ich am Ende des gegenwärtigen Werkes nochmahls an jene Merkmahle der neuen Schöpfung erinnere, welche die Europäer statt zum Neide zur Theilnahme daran auffordern. Was Nordamerika werden wird, das hat nunmehr seine Vorbereitung so völlig im Lande selbst, daß Europäische Maaßregeln nichts dagegen vermögen.

Es ist nicht mehr Zeit zu fragen, wie Nordamerika zurückgehalten werden könne. Nach funfzig bis sechzig Jahren wird es eine Macht besitzen, womit in der heutigen Welt nichts zu vergleichen ist, und wogegen den Feinden nur zu wünschen übrig bleibt, was die alten Römer als die letzte Schutzwehr gegen die Germanen ansahen, die innere Zwietracht. Man denke doch an die funfzig bis sechzig Millionen Bewohner ohne Bettler, an eine physische Basis wider die Armuth, wie sie, so weit die Geschichte reicht, kein Volk von Millionen gehabt hat. Man denke an Menschen, deren gesunde Leiber von einer Regsamkeit beseelt werden, daß sich selbst der Neid Englands zur Bewunderung stimmt. Wer will mit Familien wetteifern, die den besten Boden fast umsonst haben, die durch dessen unerschöpfliche Fruchtbarkeit, durch die reichen Wälder, durch das milde Klima von den lästigsten Arbeiten des Ackerbaues und der Viehzucht befreiet, bei geringen Opfern Glieder eines Bundes sind, dessen Schiffe nach allen Richtungen der Erde schneller und sicherer fliegen als die der Briten, und in allen Zonen den größten Schutz genießen. Oder träumt man etwa von einem Ausschließen von den Europäischen Märkten? Die bloßen Repressalien würden jeden Vortheil zu sehr überwiegen. Hat doch England seine langjährigen Schiffahrtsgesetze gegen Nordamerika nicht behaupten können. Einem Lande von solchem natürlichem Reichthume die Europäischen Häfen versperren, würde nicht weniger thöricht seyn, als wenn der Arme einen Gewinn darin suchte, mit keinem Reichen Verkehr zu haben.

Statt sich ähnlichen Täuschungen zu überlassen sollen sich die Europäer, unter Erwährung der Sprüche von einem Staatswohle, das unabhängig von dem Wohle der Individuen und Familien ist, der Erkenntniß zukehren, wie allein der Himmel und die Natur an dem Gedeihen der Nordamerikaner Schuld ist, und daß die eignen Verdienste der Nordamerikaner dabei, den Deutschen, den Briten, den Holländern, den Dänen und den Scandinaviern gegenüber, keine anderen sind als die Einwanderung in die

neue Stätte des himmliſchen Segens. Warum die Cultur von Aſien nach Europa gezogen, und von dort nach Amerika, um einſt von Amerika wieder nach Aſien zu gelangen, das bleibt den Menſchen eben ſo verborgen, als warum die Sonne keinen entgegengeſetzten Lauf hat. Darüber zu grübeln, iſt aberwitzig. Aber wie der Gang der Natur ſey, das zu erforſchen, bleibt ewig die Aufgabe Aller, die nicht damit im Widerſtreite ſeyn wollen. Wenn ſich plötzlich das Klima von Europa umwandelte, wenn die bewohnbaren Stätten verſänken oder das Meer ſie verſandete, ſo würden die Ermahnungen, das Vaterland nicht zu verlaſſen, von ſelbſt verſtummen. Allein das Verhältniß der Seelen-Zahl zu den Naturgütern in Europa und Amerika iſt ſo verſchieden, daß auch darin vernünftige Weſen, die nicht auf mechaniſche Stöße warten, einen Ruf des Himmels erblicken müſſen. Und wer die in Amerika zur Fortſetzung der Europäiſchen Entwicklung von der Gottheit eröffnete Bahn deswegen verſchmähet, weil ſie nicht in Europa iſt, der verſündigt ſich gewißlich wider eine Religion, die bloß der richtigen Würdigung des Irdiſchen wegen zum Hinſchauen auf das Ueber-Irdiſche einladet. Gerade die Gedanken an die Vergänglichkeit des Irdiſchen und an ein Etwas, was drüber iſt, ſind es, welche uns vor der Ueberwältigung durch das nahe vor den Sinnen Liegende am beſten bewahren können, und der unbefangenen Prüfung, was für unſere kurze Pilgerfahrt auf der Erde überhaupt erſprießlich ſey, den kräftigſten Anhalt bieten. Aber die bisherige Kirche und Cultur hat an dieſe Hülfe des Chriſtenthumes nie ſehr gedacht; und wer nicht, der alten Mönchsrichtung nach, daraus eine völlige Verachtung des Irdiſchen, das gar keine Anſtrengung werth ſey, ableitete, der räumte dem Inſtincte nicht nur die gänzliche Ueberſchätzung Desjenigen ein, woran die Gewohnheit feſſelt, ſondern er verwendete auch noch das Geiſtige, was neben dem Inſtincte in ihm war, dazu, die Macht der Gewohnheit durch Schein-Argumente zu rechtfertigen.

Leider begreift man von der neuen Bahn für die Euro-

päischen Kräfte so wenig, sich sogar von ihrer gefährlichsten Gegnerinn, der alten Colonial-Politik, mehr zu versprechen und zwar nicht nur für die Staaten, sondern auch für das individuelle und Familien-Leben. Ja, wäre das Mississippi-Gebiet eine Colonie von Deutschland wie Canada von England, ist auch ein gewöhnlicher Einwurf Derer, die sich sonst dem Auswandern nicht widersetzen. So sehr verkennt man, daß erst mit dem Verschwinden jener Politik die fremden Erdtheile den Europäischen Völkern recht aufgeschlossen wurden, und daß, wenn jetzt das individuelle und Familien-Leben sich nach jeder Richtung hin in Amerika frei entwickeln kann, auch in Bezug auf das nationelle Gesammt-Leben Alles von den einzelnen Köpfen abhängt; weil es ja zu einem Deutschen Gesammt-Leben nichts weiter bedarf, als was von den Deutschen selbst abhängt, daß sie nämlich in hinreichender Zahl die für sie so gut als für jeden Andern zugänglichen Striche in Besitz nehmen.

Eben diese überall herrschende falsche Ansicht von dem jetzigen und dem frühern Verhalten Amerika's zu den Interessen der Menschheit bezeugt, daß keinesweges unsere Politiker und ihre Colonial-Politik die alleinigen Sündenträger sind. Wie die neuere Politik überhaupt ein Product unserer Entwicklung und äußern Lage war, so war es auch die Colonial-Politik. Unläugbar ist zwar, daß selbige Politik nichts weniger wollte, als das ächte Gedeihen der Amerikanischen Colonien, d. h. sie nicht so stark wollte auf eignen Füßen stehen zu können. Aber wurde das nicht vollkommen durch den in dem gesammten Volksleben wuchernden Glauben unterstützt, der von der Wohlfahrt Anderer den eignen Ruin fürchtet? Treffen wir nicht noch täglich bei Fabrikanten, Kaufleuten und Ackerbauern auf diesen Glauben? Und noch mehr: man erinnere sich an das Resultat der Prüfung unseres Zustandes, daß in dem bisherigen practischen Geleise wirklich in Europa der Wohlstand nur neben der Armuth möglich war, und sich insofern der Neid der Staaten gegeneinander so gut rechtfertigt, als der Neid der Kaufleute,

der Fabrikanten, der Ackerbauer, kurz der Individuen aller Classen gegeneinander. Für Menschen, welche nicht besser, als unsere Cultur bisher lehrte, die Erde zu benutzen wissen, ist sie allerdings zu beschränkt, — wie ganz Nordamerika es stäts für die Indianer war, die es als ein bloßes Jagdrevier behandelten. Und so lange wir bei den herkömmlichen Benutzungsarten beharren, muß auch jener Neid gegen jegliches fremde Gedeihen fortdauern, der aller Humanität zum Trotze die Lehre, daß das Glück des einen Volkes mit dem des andern so vereinbar sey als das Glück der Individuen, zu den albernen Phantasien verweiset, es vielmehr zum Patriotism rechnet, lieber die Söhne im Vaterlande bettelnd als in der Fremde reich und zufrieden zu sehen.

Bei einer solchen Verblendung ist es auch nicht zu erwarten, daß sich die abmahnenden Reden von dem Verluste der Nationalität und Sprache nicht von selbst widerlegen; obgleich sie — von der Verwandtschaft der Engländer und Deutschen sammt ihren sich kaum mehr als die Griechischen Dialecte unterscheidenden Sprachen zu schweigen — in dem Munde eines Volkes, das leicht Millionen Köpfe in das Land, wo die Wirkungen der Nationalität allein von der Kopfzahl abhängen, senden könnte, überaus lächerlich klingen.

Dennoch will ich es auf gut Glück gegen die Widersacher der Auswanderungen zuletzt mit folgenden Fragen versuchen: wie hoch die Bevölkerung steigen solle, bevor man von Staatswegen das Auswandern befördern dürfe? Ob die unbeschränkte Theilbarkeit des Bodens und der Güter überhaupt, wie die neueren Theorien sie einführen, nicht mit der Zerstörung jeglicher soliden Basis der Familien wie der Staaten zu enden drohe? Was in Betreff des Auswanderns der einzelnen Bürger zu thun? ob es ganz zu verbieten oder zu erschweren sey? und ob man etwa die Unfälle der Unkundigen und Unvorsichtigen als eine hinreichende Erschwerung betrachten dürfe?

Es wäre sicher viel damit gewonnen, wenn man sich nur

aufrichtig mit diesen Fragen beschäftigte, statt in listiger Zurückhaltung auf Das zu rechnen, was von selbst erfolgt. Dann wäre es auch möglich sich zu verständigen, daß die Auswanderung, sie heiße ein Uebel oder nicht, stäts wachsen werde; daß das absolute Verbot durchaus unvollstreckbar, die Erschwerung durch Abzüge vom Vermögen aber wider die Umwege und Umschweife Derer, die sie als ungerecht und gewaltsam (wogegen jedes Mittel erlaubt sey) betrachten, nur durch die größte Beschränkung des allgemeinen Handels und Wandels vollstreckbar sey. Und vielleicht würde es damit zu der noch heilsamern Verständigung kommen, daß die Unfälle, wenn sie auch immer fortdauern, um so weniger abschrecken, je mehr sie von offenbarer Unkunde und Unvorsichtigkeit herrühren, also gerade die Unfälle Derjenigen, wofür die Leitung und Hülfe verlangt wird, am schwächsten von der Auswanderung überhaupt abmahnen. Worauf endlich die Lehre Eingang finden könnte, daß einer Seits allerdings ein kräftiges Verbot nöthig sey, z. B. gegen den mittellosen Unverständigen, der Weib und Kinder in's Unglück zu stürzen drohet, anderer Seits jedoch, wo das Verbot nicht passe, eine treue Unterstützung eintreten müsse, wie sie jene Religion fordert, welche eine Politik, die auch im tiefen Frieden der Bedrängniß der Individuen und Familien mit Phrasen von Staatswohl und Vaterland begegnet, als unweise und grausam verdammet.

* * *

Ich habe in der Ankündigung dieses Werkes versprochen, ihm Correspondenz-Nachrichten über Nordamerika einzuverleiben. Da selbige aber in der vor Kurzem erschienenen neuen Ausgabe meines Reiseberichtes stehen, so halte ich mich für den gegenwärtigen zweiten Band des Versprechens entbunden. Auch die (Seite 238 des ersten Bandes) verschobenen Warnungen findet man in der genannten neuen Ausgabe. Und so habe ich bloß den Worten der Einleitung (1. Bd. Seite 19) „Denen, die sich früher oder später mit mir zu Colonisationen vereinigen möchten" eine Erläuterung zuzufü-

der Fabrikanten, der Ackerbauer, kurz der Individuen aller Classen gegeneinander. Für Menschen, welche nicht besser, als unsere Cultur bisher lehrte, die Erde zu benutzen wissen, ist sie allerdings zu beschränkt, — wie ganz Nordamerika es stäts für die Indianer war, die es als ein bloßes Jagdrevier behandelten. Und so lange wir bei den herkömmlichen Benutzungsarten beharren, muß auch jener Neid gegen jegliches fremde Gedeihen fortdauern, der aller Humanität zum Trotze die Lehre, daß das Glück des einen Volkes mit dem des andern so vereinbar sey als das Glück der Individuen, zu den albernen Phantasien verweiset, es vielmehr zum Patriotism rechnet, lieber die Söhne im Vaterlande bettelnd als in der Fremde reich und zufrieden zu sehen.

Bei einer solchen Verblendung ist es auch nicht zu erwarten, daß sich die abmahnenden Reden von dem Verluste der Nationalität und Sprache nicht von selbst widerlegen; obgleich sie — von der Verwandtschaft der Engländer und Deutschen sammt ihren sich kaum mehr als die Griechischen Dialecte unterscheidenden Sprachen zu schweigen — in dem Munde eines Volkes, das leicht Millionen Köpfe in das Land, wo die Wirkungen der Nationalität allein von der Kopfzahl abhängen, senden könnte, überaus lächerlich klingen.

Dennoch will ich es auf gut Glück gegen die Widersacher der Auswanderungen zuletzt mit folgenden Fragen versuchen: wie hoch die Bevölkerung steigen solle, bevor man von Staatswegen das Auswandern befördern dürfe? Ob die unbeschränkte Theilbarkeit des Bodens und der Güter überhaupt, wie die neueren Theorien sie einführen, nicht mit der Zerstörung jeglicher soliden Basis der Familien wie der Staaten zu enden drohe? Was in Betreff des Auswanderns der einzelnen Bürger zu thun? ob es ganz zu verbieten oder zu erschweren sey? und ob man etwa die Unfälle der Unkundigen und Unvorsichtigen als eine hinreichende Erschwerung betrachten dürfe?

Es wäre sicher viel damit gewonnen, wenn man sich nur

aufrichtig mit diesen Fragen beschäftigte, statt in listiger Zurückhaltung auf Das zu rechnen, was von selbst erfolgt. Dann wäre es auch möglich sich zu verständigen, daß die Auswanderung, sie heiße ein Uebel oder nicht, stäts wachsen werde; daß das absolute Verbot durchaus unvollstreckbar, die Erschwerung durch Abzüge vom Vermögen aber wider die Umwege und Umschweife Derer, die sie als ungerecht und gewaltsam (wogegen jedes Mittel erlaubt sey) betrachten, nur durch die größte Beschränkung des allgemeinen Handels und Wandels vollstreckbar sey. Und vielleicht würde es damit zu der noch heilsamern Verständigung kommen, daß die Unfälle, wenn sie auch immer fortdauern, um so weniger abschrecken, je mehr sie von offenbarer Unkunde und Unvorsichtigkeit herrühren, also gerade die Unfälle Derjenigen, wofür die Leitung und Hülfe verlangt wird, am schwächsten von der Auswanderung überhaupt abmahnen. Worauf endlich die Lehre Eingang finden könnte, daß einer Seits allerdings ein kräftiges Verbot nöthig sey, z. B. gegen den mittellosen Unverständigen, der Weib und Kinder in's Unglück zu stürzen drohet, anderer Seits jedoch, wo das Verbot nicht passe, eine treue Unterstützung eintreten müsse, wie sie jene Religion fordert, welche eine Politik, die auch im tiefen Frieden der Bedrängniß der Individuen und Familien mit Phrasen von Staatswohl und Vaterland begegnet, als unweise und grausam verdammet.

* * *

Ich habe in der Ankündigung dieses Werkes versprochen, ihm Correspondenz-Nachrichten über Nordamerika einzuverleiben. Da selbige aber in der vor Kurzem erschienenen neuen Ausgabe meines Reiseberichtes stehen, so halte ich mich für den gegenwärtigen zweiten Band des Versprechens entbunden. Auch die (Seite 238 des ersten Bandes) verschobenen Warnungen findet man in der genannten neuen Ausgabe. Und so habe ich bloß den Worten der Einleitung (1. Bd. Seite 19) „Denen, die sich früher oder später mit mir zu Colonisationen vereinigen möchten" eine Erläuterung zuzufü-

gen, wofür hier am Schlusse meiner Reden die schicklichste Stelle ist.

Man hat diese Worte nämlich so gedeutet, als ob ich selbst eine Gesellschaft von Colonisten zum innern Nordamerika zu führen beabsichtige. Dagegen ist jedoch erstens zu bemerken, was bereits im 45. Auszuge vorkam, daß ohne einen von den Auswandernden unabhängigen Anhalt, deren Führer um so leichter der Märtyrer des Unternehmens werde, je bedeutender die Zahl ist. An einem solchen Anhalte gebrach es den bisherigen Gesellschaften völlig, und schon darum mußten die großen (welchen er schlechthin unentbehrlich ist) scheitern. Wie will man Dem nun aber anders abhelfen, als durch die patriotischen Vereine, welche mein Reisebericht (S. 265) wünscht? Vereine, welche die Führer mit einem Fonds ausrüsten, der obgleich für das Wohl der Colonisten bestimmt, doch von ihrem Wollen und Meinen unabhängig bliebe? Nur so läßt sich ein Schutz gegen Unfolgsamkeit und Kränkungen bieten, der wider jede in dem aufregenden Zustande der Auswanderung lebende Menge mehr Noth thut, als gegen aufgeregte Volksmassen in der Heimath. An keine andere Vereine dachte ich auch in der Einleitung, und hier ist der Ort nochmahls dazu aufzufordern. Es sollen Männer zusammentreten, die ohne Rücksicht, ob sie selbst oder ihre Angehörigen auswandern wollen, sich der Auswanderer annehmen. Die Regierungen können die Mittel dazu nicht geben; da sie ja auch, was sie bedürfen, von den Familien und Individuen ziehen. Man erwarte bloß von ihnen, daß sie nicht hindern. Und das werden sie, wie es noch den Anschein hat, in keinem Deutschen Lande, am wenigsten in Preußen, dessen Gesetzbuch die Hinderung geradezu verbietet. Man verfahre nur offen und lade vor Allem die Sicherheitsbeamten zur Theilnahme ein, um von Anbeginn an dem Mißtrauen wider große Vereine auszuweichen, das die politischen Machinationen in Europa leider zu sehr nähren. Um aber der allgemeinen Richtung der Worte „sich der Auswanderer anzunehmen" ein bestimmteres Ob-

ject vorzuhalten, schlage ich vor, vorläufig die Projecte, Unbemittelten zur Auswanderung zu verhelfen zu verschieben, um zunächst der Noth zu begegnen, in welche bemittelte Auswanderer gerathen können. Ich erinnere an die hülflosen kranken Auswanderer jeden Geschlechtes und Alters, dann aber an die hülflosen Weiber und Kinder überhaupt. Die Länder mögen von der Natur noch so reich und schön ausgestattet seyn, nur Gesunde und Starke können darin auf eignen Füßen stehen, und Kinder und Kranke vergehen überall im Elende, wo die Kräfte ihrer Mitmenschen sie nicht unterstützen. Bei Occupationen der unbewohnten Gegenden von einzelnen Familien oder kleinen Gruppen fehlen aber Anfangs alle jene Unterstützungs-Anstalten lang bewohnter Länder, und das muß überall, wo man so gut altert und stirbt als in Europa, bitter gefühlt werden. Wie man auch die Auswanderung beurtheile, die Weiber und Kinder bleiben vorwurfsfrei; und ihnen deswegen die Hülfe versagen, um sie für den Aufbruch aus der Heimath zu strafen, ist ein Verfahren, was der Humanität zu sehr widerstreitet, als daß es in Deutschland zu fürchten wäre. Wir haben für die Kreuzfahrer und Pilger im Oriente Zufluchtsstätten gestiftet, und Jahrhunderte durch Beiträge unterhalten. Die Zeit der Kreuzzüge ist vorüber; aber andere nicht minder natürliche Impulse treiben eine Menge unserer Mitbrüder in ferne Länder, wo ähnliche fürsorgliche Stiftungen ihnen wie Werke des Himmels erscheinen. Und wenn niemand den frommen Zweck der orientalischen Hospitien „den einmahl in Noth Gerathenen zu helfen" aus Gründen gegen Kreuz- und Wallfahrten überhaupt angefochten hat: so wird so etwas um so weniger geschehen, wo es hauptsächlich um Unterstützung von Wesen gilt, denen man die Auswanderung weder zum Lobe noch zum Tadel rechnen kann. Das Mutterland allein muß ihnen helfen; von den Auswanderern selbst ist es, wie gesagt, nicht zu erwarten, so lange die Zahl derer, welche die Schwierigkeiten der neuen Einrichtung überstanden haben, schwach ist. Sie werden gewißlich ihre Beisteuer nicht verweigern. Aber was vermögen Tau-

sende in der Fremde gegen die Millionen in der Heimath?! Künftig werden alle Spenden der Heimath überflüssig seyn. Aber die künftigen Kräfte der Auswanderer können die Unglücklichen nicht wiederaufwecken, die in der Prüfungszeit untergehen. Und je weniger Schuld auf die Ansiedler selbst fällt, wenn verwaiſete Kinder, Witwen und Alte aus bloßem Mangel an menſchlicher Hülfe umkommen, deſto ärger muß ſich die Heimath anklagen, daß ſie Rettungsmittel vorenthielt, die ihr faſt gar kein Opfer gekoſtet hätten.

Wenn die Mitglieder der Vereine ſich nur zu einer jährlichen Gabe von einem halben Thaler auf etwa zehn Jahre verpflichteten, ſo würde bald eine Summe da ſeyn, womit ſich alle Beſorgniſſe zerſtreuen laſſen. In den damit zu gründenden Hospitien könnte die Anſtalt für den Unterricht der Waiſen ſich leicht zu einer allgemeinen Bildungsanſtalt für die Deutſchen Coloniſten erheben; und ſomit das Mutterland ſich ein Verdienſt um ſeine ausgewanderten Sprößlinge erwerben, was ſichtbarlich die Früchte des geſammten Miſſionsweſens überböte. Möchte Deutſchland ſich doch dem Vorwurfe entziehen, daß während es ſterile Verſuche an Indianern und Negern mit reichen Spenden befördert, es in denſelben Gegenden ſeine Stammgenoſſen behandele, als ob jedes Scherflein für deren Wohl an der Unempfänglichkeit verloren gehe. Wenn die Heimath nur voranſchreitet, ſo werden Tauſende Deutſche in der Fremde folgen, namentlich in Nordamerika, wo es nicht an Sprößlingen von Deutſchen fehlt, die obgleich ſie zuſehr vom Engliſchen Leben umgeben ſind, als daß ſie allein für nationelle Inſtitute viel vermöchten, doch geneigt ſind ſich dem einmahl entſtandenen Kerne anzuſchließen.

Um nun aber auch der ſich von ſelbſt aufdrängenden Frage, wer den Anfang machen ſolle, zu begegnen, ſchlage ich Folgendes vor. Jeglicher Menſchenfreund mag in ſeinem eignen Wohnorte für einen Zuſammentritt ſeiner Bekannten wirken, und es durch allgemein geleſene Journale zur öffentlichen Kunde bringen. An volkreichen Oertern werden ſich leichter

kleinere Vereine bilden, als ein einziger großer. Erst wenn eine hinreichende Gliederzahl constatirt ist, könnte es zur Bildung eines General-Ausschusses und der Vereinigung der Geldbeträge zu einer Gesammtcasse kommen; nachdem durch Austausch der Gedanken in einem periodischen Blatte darauf vorbereitet worden. —

Diesem Vorschlage werden hoffentlich die seit Kurzem in den meisten Journalen wiederhallenden Warnungen vor allen Vereinen nicht schaden. Schon aus dem ersten Bande (Seite 236 u. 269) erhellet, daß ich gewissen Vereinen, woran die Redlichen unter jenen Warnern dachten, ebenfalls entgegen bin. Allein es geht wieder nach dem alten Spruche „man verschüttet das Kind mit dem Bade"; und von den Erfolgen verkehrter Versuche*) überwältigt verzweifelt man an der Möglichkeit von richtigen. Ist es doch Jedermann begreiflich, daß, wenn das Colonisiren nicht unterdrückt oder gehindert werden soll, die Leitungen und Vereine, worauf ich von Anfang an (insbesondere im 31. Briefe meines Reiseberichtes) gedeutet habe, nicht überflüssig, geschweige verderblich sind. Freilich ist unter den neuern Völkern meist nur Das gelungen, was von isolirten instinctartigen Impulsen ausging; aber sollen wir darum immerfort in die rohen Verwünschungen gegen alles höhere Leben und Denken einstimmen? Sollen wir namentlich die Colonisation schlechthin dem instinctartigen Tappen überlassen, und was die alten Völker durch Verstand und Plan dafür thaten, als bloße Schul-Curiositäten behandeln? Und sollen wir am Ende eben Denen, welche die Anstrengungen zur Klarheit zu gelangen verhindern möchten, die Dictatur einräumen? Wie mißlich es doch gerade in der Auswanderungs-Sache um das Rathgeben steht! Wer dünkt sich dazu nicht fähig?! Niemand wird bestreiten 1)

*) Kein einziger der bisherigen Vereine hat meinen (gedruckten, brieflichen oder mündlichen) Rath, weder beim Entwerfen der Plane, noch bei deren Ausführung befolgt.

daß es vor Allem auf die Motive des Aufbruches ankommt; daß dieſe aber wieder abhängen 2) von der Perſönlichkeit der einzelnen Auswanderer und 3) von deren Verhalten zum alten wie zum neuen Continente. Und dennoch treten für und für Redner auf, die ſich ſtille eingeſtehen müſſen, ſich um die das ausdauerndſte Nachdenken herausfordernden Objecte ſelbiger Rubriken nicht mehr bekümmert zu haben als etwa beim Leſen der Journale, dem Beſuche der Gaſthäuſer und der Börſen. Von dem Verhältniſſe unſerer Entwicklung zum Auswandern, oder richtiger zum beſſern Benutzen der Erde, ahnen ſie natürlich nicht das Geringſte, ſo daß ſie ſogar die Erinnerung daran für Ueberſpannung erklären.

In der täglich mehr anwachſenden Literatur über die Auswanderung finden ſich unſtreitig wahre Bemerkungen. Aber das den meiſten eigne Unwahre iſt, daß ſie als Neuigkeiten ausgeboten werden, und zwar oft mit der charlataniſchen Empfehlung, als ob nun erſt der rechte Aufſchluß da ſey. Mich, dem wenigſtens das Verdienſt bleibt, am ſtärkſten Deutſchlands Aufmerkſamkeit auf den Weſten Nordamerika's gelenkt zu haben, trift ſomit das Loos, fortwährend auf Neuigkeiten zu ſtoßen, die in meinem Buche auf's deutlichſte zu leſen ſind. Und was noch ſchlimmer iſt, Manche, die meine Schriften bloß vom Hörenſagen oder nur halb kennen, bilden ſich ein, oder laſſen ſich einbilden, ich habe die Schattenſeite verſchwiegen oder doch zu verdeckt vorgetragen. Es iſt klar, daß unter den mit der Heimath Unzufriedenen es nicht an Leuten fehlt, die ſich auf die Berichte über fremde Länder wie Bienen auf Blüthen werfen, um nur das Angenehme herauszuziehen. Ich hätte Nordamerika ſehr verkehrt ſchildern müſſen, um dieſer Art Menſchen nichts zu bieten. Ich vermochte auch in der That deren anfänglichen enthuſiaſtiſchen Beifall nicht anzuſehen, ohne auf eine ſpätere Enttäuſchung und Läſterung gefaßt zu ſeyn. Und wie mein Troſtſprüchlein bereits damahls war, „daß ſogar der Himmel es nicht Allen recht machen könne", ſo gehen auch jetzt meine Klagen ſeltener gegen die Sippſchaft der Thoren als die der

Bösen, namentlich jener Pseudo-Philanthropen, die nie an etwas weniger als an Enthusiasmus litten, die wissentlich die Wahrheit verdunkeln, die in boshaften Correspondenz-Artikeln mein Buch anfechten und zwar mit brieflichen Nachrichten, welche so kurz sie seyn mögen, doch als die gründlichsten und erschöpfendsten ausgeschrieen werden.

Selbst die uns jüngst von der Deutschen Gesellschaft zu Baltimore zugesendete Warnung verdient das Lob nicht, was einige Journale ihr spendeten. Sie enthält Stellen, die der leichtsinnigen Welt nicht zu oft vorgesagt werden, wie z. B. die gegen phantastische Erwartungen von Amerika, die Ermahnungen den Entschluß zur Auswanderung nur auf nüchterne Ueberlegung zu stützen und ja nicht auf politische Schwärmerei; nicht ohne Geld aufzubrechen und kein Fortkommen ohne einen ordentlichen Lebenswandel zu hoffen; auf den Ackerbau und Handwerke mehr zu rechnen als auf andere Erwerbsarten; nicht jeder Anpreisung von Gegenden und Ländereien zu trauen; sich nicht eher mit Planen zum Städtebauen zu befassen, bevor man das neue Gebiet persönlich kennen gelernt habe. Dieß und mehreres Andere gehört sicher zu einem guten Rathe. Aber wer etwa glaubt, daß es nicht längst von mir gesagt worden, der hat meine Schriften schlecht durchgegangen. Dennoch würde ich mich über den transatlantischen Zuruf gefreut haben, wenn er nicht, statt einen Abscheu vor leichtsinnigen Projecten, eine generelle Abneigung gegen das Auswandern verriethe. Was ich an seinen Einzelnheiten zu tadeln habe, ergibt sich aus meinen Schriften von selbst. Und außer dem Anathem gegen alle Vereine berühre ich bloß Folgendes.

Bei der Erinnerung, daß es dem Einwanderer schwer sey, als Gelehrter, Prediger, Advokat ꝛc. seinen Unterhalt zu finden, durfte der Zusatz nicht vergessen werden, daß die für die erwähnten Fächer Erzogenen mit den gehörigen Geldmitteln leicht vom Landbau leben können, wie deren mehrere am Missouri wirklich leben. — Die Abmahnung für Personen über 45 Jahre ist aber weit verkehrter. Just Denjenigen, die

voraussehen, daß ihre Kinder nach der dereinstigen Theilung in der alten Heimath nicht werden bestehen können, ist die Auswanderung vorzüglich zu empfehlen, um, so lange die Kräfte der Familie noch vereint sind, eine günstigere Basis mit günstigern Aussichten für die einzelnen Glieder zu erringen. Was dagegen über Entbehrungen, Anstrengungen und Einflüsse des Klimas und Wetters gesagt worden, trift, wenn es auch an sich wahr wäre, Väter, die durch ihr Vermögen von körperlichen Arbeiten dispensirt sind, gar nicht. Wer aber in Deutschland von rauher Arbeit im Freien gelebt hat, den wird sie auch am Ohio und Missouri nicht gefährden, — falls er nur nicht schon Anfangs das Ausrotten der Wälder und Aehnliches versucht. Und Die, worauf weder die eine noch die andere Voraussetzung paßt, sollen ja meinem Berichte gemäß nicht auswandern. Die Kaufleute in Amerika, besonders die an der Küste, kennen vom Landleben nicht mehr als die Kaufleute in Europa, und so hat man sich über dergleichen Fehler nicht zu wundern. Auf ihren Endspruch „bleib im Lande und nähre dich redlich" läßt jedoch sich nicht milder antworten, als daß die Motive, welche die Abmahnenden selbst oder ihre Eltern zum Auswandern brachten, in Deutschland noch nicht verschwunden sind, daß im Gegentheile der Familienväter, die für sich und ihre Kinder ein erträgliches Auskommen haben, immer weniger werden. —

* * *

Noch eben vor dem Ende des Druckes erhalte ich die Beschreibung der ersten Nordamerikanischen Reise des Prinzen Paul Wilhelm von Würtemberg in den Jahren 1822 bis 1824 (Cotta'sche Buchhandlung 1835). Sie wird natürlich in höherem Maaße auf die Aufmerksamkeit des Publicums wirken, als die vielen Berichte ohne Namen, mit falschen Namen oder ganz unbekannten Namen. Um so mehr muß es mich freuen, darin Das, was ich über die westlichen Staaten und insbesondere über die Gegend am untern Missouri in Bezug auf ihre Anerbietungen für Ansiedler gesagt habe, im

Wesentlichen bestätigt zu finden. Was wird man nach Durchlesung der ins Einzelne reichenden Beschreibung der Ufer des Missouri von dem Vorwurfe denken, ich habe diese Gegend zu sehr gepriesen; was gar von der absurden Behauptung, sie könne schon darum nicht schön seyn, weil sie weder Berge noch Hügel enthalte, wie die Erhöhungen in den westlichen Staaten überhaupt nicht Hügel geschweige Berge zu nennen seyen. Es fehlt zwar nicht an gedruckten Dokumenten, wovor solche Albernheiten verschwinden, wie z. B. die Schriften der (den Amerikanern selbst keineswegs holden) Englischen Reisenden Trollope und Hamilton die Naturschönheiten am Ohio sehr preisen, und der Franzose Theodor Pavie (Deutsche Uebersetzung, Braunschweig bei Chr. Horneier 1834) nach Erinnerung an die Ufer der Loire, (Band 2. S. 38) ausruft: „Nichts gleicht der Schönheit jener einsamen Gegenden, wo der Ohio noch so ist wie Gott ihn schuf" —, welchen Eindrücken auch der Bericht des Herzogs Bernhard von Sachsen-Weimar nicht widerstreitet. Aber da es vorzüglich um die bisher von Europäischen Reisenden selten erwähnten Gegenden am untern Missouri geht, so ist das Zeugniß des Prinzen von Würtemberg ganz geeignet, den Klatschereien wider meinen Bericht ein Ende zu machen. Seite 200 sagt der Prinz: „Der erste Anblick des Missouri (bei St. Charles) gewährte mir ein prachtvolles und unvergeßliches Schauspiel, das dadurch noch erhöht wurde, daß ich ihn bei sehr hohem Wasserstande und aufgeregtem Wetter zu sehen Gelegenheit hatte, wodurch die ohnehin wilde Gegend noch ausdrucksvoller erschien." Dann heißt es (von den Ufern zwischen St. Charles und der Mündung des Gasconade) Seite 202: „Das diesem Eilande entgegengesetzte rechte Ufer (oberhalb der Mündung des Flüßchens femme Osage) erhebt sich zu einer Reihe mit Holz bedeckter Felsen, deren Gipfel sich in den verschiedensten Gestalten und Bildungen thürmen"; Seite 203: „Die Kalkfelsen des rechten Ufers verschönerten immer mehr die Landschaft und gewährten durch mannigfaltige Risse und tiefe Höhlen ein malerisches Bild";

auf derselben Seite: „Ungefähr 25 (Engl.) Meilen von St. Charles wird das rechte Ufer wieder flach, dagegen ragen einzelne Felsgruppen am linken Ufer empor"; Seite 207: „Der Boden des rechten Ufers erhebt sich hier bei der Ochsen-Insel (Buffalo) zu ziemlich hohen Felsen von Kalkstein"; Seite 209: „Am frühen Morgen fuhren wir am rechten Ufer längs dicht bewaldeten Hügeln fort" (immer noch neben der 6 Englischen Meilen langen Ochsen-Insel); — gegen Mittag hielten wir am Einflusse eines Baches in einer bergigen und öden Gegend"; Seite 210: „Dem Hirtenflusse gegenüber erhoben sich die Felsenschichten des linken Ufers allmählig bis zu ziemlich hohen Bergen und der Strom fließt zwischen den zwei Bergreihen, die sein Bett beengen, viel reißender als in der Nähe seiner Mündung" (noch Alles unterhalb der Insel Loutre). Seite 211: „Der Strom ist in dieser Gegend sehr breit und weniger reißend, auch ist das rechte Ufer niedrig, das linke dagegen von hohen Felsen umgeben". Von der Gegend gleich oberhalb der Mündung der Gasconade heißt es Seite 214: „Diese Berge haben hohe und steile Wände von auffallender Bildung. Das flache Ufer erstreckt sich nur wenige Schritte bis an den Fuß der schroffen Felsberge. Die hohen Felsen des linken Ufers bilden, zum auffallenden Contraste gegen das flache sehr niedrige und dichtbewaldete rechte Ufer des Stromes, die sonderbarsten Gruppen der Kalkformation, deren thurmförmigen Spitzen, Würfel und Pyramiden bildende Gestalten, sowie einzeln stehende große Steinmassen mir während des ganzen Verlaufes meiner Reise noch nicht vorgekommen waren"; Seite 216: „Zu Mittag erreichten wir einen großen Felsen, den man die Caverne à Montbrun nennt. Zwischen schauerlichen Gebirgsklüften stürzt sich hier ein kleiner Fluß in den Missouri. Die Felsmasse ist gegen dreihundert Fuß hoch und hängt wenigstens dreißig Fuß über den Rand des Stromes. Die unterste Riffung ist besonders stark ausgehöhlt und bildet eine längliche ganz artig gestaltete Halle, wo sich mehrere hundert Menschen gegen den Regen und böse Witterung schützen können." So ist fast auf jeder

Seite von hohen Felsen und Bergen die Rede, wie Seite 218, 219, und S. 221 u. 224 von steilen Bergen mit einer, zwei bis drei Fuß hohen Schichte äußerst fruchtbarer Dammerde, und zwar immer noch unterhalb oder doch in der Nähe der Mündung des Osage-Flusses und der Stadt Jefferson. S. 233 heißt es wieder: „Zu hohen Bergen erhebt sich das rechte Ufer"; S. 237: „Das linke Ufer des Missouri ist hier durchgehends bergig mit hohen Felsblöcken überstet und bezeichnet den sehr wilden und rauhen Charakter der Gegend. In einer Entfernung von drei Meilen von dem Eilande (isle au rocher percé) dreht sich der Strom nach Westen und die Gebirge nehmen eine Richtung nach Norden; auch flacht sich das linke Ufer zuletzt in eine niedrige Gegend ab und verliert den vorerwähnten romantischen Charakter." Seite 243: „Das linke Ufer erhob sich zu hohen Felsen, welche sich schroff ins Wasser senkend, eine Menge Höhlen und Klüfte bilden. Diese Bergreihe wird la côte du grand Manitou genannt." Alles unterhalb der Stadt Franklin!

Der Leser mag hienach beurtheilen, welche Gedanken und Gefühle mir Das erregt, was man den Deutschen unter der Rubrik von Kritiken meines Reiseberichtes über die Gegenden am Missouri vorschwatzt. In einer dieser sog. Kritiken (mit dem Titel „Beleuchtung des Duden'schen Berichtes ꝛc. von Gust. Körner" Frankf. a. M. bei Carl Körner 1834) heißt es S. 9 ausdrücklich, daß die Amerikaner, die in Dergleichen scharf unterschieden, die Erhöhungen am Ohio, Missouri ꝛc. nie Hügel oder Berge nennten, sondern bluffs, nachdem zuvor (S. 8) Timoth. Flint's Werk über das Mississippi-Gebiet für die erste Autorität erklärt worden. Und doch spricht eben dieser Flint mehr als hundert Mahl in demselben angeführten Werke nicht bloß von Hügeln, sondern von hohen kühnen Hügeln, die den Namen von Alpen (mountains) verdienten, am Ohio, wie am Mississippi und Missouri. Wer mir nicht unbedingt glaubt, der werfe doch einen flüchtigen Blick in Flint's Buch, z. B. auf Seite 28 u. 37 des ersten Bandes (Auflage von 1828) und auf Seite 64, 80, 81, 114, 138, 157, 291, 298, 321,

322, 515, 517 des zweiten Bandes. Ich will einige Stellen wörtlich mittheilen, damit auch der eiligste Leser sehe, wie es um die Lampe meines Beleuchters steht. Seite 138 B. 2. sagt Flint unter der Rubrik „Gestalt der Gegend": „Die Südseite dieses Staates (Indiana) ist umgürtet mit dem gewöhnlichen Saume von Flußhügeln (river hills), Bluffs und Knobs, hier unter dem Namen der Ohio-Hügel (Ohio-hills) bekannt. Die Ohio-Hügel streichen in einer größern oder geringern Entfernung vom Strome, oft zwei bis drei Meilen breite Thalstrecken freilassend, oft dicht am Stromwasser sich emporthürmend (to tower ist der Ausdruck). Sie gewähren Tausende Anblicke von Größe und Schönheit." Seite 321 u. 322 sagt er von Cincinnati (im Ohio-Staate): „Eine kühne Reihe von Ohio-Hügeln (a bold line of Ohio-hills) streicht rund um die Ausdehnung der Thal-Terrasse, da sie nur oben und unten durch den Strom unterbrochen ist. Diese Hügel haben einen fruchtbaren Boden und sind auf den Gipfeln mit Wald bedeckt. Die doppelte Einzackung der Reihe durch Erhebung und Entfernung (indentation of swell and retreat) verleihet ihrer Gestalt, besonders in der Zeit des Grünseyns, eine große Schönheit. Nichts kann das Sanfte und die Fülle ihres grünen Teppichs übertreffen und vom Gipfel des einen oder des andern sieht man die Stadt in ihrer ganzen Schönheit. Wer von einem solchen Punkte die Straßen, die Häuser, die Gärten, die Fabriken mit ihren emporsteigenden schwarzen Dampfsäulen, das Schiffswerft und sein lebendes Getriebe betrachtet, dann den Ohio, wie er sich zwischen allem Diesen an einem und den niedlichen Dörfern Newport und Covington am andern Ufer durchwindet, endlich das schöne jenseitige Ufer selbst mit seiner hohen mäandrischen Hügelreihe, welche die Aussicht schließt, der erfreuet sich eines Panoramas von malerischen Scenen, die ich nicht oft übertroffen gefunden."

Man vergleiche hiemit jene Beleuchtung und ihr auch entgegen haltend, was der Prinz von Würtemberg über die Ufer des Missisippi zwischen St. Louis und

der Mündung des Ohio sagt, richte man über mein Erstaunen, daß jemand einen Schriftsteller, der so von den westlichen Staaten und insbesondere vom Missouri-Staate spricht, wie Flint, — der Seite 80 B. 2. von der Südseite des Missouri sagt: „die Berge der Minen-Gegend (welche kaum 6—8 Deutsche Meilen von meiner Ansiedlung ist) seyen jähe und groß genug den Ansichten das Erhabene der Alpen-Länder (the sublimity of mountain scenery) zu verleihen; in den Thälern sey der Boden von seltner Fruchtbarkeit; es seyen ihm keine Lagen bekannt, die abgeschiedener, wilder und doch so schön wären, als er in der Minen-Gegend gesehen habe"; und bei der Nordseite, nachdem er der wildwachsenden Früchte erwähnt *), von romantischen Hügeln, großen sich durch dichte Wälder wälzenden

*) Derselbe Flint, welcher auch das Klima des Missouri-Staates sehr lobt, sagt Seite 70 B. 2. über die wilden Früchte: „Dieser Staat hat einen weiten Gürtel, der manche Bäume und Stauden enthält, die verschieden sind von den in den südlichern Theilen des Missisippi-Gebietes. Auch sind sie verschieden von denen, die unter denselben Breiten am Ohio wachsen. Zwergäpfel, Pawpaw und Persimonen gibt's in Ueberfluß. Nirgend habe ich eine solche Menge von rothen und gelben Wiesen-Pflaumen gesehen als hier. Wilder Hopfen bedeckt ganze Wiesen (nämlich die mit Gestrüppe bedeckten Striche, welche Flint auch unter die Wiesen rechnet, die aber dem Europäer mehr wie Schlagholz-Strecken vorkommen). Paccan-, Hasel- und Hickory-Nüsse gibt's in großer Menge. Drei Arten Weintrauben finden sich. Eine heißt die Juni-Traube weil sie im Juni reift. Sie ist klein, süß, findet sich aber nur auf unbesuchten Flußinseln oder andern Plätzen wohin keine Hausthiere kommen. Die Franzosen zogen ehedem einen sehr angenehmen Wein davon. Man sollte sie besser kennen lernen. Die zweite, die Sommertraube, ist klein, purpurfarbig und im October eine ziemlich saftige Frucht. Sorgsam an der Sonne getrocknet gibt sie den Rosinen nicht viel nach. Reif geworden ist sie zu trocken. Die Winter-Traube ist klein, herb und sauer. Durch den Frost wird sie aber ziemlich angenehm."

Strömen und Wieſen redet, was Landſchaften für den Pinſel, wie keine Gegend würdigere, darbiete — zuverläſſig, meine Schilderungen hingegen übertrieben nennen kann. Doch es ſind in dem menſchlichen Hirne Combinationen möglich, denen die beſonnenſte Logik nicht zu folgen fähig iſt. Und wer etwa, durch den übermüthigen Ton des Schriftchens oder das Buchhändlerlob verſchüchtert, dem Verfaſſer keine ſolche Combinationen zutraut, der leſe nur, wie er Seite 7 für ſeinen Vorzug in der Unbefangenheit über mich anführt, daß er in Amerika keine Täuſchungen erlitten, gleich nachher aber Seite 8, zur Erklärung meiner zu günſtigen Meinung von Nordamerika, mich als berauſcht von einer Lage darſtellt, die mir jeden möglichen Genuß geſtattet habe; und wie er (damit die Widerſprüche zu einer wahren Kette werden) bald darauf S. 10, 11, 12, 13, 14 u. 16 u. 25 dieſer Lage juſt Das abſpricht, was ihr allein hätte Reiz verleihen können. Ich kam vom Rheinſtrome und beſaß in Amerika keine andern Geldmittel mir Genüſſe zu kaufen, als in Deutſchland. Und dennoch ſoll ich in Wäldern, wo die gewöhnlichen Vergnügungen der Städte natürlich fehlten, wo meine Wohnung eine Hütte war, im Stande geweſen ſeyn, mir alle möglichen Genüſſe zu verſchaffen. Iſt es Affectation, wenn ich in Verwunderung frage: welche Genüſſe meint denn der Verfaſſer, der wiederholt behauptet, daß an Genüſſe der Naturſchönheiten nicht zu denken ſey, und meine Pflanzung ſelbſt ſo reizlos findet, daß er ihr ſogar das reine Waſſer abläugnet? Wie groß auch die Zahl Derer iſt, die ſich für die Prüfung meiner Schilderungen intereſſiren, man wird mir darum nicht zumuthen, alle darüber vorgebrachten Ungereimtheiten zu widerlegen; und wer etwa mein Urtheil, daß das Schriftchen keine einzige neue Wahrheit verkünde wohl aber von Verkehrtheiten wimmele, bezweifelt, den verweiſe ich, wie in Betreff des weſtlichen Amerika's im Allgemeinen auf das von ihr ſelbſt als Orakel gefeierte Werk von Flint ſo, in Betreff der Bekanntſchaft mit der Umgegend meiner Anſiedlung auf Seite 25, wonach der Lake-Creek, ſtatt wie ich ausführlich

beschrieben habe, in einen See zu fließen, aus diesem See entspringen und bergan schleichen soll. Gegen die vermeintliche Verdüsterung meiner Schilderung des leichten Gedeihens der Menschen am Missouri aber, beziehe ich bloß zwei Stellen in dem Buche des Prinzen von Würtemberg. Seite 250 heißt es: „Ich bemerkte Spuren von bedeutendem Wohlstande, der als Folge von Fleiß und Arbeitsamkeit in diesem gesegneten Lande nie ausbleiben kann;" und Seite 252: „Für Leute, welche Sinn für Arbeitsamkeit, Gesundheit und etwas Industrie besitzen, entwickelt das fruchtbare Land gehörig benutzt auch allen Segen einer freigebigen Natur. —

Um den Leser von aus nacktem Dünkel verunglückten Versuchen der Schriftstellerei zu unterhalten, könnte ich schwerlich ein besseres Muster finden als jenes Beleuchtungs-Büchlein. Nach den bereits mitgetheilten Belegen wird Jedermann diesem Ausspruche desto entschiedener beistimmen, je mehr er das Büchlein prüft, wenn sich auch mir, wider den es gerichtet ist, dessen Schwächen schneller zeigen mußten. Heißt es doch Seite 10, daß man in den westlichen Staaten keine Naturschönheiten zu suchen habe wie in andern Ländern; und dann Seite 14 wieder, es gebe überhaupt keine Naturschönheiten, nur der Mensch mache die Natur schön, und so bedürfe es auch im westlichen Nordamerika bloß einiger Axtschläge es schön zu machen; wobei zugleich von zahlreichen Thälern in einem Lande die Rede ist, dem auf den frühern Seiten (wie S. 9 z. B.) sogar die Hügel abgesprochen wurden. Seite 15 heißt es, Alles, was ich über die Fruchtbarkeit gesagt habe, sey richtig, und dabei wird ausdrücklich auch der von den Flüssen entfernte Boden für hinreichend fruchtbar erklärt; und dennoch später Seite 26, allein wegen der schlechten Luft in den Thälern, die nach Europa verkündete Fruchtbarkeit der westlichen Staaten allgemein illusorisch genannt, da man wie durch ein Gitter von ihrer Benutzung abgehalten sey, — was der Leser mit den Seite 39 stehenden Worten „daß der Landwirth sich dort leicht eine bei weitem

glücklichere Lage ſchaffen könne als in ſeiner Europäiſchen Heimath" zu vereinen ſuchen mag. Noch lächerlichere Widerſprüche liefern die Seiten 45 bis zum Ende, wo über das Geiſtige der Amerikaner geſchwatzt wird. So wird Seite 48 die hohe Cultur der alten Völker vorzüglich der Sclaverei beigemeſſen, die den Geiſt der Herren der Sorgen für das materielle Leben überhoben habe — und auf der folgenden Seite 49 ihr ebenfalls die niedrige Cultur der Bewohner der ſüdlichen Staaten Nordamerika's; aber auch wieder in demſelben Athem von den Amerikanern im Weſten geſagt, daß ſie keine beſondere Cultur haben könnten, weil ſie aus Mangel an Dienern zu ſehr für das materielle Leben beſchäftigt ſeyen. Zur Verbindung der Reden von den ſchönen Früchten der Sclaverei in der Vorwelt mit den Seiten 42 und 55, wo mein Urtheil über die Sclaverei zur Hölle verdammt wird, mag ich kaum auffordern, auch nicht die abſurde Entſtellung meines Buches auf der Seite 50 berühren, wo mein Satz (im 29. Briefe), daß die Maſſe der Amerikaner in einem erfreulichern Lichte erſcheine als die der Europäer, in den verdreht iſt, daß die Maſſe höher erleuchtet ſey. Allein von der Harmonie zwiſchen Dem, was von Seite 45 an gegen den geiſtigen Stand der Amerikaner und was von Seite 52 an dafür geſagt worden, kann ich mich ſchwer trennen. Seite 45 erklärt die Amerikaner für geeigneter und geneigter zur geiſtigen Bildung als die Europäer. Seite 47 klagt aber über den auffallenden Mangel an den mannigfaltigen Genüſſen, welche das Zuſammenleben mit unterrichteten und geiſtvollen Männern gewähre, und gibt dem Mangel an ächt wiſſenſchaftlicher Bildung ſchuld (wobei jedoch wohl nach Seite 55 nicht an die Deutſche Gelehrſamkeit zu denken iſt). Und ſobald darauf (Seite 51) den Amerikanern auch Das abgeſprochen worden, was Phantaſie und Kunſtſinn zum edlern Leben thue, wird denſelben Leuten (die man zuerſt für Athener, dann wieder für rohe Barbaren halten ſollte), als bloße Früchte des

gesunden Menschenverstandes, neben dem Gefühle für Menschenwürde die völligste Befreiung von Vorurtheilen und Irrthümern zugeschrieben, wovon (wie es Seite 58 ausdrücklich heißt) in Europa sich der hellste Kopf oft nicht loszureißen vermöge. Kurz, sittliche und intellectuelle Vorzüge werden ihnen zugeschrieben, die von jeher unter allen cultivirten Völkern für das höchste Ziel alles Unterrichtes und aller Ausbildung galten!!!

Bei einem solchen innern Gehalte des Büchleins kann wenig an den Fehlern der äußern Form liegen, wiewohl es auch daran keineswegs gebricht. Seite 33 fängt der Vf. z. B. von der Bestellung der Aecker an, dann kommt er auf die Urbarmachung des Waldbodens, darauf an die Preise des Waldbodens, endlich wieder auf den Feldbau und den davon zu erwartenden Gewinn. In demselben Paragraph (Seite 39) wird auch mit einigen Zeilen der Aussichten für Handwerker und Aerzte gedacht, und in einem neuen Abschnitte der Kaufleute, Advokaten und andern Gelehrten. Den Kaufleuten sind sieben Zeilen gewidmet, für die einzige Aeußerung, daß der Handelsbetrieb hier einen großen Spielraum habe, aber sich sehr von dem Europäischen unterscheide, was freilich dem gelehrten Duden nicht aufgefallen sey! Demnächst kommt der Vf. wieder auf Das, was die Landleute allein angeht. Aehnliche Unordnungen trift man bei den Reden vom Klima. Zuerst wird von der bloßen Temperatur und ihrer Höhe und Tiefe geredet, dann von andern Qualitäten des Klimas, darauf wieder von der Temperatur, dann wieder von andern Qualitäten. Daß es in den Aeußerungen über das Geistige (über die Cultur und Politik) (von Seite 45 bis zum Schlusse) noch bunter zugehe, ist leicht zu ermessen, wie auch daß es für den Abgang an Gründen und Consequenz nicht an Wort-Schwall und leeren Phrasen mangele.

Und ein solcher Autor wirft mir völlige Verwirrung der Begriffe, große Unkunde, Verblendung durch Enthusiasmus ꝛc. vor, belächelt mich mitleidig, spricht von Uebergelehrtheit

und spöttelt über die Deutsche Gelehrtheit überhaupt. — Soll ich nun dennoch auch gegen diesen die Verbürgung für die volle Wahrheit meines Berichtes wiederholen, und betheuern, daß sämmtliche für und für eintreffende Meldungen von Deutschen Ansiedlern am Missouri sowohl seinen Plaudereien über die Ungesundheit der Gegend als über die Abnahme des Wildes widerstreiten? Soll ich insbesondere wiederholen, daß allerdings die Oberfläche des Missouri-Staates größtentheils mit Hochwald bedeckt sey und daß die Wiesen erst mehr als hundert Engl. Meilen jenseits seiner westlichen Grenze das Uebergewicht erlangen?*) Soll ich mich sogar gegen den Vorwurf

*) Was die S. 44 angeführte Stelle aus Flint betrift, so zeigen andere Stellen, daß dem Amerikanischen Autor einmahl begegnet ist, was seinem vermeintlichen Jünger auf jeder Seite begegnet. Die anderen Stellen lauten (B. 2. S. 92): „Das Missouri-Thal ist etwas enger als das obere Missisippi-Thal. Seine mittlere Weite beträgt etwas mehr als vier (Engl.) Meilen. Wiesen sind in den ersten vierhundert Meilen aufwärts selten an seinen Ufern zu sehen. Es ist dicht bewaldet (heavily timbered). Jenseits des La-Platte-Flusses fängt der Wiesen-Charakter der Gegend an, sich zu entwickeln. Die Wiesen kommen dort dicht bis zum Strome und breiten sich von ihm grenzenlos aus in nackte Gras-Ebenen, wo man tagelang wandern kann ohne Holz und Wasser anzutreffen. Die Council-Bluffs sind eine wichtige Militair-Station, gegen sechshundert Meilen den Missouri hinauf. Jenseits dieses Punktes beginnt eine Gegend von hohem Interesse und Größe in mancher Hinsicht; sie heißt (by way of eminence) der obere Missouri. Diese Gegend besteht aus ungeheuern und fast endlosen Grasebenen, wodurch sich der La-Platte, der Yellow-Stone und andere Flüsse winden. Die Wilden daselbst haben eine eigenthümliche Physiognomie und Lebensweise. Auch beginnen dort neue Arten von Pflanzen. Es ist die Heimath der Büffel in unzähligen Heerden, der Elennthiere, der weißen Bären, der Antilopen und des Bergschaafes. Große und sonderbare Petrefacte von Pflanzen und Thieren gibt es hier. — So weit die Grenzen des Staates reichen ist das Land für eine dichte Bevölkerung geeignet und zwar bis zu einer beträchtlichen Entfernung (seit-

vertheidigen, keine Berge zu kennen, weil ich vor meiner Reise über den Ocean nicht über die Ufer der Düssel hinaus gewesen, und beweisen, wie lange ich in der Rheinpfalz gelebt, daß ich die Donau und die Schweizer-Alpen gesehen hatte? *)

---

wärts) von den Ufern des Stromes. Jenseits der Staatsgrenzen ist es im Allgemeinen zu sehr von Holz entblößt, als daß andere als Jäger und Hirten dort leben könnten." — „Alle großen Nebenflüsse des Missouri sind mehr oder weniger ähnliche Abbilder von ihm." Darauf äußert er sich specieller über die Nebenflüsse, über ihre zahlreichen Zweige, ihre anmuthigen dicht bewaldeten Thäler, über das Wildpret ꝛc.

Schon hierin steckt der Widerspruch, den ich aufdecken will. Nämlich die Staatsgrenze (bei der Mündung des Kansas) ist noch um mehrere hundert Meilen von dem oben als Anfang der Wiesengegend genannten La-Platte und den Council-Bluffs entfernt. Indeß ich habe schlagendere Stellen gefunden. Im 1. B. S. 434 heißt es über die ganze Westseite des Missisippi: „Der zum Theil bewaldete Gürtel erstreckt sich im Allgemeinen zwei bis vier hundert Meilen westlich vom Missisippi und seinen Gewässern (and its waters" — Worte, deren Sinn ich hier nicht verstehe). Und doch reicht der Staat nicht über 300 Meilen gegen Westen. Nun hat aber (wie bereits im ersten Bande vorkam) derselbe Timotheus Flint im Jahre 1826 zu Boston ein Buch unter dem Titel „Recollections of the Missisippi-Valley" herausgegeben, worin Seite 219 Folgendes steht: „Diese Gegend (nämlich bei Neumadrid) ist in mancher Hinsicht interessant. Es ist ein schöner Strich Landes, meist Alluvial-Boden, sehr fruchtbar und anziehend, größtentheils mit Hochwald bedeckt. In letzterm Betracht ist die Gegend südlich des Missouri von der nördlichen wesentlich verschieden. Hier südlich des Missouri ist vom Missisippi an, für zweihundert Meilen gegen Westen fast nichts als Waldland." Mit diesem Satze braucht man, — von der eignen Angabe Flint's, daß der Staat gegen 270 Meilen weit reiche, zu schweigen, — bloß einen Blick auf die Charte zu verbinden, um sich zu überzeugen, daß damit, (auch von den Wäldern nördlich (links) vom Missouri abgesehen), über die Hälfte des Staates für Waldland erklärt wird.

*) Sicher wird dem Leser wie mir die Geduld vor dem Unsinne

Ich halte es für zweckmäßiger dem Leſer zu bemerken, daß der Vf. kaum zwanzig Jahre zählt, aber in dem Glauben ſteckt, es komme auf den Vorſprung im Alter ſo wenig an als auf fortgeſetztes Forſchen und Denken, er beſitze ohne alle Mühe durch Inſpiration, oder durch jenen wunderthätigen geſunden Menſchenverſtand, wozu Andern das Lernen unerläßlich ſcheint, — was am erbaulichſten aus ſeiner Selbſterhebung über mich und meine Fähigkeit zum Urtheile über Länder und Völker (Seite 6 u. 7) hervorleuchtet. Gegen einen ſolchen Glauben iſt der Rath, ruhig zur Schule zurückzukehren und den thörichten Uebermuth vor den Lehrern abzubitten, freilich vergebens.

* * *

Wahrlich, ich werde oft an Harvey, den berühmten Entdecker des Blutlaufes erinnert, der bis zum Tode bereuet hat, ſeine Gedanken der Welt mitgetheilt zu haben — der unaufhörlichen ſchriftlichen Anfechtungen wegen. Während ich eine Plänkelei zurückweiſe, fordert mich auf der andern Seite eine neue heraus. So erhalte ich in dieſem Augenblicke ein über hundert Seiten ſtarkes Heft mit dem Titel Amerikaniſches Magazin (Altona und Leipzig, Hammerich'ſche Verlagsbuchhandlung 1835) zur Anſicht, was mich ohne Umſtände literäriſch tödten will. Der Ruf der genannten Buch-

---

brechen, wenn er erfährt, daß nach Flint (Seite 340 B. 2) der ganz innerhalb des Ohio-Staates befindliche vom Ohioſtrome zum Erie-See führende 320 Meilen lange Canal eilfhundert fünf und achtzig Fuß Schleuſen-Fall hat. Der Canal erhebt und ſenkt ſich zweimahl, weshalb man alſo nicht auf eine Erhebung von beinahe zwölfhundert Fuß, aber doch auf die Hälfte zu ſchließen hat. Juſt bei der Schilderung der Oberfläche des Miſſouri-Staates (B. 2. S. 64) liefert Flint aber den vollſtändigen Nordamerikaniſchen Sprachgebrauch für die Unebenheiten des Bodens, — indem er auf die Ebenen (plains) den wellenförmigen (rolling), dann den hügeligen (hilly and broken) und zuletzt den alpenartigen (mountainous) folgen läßt.

handlung macht es räthlich, dem Publicum kürzlich zu zeigen, was es von dem Verwalter des Magazins zu hoffen habe. Und da selbiger mir Seite 107, ohne irgend einen Beleg und als ob es sich von selbst verstehe, die Fähigkeit zu einem richtigen Urtheile in der Colonisationssache „wegen mangelnder Kenntniß der Menschen und Dinge" abspricht, so wird es meiner friedsamen Natur auch nicht sauer dem Publicum diesen Dienst zu leisten.

In der Vorrede heißt es Seite 4 wie folgt:

„Das Magazin soll nach und nach alle über Amerika erscheinenden Schriften die Musterung passiren lassen, Auszüge daraus mittheilen und dadurch jeden, den die Sache interessirt, in den Stand setzen, sich ohne Zeitverschwendung und ohne bedeutenden Kosten-Aufwand in Kenntniß dessen zu erhalten, was alle Publicationen, sie mögen in England, Frankreich, Deutschland oder Nordamerika in Büchern oder Journalen ans Licht treten, Eigenthümliches, Neues, besonders Belehrendes und Interessantes enthalten. — Es soll Privat-Absichten, wo sie die Feder geführt haben, zu entschleiern, Urtheile, welche in persönlichen Verhältnissen und Schicksalen, in Unkenntniß des Landes und der Verhältnisse, in Gemüthsstimmung oder in zu sanguinischer Ansicht der Dinge ihren Grund haben, zu berichtigen und auf diese Weise die herrschenden Widersprüche zu lösen streben. — Es ist klar, daß die Erreichung dieses Zweckes bei den Herausgebern genaue Kenntniß des Landes und seiner Verhältnisse, einen hohen Grad von Unpartheilichkeit und richtiges Urtheil voraussetzt. In Hinsicht auf das erste Erforderniß bemerken wir, daß sie mehr als zehn Jahre in jenem Lande zugebracht und dasselbe in jeder Beziehung genau kennen gelernt haben. In Betreff des zweiten können sie versichern, daß keiner unter ihnen ist, der für oder gegen das eine oder das andere der beiden Länder ein Vorurtheil hegte. In Hinsicht auf ihren intellectuellen Beruf müssen sie sich lediglich auf den innern Gehalt der in dem gegenwärtigen Hefte enthaltenen Aufsätze und Urtheile beziehen."

Soll man dem Herrn Herausgeber diese drei Rubriken seiner Qualification, so wie sie dastehen, hingehen lassen? Soll man ihm insbesondere auf seine nackte Versicherung glauben, daß er Amerika wirklich in jeder Beziehung kenne, weil er zehn Jahre darin zugebracht? Soll man auf dieselbe Versicherung seine hohe Unpartheilichkeit für ausgemacht anneh-

men? und also, wenn er später andern Schriftstellern Unkunde und Partheilichkeit vorwirft, Das bloß deswegen für wahr halten, weil er es gesagt? Doch man abstrahire vorläufig von den Bedenklichkeiten hiegegen, und blicke zuerst auf die Gewähr, welche er für seinen intellectuellen Beruf anbietet.

Wollte ich wider den Herrn Magazinschreiber verfahren, wie er gegen mich verfährt, so könnte ich kurzweg meine Ueberzeugung aussprechen, daß es ihm durchaus an den zu seinem Unternehmen erforderlichen intellectuellen Eigenschaften gebreche. Allein just deshalb, weil ich weiß, daß mein Urtheil ihm mehr schaden kann, als sein Urtheil mir, hüte ich mich, es ohne Beweis zu geben. Dieser wird mir indeß sehr leicht. Ich brauche das Publicum nur zu bitten, den sich so stolz zum Literatur-Richter präsentirenden Candidaten beim Worte zu fassen und über seine intellectuelle Fähigkeit nach seinem ersten Hefte zu entscheiden. Man blicke lediglich auf die Vorrede und frage sich, was von dem Verfasser eines solchen Probestückes zu erwarten sey. Es ist in der That ein seltsames Product. Sie fängt, in Uebereinstimmung mit dem Titel, von Amerika im Allgemeinen an; und der Leser muß also denken, daß der ganze neue Continent gemeint sey, der Süden wie der Norden. Und dennoch passen die darauf folgenden, eben so allgemeinen, Aeußerungen bloß auf einen kleinen Theil, auf die Vereinigten Staaten des Nordens allein. Seite 3 heißt es z. B.:

„Dieses steigende Interesse erklärt sich nicht blos daraus, daß die neue Welt, die, auf ganz eigenthümliche Grundlagen gestellt, durch ihre reißend schnelle Entwicklung schon in ihrer Kindheit die besondere Aufmerksamkeit aller Freunde der Civilisation auf sich gezogen, nothwendig um so allgemeiner Theilnahme erregen muß, je mehr sie dem Mannesalter entgegen reift. Jene Länder verdoppeln alle dreißig Jahre ihre Bevölkerung ꝛc.“

Das fällt aber um so mehr auf, wenn man auf der Seite 4, einige Zeilen nach dem allgemeinen Worte Amerika, auch das speciellere Wort „Nordamerika“ antrift.

Ich ersuche den Leser die Proclamation Satz vor Satz durchzugehen, um sich aufrichtig beantworten zu können, von welchem Theile Amerika's der Verfasser spreche, insbesondere auf welchen Theil die Rede von einem zehnjährigen Aufenthalte in „jenem Lande" zu beziehen sey und sich dann an die einer Sphinx würdige Frage zu wagen, was wohl die Worte „das eine oder das andere der beiden Länder" heißen mögen, und ob etwa die darauf folgenden Ausdrücke „die Bank-Angelegenheit" und „aus jenen Ländern" die Erklärung liefern.

Zu einer solchen Confusion der Vorstellungen und Ausdrücke paßt es denn freilich nicht übel, daß der Titel auf einen alleinigen Herausgeber lautet, die Vorrede aber von mehrern spricht (und zwar nicht etwa nur der rhetorischen Form nach, sondern mit den Worten „keiner unter ihnen") darauf die erste Seite des Textes wieder für die Existenz eines einzigen zeugt.

Nun auch Einiges über die beiden andern Qualifications-Punkte.

Der Herausgeber führt, wie gesagt, zum Beweise, daß er Amerika in jeder Beziehung kenne, einen zehnjährigen Aufenthalt an. Laßt Ihr, meine lieben Landsleute, diesen Beweis gelten, so ist es unverantwortlich, daß Ihr nicht sofort jeden Eurer Angehörigen über den Ocean zu senden strebt; weil Euch danach Amerika als ein Land des magnetischen Hellsehens erscheinen müßte, wo man durch bloßes Leben von selbst lerne, was über die menschliche Natur und die äußere, was über Länder und Völker anderwärts kaum das eifrigste Studium erreicht. Ich bin keine volle drei Jahre jenseits gewesen und hätte mich in diesem Falle sicherlich zu bescheiden, gegen Den, der die zehn Jahre ausgehalten, zurückzutreten, wie wenig oder wie viel er auch von seiner alten Heimath hinübergenommen haben möge. — Doch wir erfuhren bereits vorhin, daß man es mit den Ausdrücken des neuen Autors nicht so genau nehmen darf, und gerne wollte ich darum auch voraussetzen, er verstehe unter Kenntniß des Landes nur, was man durch gewöhnliche Beobachtung

(ohne vorbereitende Studien) kennen lernt. Aber genügt denn dafür die kurze Rede von einem zehnjährigen Aufenthalte? Iſt es einerlei, wo in dem ungeheuern Gebiete er ſich aufgehalten? Hätte es nicht wenigſtens bei den unbedingten Verdammungsſprüchen über einen Theil des Gebietes gegen Augenzeugen ſeinen Verkehr damit andeuten müſſen? Alles was der Herr Magazinſchreiber für dieſe Forderungen liefert, ſteht auf der 7. Seite. Dort heißt es:

„Nach einem zehnjährigen Aufenthalte in den Vereinigten Staaten ſollte ich nach Europa zurückreiſen.“

Indeß hätte er den Aufbruch noch einige Monate verſchieben müſſen und da ſeine Geſchäfte es erlaubt, ſo habe er ſelbige Zeit zu einem Beſuche der Deutſchen im Innern, die ſeit zwei Jahren an ihm vorübergezogen ſeyen, verwendet.

„Ich reiſete auf der Eiſenbahn von Philadelphia nach Newyork, über Albany nach Buffolo, ging dort über den Erie-See nach Detroit, durchſtreifte einen bedeutenden Theil der Halbinſel Michigan und kehrte über Indiana, Ohio und Pennſylvanien nach Philadelphia zurück. — Ich werde nun meine Beobachtungen auf dieſer Reiſe ſtückweiſe in dem gegenwärtigen Journale mittheilen ꝛc.“

Damit weiß der Leſer das Nähere über den zehnjährigen Aufenthalt. Alſo in der Küſtenſtadt Philadelphia (über 1200 Meilen vom Miſſiſippi und Miſſouri) hat Herr Reidhard gelebt, ob als Kaufmann oder in welchen Geſchäften ſonſt iſt nicht geſagt. Aber die Deutſchen ſollen ihm ja glauben, daß man in Amerika Alles auf eine andere Weiſe kennen lerne als in Europa, und ſo auch Verhältniſſe und Länder, die ſo fern wie Aſien von Deutſchland ſind, von bloßem Hörenſagen beſſer kennen lernen als an Ort und Stelle. Nur müſſe man auf einer Scholle ſtehen, die einen gemeinſamen geographiſchen Namen mit jenen Ländern habe. Uebrigens gehört es mit zur Charakteriſtik ſeines Magazins, daß er, der das Europäiſche Lehren und Lernen zur Völker- und Länder-Kenntniß ſo überflüſſig achtet und Seite 29 die Deutſche Gelehrſamkeit ſo ſchlecht empfiehlt, ſich durch die

Aeußerung „zu geologischen, botanischen oder zoologischen Untersuchungen habe er keine Zeit gehabt" als Einen darstellt, der dazu eben so fähig gewesen wäre, als zu politischen Erörterungen, womit Andere ihre Reiseberichte dem Geschmacke eines Theiles des Deutschen Publicums gemäß ausgestattet hätten. Sonach scheint es, als ob er auch hiefür keine Gelehrsamkeit nöthig halte und die Meinung hege, daß ein bloßer zehnjähriger Aufenthalt in Philadelphia auch Jemanden zum Geologen, Botaniker und Zoologen machen könne.

Zum Schlusse ein Pröbchen von dem Resultate seines zehnjährigen Aufenthaltes an der Küste und der zweimonatlichen Wanderung im Innern. Wie weit er vom Missisippi und Missouri geblieben ist, lehrt ein flüchtiger Blick auf die Charte. Wo er ihnen am nächsten war, schied ihn noch der ganze Illinoisstaat davon. Und trotz dem behauptet er in einem jede Widerlegung verwerfenden Tone, daß die meisten Ansiedler am Missouri die Bücher verwünschten, welche sie hingezogen hätten, sie möchten nach Europa schreiben was sie wollten; woran hauptsächlich das Klima (die Sommerhitze) und die Negersclaverei schuld sey. Doch das Merkwürdigste sind die dafür zugefügten Belege. Seite 53 wird Folgendes erzählt. Ein Herr C. habe sich 1832 am Missouri angesiedelt. Anfangs sey es ihm vortrefflich gegangen; in den schönen Wäldern habe ihm ein schönes Frauenzimmer auf der Guitarre vorgespielt; die Hirschjagd sey seine Lust gewesen ꝛc. Aber dieses Glück habe nur gedauert bis die Soune scheitelrecht *) über sein Landgut zu stehen gekommen. Nicht all-

*) Der Leser wolle zusetzen: weniger sechzehn Grade, so daß sie etwa zehn Grade näher zum Zenith kam als im südlichen Deutschland. Dem Herrn Magazin-Schreiber scheint das nicht von Bedeutung, wiewohl ihm bei dem gepriesenen südlichen Theile Michigan's die vier Grade, die sie dort weiter vom Scheitel bleibt, nach Seite 58 einen unendlichen Unterschied machen.

mählig wie in Europa, sondern plötzlich sey die Hitze so groß geworden, daß er nicht wagen gedurft, bei Tage das Haus zu verlassen. Seine Sclaven wären somit ohne Aufsicht geblieben und hätten nichts gearbeitet. Durch die Peitsche habe er sie nicht antreiben mögen, lieber habe er seinen Aerger an einem Wildbraten ausgelassen. Darauf sey er vom Fieber befallen worden; was den ganzen Haushalt ins Stocken gebracht und ihn bestimmt habe, sein Besitzthum zu verkaufen und nach Michigan aufzubrechen. Dort gehe es ihm gut und doch träume er zuweilen (so sey die menschliche Natur) noch von dem Paradiese, woraus er mit so scharfen Ruthen gepeitscht worden.

Das soll zur Warnung für Leute von Capital dienen. Aermere Deutsche Auswanderer mahnt er Seite 57 mit folgenden Worten ab:

„Sie, die zu jeder Zeit und Stunde im Tage und Jahre zur Anstrengung genöthigt sind, denen keine Erholung, keine Erleichterung, keine Schutzmittel, keine Pflege und oft nicht einmahl die gewöhnlichste ärztliche Hülfe vergönnt ist, sie werden fast mit Gewißheit schon in den ersten Jahren ein Opfer ihres Unverstandes. An die kärgliche Nahrung der Heimath gewöhnt, kommen sie hier auf einmahl in ein Land der Fülle, wo der Aermste Fleisch, Wildprett, Eier, Butter, Branntwein, Südfrüchte u. s. w. vollauf haben kann. Was helfen da alle Vorsichtsmaßregeln und Warnungen? Sie können diesen Genüssen nicht widerstehen ꝛc.“

Muß ich die albernen Widersprüche hierin noch aufdecken? Oder lautet die Stelle nicht wirklich: „die ärmeren Auswanderer werden eben wegen ihrer Armuth von den gräßlichsten Anstrengungen und Sorgen gefoltert werden, in einem Lande worin auch der Aermste alle möglichen Lebensmittel in Fülle hat; und sie werden wegen ihrer Armuth vor Entbehrungen zu Grunde gehen, indeß sie sich allen möglichen Genüssen hingeben“? Ja, Ja, der Unverstand thut es! — Wie gesagt, nur der Ruf des Verlegers, die Drohung des Verfassers mit der Fortsetzung und der practische Zweck meiner Schriften hat mich bewogen, auf den Angriff zu antworten. Wer noch mehr zu dessen Würdigung wünscht, der blicke

in das Magazin selbst. Ich beschränke mich auf die Erinnerung an die in der zweiten Ausgabe meines Reiseberichtes S. 377 u. folg. stehenden Bemerkungen in Betreff des Streites der Amerikaner über die Vorzüge der verschiedenen Theile ihres Landes, und die wiederholte Erklärung, daß die in der Heilbronner Ausgabe von Collins's Buche unter meinem Namen verkündeten Rathschläge durchaus nicht von mir herrühren, daß sie größtentheils falsch und mit meinen Schriften im Widerspruche sind, wie ich in der neuen Speier'er Zeitung vom 19. Nov. 1833 (No. 231) näher gezeigt habe.

Ende
des zweiten und letzten Bandes.

Bonn, gedruckt bei Carl Georgi.

Druckfehler.

Seite 26 Zeile 8 statt „über der" lies: über die der.
— — — 9 statt „über die" lies: über die der.
— 99 lösche das Komma hinter „zweitens."
— 117 Z. 18 v. u. lies: jedes statt Jedes.
— 122 Z. 14 v. u. lies: Straßen statt Straße.
— 125 Z. 5 v. o. lies: Mehrere statt Mehre.
— 147 Z. 11 v. o. setze ein Komma statt des Kolon.
— 149 Z. 10 v. u. lies: Das heißt. statt: , das heißt.
— 154 Z. 5 v. u. lies: kann, statt kannt.
— 176 Z. 14 v. o. lies: größerem statt ren.
— 180 Z. 16 v. u. lies: den Nordamerikanern statt dem Nordamerikaner.
— 195 Z. 9 v. u. lies: unserer statt unser.
— 213 Z. 7 v. u. lies: würde statt wurde.
— 227 Z. 7 v o. lies: Cap. 25 statt 11.
— 250 Z. 9 v. u. lies: seine statt seiner.
— 250 Z. 8 v. u. lies: Postumius statt Postumus.
— 253 Z. 15 v. u. lies: wurden statt würden.
— 274 Z. 13 v. u. lies: sie statt sich.
— 299 Z. 18 v. o. lies: einen statt einem.
— 320 Z. 3 v. u. lies: ephemeren statt ephemären.
— 327 Z. 5 v. u. lies: Lehnsmacht statt Lehndienst.
— 334 Z. 5 v. o. lies: politischen statt politischern.
— 336 Z. 4 v. o. lies: dem der Allemannen, der Thüringer ꝛc.
— 336 Z. 9 v. o. lies: zu mahl.
— 368 Z. 5 v. o. lies: von einer goldnen statt vor ꝛc.
— 379 Z. 5 v. o. lies: 45 statt 44,
— 389 Z. 13 v. o. statt „nicht einmahl bei denen" lies: wider die.
— 447 Z. 8 v. u. lies: Erwehrung statt Erwährung.